ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN




Dei
Sub Numine
Viget

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOYS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

L. JAHRGANG, 96. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1896.

Inhalts-Verzeichnis des XCVI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Seite

Studien zu Goethes Wortgebrauch.

Jene oberflächliche Anschauung, die jedes vertiefte Eingehen auf individuellen Wortgebrauch als 'Wortklauberei' verabscheut, ist selbst aus den Kreisen der Litterarhistoriker noch nicht ganz verschwunden. Man ruft schlankweg: 'Warum sollte das Wort hier etwas anderes bedeuten, als überall sonst?' und schaut sich triumphierend um, ohne auch nur zu prüfen, ob wirklich das Wort 'überall sonst' die gleiche Bedeutung hat. Für Goethe hat nun freilich ein klassisches Beispiel die Notwendigkeit individueller Interpretation selbst einzelner Ausdrücke auch den Widerwilligen bewiesen: Fresenius' berühmte Auslegung des 'von vornherein' in Goethes Brief an W. von Humboldt hat ein ganzes Nest älterer Behauptungen und Schlufsfolgerungen auf einmal zerstört. Solche Wirkungen kann man von der litterarhistorischen Lexikologie natürlich nur ausnahmsweise erwarten; sehr zahlreich sind aber die Fälle, in denen ein Vergleich mehrerer Stellen über ihre Meinung plötzlich ein ganz neues Licht verbreitet. Glossare zu unseren hervorragendsten Autoren werden eine wirkliche Notwendigkeit, und beschränkt man sich auf das Unentbehrliche, so können in den meisten Fällen ein paar Seiten

genügen, die unter den wichtigsten Schlagworten die bezeichnendsten Stellen bringen. In dieser Art hoffe ich in einigen Jahren selbst ein 'Goethe-Wörterbuch' vorlegen zu können: kein vollständiges Lexikon von der gewöhnlichen Form, sondern eben eine Sammlung der *luoghi d'oro* (wie Vico sich ausdrückt), der klassischen Belegstellen für die bedeutendsten Begriffe und Ausdrücke. Systematische Vorarbeiten sind erst in geringem Mafs vorhanden, da sowohl Lehmanns bekanntes Buch über Goethes Sprache als auch Knauths vortreffliche Abhandlung über Goethes Sprache im Alter den Wortgebrauch hinter der Syntax zurücktreten lassen. Für einzelne Seiten existieren allerdings so wertvolle Studien wie die Hehns über Goethe und die Sprache der Bibel, aber auch sie wenden mehr der Wortfügung, der Färbung des Ganzen, dem Gleichnis ihren Blick zu. Und so darf man sich nicht wundern, den seltsamsten Mifsverständnissen zu begegnen; so ist niemand vor ihnen sicher, der sich nicht bei scheinbar ganz einfachen Stellen zuweilen fragt: was heifst das eigentlich? Selbstverständlich begegnet mir das so oft wie einem; von ein paar Fällen, wo methodische Belegsammlungen mir aushalfen, will ich hier Bericht erstatten. Ich gebe dabei nur, wo es mir nötig erscheint, alle mir bekannten Beispiele und beschränke mich sonst auf Mitteilung der wichtigsten. Auch solche kann ich natürlich übersehen haben und werde dann für Nachträge dankbar sein.

Von einer ganzen Anzahl von Ausdrücken ist es längst bekannt, dafs sie Goethe besonders gern verwandte. In Lehmanns Buch über Goethes Sprache und ihren Geist (Berlin 1852), sowie in dem ihm vorangegangenen Programm über Goethes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke (Marienwerder 1840) wird zwar fast nur 'Behagen' und 'behaglich' verzeichnet, aber dafs auch 'bedeutend', 'heiter', 'rein' und 'reinlich' dahin gehören, ist allgemein bekannt. Ebenso hat man es längst bemerkt, dafs er bestimmte Ausdrücke in specifischer Verwendung hält, so vor allem das berühmte 'dumpf', obwohl eine genaue Definition schwer halten möchte. Um sie zu gewinnen, haben wir als Hauptmittel erstens Antithesen, zweitens näher bestimmende Epitheta. Charakteristische Gegensätze finden wir besonders um die Wende des Jahrhunderts, in der Zeit, als Goethe den Idiotismus seiner Jugend zu verabschieden begann. Zwar schon in der antithesenreichen Rhapsodie 'Die Natur'

um 1780 heifst es von dieser Gottheit: 'Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte' (Weim. Ausg. II, 11, 7); hier aber liegt der Nachdruck mehr auf der Thätigkeit der antreibenden Macht als auf dem Zustand des bewegten Menschen. Aber 1797 haben wir den Gegensatz in vollster Bestimmtheit: 'Betrachtungen über die Klarheit der Pfaffen in ihren eigenen Angelegenheiten und die Dumpfheit, die sie verbreiten' (Tageb. 2, 134). Zwanzig Jahre früher hatte er ganz dieselbe Antithese durch einen Zusatz an beiden Enden künstlich verdunkelt:

Leb in Liebesklarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebesdumpfheit und Kraft hin lebt
Und sich durch seltnes Wesen webt (1777, Br. 3, 167),

wie er denn seinen Schüler Karl August durchweg in dieser Periode als Vertreter der 'Dumpfheit' seiner eigenen 'Klarheit' gegenüber auffafst (man denke vor allem an das Gedicht 'Ilmenau'). Ganz ähnlich wie in jenem Brief an Frau von Stein heifst es in dem oft citierten Entwurf des Gedankenganges zum 'Faust': 'Helles kaltes wissenschaftliches Streben Wagner. Dumpfes warmes wissenschaftliches Streben Schüler' (Weim. Ausg. 14, 287). Hier treten also der Antithese 'hell — dumpf' noch die Epitheta 'kalt — warm' verdeutlichend zur Seite. Diese letzteren psychologischen Prädikate hat Goethe der alten Lehre von den vier Temperamenten entnommen, deren Einflufs auf seine Charakterzeichnungen wohl eine eigene Untersuchung verdiente; je nach dem Zusatz von 'trocken' oder 'feucht' wäre Wagner Phlegmatiker oder (was er thatsächlich ist) Melancholiker, der Schüler Choleriker oder (was er wirklich ist) Sanguiniker. Es giebt nicht wenige Charakterfiguren Goethes, für deren Wesen ein solches 'Temperament' die Basis bildet. So ist Clavigo Sanguiniker, Carlos Melancholiker; und wenn hier der Gegensatz noch mehr in 'Dumpfheit' gefunden ist, sind der melancholische Orest und der sanguinische Pylades, der cholerische Tasso und der phlegmatische Antonio schon mit 'Klarheit' kontrastiert. — Doch dieser Gegensatz der Temperamente kommt dem von 'dumpf' und 'hell' nur zu Hilfe; zur Erklärung von 'dumpf' genügt er nicht. Dafs hierfür aber J. Grimms Umschreibungen erst recht nicht ausreichen, wird zugeben, wer sich auch nur ein paar der bekanntesten Beispiele bei Goethe näher ansieht. 'Geistig niedergedrückt, verdüstert, betäubt,

abgestumpft,' erklärt unser grofser Meister (D. Wb. 2, 1524) und setzt nur hinzu: 'Goethe gebraucht das Wort häufig, zuweilen im milderen Sinn für unbewegt, unangeregt vom Geist, vom Leben, wie das Meer bei völliger Windstille ruht.' Gerade dieser letzte Zusatz zeigt, meines Erachtens nach, völlige Verkennung der eigentlichen Seele des Wortes bei Goethe: das Meer bei völliger Windstille ist für ihn gerade das Bild der 'Klarheit', worüber unten noch näher zu handeln. — Analog deutet J. Grimm das Substantiv: 'Dumpfheit, der Zustand, in welchem man geistig abgespannt, abgestumpft ist, geistige Empfindungslosigkeit, Erstarrung, Blindheit' (a. a. O. 1526). Der Fehler liegt, um es kurz zu sagen, darin, dafs er die Dumpfheit für einen Zustand hält, der geistiger Erregung folgt, Goethe aber so den Zustand bezeichnet, der ihr vorangeht. Das kann nur der oberflächlichsten Psychologie ein unwichtiger Unterschied scheinen; und in der Anwendung auf Goethes Beispiele führt die Verschiedenheit geradezu zu fundamental auseinandergehenden Auffassungen. Man denke an jene Stelle aus dem Tagebuch: verbreiten die Pfaffen etwa eine Stimmung geistiger Abspannung oder Abstumpfung? Nein; das könnte man etwa von der Lektüre eines Kantschen Werkes sagen; die obskurantische Volkserziehung läfst ja aber gar nicht erst solche geistige Erregung aufkommen! Oder die Stelle aus dem Faustprogramm, wo der alte Pedant, der schon viel weifs, doch alles wissen möchte, 'helles Streben' besitzt, der unerfahren ins Leben stürmende Schüler aber 'geistig niedergedrückt, verdüstert, abgestumpft' wäre! Oder wie passen alle diese Synonyma auf die auch im D. Wb. citierten herrlichen Worte über Gretchen:

Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt?

Auch die mildesten der von J. Grimm gewählten Ausdrücke sind hier nicht am Ort: Gretchen ist keineswegs im Zustand 'geistiger Empfindungslosigkeit'. Sie ist vielmehr in jenem dunklen Träumerzustand, der nur e i n e s Moments harrt, um zu vollstem Leben aufzubrechen. Und hierin eben liegt das ungemein Charakteristische des Goetheschen Idiotismus. 'Es giebt bedeutende Zeiten,' sagt Goethe an einer Stelle, die ich schon einmal (G.-Jb. 14, 168) citieren mufste, 'von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit

uns nur durch ihre Folgen deutlich sind. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben' (Weim. Ausg. II, 3, 131). Diese Zeit, können wir sagen, ist die der Dumpfheit. Es ist die Periode der Vorbereitung, es ist die Zeit des chaotischen Durcheinanderbrausens, es ist die Epoche der ans Licht drängenden Keime. Aber dafs sie von Keimen erfüllt ist, das gehört ganz wesentlich zu ihrer Kennzeichnung. Das eben bildet die psychologisch ungemein wichtige Eigenart in Goethes Gebrauch dieses Wortes. Andere mögen es lediglich im Gegensatz zu 'geistig angeregt' verwenden — unseres Amtes ist es hier nicht, das zu untersuchen —, er aber braucht das Wort lediglich für diejenige Unklarheit, die dem Aufbrechen zum Licht vorhergeht. Man nehme die wundervolle Schilderung des Sonnenaufgangs, die den zweiten Teil des 'Faust' eröffnet, und in der wie kaum an einer anderen Stelle in Goethes Dichtung jedes Wort poetische Wiedergabe der Wirklichkeit und tiefes Symbol zugleich ist; da haben wir die Beschreibung, wie aus 'Dumpfheit' 'Klarheit' sich entwickelt:

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

'Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen.' Man beachte dies 'schon': die Dämmerung ist eben schon ein Fortschritt, ist eine Annäherung an die Himmelsklarheit. Und ebenso die 'Dumpfheit'. Sie ist, wollen wir unseren Widerspruch gegen J. Grimm prägnant formulieren, nicht Abendröte, sondern Morgenröte; vielmehr es ist eben das spielende, halbklare Licht, das dem Sonnenaufgang vorausgeht.

Goethes Briefe sind für seinen Wortgebrauch fast durchweg noch bezeichnender als die poetischen Werke, in denen doch manchmal andere Rücksichten mitspielen. So ist auch für die specifische Verwendung unseres Wortes keine schlagendere Stelle zu finden, als die in einem Brief an Lavater am 10. März 1777: 'Mir dünkt, wenn

ich auch nichts von ihm gewufst hätte, hätte ich gesagt, dafs das wohl ein Virtuos, nie aber ein Komponist sein könne. Die garstige Selbstgefälligkeit ohne Drang und Fülle und Dumpfheit' (Br. 3, 140). Dumpfheit und Drang und Fülle, das gehört eben zusammen. Und die Dumpfheit ist eine unentbehrliche Bedingung für jeden, der strebt. Wer strebt, der ist 'in seinem dumpfen Drange' sich des rechten Weges wohl bewufst:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd ich ihn bald in die Klarheit führen.

Ohne vorherige Dumpfheit keine Klarheit. Wem sie fehlt, der mag in Selbstgefälligkeit 'Virtuos' werden, d. h. es zu einer weitreichenden Ausbildung seiner natürlichen Anlagen bringen — die 'Komposition' bleibt ihm versagt, d. h. die klare Anordnung des Ganzen, die Entwickelung zur Harmonie (vgl. G.-Jb. 14, 180).

'Dumpfheit' ist also zunächst mehr ein lobendes Wort als ein tadelndes, wird so wenigstens in der Zeit gebraucht, wo Goethe selbst noch in ihr wandelt. Solange er noch 'gern entstehen möchte', solange es ihm bei allem Reichtum an geistigen Eigenschaften noch 'am greiflich Tüchtighaften' fehlt (Faust II, V. 8250), solange ihm noch das ἐπικρατεῖν δύνασθαι abgeht (Br. 2, 16), so lange gönnt er der Bezeichnung seines Zustandes gern kosende Beiworte: 'in liebevoller Dumpfheit der Ihre' (Br. 3, 98), oder rühmende Urteile: 'Auch mach ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste ist' (ebd. 215). Freilich bleibt das Lob immer ein bedingtes, immer strebt er zur Klarheit; aber erst nachdem er sie erreicht hat, wird 'dumpf' ihm beinah ganz zum Scheltwort: 'wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war jeder, den sie herbeireizte' (Lehrjahre, Ausgabe l. H. 19, 87).

Wir sind daher im stande, zwar nicht ganz die specifische Verwendung des Wortes, wohl aber ihre Blütezeit genau zu umgrenzen: sie fällt in die Jahre von 1776 bis 1780. Sie ist noch nicht voll da, wenn er 'an Christel' dichtet: 'Hab oft einen dumpfen düstern Sinn', oder in 'Lilis Park' ausruft:

Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft.

Aber sie ist da schon im Anzug; und im Abblühen ist sie, wenn er 1781 schreibt: 'Die Welt ist voll Thorheit, Dumpfheit, Inkonsequenz

und Ungerechtigkeit.' Nirgends findet man den Ausdruck so gehäuft, als in den Tagebüchern jener Jahre, nirgends auch so charakteristisch verwandt. Das sind die Jahre von Goethes Dumpfheit: seines inneren Reichtums ist er sich erst in Weimar voll bewufst geworden, und Charlotte von Stein hat ihm zur Klarheit durchgeholfen; wir brauchen das Gedicht nicht noch einmal anzuführen, das dies so überschwenglich bezeugt.

Kehren wir nach dieser eingehenderen Betrachtung zu älteren Ausführungen über das Wort zurück, so können wir Strehlkes Wörterbuch zum Faust (S. 29) nichts Gutes nachrühmen, finden dagegen in Lyons Auseinandersetzung (Goethes Gespräche 9, 2, 62) den Sinn des Wortes unter glücklicher Benutzung jener Stelle aus dem zweiten Faust und anderer Belege vortrefflich gegeben, nur dafs die Betonung der in der Dumpfheit vorhandenen Keime nicht ausdrücklich genug gegeben ist. Unsere Arbeit konnte die seine doch nicht ersparen, weil wir an unserem Widerspruch gegen das D. Wb. die Notwendigkeit derartiger specifischer Interpretation überhaupt erst darthun mufsten. Aufserdem aber würde ohne diese Besprechung von 'dumpf' unseren Studien über eine Kette Goethescher Begriffe ein wichtiges Glied fehlen.

Für den Übergang von der Dumpfheit zur Klarheit hat Goethe nämlich wieder einen specifischen Terminus. Oft hat er die plötzliche Erleuchtung geschildert, die Licht ins Chaos bringt: es ist das Moment, wo als Geschenk von oben das Aperçu auftaucht. Über diesen Begriff bei Goethe habe ich (a. a. O. S. 174) bereits ausführlicher gehandelt. Aber neben dem abstrakten Wort besitzt Goethe anschaulichere, bildliche Ausdrücke für den so wichtigen, immer wiederkehrenden Vorgang. Das Aperçu, habe ich damals schon gezeigt, verleiht dem noch unbestimmten Stoff seine innere Form; dies geschieht, indem es in das Chaos einen bestimmten 'Mittelpunkt' bringt.

Die Lehre vom Mittelpunkt ist der Kern der Kunstlehre der Romantiker; ja, man könnte hinzusetzen, auch ihrer Ethik, die ja eigentlich nur eine auf den inneren Menschen angewandte Kunstlehre ist. 'Ein Künstler,' heifst es in Fr. Schlegels 'Ideen' (Athenæum III, 1, 12), 'ist, wer sein Centrum in sich selbst hat.' Und ein Kunstwerk, könnte man in ihrem Sinne fortfahren, ist, was seinen eigenen Mittelpunkt hat. Der Künstler steht so dem dumpfen, freilich aber

auch der Keime zu künftiger Gestaltung entbehrenden Philister gegenüber, das Werk, das eine Seele hat, der leblosen Fabrikarbeit. Wie nun diese Anschauung auf Herder zurückgeht, auf seine Lehre von der Hauptempfindung, die jedes Shakespearesche Stück beherrscht und wie eine Weltseele durchströmt; wie sie dann für Goethes dramatische Technik fast bis zur Natürlichen Tochter hin bestimmend blieb, das ist ein Kapitel Litteraturgeschichte für sich, das hier nur gestreift werden kann (vgl. D. Litt.-Z. 1892, Nr. 5, S. 170). Hier dürfen wir nur über Worte sprechen — doch ein Begriff mufs bei dem Worte sein! Goethe hat nun den Begriff, ehe er das Wort findet. Tastende Versuche gehen vorher. 'Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt ein Geheimnis,' schreibt er 1779 ins Tagebuch (1, 89), nachdem er über die eigene Dumpfheit gegrübelt, über Instinkt und sicheres *ἐπικρατειν δυνασθαι* meditiert hat, wieder im Bewufstsein, dafs er den richtigen Weg im dumpfen Drange gehe. Dann im nächsten Jahr: 'Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäfsiger wäre. Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt. Doch sind wir hier sehr gut dran. Alles mufs zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein steinern Aushalten' (Tb. 1, 120). Auch für dies 'steinerne Aushalten' hat er, erst um 1795, einen bezeichnenden Terminus gefunden: 'Folge', oder auch, damit wechselnd, 'Stetigkeit', Ausdrücke, die nahe genug lagen, die er aber doch nicht gleich besafs (vgl. G.-Jb. 14, 180). Ebensowenig hat er jetzt, um 1780, wo er so eifrig nach einem Mittelpunkt seines Daseins ringt, schon den einfachen Ausdruck dafür. 'Von vielen Wegen,' schreibt er 1787, 'rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, dafs ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt mufs man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben' (Ital. Reise, Hempel 24, 395). Vielleicht sogar ist der Terminus 'Mittelpunkt', der uns in dieser Verwendung so selbstverständlich erscheint, Goethe erst von aufsen gereicht worden. Wohl heifst es schon 1772 in 'Wanderers Sturmlied':

Weh! weh! Innere Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt! (Weim. Ausg. 2, 69.)

Aber gerade diese Stelle zeigt noch tastende Unsicherheit. Karoline Herder berichtet nun 1788 von K. Ph. Moritz: 'Wir kamen auf

Goethes Werke, da sagte er mir, wie er durch das Studium der Perspektive darauf gekommen sei, den Mittelpunkt in einem Stück aufzusuchen; den müsse man nun nicht am Ende des Stückes, sondern in der Mitte suchen, so wie alle Radien vom Mittelpunkte ausgehen und sich in den Anfang und Ende verlieren. Den Montag war nun wieder die Rede davon, und wir frugen nach dem Mittelpunkt in "Götz von Berlichingen". Den sollten wir aber selbst aufsuchen, sagte er, er hätte ihn auch gefunden und es Goethe gesagt, da hätten sie zusammen sehr gelacht' (Gespr. 1, 113). Man darf aus diesem Lachen schliefsen, dafs der originelle Moritz für den Mittelpunkt des Götz die in der That beinah genau in der Mitte des Dramas liegende Scene erklärte, in der Götz seine Stellung zum Kaiser und seinen Dienern auf eine so ungemein drastische Formel bringt (Weim. Ausg. 8, 109). Eine derartige Situation darf man wohl wirklich 'Mittelpunkt' nennen; auch historisch ist sie oft die 'Zelle', aus der das ganze Drama sich entwickelt, wie das Otto Ludwig ja für den 'Erbförster' z. B. ausdrücklich bezeugt hat. So ist der ganze 'Nathan' aus der Scene des vor dem Sultan seine Parabel vortragenden Juden aufgeschossen. Aber jenen Ausdruck wandten Ästhetik und Kritik, soviel ich weifs, damals noch nicht für die centrale Situation an; und Moritz' umständliche Motivierung, sein Hinweis auf Radien und Perspektive deutet auf Neuheit des Wortes. Goethe selbst gebraucht auch damals noch einen anderen Tropus: er nennt den Moment, da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet, 'die Achse des Stückes' (Ital. Reise, Hempel 24, 194). Später ist ihm dagegen jener Kunstausdruck geläufig: 1806 sagt er zu Luden: 'Und dennoch hat man allgemein einen Mittelpunkt (für den Faust nämlich) gesucht' (Gespr. 2, 62), und ganz ebenso 1825 zu Eckermann über 'Wilhelm Meister': 'Man sucht einen Mittelpunkt ...' (Gespr. 5, 134). Was er sonst den einen Punkt, den Punkt der Vereinigung, die Achse des Stückes genannt hatte, hiefs ihm nun der Mittelpunkt. In anderem Sinne hatte er das Wort natürlich längst gebraucht, so 1796: 'Dafs Sie übrigens ein Bureau halb kriegerischer, halb diplomatischer Art in Eisenach etabliert haben ..., mufs den Platz zu einem interessanten Mittelpunkte machen' (Br. 11, 138). Hier, wie in allen Stellen, die das D. Wb. (6, 2406) anführt, leuchtet durch die Metapher doch immer noch der lokale Sinn durch: ein Punkt in der Mitte einer

Fläche oder eines Körpers, einer Menge ist gemeint. Selbst die Tasso-Stelle, obwohl schon ziemlich stark die Etymologie verflüchtigend, behält doch einen Erdenrest geographischer Bedeutung:

> In einem Augenblick, da Fest auf Fest
> Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
> Zu machen schien.

Ja, K. Ph. Moritz selbst, wenn er wirklich den geometrischen Ausdruck zuerst zum ästhetischen Terminus stempelte, hat genau genommen nichts weiter gethan, als dafs er die Metapher von örtlicher Breite auf zeitliche Länge übertrug, dafs er zuerst von dem 'Mittelpunkt' eines zeitlichen Verlaufs sprach, gerade wie man doch sonst schon immer von 'Mittwoch', 'Mittag', 'Mitternacht' gesprochen hat. In diesem Sinne würde man also etwa das Auftreten des Christentums, weil es unsere Weltgeschichte in zwei grofse Hälften spaltet, den Mittelpunkt der Weltgeschichte nennen können, würde man die 'Helena', als den Gipfel, der von allen Seiten gesehen wird und von dem man nach allen Seiten sieht, den Mittelpunkt des zweiten Faust betiteln dürfen — falls nicht etwa ein metaphorischer Purismus sich dagegen sträubt, einem 'Punkt' solche Ausdehnung zu geben. Mit all dem stände man aber wohlbemerkt erst bei Moritz, noch nicht bei Goethe. Denn hier steht es gerade wie bei 'dumpf': er macht einen längst üblichen Ausdruck nicht sein eigen, ohne ihn mit neuem Inhalt zu erfüllen. Das Neue ist eben dies, dafs Goethe der so zu sagen immer noch lokal, geometrisch gemeinten Metapher gleichzeitig historische Bedeutung giebt. Er identifiziert jenen einen Punkt, auf den alles zusammenrückt, jenen Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen, für den ihm so lange ein bezeichnender Name gefehlt, mit dem 'Mittelpunkt', mit der 'Achse' der einzelnen Dichtung. Ganz ausdrücklich sagt dies Goethe im Gespräch mit Luden: 'Und dennoch hat man allgemein einen Mittelpunkt gesucht, aus welchem heraus das einzelne, sich gegenseitig ergänzend, erwachsen sei und ferner erwachsen könne' (Gespr. 2, 62). Vielleicht hat auf diese Anschauung schon Goethes naturwissenschaftliches Studium eingewirkt, seine Lehre von den Wirbeln, vom Aufbau aus Knoten; aber den Löwenanteil hatte jedenfalls die eigene Erfahrung. Sie ist nicht unbedingt gemeingültig. Nur für Naturen, die mit so wunderbarer Regelmäfsigkeit leben wie die seine, ist die ursprünglich erschaute Situation auch

notwendig die centrale in dem fertigen Stücke. Ja, bei ihm sogar fehlt es bei Werken von so langer Arbeitszeit wie 'Faust' und 'Wilhelm Meister' wohl nicht an Verschiebungen; in anderen Dramen, im 'Don Carlos' vor allem, stehen der 'Punkt der Vereinigung' und der 'Mittelpunkt' wie die beiden Brennpunkte der Ellipse nebeneinander. Solche Werke haben dann aber eben einen Kunstfehler: sie sind nicht zur vollen Rundung gelangt. Die läfst sich nur erreichen, wo die Urzelle in stetiger Entwickelung Reifen um Reifen um sich legt.

Für den Vorgang selbst aber, wie der 'Punkt der Vereinigung' wirkt, besitzen wir wieder von dem Dichter selbst eine ausführliche Schilderung. Es ist die berühmte Angabe über die Entstehung des 'Werther': 'Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können (nämlich zu leben), mufste ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.' Man sieht: es sind fast dieselben Worte, die Goethe auch von Homunculus braucht, der gern entstehen mochte. 'Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften ... Doch wär er gern zunächst verkörperlicht' (Faust II, V. 8249—8252). — An jener Stelle in 'Dichtung und Wahrheit' nun (Weim. Ausg. 28, 221) fährt der Dichter fort: 'Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden; das Ganze schofs von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäfs, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird.' Hier ist also der Gefrierpunkt der 'Punkt der Vereinigung', der Punkt, auf den von vielen Wegen alles zusammenrückt. Durch die plötzliche Erschütterung krystallisiert die bis dahin ungeordnete Versammlung von Elementen.

Goethe will diesen Vorgang, indem er wiederum die eigene Er-

fahrung verallgemeinert, für den normalen erklären. Denn er schreibt 1803 an Schiller: 'Das altdeutsche wiedererstandene Drama bildet sich, mit einiger Bequemlichkeit, um. Ich wüſste nicht zu sagen, ob sich's organisiert oder krystallisiert? welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf eins hinauslaufen könnte' (Br. 16, 250). Indes bleibt doch ein Unterschied, und ein bedeutender. Die organische Entwickelung ist langsam, unmerklich:

Nie war Natur und ihr lebendiges Flieſsen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen.
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Groſsen ist es nicht Gewalt.

Was von der Natur, gilt relativ auch vom Kunstwerk: 'Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freilich der eine organischer zu verflechten vermag als der andere' (An Eichstädt 1804; Br. 17, 196). Je weniger bei der Arbeit, im groſsen und im kleinen, 'Gewalt' ist, desto 'organischer' ist sie aufgebaut. In diesem Sinne rühmt Goethe seinen Tasso: er wachse, wie ein Orangenbaum, sehr langsam (Br. 9, 86).

Im Gegensatz dazu ist das 'Krystallisieren', wie wir sahen, eine (zwar auch lange vorbereitete, schlieſslich aber doch) plötzlich, gewaltsam erfolgende Umgestaltung.

Diesen Unterschied erkennt der Dichter denn auch später selbst ausdrücklich an:

Was man an der Natur Geheimnisvolles fühlt,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren lieſs,
Das lassen wir krystallisieren. (Faust II, 6857 ff.)

Hier sehen wir also Goethe einen specifischen Terminus, den er erst abgelehnt hat, nachträglich aufnehmen. Wagner erschafft den Homunculus auf gewaltsamem Wege, indem er die Erschütterung selbst bewirkt, die dem Formlosen Form giebt; so hatte auch der gealterte Dichter längst gelernt, der Natur, der Stimmung beim Arbeiten nachzuhelfen (vgl. G.-Jb. 14, 183). —

Niemand wird den Parallelismus verkennen, der durch die eben besprochenen Wortgruppen gebildet wird. Der Übergang von 'Dumpfheit' zu 'Klarheit' ist dem von 'Formlosigkeit' zu 'Form', 'Körper', 'solider Masse' völlig gleichartig. Dort aber liegt Goethes Hauptinteresse an den Zuständen, hier an der Umwandlung. Dort bereitet

er sich deshalb für die beiden Seiten Kunstausdrücke, hier für den Übergang: das 'Krystallisieren', und für sein Werkzeug: den 'Mittelpunkt'. Es ist der für seine Naturanschauung fundamentale Begriff der Metamorphose, der sich in diesen psychologischen Beobachtungen des Dichters noch unklar und unreif ankündigt: der Prozefs, durch den die noch disparaten Elemente zum 'Werther' zusammenschiefsen, ist für seine Naturgeschichte der Poesie dem völlig gleichartig, durch den das Blatt sich zur Blüte wandelt, die Blüte zur Frucht.

Nicht immer gelingt der Prozefs. Die Masse kann formlos bleiben, wie der Mensch in Dumpfheit beharren mag. Dies ist Goethes Urteil über Naturen wie Lenz, über Dichtungen wie die Heinrichs von Kleist. Mag in solchen Fällen der ursprüngliche Reichtum an geistigen Eigenschaften noch so grofs sein — sie haben (nach seinem Urteil) kein wahres, volles Dasein. Wir kommen hier zu zwei der wunderbarsten Goetheschen Anschauungen — zu seinen Begriffen der 'Dauer' und der 'Gegenwart'.

Wir werden immer wieder in dieselbe Epoche geführt, wenn wir die Herausbildung der ihm eigensten Ideen verfolgen. 1782 entsteht das Gedicht 'Das Göttliche'. Hier lautet es:

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen. (Weim. Ausg. 2, 84.)

'Dem Augenblick Dauer verleihen!' Wie ist dies Wunder möglich? Dadurch, dafs er 'alles Irrende, Schweifende nützlich verbindet'. Dadurch, dafs er den Dingen die von dem inneren Bildungstriebe selbst geforderte Form verleiht. So gewährt der 'Werther' jenem Augenblick der Krystallisation Ewigkeit: der Moment, in dem die Elemente sich an der ihnen vorbestimmten Gestalt ordneten, steht nun unberührbar da für alle Zeiten:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
(Weim. Ausg. 3, 95.)

Doch diese Verse aus den 'Urworten' bringen bereits einen neuen, späteren Gedanken hinzu: den, dafs die 'Dauer' nur durch fort-

gesetzte Entwickelung behauptet werden kann. Freilich auch dabei hält der Dichter den Gedanken fest: 'ob alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.' Der Wechsel betrifft die Form, soweit sie Kleid ist; die innere Form aber bleibt unberührt. *'Individuum est ineffabile,'* hatte der Jüngling gerufen, und der Greis wiederholt im Kommentar zu jenen Urworten: 'Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann als ein Endliches gar wohl zerstört, aber, solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden sogar durch Generationen hindurch' (Hempel 2, 242). In unseren Tagen hat Weismann diese Lehre wortwörtlich als Modifikation der Darwinschen Descendenzlehre erneuert. Überhaupt stehen wir hier auf brennendem Boden der Naturphilosophie. R. Steiner hat in seiner glänzenden Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften über die grofse Bedeutung dieser Ideen für Goethes gesamte Naturlehre eingehend gehandelt (D. N.-L. 114, S. XXXVIII. LI), wie denn an gleicher Stelle auch schon Kalischer (Hempel 33, S. LXXIX) Goethes wissenschaftliche Aussprüche durch poetische Zeugnisse ergänzen mufste. Was aber alles aus jenem einen Begriff des 'Dauerverleihens' hervorsprofste, das übersieht man mit einem Blick, wenn man zwei poetische Stellen nebeneinander sieht. 'Ich weifs es, sie sind ewig, denn sie sind,' ruft Tasso von seinen Gestalten. Er hat ihnen Dauer verliehen, denn er hat aus ihnen wahre Individuen gemacht, ihnen einen unverwüstlichen Kern mitgegeben. Dazu bedarf es eben aber auch der vollen Hingabe der Seele: ohne sie kommt man nur zur 'effektlügenden, scheinbaren Gegenwart'. 'Da las ich in Ihrem Aufsatz,' schreibt Goethe 1804 an Zeller (Briefe 17, 170): "was man nicht liebt, kann man nicht machen." Da ging mir ein Licht auf und ich sah recht gut ein, dafs ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit anderen weggethan sein sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer.' Das Gegenteil darf Tasso von den Figuren behaupten, die er mit 'Aufmerksamkeit und Neigung', ja mit voller Liebe geschaffen. Ebenso wendet Arnim in der herrlichen Zuschrift zum Wunderhorn den Gedanken Goethes an (den auch V. Hugo sich aneignete): 'Was da lebt und wird, und worin das Leben haftet, das ist doch weder von heute, noch von gestern, es war und wird

sein, verlieren kann es sich nie, 'denn es ist' (Werke 13, 479) — fast sind es Tassos Worte. Bedingungslos ruft Tasso sie aus; aber volle vierzig Jahre später, 1829, erläutert der 'Urgreis', an der Schwelle der Ewigkeit stehend, jenes Paradoxon:

Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt (3, 82).

Die Gesetze des ewigen Wandels lassen den Kern unberührt, bewahren die lebendigen Schätze, bewahren alles, was wirklich Leben hat, was (um den gleich zu erläuternden Kunstausdruck Goethes anzuwenden) Gegenwart besitzt. Und hier knüpfen wir als kleines Zwischenspiel ein neues Beispiel dafür an, wie in Goethes eigener Gedankenwelt der Kern durch alle Entwickelungen hindurch beharrt. Das 'Vermächtnis', in vielfacher Hinsicht der Abschlufs seiner philosophischen Lehrdichtung, bringt auch die Halbstrophe:

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Was 1829 ziemlich abstrakt und blafs ausgedrückt wird, das wandte der Dichter 1815 lebendig auf den schönsten Einzelfall an, als er in der kleinen Trilogie 'Nähe des Geliebten', 'Gegenwart', 'An die Entfernte' (1, 58—60) drei kleine, ursprünglich weit auseinanderliegende Gedichte vereinte. Das älteste, vor 1789 entstanden, schildert die Vergangenheit beständig:

Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

Das jüngste, von 1813, schildert den Augenblick der Gegenwart als Ewigkeit:

Sonne, so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage!
Leben und Ewigkeit ist's.

Über weite Räume in Goethes Leben, nach dem ersten Auftauchen nicht wieder zu verlöschen, erstreckt sich so der Gedanke, dafs es dem Menschen gegeben ist, dem Augenblick Dauer zu verleihen. Der Ausdruck selbst aber taucht nur periodisch in langen Abständen auf. Zuerst, wie wir sahen, 1782 in der Periode des mit den Göttern versöhnten Titanen. Dann 1804—5 auf dem Höhepunkt seiner streng, ja starr klassicistischen Periode, wo die Skulpturen der an-

tiken Plastik ihm die Dauer des fruchtbaren Moments (über den seine Ästhetik so gern handelt) greifbar verkörpern. Erst eine stilisierende Umbildung des Terminus:

Den Wunsch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen ist sein göttlich Amt.
(Natürl. Tochter, Weim. Ausg. 10, 374.)

Dann, von der Antithesenfülle entblöfst, dafür aber mit pessimistischer Verneinung kehrt der eigentliche Ausdruck wieder: 'Selbst der Allmacht der Natur ist es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hergebrachten Schönen eine Dauer zu geben' (Winckelmann, Weim. 46, 28). — Endlich, in der Epoche neuer Verjüngung, frischeren Umschauens, ertönt es wieder hoffnungskräftig:

Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmut
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
(Westöstl. Divan 6, 227.)

Erst diese Betrachtung über Goethes Auffassung von der fakultativen Unsterblichkeit lehrt auch jenes kühnste aller Paradoxa verstehen: den Homunculus, der entstehen will. Augenscheinlich hat dieser geheimnisvolle Widerspruch den Dichter selbst mit behaglicher Freude erfüllt; immer wieder werden die Worte wiederholt:

Ich schwebe so von Stell zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn (V. 7830.)
Mir selbst gelüstet's zu entstehn (V. 7858.)
Er fragt um Rat und möchte gern entstehn (V. 8246.)

Der Widerspruch, dafs jemand, der schon vorhanden ist, erst entstehen möchte, ist natürlich nur durch die Idee einer doppelten Existenz aufzulösen, einer 'scheinbaren, effektlügenden, blofs zur Einbildungskraft sprechenden' und einer 'derben, reinen, lichten', wie Goethe (Ital. Reise, Hempel 24, 54) die falsche und die wahre 'Gegenwart' unterscheidet. Nur die erste Art des Seins besitzt Homunculus; die zweite will er erst erwerben. 'Was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben,' heifst es ebenfalls in der Italienischen Reise (a. a. O. S. 111). Ganze Dichtungen Goethes ruhen auf dieser Idee, wie eine blofs schattenhafte, scheinbare Gegenwart durch die derbe, reine, lichte Existenz in ihr gebührendes Nichts zurückgedrängt wird: der 'Epimenides', die Ballade vom vertriebenen und zurück-

kehrenden Grafen. Noch vertieft beherrscht sie die Sprüche des Bakis: dem Wahrsager ist die ganze Fülle der Einzelereignisse nur Spiel und Schein über der Grundtiefe einer ewigen wahren Existenz; von Spinoza ist Goethe hier fast zu Schopenhauer und dem indischen Dogma vom Schleier der Maja geschritten. (Über Epimenides und Bakis vgl. Burdach, G.-Jb. 11, 17.) Das aber war nur eine vorübergehende Übertreibung der Grundidee; für gewöhnlich hält Goethe fest an jener Lehre von der Unvergänglichkeit jeder wahren Existenz. Ja, was das Wunderbarste ist: sie ist nicht nur unzerstörbar, sondern sie scheint auch von Ewigkeit her zu bestehen. Schon 1772 schreibt der junge Goethe in einem seiner merkwürdigsten Jugendbriefe: 'Das gröfste Meisterstück der deutschen Baukunst, das Sie täglich vor Augen haben, das Sie mit Mufse bei genialischen Stunden durchdenken können, wird Ihnen nachdrücklicher als ich sagen, dafs der grofse Geist sich hauptsächlich vom kleinen darin unterscheidet, dafs sein Werk selbständig ist, dafs es ohne Rücksicht auf das, was andere gethan haben, mit seiner Bestimmung von Ewigkeit her zu koexistieren scheine' (Br. 2, 25). Der Ausdruck, ja auch die Anschauung stammt aus den theosophischen Studien des Jünglings; aber gerade wie in jenem anderen Extrem des Greises, haben wir auch hier nur einseitige Überspannung eines dauernden Begriffs vor uns. Dem Jüngling schien ein künstlerisch vollendetes Werk ohne Anfang und Ende, dem Greis schien alles nur Schattenspiel, nur vergängliches Gleichnis. Finden wir aber als Prädikat des unvergänglich gepriesenen Werkes in jenem Brief an Röderer 'selbständig', so führt das zu einem unserer Ausgangspunkte zurück. 'Selbständig' ist das Werk, das einen eigenen 'Mittelpunkt' besitzt, um den es mit der Notwendigkeit einer Naturerscheinung krystallisieren kann, während die Arbeiten kleiner Geister, nachahmend, willkürlich nachformend, ihren Mittelpunkt aufserhalb ihrer selbst haben. Jedes Kunstwerk soll eine spinozistische Welt sein, Gott und Natur zugleich, erfüllt von einem inwohnenden Geist, nicht aber von aufsen angestofsen, nicht im Kreis um eine fremde Achse laufend.

Wir konnten diese Erörterung über den Ausdruck 'Dauer verleihen' schon von der über 'Gegenwart' nicht völlig trennen. Aber dieses Kunstwort Goethes verlangt doch noch sein eigenes Recht. Ist doch kaum irgendwie hier zu studieren, wie Goethe allgemein

übliche, alltägliche Ausdrücke mit ganz neuem Geist füllt, sich aus ihnen (um eins seiner Lieblingsworte zu gebrauchen) ein Gefäfs macht für allerhand Vorstellungen und Anschauungen, die ihn längst erfüllten. Ein höchst einfacher Begriff wird ganz realistisch genommen, gewinnt durch tiefe Anschauung einen ungeahnten Inhalt, wird als Schlagwort verwandt und sinkt schliefslich zur blasseren Abstraktion herab — das ist die gewöhnliche Geschichte solcher Begriffsprägungen bei Goethe.

Zunächst also empfindet der Dichter ganz einfach den ungeheuren Abstand zwischen wirklicher und nur vorgestellter Gegenwart. Ihm geht es nicht wie dem Prinzen im 'Triumph der Empfindsamkeit', dem die Puppe zum Anschwärmen lieber ist als die leibhaftige Geliebte. Wie oft ruft er in jenen Jahren, da seine eigentümlichen Ideen sich bilden, die einfache Wahrheit aus: 'Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist' (1776, Br. 3, 70). Und so immer wieder in den Briefen an Frau von Stein: 'Es ist und bleibt Gegenwart alles! — Was hilft michs, dafs Sie in der Welt sind, dafs Sie an mich denken' (1778, Briefe an Frau von Stein 1, 42). Oder jener Ausruf von 1776 wird in seine beiden Teile zerlegt: 'Die Gegenwart ist's allein, die wirkt, tröstet und erbaut' (1776, S. 40). 'Kommen Sie ja bald, denn die Abwesenden sind wie die Toten fern' (1778, S. 143). Diese Behauptung ist bei ihm alt: 'Tod ist Trennung!' ruft schon 1767 die dritte Ode an Behrisch (Weim. Ausg. 4, 186). Und wie oft kehrt auch sonst die Anklage der 'Entfernung' wieder: 'Entfernung ist ein gewaltig niederschlagend Pulver' (1770, Br. 1, 243). 'In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel' (Br. 3, 130: 1777). Und mit Wiederkehr jener älteren Wendung: 'Wenn man einmal weggeht, so ist's beinahe, als wenn man tot wäre' (1797, Br. 12, 349; vgl. auch aus dem gleichen Jahr Br. 18, 76). Man beachte doch hier das vorsichtige 'beinahe, als wenn man tot wäre': ein Menschenalter früher rief der stürmische Jüngling:

Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn!

Freilich schleicht sich vereinzelt einmal auch eine Schutzrede für die Entfernung ein: 'Ja lieb Gold, ich glaub wohl, dafs Ihre

Lieb zu mir mit dem Absein wächst. Denn wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben, wenn ich da bin, wird sie oft gestört, durch meine Thor- und Tollheit' (1777, Briefe an Frau von Stein 1, 90). Gewifs hat auch das seine Wahrheit, und selbst von der 'Idee' einer geliebten Person mag gelten, was Goethe so schwermütig allgemein lehrt: 'Jede Idee verliert, wenn sie real wird, ihre Würde' (Gespr. 5, 95). Als berühmtes Beispiel könnte man an die ernüchternde Wirkung erinnern, die Friederikens Besuch in der Stadt machte. Dennoch hört man durch jene Worte eine leise Ironie durch. Nein, Goethe war damals kein Lobredner der Abwesenheit! Im Alter ist er's zuweilen geworden. Schon 'Epimenides' kündigt einen solchen Wechsel an:

Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen,
Nun aber soll mein Geist entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschauen.

'Ich hatte mir die Gegenwart (in seinem eigentümlichen gedrungenen Sinne genommen) als Ziel und Umkreis meines Erkennens gesetzt,' erläutert Hildebrand (Vorträge und Aufsätze S. 302), dessen Scharfblick natürlich der besondere Wortgebrauch Goethes nicht entgehen konnte. Goethe meint damals die Gegenwart fast erschöpft zu haben; das Ferne in Zeit und Raum zieht ihn nun an. 1822 schreibt er an Mariannen: 'Da das Ferne sicher ist, Nahes zu überwiegen ...' (Ged. 4, 264), an Dem. Sontag:

Die Gegenwart weifs nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen. (Ebd. 262.)

Das ist freilich genau das Gegenteil der Aussagen von 1776 und 1778! Aber diese Hochschätzung der Abwesenheit ist nur eine Episode, und zwar eine seltsame, die auch uns zu einer Abschweifung zwingt.

Vielleicht war es das 'stille wunderliche Verhältnis zu Berlin', vielleicht waren es wissenschaftliche Untersuchungen, die 1821 bei dem Dichter plötzlich ein gesteigertes Interesse für 'Wirkung in die Ferne' wecken. 1807 erklärt er noch: 'Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken' (Gespr. 1, 247). 1808 hatte er das Thema nur in einer scherzhaften Ballade behandelt; 1816 schleicht sich schon die Formel ein: 'die Goetheschen Arbeiten sind Erzeug-

nisse eines Talents, das … in der Nähe sowohl als in der Ferne zu wirken strebt' (Hempel 29, 320). Aber 1821 wird es ernst genommen. 'Hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäſsigung, Unschuld und Zähigkeit,' berichtet lobend Wilhelm an Lenardo (Wanderjahre 24, 350). Und im Jahre 1823 ruft er: 'Es ist doch recht absurd, daſs Julie (von Egloffstein) diesen Winter nicht hier ist. … Glaubt mir nur, daſs der alte Merlin in seiner Dachshöhle sich manche stille Stunde mit solchen Abwesenden beschäftigt, die für ihn eine *actio in distans* haben. Andere erfreuen mich bloſs durch ihre Gegenwart, durch ihre sichtliche Erscheinung, sind aber rein nichts für mich, wenn ich sie nicht vor mir habe' (Gespr. 4, 274; wörtlich ebenso S. 278). Man sieht: hier wird die ältere Anschauung, nur die Gegenwart bedeute etwas, auf einen Teil der Bekanntschaft, und zwar den minderwertigen, eingeschränkt; bei anderen Entfernten bleibt als Trost die 'Wirkung in die Ferne'. Wohl ist es mit ihnen auch 'beinah als wenn man tot wäre'; aber es giebt eben, wie ein scheinbares Leben, so auch einen scheinbaren Tod — eine Vorstellung, für die Goethe sich das Symbol 'Merlin' geprägt hat. Merlin, der Alte, spricht noch im leuchtenden Grabe; mit ihm vergleicht sich Goethe 1818 (Gespr. 3, 311) und wieder 1823 (a. a. O.), beidemal Julie von Egloffstein gegenüber: die Lebenskraft, die Zuneigung überwindet (wie in der 'Braut von Korinth') die Schranken des Grabes. Aber das bleibt doch Trost, Abfindung der wirklichen lebendigen 'Gegenwart' gegenüber. Und in abschwächendem Sinn spricht denn auch der uralte Dichter zu den Freunden in England 1831:

Worte, die der Dichter spricht
Treu in heimischen Bezirken,
Wirken gleich; doch weiſs er nicht,
Ob sie in die Ferne wirken.

Hier hat die Wendung ihre specifische Kraft eingebüſst. Nur in jener kurzen Spanne Zeit, 1821—23, war ihm diese Vorstellung eine lebendige, gegenwärtige; und eben diesem Zeitraum gehören denn auch jene beiden eigentümlichen Lobreden auf die Entfernung, denn die 'Wirkung in die Ferne' setzt ja die Abwesenheit des einen Teils voraus; sie wird dem Dichter zur erwünschten Kraftprobe auf das Maſs der Zuneigung oder Wirkung.

Sehen wir aber von dieser Episode ab, so bleibt Goethes Abneigung, ja, sein weitgehender Abscheu gegen die 'Entfernung' be-

stehen. Um sie voll zu verstehen, greifen wir am besten auf jenen Brief von 1777 zurück, der scheinbar das Fernsein lobt: ‘wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben.’ Es handelt sich bei dem Konflikt mit der Abwesenheit nur um einen Einzelfall eines grofsen Gegensatzes: des Widerspruchs von Idee und Anschauung, von Begriff und ‘sichtlicher Erscheinung’. Die Bedeutung dieses Gegensatzes hoffe ich in einiger Zeit, wenn ich über Goethes Antithesen überhaupt handle, klarer ins Licht setzen zu können (vgl. G.-Jb. 14, 172); hier genügt es, die berühmte Kardinalstelle von der Italienischen Reise ins Gedächtnis zurückzurufen: ‘In der Kunst mufs ich es so weit bringen, dafs alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Name bleibe’ (Hempel 24, 387; ebenso 1798 an Schiller: ‘Ich suche jetzt zu erlangen, dafs mir kein Name in der ganzen Litterargeschichte dieses Fachs ein blofser Name sei,’ Br. 13, 64).

Die wirkliche Gegenwart einer Person also gewährt ‘anschauende Kenntnis’, während das Wegsein nur die ‘Idee’ übrig läfst, nur die Vorstellung von Art und Wesen der Persönlichkeit. Für den Schwärmer hat das seine Vorzüge. ‘Tausendmal habe ich klagen hören, dafs ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedigt; die Ursache hiervon ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa; jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten’ (Ital. Reise, H. 24, 299). Aber wer die Wirklichkeit, wer Welt und Natur erfassen will, der wendet sich eben von der ‘Einbildung’ ab und der ‘Gegenwart’ zu. Man mufs die Dinge, mufs die Personen vor sich haben. ‘Von mir ist nichts zu sagen, wenn man nicht von Angesicht zu Angesicht steht’ (1785, Br. 7, 6). ‘Alles Reden und Beschreiben hilft bei sinnlichen, ja auch bei moralischen Gegenständen nichts’ (1786, Br. 8, 73). ‘Ich möchte nun rechtlich von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke was will man sagen?’ (Ital. Reise, a. a. O. S. 363).

Vor allem aber schützt die Gegenwart geliebter oder geschätzter Personen vor Mifsverständnissen, gestattet sie bei Irrtümern der ‘Einbildung’ rasche Berichtigung. ‘Das Unreife ist für das Gespräch und nicht für den Briefwechsel, die Rede löst so leicht jeden Irrtum auf, der durch die Schrift gleichsam konsolidiert wird’ (1796, Br. 11, 298). ‘Wir haben ... dabei aufs neue die Erfahrung gemacht, dafs man sich bei differenten Meinungen in solchen Fällen besser münd-

lich als schriftlich verstehen und vereinigen kann' (1801, Br. 15, 226). Das sind einfache, allgemeine Sätze; auch vermeiden sie den specifischen Ausdruck. Dennoch sind es eben diese Ideen, die ihn in Goethes Poesie einführen. Wir sahen, wie gerade in der Zeit von 1785—87 die Zeugnisse sich drängen. Gerade damals, gerade in der Epoche seiner Renaissance, seiner Wiedergeburt auf italienischem Boden empfand er doppelt die Bedeutung der 'Gegenwart'. Kunstwerken, einer Natur, einem Volksleben ist er nun nah, die er so lange aus der Ferne ersehnt hat; in die Ferne sind ihm die Freunde gerückt, mit denen er so lange verkehrte. Was Italien bedeutet und die Antike, wird ihm erst jetzt klar; wie ein Schleier fällt es ihm von den Augen. Dafür aber verstehen die Freunde daheim ihn nicht mehr ganz, noch er sie. Aus dieser persönlichen Erfahrung heraus dringt der Satz von der Wichtigkeit der Gegenwart in die beiden Dramen, die jene Reise neu schuf:

Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschlufs; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.
(Iphigenie, Weim. Ausg. 10, 70.)

Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löst diese Knoten bald. (Tasso, ebd. S. 210.)

Die letzte Stelle scheint in jenem Brief von 1796 fast citiert zu werden: 'Die Rede löst so leicht jeden Irrtum auf.' Aber überhaupt fügen all diese Belege dem Begriff der 'Gegenwart' noch nichts Neues hinzu. Gemeint ist überall nichts weiter als die wirkliche Anwesenheit, die dem ebenso realen Fernsein gegenübersteht.

Jedoch in jenen Jahren, in denen er den Begriff in diesem Sinn so besonders pflegte, erhob er ihn gleichzeitig zu einem volleren Kunstausdruck. Eine ganze Reihe von Zeugnissen seit der Italienischen Reise führt 'Gegenwart' in jener Bedeutung vor, die wir schon oben erläuterten. 'In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effektlügenden, blofs zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegen-

wart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus ...' (Ital. Reise, a. a. O. S. 54). Hier haben wir ganz offenbar einen übertragenen Gebrauch: die 'Gegenwart' im eigentlichsten Sinne könnte man nicht 'scharf, sicher' nennen: sie ist oder ist nicht und erträgt weiter keine Prädikate. Hier schafft der Dichter sich einen neuen Begriff, liebkost ihn mit schmeichelnden Epithetis, sucht ihm selbst Schärfe und Sicherheit zu geben. Zu dieser 'Gegenwart' verhält sich das einfache Zugegensein, wie die falsche 'Existenz' zu der wahren. Die wahre besitzen nur die Dinge, die Notwendigkeit haben. 'Das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, dafs sie nun einmal so und nicht anders dastehen' (a. a. O. S. 363) — nur, wenn sie so hingestellt sind, besitzen sie Gegenwart, wie Tassos Gestalten Ewigkeit haben, weil sie sind.

Bald braucht Goethe den Kunstausdruck ganz geläufig. 'Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen könnte' (a. a. O. S. 455). Gegenwart im höchsten Sinne? Tritt er denn nicht längst auf diesen Boden, was bedarf es mehr? Dies, dafs ihm das Bewufstsein, hier sei das Grofse gewesen, sei es, werde es sein, zur 'sinnlich geistigen Überzeugung' wird. Der klassische Boden mit allem, was ihn erfüllt, steht vor ihm, so und nicht anders, mit innerer Notwendigkeit, wie sie das vollkommene Kunstwerk, das von innen heraus krystallisierte, besitzt. Immer treffen wir wieder auf die gleichen Ideen, so eng hängt in dieser grofsartig folgerichtigen Natur alles zusammen! So versieht er auch sonst den neuen Terminus mit modifizierenden Beiwörtern. 'So sieht man auch im Gang der Poesie, dafs alles zum Drama, zur Darstellung des vollkommen Gegenwärtigen sich hindrängt' (1797, Br. 12, 382). '... dafs so vieles in den heiligen Schriften, was man sonst in idealer Allgemeinheit anzuschauen gewohnt ist, nun in einer specifischen und individuellen Gegenwart begreiflich erscheint' (1802, Br. 16, 43). Der Gegensatz ist hier besonders deutlich: specifische Gegenwart gegen ideale Allgemeinheit; wir könnten auch umkehren: gegenwärtige Individualität gegen allgemeine Idee. — Eine solche Gegenwart kann auch ausgesprochen werden: 'Die Griechen ... schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen' (1810, Gesch. d. Farbenlehre, Weim. II, 3, 109). Und wie die Alten, so besitzen unter den Neueren die

Engländer als besonderen Vorzug die 'Sicherheit persönlicher Gegenwart' (1817, Tb. 6, 43).

Allmählich erlischt dieser specifische Gebrauch des Wortes wieder; möglich, dafs jene Episode der 'Wirkung in die Ferne' ihn ertötete. Diese aber war ganz abgethan. 1827 äufsert er, vielleicht mit Hinblick auf jene Zeit: 'Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig' (Gespr. 6, 173), gerade wie er 1804 gemeint hatte: 'Wenn man zusammen ist, so weifs man nicht, was man hat, weil man es so gewohnt ist' (Br. 17, 175); und im gleichen Jahre schreibt er: 'Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt ... das eigentlich lieben wir, und daraus folgt, dafs wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann. ... Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart' (Hempel 29, 236). Ganz ausdrücklich wird also hier die 'Forderung einer fortgesetzten Gegenwart' zum Probierstein der Liebe gemacht; wie glänzend würden jene Jahre 1776 bis 1778 die Probe bestehen! Und doch machte er damals schon den Versuch, die Antithese aufzulösen: 1776 schon rief er Charlotte von Stein zu: 'Denn, obgleich fern, sind wir dir doch die Nächsten fast von allen' (Weim. Ausg. 4, 217); er wiederholt in der Periode neuer Schätzung der Gegenwart 1820:

> Abwesend ist kein Freund zu achten,
> Der immer für uns denkt und strebt. (Ebd. S. 56.)

Freilich, er drückt sich hier vorsichtig aus; und auch ein positives Zeugnis aus dem Jahre 1829 vermeidet das bedenklich gewordene Schlagwort: 'das Allernächste,' sagt er nun, 'bleibt doch immer das Lebendigste' (Hempel 34, 128, über E. Stiedenroth). Bis schliefslich dem Greis die Gegensätze sich ganz verwischen, Nebel sich ausgleichend über sie breitet:

> Dämmrung senkte sich von oben,
> Schon ist alle Nähe fern.
> (1827, Chines.-deutsche Tageszeiten, a. a. O. S. 113.)

Es ist dasselbe Jahr, in dem er klagt, man schätze die Gegenwart zu wenig — die Gegenwart in dem eben festgestellten Sinne, nicht etwa, was wir jetzt so zu nennen pflegen; das hiefse bei Goethe

etwa 'die Totalität des gegenwärtigen Zustandes'. Man sieht: lebenslang hat ihn die Idee begleitet. Aus der realen Nähe von Personen und Gegenständen erwuchs ihm ein ästhetischer Begriff; daneben dauerte der ursprüngliche Gebrauch fort. Die Idee vom Wert des Zugegenseins tritt eine kurze Zeit lang vor der der Wirkung in die Ferne zurück (1821—22), bereitet sich allmählich wieder Raum (1824), tritt in ihre alten Rechte (1827). — Nun aber das Wunderlichste. Am Ende des achtzigjährigen Lebens finden wir plötzlich den Widerruf der stets bekannten Meinung. Rauch will ihn besuchen; er wehrt es ärgerlich ab. 'Es ist nur Zeitverderb. Es kommt nicht darauf an, dafs die Freunde zusammenkommen, sondern darauf, dafs sie übereinstimmen. Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist jeden auf sich selbst zurück' (1830, Gespr. 7, 299). Was bedeutet nun dies? Es bedeutet den Sieg der 'Idee' über die 'Anschauung'. Der Greis besafs nicht mehr die Kraft, aus dem Anblick real gegenwärtiger Gegenstände Neues, sichere Wahrheit, ungeahnte Geheimnisse herauszulesen. Da wird ihm Ernst, was der Dreifsigjährige der Geliebten halb ironisch zugerufen hatte. Er will in seinen Vorstellungen nicht mehr gestört werden. Er wehrt jetzt die Kritik liebgewordener Legenden ab; er will auch in dem Glauben, mit Rauch übereinzustimmen, nicht durch eine Probe beim Zusammensein gestört werden. Er fürchtet, in der Nähe möchte der ihm werte Mann ihm ferner rücken. 'Dämmrung senkte sich von oben; schon ist alle Nähe fern.' Ein fünfzigjähriger Prozefs ist ausgefochten. Der Greis streicht die Bekenntnisse des Jünglings und des Mannes aus und verläugnet die 'Gegenwart' im konkreten Sinne, wie seine Dichtung sie im ästhetischen Sinne verläugnet. Stehen Homunculus, Philemon und Baucis, der Kaiser im zweiten Teil des 'Faust' mit jener sicheren Gegenwart da, die Mephisto, Frau Marthe, Valentin im ersten besafsen? Die Geschichte seiner Lehre ist hier, wie überall, nur Abglanz von der Geschichte seiner Praxis, und eben dies giebt der hier so verwickelten und verzweigten Entwickelung seiner bezeichnendsten Begriffe einen eigenen Reiz und eine eigene Wichtigkeit. —

Wir haben bereits wiederholt gesehen und bemerkt, wie all diese für Goethe charakteristischen Ausdrücke eine Kette zusammengehöriger Begriffe bilden. Auf ihren tiefsten Grund steigen wir vielleicht herab, wenn wir an jene Antithese denken, auf die Goethe selbst seinen Gegensatz zu Schiller brachte: 'Schiller predigte das Evan-

gelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen' (1820, Weim. Ausg. II, 11, 52). Die Formel genügt für die Charakteristik der beiden Grofsen wohl kaum; schreibt doch auch Goethe an Schiller selbst: 'Übrigens bekommt es uns ganz wohl, dafs wir mehr an Natur als an Freiheit glauben und die Freiheit, wenn sie sich einmal aufdringt, geschwind als Natur traktieren' (1803, Br. 16, 250). Aber sie zeigt wenigstens, welches ganz besondere Gewicht Goethe auf seine Naturfrömmigkeit legte. 'Freiheit' ist ihm in diesem Sinne nichts anderes, als das Widerstreben der persönlichen Gelüste gegen den grofsen Gang der allgemeinen Notwendigkeit. Diesem gilt es sich unterzuordnen, als Glied sich in die Riesenmaschine des Universums einzufügen. Wohl dem, dem eine gnädige Fügung dies erleichtert! So bekennen übereinstimmend in oft citierten Worten Iphigenie und Tasso:

Und folgsam fühlt ich immer meine Seele
Am schönsten frei.
Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Die Hauptsache mufs doch aber jeder selbst thun. Sich selbst mufs man überwinden, seine Gelüste und Launen, seinen Eigensinn und Eigenwillen. Wie oft hat der Dichter das gepredigt! von den 'Geheimnissen' bis zu den 'Wanderjahren' ertönt das Evangelium der Selbstüberwindung, und wie nachdrücklich hat er es in Briefen z. B. dem Maler Müller, mündlich z. B. Eckermann gegenüber gepredigt! Für seine eigene Praxis zeugt vor allem ein Brief aus Rom an Herder: 'Das gestehe ich aber auch, dafs ich mich aller alten Ideen, alles eigenen Willens entäufsere, um recht wiedergeboren und neu gebildet zu werden' (Br. 8, 108). Man mufs sich der alten Ideen entäufsern, der vorgefafsten Meinung, um die Dinge zu sehen, wie sie sie sind (vgl. G.-Jb. 14, 172); man mufs sich alles eigenen Willens entäufsern, damit die Natur zu voller freier Wirkung gelangt. Der Zustand, der dieser Selbstbefreiung, diesem Durchbruch der Natur vorhergeht, ist der der 'Dumpfheit'; der glückliche Moment, in dem man sich eins mit der Natur fühlt, die 'Vergottung' des spinozistischen Mystikers, ist der der 'Stille' (über die wir noch handeln wollen); das Ergebnis dieser Durcharbeitung, dieses Sieges der wahren, wirklichen Existenz über die dahinhuschenden Schatten ist die 'Klarheit'. Das ist die Terminologie der menschlichen Zustände; ihr

schliefst sich die der Kunstwerke an. Ein Werk, das noch ein Überwiegen der Temperamente über die Natur verrät, ist 'trüb'; sucht es gar den Eigenwillen wider die Natur zum Triumph zu bringen, so heifst es 'absurd'. Spiegelt es dagegen die Natur treulich wieder und gewinnt so symbolische Wichtigkeit, so nennt Goethe es 'bedeutend'; ist es ganz erfüllt von dem Geist, der die Natur beseelt, dann ist es 'geistreich', so dafs dies Wort bei ihm einen ganz anderen Sinn hat, als bei Romantikern und Jungdeutschen. Das Verfahren, das solche Kunstwerke schaffen hilft, erhält das Prädikat 'rein' oder 'reinlich', weil es die trübenden Infektionen des Eigenwillens fernhält. Die Personen, die in der Dumpfheit oder Absurdität beharren, heifsen schlechtweg 'die Menge'; für den Aufschwung, der sie unter sich läfst, ist der Ausdruck 'übers Gemeine heben' geprägt. Alle diese Termini erhalten so einen ganz specifischen Sinn, den Goethe gern ausdrücklich unterstreicht: 'im höchsten Sinne' (1787, Hempel 24, 455), 'im schönen Sinne' (Faust Prol., Weim. 14, 291), 'im himmlischen Sinne' (1802, Br. 16, 378), 'im reinsten anfänglichsten Sinne' (1821, Wanderj., Weim. 24, 350), 'im allerhöchsten Sinne' (1825, Meteorologie, Hempel 34, 67); Schiller sagt in solchem Fall: 'und in des Worts verwegenster Bedeutung'!

Von diesen Kunstausdrücken haben wir die wichtigsten schon besprochen, aufser der 'Stille', die eine besondere Stellung einnimmt; für andere bringen wir nur ein paar bezeichnende Belege.

Das Wort 'absurd', wohl das häufigste Scheltwort Goethes, ist erst nach der Italienischen Reise in seinen eigentümlichen Wortschatz aufgenommen worden. 1786 schrieb er noch: 'Darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem' (Ital. R., Hempel 24, 45). Auch sonst macht dieses bedeutsamste Ereignis seines Lebens auch in seinem Glossar Epoche; so tritt statt des älteren 'Eindruck machen' (z. B. 1779, Br. 4, 84) etwa seit dieser Zeit das neue 'Effekt machen' oder 'Effekt thun' ein (z. B. 1786, Ital. R., Hempel 24, 364; Br. 7, 231; 1797, Br. 12, 290; 1798, Br. 13, 8. 40. 75; doch auch 1784, Br. 18, 21; den Mifsbrauch des Wortes verspottet Tieck in seinem Jungen Tischlermeister 2, 45). Der gleiche Wechsel scheint, wie gesagt, 'abgeschmackt' von 'absurd' zu trennen; wenigstens hat seit der Italienischen Reise dieses Wort seinen specifischen Sinn. 'Absurd' ist bei Goethe das, was bei Homer *οὐ κατὰ κόσμον* heifst. Absurd gebärdet sich der jugendliche Most, der seinen Eigenwillen gegen die Welt durchsetzen will; Absurditäten sind wissenschaftliche

Lehren, die (nach Goethes Urteil) die Natur vergewaltigen, wie die Optik Newtons, die Geologie der Plutonisten, Spixens Craniologie (Tb. 7, 231). Absurd ist das Treiben der 'Menge', der Mitlebenden (Hempel 36, 529) und, notwendig immer, der Majorität (Gespr. 7, 97); daher Goethe denn schliefslich im Alter geradezu die Weltgeschichte 'das Absurdeste, was es giebt' nennt (1828, Gespr. 6, 269), weil er in ihr die grofse Stetigkeit der Naturerscheinungen — mit Recht oder Unrecht — vermifst und in ihr, Voltaires allzu getreuer Schüler, nur das Spiel menschlichen Eigenwillens erblicken will.

'Bedeutend' müssen wir im etymologischen Sinne auffassen: so heifst alles, was auf ein tieferes, tiefstes Sein deutet. Auch dieser Kunstausdruck scheint als solcher nach der grofsen Revolution der Italienischen Reise geprägt; wie er im Alter in den 'Wanderjahren', in Recensionen und Aufsätzen bis zum Überdrufs gehäuft wird, weifs jeder. 'Nach meiner Überzeugung,' schreibt Goethe 1789 an Meyer, 'ist die höchste Absicht der Kunst, menschliche Formen zu zeigen, so sinnlich bedeutend und schön als möglich ist' (1789, Br. 9, 109). Sinnlich bedeutend, das heifst: durch ihre Linien sollen sie das Allgemeingültige, das Normale, das Typische andeuten. Er äufsert über sein 'Märchen': 'Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und deutungslos zu sein' (1796, Br. 11, 77). Zugleich bedeutend und deutungslos: der Dichter 'deutet auf die Stelle hin', ohne dafs doch sein Andeuten durch Kommentare genau erschöpft werden könnte. — Keineswegs ist also gemeint, dafs hinter dem Werk etwa noch eine 'tiefere Bedeutung' im allegorischen Sinne stecken müsse: das Schöne ist an sich bedeutend genug, weil die ewigen Typen nach der Auffassung Goethes wie seines Meisters Herder gleichsam den Auszug, die Quintessenz der überhaupt vorhandenen Formen darstellen und vertreten:

'Was bedeutet dein Werk?' So fragt ihr den Bildner des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.
(Weim. Ausg. 5, 312.)

Geistreich wird von Goethe so objektiv gebraucht, dafs er es gern auf eigene Arbeiten anwendet. 'Ein geistreich-aufgeschlossenes Werk wirkt auf die Ewigkeit' — auch dies Zeugnis von 1821 gehört zu den Belegen für die 'Wirkung in die Ferne', ist sie auch diesmal als Wirkung über zeitliche Fernen gemeint). 'Mein seit vierzig Jahren in deutscher Sprache abgedruckter Versuch: wie man die Gesetze der Pflanzenbildung sich geistreich vorzustellen

habe' (Morphologie, Weim. Ausg. II, 6, 126). 'Sollen wir die Hauptfrage geistreich, mit Einfalt und Freimütigkeit auffassen' (1827, Hempel 36, 576). Überall ist nichts anderes gemeint, als ein volles Aussprechen des von der Natur selbst Gewollten, ein Wort, das von dem gleichen Geist erfüllt ist, wie die heilige Natur selbst. Dieser Sinn kommt dem älteren, wie er z. B. in der Überschrift von Angelus Silesius' 'Geistreichen Sinn- und Schlufsreimen' vorliegt, näher als dem neueren, jetzt allgemein üblichen, der wohl nur ein französisches *'plein d'esprit'* wiedergiebt. Zwar setzt kein Geringerer als Rudolf Hildebrand selbst (D. Wb. 4, 1, II, S. 2791) diese landläufige Bedeutung der von Goethe dem Wort gegebenen gleich; aber unter seinen eigenen Belegen scheinen einige mir dieser Auslegung — die für andere unbezweifelt zutrifft — zu widersprechen. So dieser: 'Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen —.' Könnte man dafür sagen: 'einer geistvollen Sache'? Ich glaube doch nicht. Die 'geistreiche Sache' ist die Sache derer, die die Natur selbst vertreten; und gerade zu dem 'Geistreichsein' des eigenwilligen Witzes steht sie mit ihrer demütigen Unterordnung unter die Thatsache in schneidendem Gegensatz. Denn der Natur gehört eigentlich der Geist; der Mensch nimmt ihn nur willig entgegen. 'Als man die teleologische Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verstand; man hatte den Mut nicht, ihr Vernunft zuzuschreiben, und sie blieb zuletzt geistlos liegen' (Farbenlehre, Histor. Teil, Weim. II, 3, 314). Gerade was für gewöhnlich 'geistreich' heifst, mochte Goethe oft 'absurd' nennen; so hat er über Kleist und Immermann, nicht viel günstiger über E. Th. A. Hoffmann geurteilt. Und was bei ihm das Gegenteil des Absurden ist, das Erhabene ('Das Absurde vom Erhabenen scheiden', Nachtr. zu Rameaus Neffen, 1823, Hempel 31, 150), das steht der 'Einfalt' (die wir ja auch oben zum 'geistreich Aussprechen' gesellt fanden) näher als prunkendem Geistesreichtum.

'Die Menge' steht im Gegensatz zum Künstler wie zum Kenner:

Die Menge macht den Künstler irr und scheu.
(Tasso, Weim. 10, 123.)
Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen,
Verziertes aber spricht der Menge zu.
(Natürliche Tochter, ebd. S. 296.)

Sie ist unfähig, selbst zu urteilen, und weifs sich nicht zu raten:

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,

So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewifs die Schelme, die Tyrannen.
(Zahme Xenien II, Weim. 3, 253.)

und deshalb bedarf ihr Urteil 'immer einer hohen, reinen Leitung' (Zu Rameaus Neffen, Hempel 31, 149). Sie ist weder wenn sie spricht, noch wenn sie hört, willkommen:

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret.
(Weim. 4, 16.)
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge.
(Zueignung zum Faust.)

Kurz, sie ist Goethe immer fremd und störend: 'Mir ist's wenigstens nicht gegeben, gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu sein' (Br. 7, 1). Diese Zeugnisse erstrecken sich über den Zeitraum von 1785 bis 1823, sie erfüllen also die ganze Zeit, seit Goethe sich und seine Kunstlehre abgeschlossen hielt und nur noch für den engeren Kreis lebte. Auch hier ist ein individueller Beiklang des Wortes nirgends zu verkennen. Es sind diese und verwandte Stellen, um derentwillen man ihn, mit Recht und Unrecht, einen Aristokraten genannt hat —, ihn, der im 'Werther' noch für das einfache Volk schwärmte, der 1777 noch an Frau von Stein schrieb: 'Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewifs für Gott die höchste ist' (Briefe an Frau von Stein 1, 102). Wohl meint er damals die Schicht, die social die zahlreichste ist, später die, welche in ästhetischer Hinsicht 'die Menge' bilden; dafs aber beides sich berührt, liegt auf der Hand.

Zwischen der 'Menge' und dem Künstler steht vermittelnd 'der Kreis'. Immer schliefst er schon die 'absolute Einsamkeit' des schaffenden Künstlers aus:

Ich bliebe gern verschlossen still,
Doch mufs ich mich im Kreise zeigen.
(Weim. Ausg. 4, 105.)

Aber er schützt zugleich als engerer Ring vor der zudringenden Menge. 'Wir anderen, in unseren engen Kreisen, thun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder,' schreibt Goethe (1804, Br. 17, 110) an Zelter, indem er das kleine Publikum des Dichters der 'grofsen Masse' gegenüberstellt, auf die der Musiker wirken kann. Gern verwendet er den Ausdruck 'der enge Kreis' typisch für die kleine Gemeinde der Eingeweihten, denen, wie der Prinzessin im Tasso, leicht wird zu folgen, wenn der Dichter sich zu höheren Sphären hebt.

Um die Menge hinter sich zu lassen, mufs man sich 'übers Gemeine heben'. Das ist eine That bewufsten Wollens; etwa so, wie der urgermanische Gott Thor in seine Götterkraft fährt, etwa so, wie Vergänglichem Dauer zuerteilt wird, so wird auch dies gleichsam mit einem Akt bewufsten Wollens vollbracht. Der Ausdruck ist sehr charakteristisch: er gehört ganz der Periode bewufsten Idealisierens, absichtlichen Stilisierens an. So bezeugt Johanna Schopenhauer 1806: ''Heben' war ein Lieblingsausdruck von ihm, womit er zugleich seine eigene Art des Idealisierens bezeichnete' (Gespr. 2, 137). Die längere Phrase enthält eigentlich nur eine Verstärkung des Simplex: 'Echte Maximen, die uns über das Gemeine heben' (1801, Br. 15, 208); oder, vom Kleid Helenens: 'Es trägt dich über alles Gemeine rasch Am Äther hin, so lange du dauern kannst' (Faust II, 9952). 'Solange du dauern kannst' — wichtiger Zusatz! Er erinnert daran, dafs eben nach Goethe der Augenblick der Vollendung immer rasch vorübergeht, dafs der Mensch der Erhebung nicht 'Dauer zu verleihen' vermag, wie er es einmal drastisch ausgedrückt hat:

Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpökeln kann auf viele Jahre.

Dem hohen Freund rühmt er freilich nach, bei ihm sei diese Erhebung dauernder Zustand geworden:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Aber die Verse selbst sagen ja aus, dafs Schiller darin eine Ausnahme ohnegleichen gewesen sei. Auch müssen wir in ihnen wieder den Zusatz betonen; 'in wesenlosem Scheine' lag das Gewöhnliche hinter ihm; in seiner wirklichen Form, heifst das, blieb es zurück, des Scheins einer wahren Existenz entkleidet, erkannt als das eigentlich Wesenlose, denn 'was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben'. —

Diese ganze Kette von Ausdrücken, die sich gegenseitig halten und erklären, bietet an sich keine Gelegenheit zu Mifsverständnissen. Man überhört vielleicht für gewöhnlich ihren prägnanten Sinn, aber verfehlt ihn doch nicht ganz. Ein anderer Idiotismus Goethes aber, den wir schon mehrmals als in diesen Zusammenhang gehörig erwähnen mufsten, ist, wie ich glaube, überhaupt noch nie in seiner eigentlichen Bedeutung gewürdigt worden.

Wir lesen im 'Epimenides':

Sie bewahrten dich im Stillen,
Dafs du rein empfinden kannst.

Hier geht es uns mit Goethes Sprache schon so, wie es so oft mit dem Mittelhochdeutschen geht: gerade die Nähe verursacht Mifsverständnisse, gerade die Ähnlichkeit erschwert ein volles Nachfühlen. So ist es gewifs vielen (wie auch mir anfänglich) begegnet, 'im Stillen' in den Versen des 'Epimenides' so zu nehmen, wie es uns geläufig ist: 'sie bewahrten dich unbemerkt'. Die Auslegung würde aber die Tiefe der Worte verfehlen. 'Das Stille' oder 'die Stille' ist ein eigentümlicher, ganz Goethescher Begriff. Strack (Goethes Leipziger Liederbuch S. 61. 93. 103) hebt dies hervor, ohne doch die specifische Bedeutung des Wortes bei Goethe zu erklären. Goethe meint damit nicht, wie wir, eine äufserliche Ungestörtheit, den Zustand, in dem wir von der Aufsenwelt in Ruhe gelassen werden, sondern er meint die innere Bewegungslosigkeit der Seele, den Zustand, in dem die Temperamente, die Begierden, die Wünsche, Furcht und Hoffnung angekettet ruhig liegen. Natürlich kommt auch die andere Verwendung vor ('das Belauschen der Stille bei dem allmählichen Verhalten des Tags', Gespr. 2, 139; vgl. z. B. 1787, Ital. R. 24, 288 'es war nachts eine furchtbare Stille'; 1814, Tb. 5, 107 'Grofse Stille der Gegend'. Aber das ist die Ausnahme. Am bezeichnendsten für seinen subjektiven Gebrauch des Wortes ist eine Tagebuchstelle: 'Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können' (Mai 1780, Weim. Ausg. 1, 119). Stille gegen die Welt! Es ist also jene innere Ruhe des Mannes, der sich vor der Welt ohne Hafs verschliefst. Ihr Segen aber ruht in der reinen Aufnahmefähigkeit solcher Momente: 'Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so grofs als sie sein kann und giebt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch niederstiefs, so wirkten sie, was sie sollten' (An Frau von Stein, 15. Okt. 1779). Der gleiche Gedanke wird in dem fast genau gleichzeitigen 'Gesang der Geister über den Wassern' bildlich ausgedrückt:

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

'Stille, Ruhe und Empfänglichkeit' gehören zusammen (1804, Br. 17, 258). Man denke noch an Goethes Freude über die ihm zugesprochene *'panoramic ability'* (Hempel, 19, 49, N. 246). Freilich hat auch diese 'Stille' ihre Nachteile: 'Über das Geschäft mich in der Stille bearbeitet. Immer bild ich mir ein, es sei besser, wenn einer menschlichere Leidenschaften hätte. Ich bin zu abgezogen, um die rechten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armut Geists und Beutels sind, zu finden und zu benutzen' (Tb. 1, 77; 10. Januar 1779). Meist aber wird der Ausdruck lobend gebraucht, mit besonderem Entzücken von dem unruhigen, von Leidenschaften hin und her geworfenen Dichter des ältesten 'Faust', dem diese Stille noch als unerreichbares Ideal vorschwebt:

> Wie atmet rings Gefühl der Stille,
> Der Ordnung, der Zufriedenheit! (Faust V. 2691.)

Zweifelnder steht der gereifte Mann der 'Stille' gegenüber, abwägend wie in jener Tagebuchstelle. Alphons mifsbilligt sie fast:

> Verzeih ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
> Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
> Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
> So kann ich doch nicht loben, dafs er selbst
> Den Kreis vermeidet, den die Freunde schliefsen.
> (Tasso V. 245—249.)

Aber Leonore weifs den Dichter ganz zu rechtfertigen:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Denn auch in diesem berühmten Wort, ganz wie in dem anderen Tasso-Citat ist 'Stille' im prägnanten Sinne, als Goethescher Idiotismus aufzufassen; man lese die Worte nur in dieser Meinung, und man wird es empfinden, wie sie an Bedeutung gewinnen. Sie haben sogar, wie zu voller Verdeutlichung, in 'Hermann und Dorothea' eine Variante neben sich, in der das speciell Goethesche Neutrum steht:

> Besser im Stillen reift er zur That oft als im Geräusche
> Wilden schwankenden Lebens.

Und diese pädagogische Maxime entstammt Goethes eigener Erfahrung; 1776, als er noch selbst der reifende Jüngling war, schrieb er an Lavater:

Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet. (Br. 3, 100.)

Hätten wir nicht die sicheren Parallelen im 'Tasso' und besonders in 'Hermann und Dorothea', niemand würde aus dieser Stelle den eigentümlichen Oberton der Goetheschen Wendung heraushören. Und das Gleiche gilt von den Versen des 'Festspiels', von denen wir ausgingen:

Sie bewahrten dich im Stillen,
Dafs du rein empfinden kannst.

Die zweite Zeile wiederholt fast wörtlich das als Wirkung der Stille, was jener Brief an Frau von Stein rühmte: 'da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch wiederstiefs.' Die Verse meinen also: die Götter bewahrten dich im Element des Stillen, damit deine Aufnahmefähigkeit nicht leiden solle. Man verzeihe die prosaische, aber deutliche Umschreibung. Goethe denkt sich die Seele gleichsam in Spiritus gesetzt, damit sie sich unverändert, von der Atmosphäre nicht getrübt, bewahre. Es gilt, sie vor Staub und Kälte des Alltags zu schützen, die sie sonst angreifen. 'Und wer kann zuletzt sagen, dafs er wissenschaftlich in der höchsten Region des Bewufstseins immer wandele, wo man das Äufsere mit gröfster Bedächtigkeit, mit so scharfer als ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, wo man zugleich sein eigenes Innere mit kluger Umsicht, mit besonderer Vorsicht walten läfst in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen, harmonischen Anschauens? Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht selbst solche Momente?' (Glückliches Ereignis, Hempel 33, 94). Hier ist die 'Stille' genau und ausführlich beschrieben, nur diesmal mit Rücksicht auf wissenschaftliche, wie sonst auf dichterische Thätigkeit. Für den Parallelismus beider mache ich aber noch besonders auf den Ausdruck 'in der höchsten Region' aufmerksam, der ähnlich beim Doktor Marianus im Schlufs des 'Faust' wiederkehrt. Dagegen schreibt Goethe sich selbst die 'mittlere Region' zu (vgl. Euphorion 1, 44), denn die höchste erreicht man eben nur in glücklichen Momenten, in der Nähe der Sonne, wie der Heilige vor der nahenden Madonna kniet. Für gewöhnlich aber ist man in Sonnenferne, bedroht vom Strudel der Aufsenwelt; da hilft nichts, als sich in Strenge zu verschliefsen (vgl. Ferneres über Weltlitteratur, Hempel 29, 675), um doch 'im Stillen' zu bleiben:

Der ich, wie sonst, in Sonnenferne
Im Stillen liebe, leide, lerne

schliefsen Goethes letzte Verse an Frau von Stein (vom 25. Dezbr. 1815, Briefe herausgeg. von Fielitz 2, 469).

Ein selteneres Synonym für ‘die Stille’ oder ‘das Stille’ in dieser prägnanten Bedeutung ist ‘Schweigen’: ‘nicht dafs ich euch vergessen habe, sondern dafs ich im Zustand des Schweigens bin gegen alle Welt, den die alten Weisen schon angeraten haben und in dem ich mich höchst wohl befinde’ (An Kestner, 28. Sept. 1777, Briefe 3, 179). ‘Im Zustand des Schweigens gegen alle Welt’, genau wie in der Tagebuchstelle ‘in tiefer Stille gegen die Welt’. Goethe hat den ihm lieben Begriff auch gesteigert: ‘Hier bin ich bei Lavatern im reinsten Zusammengenufs des Lebens, in dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh bei allem Drange der Welt’ (An Knebel, 30. Nov. 1779, Br. 4, 147). Auch dies Zeugnis stammt aus der Periode seiner inneren Unruhe, da in den ‘Engelsarmen’ der Frau von Stein ‘die zerstörte Brust sich wieder aufruhte’, da ‘rein’ und ‘still’ seine Anbetungsworte waren:

Hier bildend nach der reinen stillen
Natur ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
(An Frau von Stein, 2. Juli 1776.)

Liegt nicht ein gut Stück Seelengeschichte in den paar Citaten vom Urfaust bis zum Epimenides? —

Wir haben damit jenes Netz zusammengehöriger Termini erledigt, das für Goethes Denkart wie für seine Ausdrucksweise eine centrale Bedeutung beanspruchen darf. Mehr anhangsweise sei auf ein paar Ausdrücke hingewiesen, die durch ihre Beschränkung auf bestimmte Epochen oder Gebrauchsweisen interessieren.

Ein Lieblingsausdruck mündlicher Rede ist sein ‘verrucht’. ‘Der Ausspruch “es ist etwas Verruchtes” war für diesen Fall in seinem Munde für ein Lob zu achten,’ berichtet die aufmerksame Johanna Schopenhauer 1806 (Gespr. 2, 137). Indes liegen uns doch vorzugsweise Zeugnisse sehr ernst tadelnden Gebrauches vor. Mild ist es, wenn er meint: ‘Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Ton und in die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müfste sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen’ (1824, Gespr. 5, 29). Dagegen ist es ein Ausdruck stärksten Abscheus, wenn er ausruft: ‘Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten

Negation' (1804, Gespr. 1, 269) — gerade wie er zwanzig Jahre später die starken Worte gebraucht: 'Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren' (1826, Gespr. 5, 294). Nicht minder heftig ist er, wenn er von der 'verruchten Manier der Nazarener' spricht (Gespr. 5, 294; ebenfalls 1826). An solchen Stellen ruft der Ausdruck die Erinnerung wach an jenen berühmten Satz, in dem der Greis 'diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verflucht' (Geologische Probleme, Weim. Ausg. II, 9, 257). Und in der That glaube ich, dafs wir hier dem Ursprung des Idiotismus auf der Spur sind. Es ist nichts als ein Euphemismus, der das 'verflucht' früherer Tage ersetzt. Der junge Goethe in Strafsburg läfst den Sulla sagen: 'Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, dafs er einem übern Kopf wachsen wird' (Ephemerisches herausgeg. von E. Martin, D. L.-D. 14, 27). Hier haben wir genau dasselbe Schillern zwischen gutmütiger Ironie und heftiger Abneigung, das später in 'verrucht' liegt. Natürlich hat Goethe das Wort 'verflucht' sich nie ganz abgewöhnt; ich erinnere nur an 'das verfluchte Bim-Baum-Bimmel' (Faust II, 11263). Aber für den Alltagsgebrauch war ihm das Wort zu burschikos. Das Ersatzwort brauchte er dann zuerst, wie 'verflucht' selbst, nicht allzu bösartig; später heftiger und ernster. So verwendet denn z. B. auch Goethes Schüler Schubarth den Ausdruck gern, aber stets im allerernstesten Sinne; so in folgender denkwürdigen Stelle: 'Giebt es einen Punkt, wo die Universitäten und ähnliche Institute völlig verrucht erscheinen können, so ist es der, wenn sie ihren traditionellen, blofs didaktischen Charakter und Wert zu der Höhe von Wirkungen steigern, die allein aus der Natur der vollsten Persönlichkeit, dem unmittelbarsten Sein herfliefsen' (Zur Beurteilung Goethes 2, 341). Auch Schopenhauer verdankt seine Vorliebe für 'verrucht', auf die mich J. Imelmann aufmerksam macht (wie das gern gleichnisweise gebrauchte 'krystallisieren'), der Schulung an Goethe.

Im Gegensatz zu diesem vorzugsweise der mündlichen Rede angehörigen Ausdruck sind die bequemen Umschreibungen 'Zustand' und 'Wesen' fast ausschliefslich den Briefen und Tagebüchern eigen. 'Dafs ich im Zustande des Schweigens bin gegen alle Welt' (1777, Br. 3, 179); 'ein Brief, der seinen Zustand recht deutlich darstellt' (1796, Br. 11, 171); 'Totalität des Göttingischen, des Pyrmonter Zustandes' (1801, Br. 15, 238. 244); 'Zustand der Litteratur von Cogswell' (Tb. 7, 46); 'gegenwärtiger Zustand der Dinge' (Tb. 7, 85);

'der gegenwärtige Zustand' (Tb. 7, 166); 'der Zustand des Augenblicks' (Tb. 7, 179) — alle diese vier Stellen von 1819; 'unsere Zustände' (Gespräche mit Eckermann 3, 169; 1828) — alles bequeme Ausdrücke zur Umschreibung breiterer Momente. Noch beliebter ist für solchen hindeutenden Ausdruck 'Wesen': 'Wasser- und Ufer-Wesen' (1796, Br. 11, 167); 'Schriftsteller- und Recensenten-Wesen' (1796, Br. 11, 294); 'Balladenwesen und Unwesen' (1797, Br. 12, 199); 'Wallensteinisches Unwesen' (1798, Br. 13, 361); 'mein hiesiges Wesen' (1779, Br. 14, 205); 'das Farbenwesen' (1799, Br. 14, 225); 'das alte poetisch wissenschaftliche Wesen' (1801, Br. 15, 280); 'Litterarwesen' (1802, Br. 16, 12); 'Bibliothekswesen' (1802, Br. 16, 76. 80); 'das ganze Hecken-Wesen' (1803, Br. 16, 222); 'das ganze musikalische Wesen' (1803, Br. 16, 325); 'das polygnotische Wesen' (1803, Br. 16, 355); 'für mich ist dieses Wesen eine neue sonderbare Schule' (1803, Br. 16, 369); 'das philosophische, das Pestalozzische, das verwünschte Puppenwesen' (1804, Br. 17, 9. 93. 137); das Winckelmannische Wesen' (1805, Br. 17, 258, zweimal); 'romantisch-klassisches Wesen der Mailänder' (1819, Tb. 7, 40) u. s. w. Zuweilen kann man zweifeln, ob die kollektive Bedeutung vorliegt, doch spricht der überwiegende, um 1800 sogar übermäfsige Gebrauch auch bei Stellen, wie 'das weibliche, in die Welt aufblickende Wesen' (1803, Br. 16, 203) dafür. Übrigens fehlt der Ausdruck, obwohl an sich recht unpoetisch, auch seiner Dichtung nicht: 'Mir widerstrebt das tolle Zauberwesen' (Faust 2336); 'Das ist ein Weib wie auserlesen Zum Kuppler- und Zigeunerwesen' (ebd. 3029); und, mit ganz besonders deutlicher Verwendung des unzusammengesetzten Wortes:

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthisch Wesen.
(1823, Weim. Ausg. 4, 28.)

Wie diese Worte dem Redestil oder der flüchtigen Aufzeichnung, so sind andere bestimmten Epochen eigen. So ist um die Wende des Jahrhunderts das Bild vom Wälzen der Tonne beliebt: 'Wie ich in dieser letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe' (1795, Br. 10, 303); 'Ich habe indessen fortgefahren meine Tonne zu wälzen' (1796, Br. 11, 134); 'So wälz ich ohne Unterlafs wie St. Diogenes mein Fafs' (Genialisch Treiben, vor 1810; vgl. von Loeper, Hempel 2, 257); ähnlich auch 'Ich habe eine Menge von Dingen, die ich immer so vor mir hinwälze' (1798, Br. 13, 55). Dagegen kehrt er schliefslich von Diogenes zu Sisyphus zurück: 'Es war das ewige

Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte' (1824, Gespr. 5, 18). Übrigens ist das Bild älteren Datums: 'Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treu,' heifst es schon 1775 von Lenz (Br. 1, 272); nur die Beliebtheit fällt in die Zeit von 1793 bis 1798. — Über den 'Merlin', der um 1820 beliebt ist, sprachen wir schon. Ein anderer Tropus des Alters, bei dem die Versteinerung der Metapher hübsch verfolgt werden kann, ist 'flügelmännisch'. Von Cellini heifst es in der 'Schilderung Cellinis': 'In einer so regsamen Stadt zu einer so bedeutenden Zeit erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äufserungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist' (1803, Weim. Ausg. 44, 350). Hier wird also der *'representative man'* aufgefafst unter dem Bilde des Vormannes einer langen Reihe, der die von den übrigen kaum merklich gemachten Bewegungen energisch vormacht. Es war noch nicht gar so lange her, dafs der Dichter in den Aushebungs-Kommissionen Gelegenheit gehabt hatte, das Wort im eigentlichen Sinne zu verwenden: 'Mein Flügelmann von allen — 11 Zoll 1 Strich — kommt mit Vergnügen' (1779, Br. 4, 18). Aber es ist noch nicht so viel Zeit vergangen, wie zwischen der eigentlichen und der übertragenen Verwendung liegt, so wird der Ausdruck schon als geläufige Metapher benutzt: 'Jost Ammon ... behandelt die Gestalt der Tiere symbolisch, flügelmännisch, nach heraldischer Art und Weise' (Zu Castis Fabelgedicht, Hempel 28, 562; 1817). Die Bedeutung der zunächst befremdenden Zusammenstellung 'symbolisch, flügelmännisch' wird klar, wenn man an eine der wichtigsten Stellen aus Goethes Kunstlehre erinnert: 'eminente Fälle, die, in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit, als Repräsentanten von anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schliefsen, eine gewisse Reihe fordern' (An Schiller 1797, Br. 12, 244). Cellini ist also ein 'Flügelmann', weil er (wie es ja ausdrücklich gesagt wird) 'als Repräsentant von anderen' dasteht; und Jost Ammons Tiere sind symbolisch, weil sie eine gewisse Reihe fordern, die hinter ihnen steht, wie die aufgestellte Schar hinter dem Flügelmann. Es trifft sich nun merkwürdig, dafs die nächste Stelle von wirklichen, nicht von gezeichneten Tieren im Sinne der Cellini-Sätze spricht und so deren Inhalt mit dem der Worte über Ammon

gleichsam vereint. 'Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten ...; von der Giraffe bis zum Walfisch war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand' (1819, Zwischenknochen der oberen Kinnlade, Weim. Ausg. II, 8, 132). Das Wort 'bedeutend' erläutert nochmals den Sinn des Ausdrucks 'Flügelmänner': die charakteristischen Typen bestimmter Tiere müssen eine ganze Reihe von Zwischengliedern ersetzen. Eine frühere Stelle spricht das deutlicher aus, indem hier das Wort noch nicht einmal so weit wie in der Cellini-Stelle als ohne weiteres verständliche Metapher gilt: 'Denn das Tier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Teile gröfser und charakteristisch in die Augen fallender sind' (1796, Vorträge über den Entwurf einer vergleichenden Anatomie, a. a. O. S. 66). — Und dieser Ausdruck, der für Goethes Entwickelungslehre, für seine Natur- und Kunstanschauung mit ihrer Typenlehre so ungemein bezeichnend ist, sinkt schliefslich zu der allgemeinen, abgeblafsten Bedeutung 'grofs, energisch' herab. Zwar die 'phantastisch-flügelmännischen Beschwörungs-Gebärden' (Faust II, 11636) könnte man noch mit Jost Ammons Bildern zusammenbringen: Gebärden von typisch-phantastischem Charakter; aber gleich darauf werden (V. 11669) die Dürrteufel vom langen krummen Horne — wie der Teufel auf Dürers unsterblichem Ritterbilde eins hat — als 'flügelmännische Riesen' angeredet: offenbar kehrt da der Ausdruck, alles specifischen Gehalts entkleidet, wieder zu dem Rekruten von 11 Zoll 1 Strich zurück, und der Anfang flicht sich mit dem Ende in eins zusammen.

Diese für Goethe typische Erscheinung wiederholt sich an einer anderen Metapher in fast humoristischer Weise. 1779 wünscht Goethe in einem Brief an Knebel, 'dafs die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden' (Br. 4, 147). Das Bild lag dem überordentlichen Manne nah, der so 'reinlich' seine Akten, Mineralien, Medaillen in ehernen, hölzernen und pappenen Schubfächern, Kästen, Gerätschaften unterbrachte. Aufserdem war ihm, wie jedem Schriftsteller, das Papier als Sinnbild leicht zerreifsbaren Materials, vergänglichen Stoffs zur Hand. So hatte er denn auch schon fünf Jahre früher an Jacobi geschrieben, er hoffe, 'dafs du dich mutig ent-

reiſsen wirst der papiernen Festung Spekulations- und litterarischer Herrschaft' (1774, Br. 2, 194), worauf denn die Worte von dem Menschen, der spekuliert und dabei in der Irre 'herumgeführt' wird, sich in ausführlicher Variation finden. Aber hier steht das 'papieren' allgemeiner, in dem Sinne etwa, wie Otto Schroeder es heute zu einem prächtigen Schlagwort gemacht hat, oder wie sich das 'pappene' aus dem Briefe an Knebel in dem geistreichen Märchen der Frau von Ebner-Eschenbach 'Prinzeſs Leiladdin' poetisch entwickelt hat. Jener Brief aber scheidet die Materialien und stellt die leicht zu durchbrechenden pappenen Schalen, die festeren von Holz und die nur im Feuer zu vernichtenden von Erz in einer absteigenden Klimax zusammen. Die papierne Scheidewand wird danach nun — soviel ich feststellen konnte — lange Jahre zurückgeschoben — und während dieser Epoche siegt ganz das Erz. Man könnte die Jahre von 1780 bis 1787 scherzhaft als Goethes Bronze-Zeit bezeichnen. Zwar schon 1774—75 ruft Prometheus: 'Hat mich nicht zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit' — aber ist hier auch an das Schmieden von Erz gedacht, so fehlt doch das Wort. Dagegen bildet es in jener Epoche ein Lieblingsepitheton: 'eherne Geduld' (1780, Tb. 1, 120), 'wäre ich nicht so ein ehrner Schweiger' (1783, Br. 6, 273), dann in der jene Zeit erfüllenden Iphigenie: 'eherne Faust' (Weim. Ausg. 10, 6); 'es schmiedete Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band' (ebd. 16); 'mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet' (ebd. 56); 'die ehrnen Thore' (ebd. 58); die ehrne Hand der Not' (ebd. 73); 'so legt die taube Not ein doppelt Laster mit ehrner Hand mir auf' (ebd. 74); ähnlich 'wie mit Eisenbanden bleibt die Seele ins Innerste des Busens dir geschmiedet' (ebd. 5). Und dann, nachdem das antikisierende Beiwort mehr als seine Schuldigkeit gethan hat, kehrt die 'papierne Schale' wieder: 'wir säſsen im Fegefeuer und dächten nicht, daſs uns nur eine papierne Wand vom Himmel trenne. Hätten wir nur den Mut, diese durchzuschlagen, so wäre uns geholfen' (Zu Boisserée 1815, Gespr. 3, 233). Man erkennt, wie Goethe hier schon die Anschauung für sein Bild verloren hat: eine papierne Wand im Fegefeuer würde wohl nicht lange halten, wenn das höllische Feuer doch sogar eherne Schalen vernichtet! Goethe braucht die Metapher fast stets mit einem verdeutlichenden Nachsatz: 'Nur eine papierne Wand trennt uns öfters von unseren wichtigsten Zielen, wir dürften sie keck einstoſsen, und es wäre geschehen' (1819, Gespr. 4, 9). 'Es gebe wohl verschiedene Ansichten in den Wissenschaften; aber sie würden oft nur

durch eine papierne Scheidewand veranlafst, die leicht mit dem Ellbogen durchzustofsen sei' (1823, Gespr. 4, 284). Man bemerke, wie die Leichtigkeit der trennenden Hülsen immer stärker betont wird, wie aber dabei das Bezeichnende der ursprünglichen Anwendung verloren geht. So kommt eben auch der grofse Meister wohl einmal in die Lage, wie der Kaiser in seinem zweiten Faust, Papier statt vollwertigen Metalls auszugeben. —

Die grofse Masse der von Goethe hinterlassenen Schriften gestattet fast durchweg, die ganze Entwickelung seiner eigenartigen Begriffe und Ausdrucksweisen Schritt für Schritt zu verfolgen. Ebenso fehlt es uns fast nirgends in seinen eigenen Werken an Parallelstellen, die die Meinung zweifelhafter Wendungen mit Sicherheit feststellen. Gelegentlich mufs man aber doch auch bei ihm sich nach erklärenden Analogien bei anderen Autoren umsehen. Auch hierfür bringen wir zum Schlufs noch ein Beispiel.

Zu den unleidlichsten Mifsverständnissen Goethescher Poesie gehört es, wenn in den Worten 'Geniefsen macht gemein' (Faust II, 4; Weim. Ausg. 15, 1, V. 10259) das 'gemein' im moralisch verwerfenden Sinne gefafst wird. Ich sah z. B. den nun verstorbenen Otto Devrient mit grofsen Augen zurückfahren, als Faust diese Verse sprach: augenscheinlich fafste er sie so auf, als bekunde Faust damit eine moralische Höhe, vor der des Teufels Verführungskunst zurückbeben müsse. Davon ist jedoch gar nicht die Rede; es handelt sich um einen Erfahrungssatz, der lediglich auf den Kaiser, gar nicht auf Faust zielt. Wie ja die ganze Rede (V. 10252—59) beweist, ist ausschliefslich gemeint, der Herrscher müsse in erhabener Vereinsamung bleiben, und höchstens dem Treuesten dürfe er ein Wort ins Ohr raunen. Es ist ganz dieselbe Lehre, die in Shaksperes Heinrich IV. I, 3, 2 der König seinem Sohn predigt:

Hätt ich so meine Gegenwart vergeudet,
So mich den Augen aller ausgeboten,
So dem gemeinen Umgang gäng und feil —
So wär die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Besitze unterthan geblieben
Und hätte mich in dunklem Bann gelassen,
Als einen, der nichts gilt und nichts verspricht.

'Geniefsen' aber fordert Helfer, Teilnehmer, besonders das Geniefsen der Grofsen; daher macht es gemein, bringt den, der nur im Befehlen Seligkeit empfinden soll, auf das niedrige Niveau allgemeinen Ge-

nusses herab. (Zahlreiche Parallelstellen im D. Wb. 4. Bd., 1. Abt., 2. Hälfte, S. 3178 u. 3194. Hildebrand führt zwar S. 3214 f. einige Beispiele an, in denen 'gemein' schon fast den verwerfenden Ausdruck hat, den wir dem Worte jetzt beilegen; doch kommt man mit der Bedeutung 'alltäglich', 'gewöhnlich' überall bei Goethe aus: 'das Zufällig-Wirkliche' ist es, wie Goethe selbst in dem a. a. O. S. 3124, 8, a, *α* citierten Briefe definiert.) In den Kommentaren von Düntzer, Loeper und Schröer fehlt eine Warnung vor dem doch nahe liegenden Mifsverständnis.

Wir haben hier zugleich ein Beispiel, wie oft selbst die vortrefflichsten Ausleger an derartigen doch wahrlich nicht unwichtigen Fragen des Wortgebrauchs achtlos vorbeigehen. Dies diene uns auch zur Entschuldigung, wenn wir in dieser Arbeit auf die anderer Forscher vielleicht nicht genügend Rücksicht genommen haben. Man hat eben Goethes Worte bis jetzt fast nur auf Laut- oder Formenlehre oder Syntax geprüft, die semasiologische Untersuchung ist erst in den Anfängen. Dennoch hätte ich gewifs auch für meine Zwecke manches gewinnen können, wenn ich Kommentare und andere Litteratur darauf hin systematisch untersucht hätte. Ich bin der letzte, die Verdienste der reichen Sammlungen von Parallelstellen, die wir Düntzer, von Loeper, Henkel u. a. verdanken, oder der methodischen Anordnungen charakteristischer Stellen durch Hehn, Harnack u. a. zu verkennen. Aber es kam mir hier auf Dinge an, die sie nicht im Auge hatten. Ich wollte vor allem zeigen, wie jene an Keimen so unglaublich reiche Zeit vor und während der Italienischen Reise auch für Goethes Wörterbuch die Grundlage einer neuen Epoche bildet: fast alle charakteristischen Idiotismen fanden wir hier ihren Anfang, in der Zeit mit Schiller ihre volle Entfaltung nehmen. Sodann kam es uns darauf an, den inneren Zusammenhang der meisten dieser Termini und ihre Bedeutung für Goethes Weltanschauung darzulegen. Deshalb mufste ich auch meinen eigenen Aufsatz über Goethes Art zu arbeiten wiederholt citieren; denn die vorliegende Untersuchung bildet eigentlich nur den zweiten Teil der damals begonnenen Versuche, Goethes individueller Psychologie näher zu rücken. Möge das Studium seines Wortgebrauches sich als ein hierfür nicht wertloses Werkzeug bewährt haben!

Berlin. Richard M. Meyer.

Entstehung und Quellen der Märchen Clemens Brentanos.

Wir besitzen von Clemens Brentano 15 Märchen und 4 Märchenfragmente. Bei seinen Lebzeiten erschienen folgende:

1800. 'Die Rose, ein Mährchen von Maria' in Klingemanns 'Memnon', Heft I, S. 143 ff.[1]

1808. 'Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters. Worin die Volkssage vom papiernen Kalender-Himmel und vom süſsen breiten Gänsefuſs, nach Erzählungen einer alten Kinderfrau aufgeschrieben vom Herzbruder.' Zeitung für Einsiedler, Stück 22—25 unterm 15., 18., 22. und 25. Juni.

1815. Das sogenannte 'Hexenmärchen', in den Anmerkungen (Nr. 83) zur Libussa, erweitert 1817 in der Novelle 'Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter' unter dem Titel 'Das Pickenick des Katers Mores'.

1827. Das 'Myrtenfräulein', gegen Brentanos Willen, in der Frankfurter 'Iris'.

1838. 'Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia.' Verbunden mit der Erzählung 'Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau'.

Nach Brentanos Tode erschienen:

1843. 'Rothkehlchens Liebeseelchens Ermordung und Begräbniſs. (In 16 lithographischen Darstellungen.)'[2]

[1] Dies konnte ich mit Hilfe der Dissertation Alfred Kempners 'Der Ideengehalt des Godwi' feststellen. Für die Besprechung habe ich den Abdruck in Bd. 5 der Gesammelten Schriften zur Hand gehabt.

[2] So verzeichnet Goedeke. Mir hat der Druck in Bd. 1 (S. 434) der Gesammelten Schriften und in Bd. 1 (S. 198) der von Diel ausgewählten Schriften vorgelegen.

1846 f. 'Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Goerres.'[1]

Es sollen für jedes Märchen vornehmlich die Fragen beantwortet werden: Welche Quellen sind benutzt? Wie sind sie benutzt? Die Zeit der Entstehung ist bei den meisten Märchen nur annähernd festzustellen. Von den Stücken in gebundener Rede bleiben, wenigstens principiell, die rein lyrischen Partien unberücksichtigt.[2] Von den Anspielungen aller Art, soweit sie überhaupt verständlich sind, kommen nur die im Rahmen des ganzen Märchens wichtigen in Betracht.

Die Rose.

Die 'Rose' ist in der Jenaer Zeit, ungefähr gleichzeitig mit dem 'Godwi' entstanden; das technisch vortreffliche Werk zum Preis der Mannestugend und Frauentreue hat dasselbe Geburtsjahr wie der künstlerisch und moralisch gleich verwilderte Tendenzroman. Das lehrt, wie gewagt es ist, aus Vorwurf und Anlage einer Dichtung Brentanos einen Schlufs auf die Abfassungszeit zu machen.

Die 'Rose' enthält die der Euryanthefabel verwandte schwankartige Episode 'conte de la rose' aus dem Umfang des roman de Perceforest, wo sie zweimal, in Prosa (l. IV ch. 16—18) und Versen (V, 42), sich findet.[3] Brentano hat die Erzählung ge-

[1] Darin das 'Myrtenfräulein' nach dem Druck von 1827, der 'Urgockel' nach Boehmers Abschrift des Manuskripts, die anderen Märchen nach Brentanos eigenhändiger Urschrift. S. Goerres' Vorwort S. LII.

[2] Sie sind teilweise ungenaue Anführungen von Stellen des Wunderhorns oder Anlehnungen daran (wie auch an Gleim, Goethe, Schiller u. a.), teilweise fast wörtliche Citate aus Kunstdichtungen, z. B. Hölderlins Nacht' (v. 13 ff.), Dantes 'Fegfeuer' (Eingang des 8. Gesanges). — Die Berührungen mit dem 'Wunderhorn' hat Boxberger in seiner Ausgabe desselben nachgewiesen. Einige sind ihm entgangen. Hier seien zwei genannt, die Brentano in die Handlung des 'Hauses Staarenberg' verwoben hat: Frau Federschein singt das Nachtigallenlied 'Grofse Wäsche' (I, 201 f.) — es ist im 'Murmelthier' erweitert — und die nichtallegorische Hälfte des 'Vogel Phönix' (I, 261 f.).

[3] Herr Professor Tobler war so freundlich, durch Hinweis auf den

kannt aus dem vielfach gefälschten Auszug, den Marquis de Paulmy in 'Mélanges tirés d'une grande bibliothèque' XII (Paris 1780) S. 352 ff. mitgeteilt hat.[1] Das zeigt vor allem eine Vergleichung dessen, was Margot bei Brentano zu seiner Rechtfertigung singt, mit S. 354 ff. Von den Namen hat Brentano nur Nabon unverändert gelassen; Perceforest ist mit Dringinwalde übersetzt, Margon in Margot, Gorre in Goren verwandelt; für Méléan steht Ivan, für Lisane Bernharda. Hinzugekommen ist die Person der Else. Bezüglich der Sprache und Darstellung steht die Arbeit im Banne der Romantik ersten Stadiums. Wie Tieck in seiner 'Magelone' ist es auch Brentano 'weniger um die Dinge selbst zu thun als um den romantischen Duft, um die heimliche Atmosphäre, in der sie geschehen'. Was das junge Dichtergeschlecht um die Wende des Jahrhunderts zu den Ingredienzien wahrer Poesie rechnete: sehnsüchtige Stimmung, musikalische Diktion, unklare Ahnungen — alles das kommt in dem Märchen zum Ausdruck. Die Scene im dritten Kapitel, wo der König in seinem Garten von einer ganz besonderen Unruhe befallen wird, ist ganz nach den Intentionen des romantischen Kreises gearbeitet: die Natur scheint belebt und in sympathetischem Verhältnis zum Menschen stehend. Diese Scene weist auf Novalis und Tieck hin, mit deren romantischen Hauptgestalten, Ofterdingen und Sternbald, Held Margot eine gewisse Familienähnlichkeit hat.

Die Erzählung ist nicht weit gediehen. Die Lösung war wohl im Sinne des alten Ritterromans gedacht. Sonst ist auf den gar keine Rücksicht genommen, die chevalereske Haltung durchaus nicht gewahrt. Brentanos neckischer Mutwille hat das verhindert. Wie schalkhaft, dafs Ivan und Nabon ihr Mifstrauen gegen Bernhardas Treue also äufsern: 'Wir möchten gegen die gerühmte Treue seiner Hausfrau nicht mit Unrecht einige Zweifel hegen, da überhaupt in unserer Zeit eine solche unerhörte weibliche Beständigkeit bei jedem Aufgeklärten nicht anders als

von Gaston Paris neu herausgegebenen und besprochenen *Lai de la rose* (Romania 23, S. 78 ff.) mir diese Quelle zu erschliefsen.

[1] Der andere Auszug in der Nouvelle bibliothèque des romans (3e année, 1801, tome VI) ist mir nicht zugänglich gewesen.

ein Märchen erscheinen kann.' Zu einem alten Ritterroman mit seiner für Religion und Minne begeisterten Ritterschaft paſst dies ganz allgemein gehaltene ungünstige Urteil über Frauentreue gewiſs nicht.

Der erste Bärenhäuter.

Die 1808 abgefaſste Bärenhäutergeschichte kündigt sich als 'aufgeschrieben vom Herzbruder' an. Brentano hat dies Pseudonym einem seiner Lieblingsbücher aus der Heidelberger Zeit, dem Simplicissimus, entlehnt. Die beigefügte Abbildung des ersten Bärenhäuters ist eine Nachbildung von 'des ersten Beernheuters Bildnus', womit eine kleinere Schrift Grimmelshausens 'Vom Ursprung des Nahmens Bernhäuter' geschmückt ist. An diese Bearbeitung eines (wohl sehr alten) Volksmärchens hat sich Brentano hauptsächlich angeschlossen. Der Eingang seiner Darstellung, die historische Fixierung des Märchens, stammt fast wörtlich aus Grimmelshausen. Auch die eigentliche Erzählung vom Bärenhäuter (Kapitel 4—7) ist, einige Einschaltungen ausgenommen, aus dieser schriftlichen Quelle geschöpft, teilweise sogar dem Wortlaut nach.

Ebenso lassen sich für die Vorgeschichten (Kapitel 1—3), deren Hauptquellen gleichfalls Volksmärchen bilden,[1] schriftliche Vorlagen nachweisen. War die Einführung des Ganzen, die in einem konjunktionalen Nebensatze gemachten Ort- und Zeitangaben, aus Grimmelshausen, so ist gleich in dem Hauptsatz des ersten Satzgefüges, sowie in den folgenden vier Sätzen ein anderer älterer deutscher Schriftsteller benutzt, Jakob Frey. Dessen 'Wo der lantzknecht wohnung sein werd, wenn sie gestorben' (Gartengesellschaft Nr. 44) ist für den Teil des 1. Kapitels, welcher uns die Landsknechte vor der Hölle, vor dem Himmel und zu Warteinweil zeigt, nach Stoff und Form Vorbild gewesen.

---

[1] Dafür, daſs die Vorstellung von einem Ort zwischen Himmel und Hölle auf volkstümlicher Überlieferung beruht, sei hingewiesen auf den Schluſs des Märchens 'Der Schneider im Himmel' (Grimm Nr. 35, cf. Frey, 'Von einem hinkenden Schneider, wie der in den Himmel kam') und auf den Schluſs von Freys 'Von einem armen Schüler, der wollte gen Paris ziehen, und eine Witwe meint, er wollte ins Paradies ziehen.'

Die Abweichungen sind unwesentlich. Frey wählt die grofse Schlacht bei Mailand oder Mariannen gegen die Schweizer zum Hintergrund. Bis zu der Stelle, da die Landsknechte auf ihre (bei Brentano selbstverständlich in der Türkenschlacht bei Celapino bewiesene) Tapferkeit sich berufen, reicht zunächst die Übereinstimmung mit Frey, bezw. Kirchhof, mit dessen 'Warumb die landsknecht in himmel und nicht in die hell kommen, ein fabel' (Wendunmuth I, 108) Brentano übereinkommt bezüglich der Begründung, warum die Landsknechte ihren Weg zuerst zur Hölle nehmen. In dem nun folgenden Passus, wonach der heilige Petrus die Einlafs Begehrenden gegen des Herrn Warnung in den Himmel aufnimmt, ist Hans Sachs' gereimtes 'Gesprech, sanct Peter mit den lantsknechten' zum Muster genommen; die sechs Verse (15–20), in denen Petrus die Flüche der Landsknechte für geistliche Reden hält, sind sogar beinahe wörtlich angeführt. Desgleichen ist das von den Landsknechten im Himmel Berichtete an Hans Sachs angelehnt, wieder mit Citierung zweier Zeilen (51 f.) des Nürnberger Poeten, während die anderen Reime Jakob Ayrers 'fassnachtspiel, dass kein landtsknecht in himmel noch in die höll kommt' entlehnt sind. Der Schlufsabschnitt des ersten Kapitels, der uns die Landsknechte wieder aufserhalb des Himmels und endlich in ihrem neuen Heim sehen läfst, deckt sich dagegen wieder mit Frey, wenn man abstrahiert von den fast ganz in gebundener Rede gehaltenen und etwas erweiterten Schmähworten des Hauptmanns und von dem kleinen Zusatz, in dem Brentano Warteinweil dem Gestirn des grofsen Bären gleichsetzt.[1]

So eng sich Brentano an Hans Sachs gehalten hat, durch eine Einschaltung hat er sich sehr von ihm entfernt: von der Aufnahme in den Himmel wird einer der Landsknechte ausgeschlossen; er hatte zur Begrüfsung Petri einen gestohlenen Hahn geschwenkt, war von dem Heiligen, der sich vexiert glaubte, des Himmels verwiesen worden und irrt nun umher. Dem Dichter hat hierfür die Scene bei Ayrer das Material geliefert, in wel-

---

[1] Dieser Zusatz ist wohl so zu deuten, dafs die 'frommen Landsknechte' sämtlich Bärenhäuter in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, d. h. faule Häute, seien.

cher die drei Landsknechte, bevor sie im Himmel sind, den Zorn des Pförtners hervorrufen durch ihr Verlangen, den gestohlenen Hahn im Himmel zu essen. Diese Abweichung von Sachs ist die bedeutsamste. Durch sie soll die Teilnahme des Lesers auf den hingelenkt werden, der bestimmt ist, nach mancherlei Schicksalen der erste Bärenhäuter zu werden.

Das erste Abenteuer dieses Landsknechts — es spielt im papiernen Kalender-Himmel, bei dessen Schilderung Brentano dem 'Ganſs König' des Magister Wolfhart Spangenberg aus Straſsburg (besonders Kap. 3) folgt — ist Hans Sachs nacherzählt. Dieser hat den Stoff in dem Liede 'Der teufel mit den Landsknechten' verarbeitet und später als Schwank mit der Überschrift 'Der teufel leſst kein lantsknecht mer in die helle faren' versifiziert. Diese zweite Bearbeitung hat Brentano bevorzugt — 14 Verse (71—84) sind nahezu wörtlich herübergenommen —, doch hat er nur einen Ausschnitt aus dem Meistersinger gemacht: Lucifers Aussendungsrede fehlt, ebenso der Bericht des heimgekehrten Teufels, wie es ihm bei seiner Mission ergangen ist. Auſser dem Teufel hinterm Ofen läſst Brentano noch einen zweiten als Zechkumpan des Landsknechts auftreten, um den Segensspruch des Landsknechts hervorzurufen und so den Plan des ersten Teufels zu vereiteln. Von den Zusätzen Brentanos (Erfindung des Biers, Spruch vom Schlaraffenland, Bierprobe) ist märchenhaft nur der von dem Saufbruder Teufel während des Braugeschäftes hergesagte Spruch vom Schlaraffenland. Er stammt wieder aus Ayrer, der ihn dem Lotterbub Herman Ungefüder in den Mund legt, ist aber etwas verändert und erweitert.

Mehr interessiert uns das unserem Landsknecht als zweites Erlebnis angedichtete, in ironisch-scherzhafter Weise 'Ursprung der Tapferkeit' betitelte und seltsam modifizierte Märchen von St. Peter und dem Landsknecht, der das Lammesherz stiehlt. Im Grunde ist, was Brentano bietet, nichts anderes als der von ihm selbst unter dem Titel 'Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen' erneuerte alte deutsche Bürgerspaſs (der für Petrus den Herrgott selbst einsetzt) oder als der bekannte Soldatenstreich, dessen volkstümliche Fassung uns bei Grimm (K. u. H. M. Nr. 81) begegnet, wo eine Anzahl von Sol-

datenstreichen auf den Bruder Lustig übertragen ist. Aus dem Lammesherz des Volksmärchens aber wird bei Brentano ein Hasenherz, damit Petrus den infolge seiner Habgier als Dieb erwiesenen Landsknecht strafen kann: 'So soll das Hasenherz deiner Natur werden.'

Dieser Landsknecht ist der Bärenhäuter der Hauptgeschichte, in der Brentano in Abhängigkeit von Grimmelshausen steht, wenigstens in der Hauptsache. Abzusehen ist dabei von dem Umstand, dafs der Held Grimmelshausens ein aus der Schlacht entronnener und im Walde verirrter Landsknecht ist, während er bei Brentano (nach Frey und Kirchhof) ein auf der Walstatt gebliebener Soldat ist, der, von Hölle, Himmel und Warteinweil entfernt, eine Rolle auf Erde zu spielen übernimmt. Abzusehen ist auch von der im Anfang gegebenen Charakteristik der Hauptperson. Der Held Grimmelshausens ist tapfer, nur aus Nahrungssorgen zu dem Vertrage mit dem Teufel bereit, und fromm, da er die Bedingung stellt, dafs ihm die siebenjährigen Dienste an der Seligkeit nicht hinderlich seien, kurz: er ist im grofsen und ganzen die volkstümliche Märchengestalt, die uns bei Grimm (Nr. 101) entgegentritt. Der Landsknecht Brentanos dagegen ist feige, aus Faulheit und Bequemlichkeit nur unter lockenden Bedingungen dienstbereit, um sein Seelenheil nicht bange. Brentano hat der vorbereitenden Erzählungen wegen ändern müssen: wer ein Hasenherz gegessen hat und, vermutlich des getrunkenen Gänseweins wegen, an Gänsehaut leidet, kann nicht beherzt sein, sondern lebt in steter Angst des überall auf Erden umherstreifenden aufgelösten himmlischen Tiergartens wegen; wem das Schlaraffenland so lockend geschildert ist, wie unserem Bernhard durch den Brauer Bruder Teufel, der wünscht sich als Lehnerich dort hinein, um so mehr, wenn er, von Himmel und Hölle verwiesen, für seine Seele nichts zu hoffen noch zu fürchten hat und von Natur träge zur Arbeit, zum Stehlen, Fressen und Saufen willig ist. Die Absicht, das Vorhergehende zu verwerten und zugleich den Zusammenhang des Ganzen zu wahren, hat unseren Dichter auch veranlafst, keinen beliebigen Teufel als Werber und Dienstherrn hinzustellen, sondern denselben Bruder Teufel, der sich in Landsknechtsgestalt als Trinkgenosse an Bernhard gemacht hatte. Dieser Abgesandte Lucifers, der vergeblich

versucht hat, Bernhard durch allerlei Fatzwerk in die Hölle zu bringen, um an ihm eine Geisel für die Unkosten des Höllen-Verteidigungsstandes zu haben, gewinnt nunmehr zwei Seelen statt einer.

Wie erreicht er das? Bis zu dem Punkte, da der Teufel dem Bärenhäuter angiebt, wie er das Alter der drei Mädchen erraten könne, ist die Anlehnung Brentanos an Grimmelshausen eine sehr enge, teilweise sogar wörtliche. Dahin gehören Abschnitte wie der Pakt mit dem Teufel, dessen Rückkehr vor Ablauf der sieben Jahre, die Ausstattung Bärenhäuters, die Ausmalung des Zimmers im Wirtshause durch den Geist. Allerdings sind zahlreiche Zusätze, Einschaltungen und Erweiterungen zu konstatieren. Brentano hat alles Mögliche in die Darstellung hineingezogen, indem er z. B. Lieblingsfiguren aus seiner Lektüre oder unsympathische Persönlichkeiten von historischer Bedeutung wenigstens erwähnt. Ich erinnere an die Vermehrung der nach Grimmelshausen in Bärenhäuters Zimmer gemalten Berühmtheiten um die Porträts Schelmuffskys und des Bruder Grafen (Hauptgestalten aus Schelmuffskys Reisebeschreibung) sowie Gottscheds (eines Philisters und litterarischen Antipoden). Zusätze wie der gelegentlich des Teufelsbündnisses, der Bärenhäuter solle in jedem der sieben Jahre eine von den sieben Künsten sich und anderen durchs Maul ziehen, Einschiebungen wie 'Gelehrte Thiergesellschaft,[1] böhmische Sprache' — diese genau Kirchhofs Wendunmuth I, 246 ('Wie die böhemische Sprach auffkommen') nacherzählt — 'Auflösung der gelehrten Thiergesellschaft, Bernhäuter privatisiert', erklären sich aus dem Bestreben Brentanos, das Ganze durch Vermischung der Menschen-, Tier- und Sternenwelt und satirische Anspielungen auf Kunst, Wissenschaft, gelehrte Gesellschaften etc. als 'scherzendes Gemisch' zu gestalten, wie denn Arnim, der als Herausgeber der Zeitung für Einsiedler ein Vorwort zu der Arbeit seines Freundes geschrieben hat, diese 'heitere Anreihung alter Sagen' unter Hinweis auf manche der frühesten deutschen Erzähler und auf Jean Paul zu der 'Gattung freien Scherzes' rechnet, 'die den Deutschen so ganz nationell' sei.

[1] Ich finde etwas Ähnliches bei Tieck: 'Die verkehrte Welt' Akt III, Scene 2.

So rechtfertigen sich kleine Abänderungen des Volksmärchens, wie die Namhaftmachung des Wirtshauses als dessen, wo der Wolf den Gänsen predigt — Reminiscenz an Spangenberg Kap. 6 —, des Schwiegervaters als Messalinus Cotta, Messalä des Wohlredners Sohn, der als Gänsefüfsler (nach Plinius' *Hist. nat.* X, 27 und nach Spangenberg Kap. V, v. 294—297) und als edler Herr (Satire auf den Buchhändler Baron Cotta) eingeführt wird und mit dem Wolf (Friedrich August?) sehr oft Geschäfte hat, weiter die Aufnahme Bärenhäuters als *homme de lettres,* aber im besonderen Zimmer, um die Gänse nicht aus der Predigt zu verscheuchen.

Die zweite Hälfte des Märchens weicht viel mehr von der Überlieferung ab. Statt dafs der Teufel den Bärenhäuter bekannt macht mit der Art und Weise, wie der zukünftige Schwiegervater seine Töchter bei derlei Anlässen aufstelle, nennt er ihm die Namen derselben und rät ihm, sie bei der Vorstellung plötzlich auszurufen, worauf sich die Mädchen verraten würden. Als Ort der mit Bärenhäuter vorgenommenen Reinigung wird eine bestimmte Stelle des Rheins, das Binger Loch, bezeichnet, wie auch schon in der ersten Hälfte der Geschichte die Lokalität specialisiert ist, indem als Aufenthaltsort des in Teufels Diensten Stehenden nicht 'ein Lusthaus, ein ödes Schlofs', sondern 'eine alte wüste Kirche auf dem Hundsrück' genannt wird. Die Laune des Verfassers tritt nun immer entschiedener hervor. Während die Überlieferung von dem Augenblick an, als die Übergabe des Ringes erfolgt, die Ereignisse sich schnell abspielen läfst, wird die Handlung von Brentano aufgehalten: zwischen Bärenhäuters Weggang aus dem Hause des edlen Herrn und seinem Wiederkommen zur Hochzeit liegt ein durch die Überschriften 'Ursprung der Krämermesse, Überraschungen, Die dreyerley Steinfresser, Die falsche *belle Illimaz,* Abzug' bezeichnetes Intermezzo, in dem Bärenhäuters Schwiegervater als geriebener Geschäftsmann erscheint, in dem Eulenspiegel figuriert u. s. w. Aufserdem verweilt Brentano länger bei einigen Teilen der Handlung. So wird die Trauung ausführlicher geschildert ('gelehrte Tierhetze' u. a.), so erscheint der Teufel (hier 'der dunkle Riese' genannt), da Bärenhäuter und Eudoxia in der Brautkammer sind.

Mit dem Erscheinen des Teufels schliefst das Volksmärchen.

Was Brentano noch hinzufügt, die 'Geschichte von der Ratte' (nach Schelmuffsky) und alles im Schlufskapitel (8) Erzählte, ist nicht märchenhaft, aufser dem Motiv von dem Bären, der mit einem Menschen ein Bündnis zur Verrichtung von Arbeiten schliefst.[1]

Wir haben sonach im 'Bärenhäuter' ein echtes Märchen vor uns, das in den Hauptzügen und im sprachlichen Ausdruck, sowie zum Teil in der örtlichen und zeitlichen Fixierung auf Grimmelshausen beruht, aber durch allerlei Beiwerk im krausen Stil der Einsiedler-Zeitung den Märchencharakter sehr abgestreift hat, doch nicht so, dafs sich nicht der echte Kern herausschälen läfst. Das Beiwerk scheint übrigens dem Verfasser das Wichtigste gewesen zu sein. Jedenfalls wollte er nicht blofs das (bezw. die) Märchen wiedergeben. Er schreibt an Arnim gelegentlich der Übersendung des Manuskripts am 8. April 1808 (Steig, Arnim und Brentano, S. 251): 'Auch erhältst du meinen Brief einer Apfelhüterin, der eine hübsche Antwort im Blatt möglich macht mit der Unterschrift Herzbruder, welches immer meine Unterschrift bei scherzhaften Aufsätzen sein soll.' Als einen scherzhaften Aufsatz wollte er daher wohl auch den 'Bärenhäuter' angesehen wissen, wenn er ihn auch (Brief an Arnim vom 15. März 1808 — Steig, S. 247) Novelle nennt oder in dem oben angeführten Briefe als ein Werk bezeichnet, das, einzeln gedruckt, beinahe ein Volksbüchlein werden könnte. Die Begriffe Novelle und Volksbuch sind ja so vielumfassend und so wenig fest abzugrenzen, dafs dadurch meine Annahme nicht zu Falle gebracht wird. Gehört es doch gerade zu einem guten Volksbuch, dafs nicht blofs gröfsere Volkskreise Nahrung für ihre Phantasie darin finden, sondern auch das gebildetere Publikum an der komischen Satire sich erheitere.

---

[1] Auffällig ist, dafs der nackte Schicksalsbär sich Bärenhäuters Husarenuniform, von der vorher keine Rede ist, mit ins Grab geben läfst, und dafs im Volksmärchen (Grimm Nr. 101) die zweite Tochter beim Anblick des verwilderten Bärenhäuters ausruft: 'Da gefiel mir der rasierte Bär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Husarenpelz an und weifse Handschuhe.' Ich vermute hierin Überreste eines in der Erinnerung des Volkes verloren gegangenen Märchens.

Das Hexenmärchen.

Das im Gegensatz zu dem musivisch gearbeiteten 'Bärenhäuter' einheitliche Hexenmärchen aus den Jahren 1811/12 mit seinem 'eigentümlich lokalen, einsamen, schauerlichen Charakter', der in der zweiten Fassung (in den Wehmüllern) weniger zur Geltung kommt, knüpft an den Volksaberglauben an, der Zauberern und Hexen die Fähigkeit zuschreibt, sich in Kater und Katzen zu verwandeln. Ich sehe keinen Grund, an Brentanos Mitteilung (Anm. 82 zur 'Libussa') zu zweifeln, dies Märchen sei ihm von einem Reisenden erzählt worden. Vermutlich in Böhmen, wo er das Werk niedergeschrieben hat. Dafs in deutschen Sagen und Märchen die Katzen in ähnlicher Weise ihr Wesen treiben — z. B. in den thüringischen Sagen von der Katze des Bischofs Michael zu Merseburg und von den tanzenden Katzen oberhalb Berga, nahe bei Pöltschen, im Nonnenkloster (Bechstein, Dtsch. Sagenb. Nr. 421 und 571), sowie in dem von Simrock (Deutsche Märchen 1864, Nr. 44) mitgeteilten Märchen 'Schmadderaderaderalz' und in dem schweizerischen 'Der Müllerbursch und die Katze' (Zingerle Nr. 39) — verschlägt nichts gegenüber der Thatsache, dafs dieselben Märchen- und Sagenzüge Gemeingut der verschiedensten Völker sind.

Die Rheinmärchen.

Von den aus Brentanos Nachlafs von Guido Goerres herausgegebenen Märchen sind nur die vier ersten (und 'Gockel') mit einiger Sicherheit zu datieren. Der Entwurf des ersten Märchens, welches als Eingangsfabel dient, reicht wohl schon in die Zeit des Sommers 1800 oder 1801, in welcher Brentano am Rhein, besonders in der Gegend um Rüdesheim, mit der Guitarre im Arm umherstreifte. Die Ausarbeitung aber gehört wie die der übrigen einer weit späteren Zeit an. Zwei Mitteilungen stehen uns zu Gebote, durch die wir in dieser Frage ein annähernd richtiges Ergebnis erzielen können. Arnim schreibt an Jean Paul (Berlin, 1. Januar 1811 — Steig, Anm. 240): 'Seit drei Jahren, dafs Brentano hier lebt und seit er seiner fatalen Ehe entschlüpft ist, arbeitet er Romanzen und Märchen mit einer

Liebe und einem Fleifse, dafs sie einst als ein dauerndes Denkmal seines seltenen Geistes und seiner mannigfaltigen Studien bestehen werden.' Ein Selbstzeugnis Brentanos ist daneben zu stellen. In seinem Briefe an den Buchhändler Reimer vom 26. Februar 1816 sendet er 'zugleich mit dem vor etwa fünf Jahren flüchtig niedergeschriebenen Manuskripte' einen Plan, der die gewählte Form der Rahmenerzählung rechtfertigt: sie biete einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung, da sie Fortsetzung des Manuskriptes gestatte. Die romantische Eingangsfabel und drei Märchen, die Erzählungen Radlaufs, eines Fischers und eines Schneiders, sind in diesem Schreiben als fertig erwähnt. Somit fällt die Abfassung der Rheinmärchen in die Zeit des Berliner Aufenthalts vom September 1809 bis zum Juni 1811.

Sie sind in der That flüchtig niedergeschrieben. Auch wenn man z. B. den in der Goerres-Ausgabe vorkommenden Textfehler (G. S. 329 'Enkel Radlauf' statt 'Sohn Christel') an der Hand des von Diel (mit Hilfe eines Exemplars aus Boehmers Bibliothek) mitgeteilten ursprünglichen Textes (D. S. 305) korrigiert, bleiben noch zahlreiche Versehen übrig. Die auffälligsten sind folgende.

1) Die Kapitelüberschriften bei Goerres S. 54 und Diel S. 109 haben 'Die alte Königin von Mainz' statt Trier.

2) In demselben Kapitel heifsen die Triersche Königin und Prinz Mausohr die rechten Eltern Rattenkahls (s. G. 68, D. 119), während Mausohr vorher und nachher Rattenkahls Bruder ist.

3) Die Rheinkarpfen haben G. 126 und D. 158 vor Alter graues Moos auf dem Kopfe, auf der nächsten Seite (G. 127, D. 159) ist von dem närrischen jungen Karpfenweib die Rede.

4) Radlauf ernennt den Fischer Petrus zu seinem Nachfolger im Erzählen (G. 158, D. 181), nach G. 354 und D. 323 soll Marzibille das zweite Märchen erzählen.

5) G. 266 und D. 258 steht 'Grubenveitel' für Kautzenveitel.

6) Aus der Esche (G. 287, D. 274) wird G. 289 und D. 275 eine Kastanie.

7) G. 308 und D. 289 ist Damon irrig Veitels Urgrofsvater genannt.

8) Das G. 326 und D. 303 vom roten Hahn, von Christel

und Margarete Erzählte weicht ab von dem G. 340 und D. 313 Gesagten.

Einige dieser Irrtümer, z. B. Nr. 3, mögen immerhin beabsichtigt sein, um den Leser zu vexieren; hat doch der grofse Cervantes derartige Neckereien nicht verschmäht, und bietet doch der Pentameron, ein Lieblingsbuch Brentanos, manche Beispiele für solche scheinbaren Nachlässigkeiten (vgl. Liebrechts Übers. I, Anm. 37. 68. 92 etc.). Die Mehrzahl der Versehen aber hat ihren Grund im flüchtigen Niederschreiben. Brentano hatte, wenn er nach längeren Unterbrechungen die Arbeit wieder aufnahm, das Vorhergehende nicht mehr genau im Kopfe. Nehmen wir solche gröfseren Pausen zwischen den Arbeitstagen an, so erklären sich die Fehler ohne Schwierigkeit.

Jedenfalls ist es schon hiernach ausgeschlossen, dafs Brentano später an den Märchen gefeilt hat. Dazu kommt aber noch, dafs die durch die Handlung des Radlauf- und Staarenberg-Märchens bedingten Zeitangaben verworren sind. Brentano war sich bei der ersten und einzigen flüchtigen Ausarbeitung darüber selber noch nicht klar.

Nur auf die Rheinmärchen, und auch nur zum Teil, beziehe ich Wilhelm Grimms Äufserung gegen Joseph Goerres (Brief vom 6. Dezember 1816 — Goerres' Gesammelte Briefe II, 504. 505), Brentano habe ein paar Bände Märchen aus eigener Erfindung beendigt. Denn die folgenden Märchen der Goerres-Ausgabe, vom 'Witzenspitzel' bis 'Dilldapp', können schlechterdings nicht als von Brentano erfunden bezeichnet werden. Auf sie pafst vielmehr, wenigstens auf die meisten, was Wilhelm Grimm 1809 erklärt hat, wenn er von Kindermärchen spricht, die Brentano herausgeben wolle, und wenn er als dessen Hauptbuch dafür 'die kleine italienische Sammlung, die er hat' anführt. (Koch bei Kürschner 146, I, 1, S. CXLIX Anm.)

Radlauf.

Das erste der Rheinmärchen, von Brentano das Rheinmärchen genannt — Brief an Boehmer, München, Januar 1840 —, verflicht in phantastischer Weise die Sagen vom Binger Mäuseturm und vom Rattenfänger von Hameln. Der Bischof Hatto

der ersten Sage hat sich in den König von Mainz verwandelt, doch sind die Hauptmotive der Sage, Hattos Hartherzigkeit und Bestrafung, beibehalten. Auch die charakteristischen Züge der Rattenfänger-Sage, die Befreiung der Stadt von der Mäuseplage und die Rache für die Vorenthaltung des ausbedungenen Lohnes, sind im Märchen wiederzuerkennen, doch merkwürdig verschoben und auf mehrere Personen verteilt. Die Befreiung der Stadt von der Plage geschieht nicht durch die Hauptperson, Radlauf, der im Gegenteil, um den Treubruch des Königs zu strafen, die Tiere in die Stadt lockt, sondern Hatto listet dem Müller die Pfeife ab und der Bettelvogt pfeift die Tiere ins Wasser; und der Racheakt an den Kindern der Stadt, gleichfalls von einer Nebenfigur, Prinz Mausohr, vorgenommen, wird herbeigeführt durch die Beschimpfung, die sich das Stadtoberhaupt gegen Mutter und Bruder des Prinzen erlaubt. Das Ergreifende, was in dem Ausgang der unschuldigen Hamelnschen Kinder liegt, ist dem Plan der bequemen Anreihung anderer Märchen zuliebe abgeschwächt durch die Aussicht der Eltern, ihre Kinder wiederzuerhalten. Diese Dichtung, dafs der Vater Rhein die in seinem Gewahrsam befindlichen Kinder nur gegen Erzählungen herausgiebt, kann übrigens von der Sammlung 'Tausend und Eine Nacht' beeinflufst sein.

Zahlreich sind die Beziehungen auf den Volksaberglauben und die mythischen Gebilde, die in das Märchen aufgenommen sind. Da ist der Rattenkönig, der Herrscher über alle Mäuse und Ratten, Wiesel und Iltisse; Vater Rhein und andere Wassergeister und Flufsnymphen. Da sind Tiere, die wegen ihrer Farbe oder aus anderen Gründen in besonderem Ansehen beim Volke stehen: Weifsmäuschen, Goldfischchen; der treue Star mit der Gabe der Weissagung; der Storch, in der Mythologie der verwunschene Mensch u. a.

Selbst die deutsche Heldensage wird gestreift. Der Mythus vom Nibelungenhort wird benutzt zur litterarischen Satire gegen die Mythenforscher von der Hagen, Docen und Gebrüder Grimm — eine Art der Ironie, die besonders Tieck in seinen Märchendramen gepflegt hatte, die Brentano aber auch aus Gozzis Märchenspielen kannte.

Auch Erlebtes wird zum Gedicht: Arnims und Brentanos

Rheinfahrt vom Juni 1802 (nicht 1801! s. Steig, S. 34), die noch lange in der Erinnerung beider haftete, wird verewigt unter Wiedergabe dessen, was die Freunde beim Vorbeifahren am Lurleyfelsen gerufen hatten. Zugleich singt jeder von beiden Teile von selbstgeschaffenen Liedern. Der Schwarze (Brentano) singt vier (etwas veränderte) Verse eines Liedes, über dessen Entstehung uns der 'Frühlingskranz' etwas mitteilt. Er enthält einen Brief Clemens' an Bettina: 'Hier hast du ein Lied, das ich schrieb, als ich Benediktchen (Korbach) gesehen hatte, ich hatte es eigentlich geschrieben, als ich an dich dachte.' Es stammt also wohl aus dem Juni 1802, als Brentano in Koblenz zurückblieb, während Arnim rheinabwärts weiter reiste. Das dem Braunen (Arnim) in den Mund gelegte Lied setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Die erste Hälfte ist aus dem in Reichardts 'Berlinischer Musikalischer Zeitung' von 1805 unter Stück 9 veröffentlichten 'Morgengrufs' (s. Steig, S. 115), die andere aus dem Lied an die Liebe (fünfte Stimme des 'freyen Dichtergartens' in der Zeitung für Einsiedler vom 1. April). Brentano hat übrigens hier wie meist in freier Weise nach dem Gedächtnis citiert.

Was dem Märchen seine Besonderheit verleiht, das ist 'viele Lokalität am Rhein', der nicht nur den schwärmenden Jüngling Brentano entzückt, sondern auch dem träumenden Knaben eine ganze Märchenwelt vor die Augen gezaubert hatte. Viele landschaftlich hervorragende Punkte des schönen Stromes begegnen uns daher: Mainz mit dem Eichelstein und der Insel Petersau, Rüdesheim, der gegenüberliegende Rochusberg, Mäuseturm, Binger Loch, Bacharach (*ara Bacchi*), die Berge Katz und Maus, die zu dem im Märchen so wichtigen Gegensatz zwischen Ratz und Katz angeregt haben mögen, das Wisperthal, berühmt durch den Wispelwind, Koblenz, wo Brentano von 1784 bis 1789, also etwa vom 6. bis 11. Lebensjahr verweilte u. s. w. Die Berücksichtigung der Moselstadt Trier lag nahe, da der (letzte) Kurfürst von Trier, Clemens Maria Wenceslaus, des Dichters Taufpate war.

Staarenberg.

Als Ausgangspunkt des Märchens vom Hause Staarenberg darf der Melusinen-Stoff gelten. Die Meerfee, die eines Sterb-

lichen Liebe geniefst und von ihm zweimal — denn die Verleitung der Kinder durch den Hofmeister geschieht mit Christels Wissen — verraten wird, trägt hier den Namen der Frau Lureley, aber auch lediglich den Namen. Denn sie hat nichts von dem Wesen der verführerischen Sirene Lureley in Brentanos Godwi und in der Volkssage, die insofern eine Erfindung des Dichters genannt werden kann, als dieser die volkstümlichen Vorstellungen von verführerischen Nixen mit dem Lurleyfelsen und seinem berühmten Echo verband. Vielmehr ist Lureley wie im Murmeltier 'die gute und schöne Wasserfrau'. Sie hat ungefähr das Schicksal der Melusine. Doch ist ihre Gestalt vermenschlicht, ihre Fischnatur in den Hintergrund gedrängt. Ja, ihre Geschichte ist scherzhaft modernisiert: sie wird standesgemäfs von der Staarenberger Wasserfrau erzogen und später von ihrer Mutter an einen 'schicklichen, stillen', klösterlichen Ort (Laacher See mit Genovevas Grabstätte) gebracht. Ihr Liebesverhältnis mit Christel ist wahrscheinlich zugleich die poetische Verherrlichung eines Ereignisses, das auf Brentano einen grofsen Eindruck gemacht hatte. ... Sein jüngerer Bruder Christian hatte als Student in Marburg eine tiefe Neigung zu einem wunderschönen Erdbeermädchen gefafst, das auch Clemens und Savigny bekannt war, hatte dasselbe von dem Heimatsdorf entfernt und dem befreundeten Pfarrer Bang in Gofsfelden (Kreis Marburg) zu einer einfachen Erziehung übergeben. Von diesem 'Abentheuer' setzte Clemens zu Neujahr 1805 von Heidelberg aus Arnim mit den wärmsten Worten in Kenntnis: er nennt das Mädchen 'ein wirkliches Ideal bäurischer Unschuld, milder, adlicher Schönheit, jungfräulicher Jugendblüthe, kurz das wunderbarste, holdseligste Geschöpf von fünfzehn Jahren' (Steig, S. 125). Dieses Mädchen hat allem Anscheine nach zum Murmeltier und mittelbar zur Frau Lureley Modell gestanden, die ja Kleidung und Aussehen von einem hessischen Bauernmädchen entleiht und in dieser Gestalt sich dem Erbprinzen Christel nähert, dem Christian Brentano seinen Namen hat leihen müssen. Vgl. die Schilderung, die Frau Lureley von dem Mädchen giebt (G. 344, D. 316), mit Brentanos Worten im oben angeführten Briefe.

Der Plan des Dichters, die Geschichte von Radlaufs Ursprung zu erzählen, legte es nahe, der Frau Lureley und ihrer

Mutter, der Wasserfrau, die Vertreterinnen der drei anderen Elemente anzuschliefsen. So entstanden als Ahnfrauen Radlaufs zunächst als Tochter des (Sonnen-)Feuers Frau Phosphor Feuerschein oder Erdfeuerschein, weiter Frau Phönix Federschein als Tochter der Luft, Frau Edelstein, das Kind der Erde. Dazu als älteste Ahnfrau die Tochter des Mondmanns, Frau Mondenschein: welches reiche Feld für Naturschilderungen, in denen Brentano seiner eigentümlichen Vorliebe und Fähigkeit für 'beglänzte' Darstellung sich überlassen konnte!

Wie Lureley mit einem Fürsten verbunden ist, der zugleich ein Wassermüller ist, so üben auch die Gatten der anderen Stammmütter Gewerbe aus, die dem Wesen der letzteren entsprechen. Radlaufs Grofsvater Jakob ist als Mann der Frau Feuerschein Köhler, der Ältervater Veit, Frau Phönix vermählt, treibt Vogelstellerei, Urältervater Johannes, mit Frau Edelstein verheiratet, gewinnt als Bergmann Edelsteine. Frau Mondenschein endlich hat der Mondschäfer mit dem idealen Schäfernamen Damon geehelicht. Man bemerke, dafs die hier vertretenen, in Feld und Wald, in Bergen und Gewässern ausgeübten Berufsarten von jeher als die vorzüglich poetischen gelten. Die Königssöhne in der jüdischen, griechischen und römischen Sage sind in der Jugend Hirten; den Bergmannsberuf hatte Novalis zu Ansehen gebracht; die deutsche Kaisersage kennt Heinrich den Vogler; Köhler spielen in der Sage vom Prinzenraub eine Rolle u. s. w.

Der 'vielfache' (dreifache), im 'Radlauf' (G. 141, D. 169) unrichtig als siebenfältiger aufgeführte Widerhall des Lurleyfelsens hat wohl auf dem Wege der Personifikation die Siebenzahl der Töchter Lurleys hervorgerufen, die im 'Hause Staarenberg' das Gefolge vorstellen. Die Zahl kann übrigens auch durch die im Munde rheinischer Schiffer lebende Sage von den sieben Jungfrauen auf Schlofs Schönberg über Oberwesel veranlafst sein, wenn man sie nicht einfach als heilige und in Märchen stereotype Zahl gewählt sein läfst. In Analogie zu den Begleiterinnen Lurleys haben die übrigen Ahnfrauen gleichfalls je sieben Gespielinnen erhalten.[1]

[1] Diel (Auswahl Bd. II, S. 606) sagt: 'Wir machen vor allem aufmerksam auf jene Stellen, in denen Brentano das Wirken und Walten

Hierzu hat der Dichter aus dem Schatze seines Wissens auf dem Gebiete des Romantisch-Wunderbaren allerlei Geister und Fabelwesen gesellt: wunderliche Astrologen und Nativitätsteller wie Cisio Janus, in dem ein alter Volks- und Schulkalender Fleisch geworden ist; Alchymisten, die in eigens dazu erbautem Turm den Stein der Weisen suchen, wie (Grubenhansel und) der Affe Trismegist, benannt nach dem ägyptischen Philosophen und Vater der Alchymie Hermes Trismegist; das Aderlafsmännchen; Berggeister; der Mondmann, dessen Geschichte eine Bilderreihe enthält zu dem Sprichwort: Dem Mond kann man kein Kleid machen. Dazu kommen Vögel, die der Volksaberglaube auszeichnet: der Kuckuck, die böse Eule, Aglaster (eigentlich Elster), deren Namen unsere Starenkönigin als beredte Schicksalskünderin nicht mit Unrecht trägt, der rote (Feuer-)Hahn; Zaubermittel wie der Erdspiegel, der Personen entdecken hilft und alles offenbart, Wünschelrute, Springwurzel — Dinge, mit denen Brentano durch seine an geheimwissenschaftlichen Büchern und anderen Kuriositäten reiche Bibliothek sehr vertraut war. Auch historische Gestalten, die zur Sagenbildung reizen, sind verwendet: der schlafende Kaiser Friedrich, dessen Bart durch den Tisch gewachsen ist, Berthold Schwarz und Picus de Mirandola, der Paradiesvogel der Gelehrsamkeit, der Phönix seiner Zeit. Seine Herbeiziehung ist vielleicht verursacht durch den lateinischen Namen der Aglaster = Pica. Wir haben es dann hier, wie so oft bei Brentano, mit einem Prozefs zu thun, der als Ideenassociation rohester Art sich ansehen läfst. Selbst das klassische Altertum mufs herhalten. Die Sage vom Aktäon ist auf Damon angewandt und tief aufgefafst; der junge Veit mit dem sehnsüchtigen Verlangen, zu fliegen, gemahnt an Dädalus; die warmen Quellen bei Biberich bringt der Hufschlag eines Rosses zu Tage, wie Pegasus die Hippokrene, etc.

der Naturkräfte personifiziert — Dichtungen, welche in der deutschen Litteratur einzig dastehen und welche mit ähnlichen Schilderungen in Shaksperes Sommernachtstraum und Wintermärchen wetteifern.' Ich habe nur eine Ähnlichkeit der Namen, welche die Begleiterinnen der Frau Mondenschein und Titanias führen, herausgefunden. Vielleicht aber ist Akt II, Scene 3 (die Säuberung des Platzes) für Schneckenpfeils Thun vorbildlich gewesen.

Der landschaftliche Hintergrund des Märchens ist dem vorwiegend düsteren Inhalt angepafst. Es ist der Schwarzwald mit seinen finsteren Tannen, der dem ehemaligen Heidelberger nicht fern lag, und der Starenberger See mag nur ein anderer Name sein für den geheimnisvollen, von alters her berüchtigten Mummelsee.

Brentano hat (Brief an Boehmer, München, Januar 1840) den 'Hans von Staarenberg' als 'incorrect romantisch' bezeichnet. Warum wohl? Die Wirkung des Märchens hängt zu sehr von äufserlichen Mitteln ab, zumal von dem düsteren Reiz der Landschaft, von dem glänzenden Kolorit in den Beschreibungen, von dem in orientalischen Märchen häufigen fatalistischen Motiv. Die letzte Eigenschaft macht das Märchen den um dieselbe Zeit entstandenen 'Romanzen vom Rosenkranz' verwandt und fordert die Monotonie im Schicksal der Ahnherren.

Murmeltier.

Die beiden anderen Märchen des Rheincyklus sind nur bedingt mit Wilhelm Grimm als 'Märchen aus eigener Erfindung' zu bezeichnen, da sie dem Grundstock nach auf Volksmärchen beruhen.

Das erste — 'vom Murmelthier' — bringt die Frau Holle, und zwar in einer Bearbeitung, die sich in den Erzählungen der Madame Villeneuve findet. Ich habe das Original nicht einsehen können, sondern nur die 1765 zu Ulm erschienene Übersetzung 'Die junge Amerikanerin oder Verkürzung müfsiger Stunden auf dem Meere'. Der Inhalt der in Teil 1 (von S. 232 ab) und Teil 2 dieses Buches unter dem Titel 'Die Wassernymphen oder Wassernixen' erzählten Geschichte deckt sich im wesentlichen mit dem, was Brentano giebt. Freilich gilt das nur für die äufseren Vorgänge. Die Darstellung ist in beiden Werken grundverschieden, und, wenn irgendwo, so pafst hier die Äufserung Lappenbergs gegen Boehmer, die Hinweisungen auf die Quellen würden den Wert Brentanos noch mehr ins Licht treten lassen. Wer die französische Erzählung gelesen hat, die, als Dichtwerk unerträglich, für den Kulturhistoriker von Interesse ist, wird es ausreichend finden, wenn ich sage: Brentano hat das Widerlich-

Galante, Schäferlich-Höfische fallen lassen, die ewig langen Unterredungen gestrichen, den Geisterapparat bedeutend vereinfacht; seine Personen muten uns natürlicher an, trotzdem Frau Wirx weit boshafter als Richarde ist. Er hat das Ganze dem Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts angepafst und so zu sagen ins Deutsche übertragen.

Der Schauplatz ist das Gebirge und der wilde Wald des schönen Hessenlandes, das Clemens von Marburg her kannte, und Frau Lureley vermittelt die Bekanntschaft Murmeltiers mit der Brunnenfrau, die Lisimene durch den Fall in den Brunnen macht. Lureley wird als Vermittlerin eingeführt, weil die ganze Erzählung nur die weitere Ausführung dessen ist, was Lureley Radlauf gegenüber gelegentlich der Geschichte seines Vaters kurz berührt hatte. Murmeltier trägt die Züge des erwähnten Erdbeermädchens und tritt (wie das gute Mädchen in den Haulemännerchen — Grimm Nr. 13) Erdbeeren sammelnd auf. Der Name Murmeltier ist die Übersetzung des Namens Liron, den 'die junge Amerikanerin' unrichtig, doch dem Inhalt des Märchens entsprechend, mit 'Schmutzlappen' verdeutscht. Der nebensächliche, aber schöne und in der Dichtung nicht häufige Zug, wonach beim Kämmen und Flechten der Haare Lureleys dem Mädchen lauter Perlen und Edelsteine in den Schofs fallen, ist auf Brentanos Kenntnis italienischer Märchen zurückzuführen; s. Pentameron 4, 7, womit zu vergleichen Straparolas 'Schlange' und 'Die drei Königskinder': F. W. V. Schmidts Märchensaal I, Nr. 2 u. 3.[1] Weiter hat sich der Dichter von der französischen Erzählung damit entfernt, dafs der zahme Biber, der dort dem guten Mädchen geschenkt wird, hier auf Lureleys Mahnung Murmeltier folgt, weil diese ihn aus der Falle befreit hat. Der Biber ist übrigens ein verzauberter Fischer, der nach seiner Entzauberung sich in Biberich (scherzhafte Etymologie!) niederläfst und Murmeltier heiratet. Brentano hat den Biber mit dem Fischer Petrus des Eingangsmärchens identifiziert, um den Vater Ameleychens, den Mann der Marzibille (Maria Sibylla, ein am Rhein häufiger Name in der niederen

[1] Brentano besafs eine französische Übersetzung Straparolas. Vgl. F. W. V. Schmidts Brief an Tieck vom 20. Juli 1818: Holtei, Briefe an Tieck III, 364.

Volksklasse), gleichfalls an dem märchenhaften Geschick der Hauptpersonen teilnehmen zu lassen. Das Mittel, die Zunge des Bibers zu lösen, ist, echt märchenhaft, der Kufs.

Das zweite Abenteuer hat Brentano durch den Grundgedanken, dafs das Mädchen belohnt wird, weil es in uneigennützigster Weise für das Gedeihen des Baumes sorgt, dem deutschen Märchen von der Frau Holle angenähert. Was in der französischen Unterlage, wunderlich genug, als die Hauptsache hingestellt ist: Liron stimmt durch ihre Serenade zur Laute die Baumnymphe günstig, so dafs diese die Äste des Baumes senkt — das hat Brentano unberücksichtigt gelassen. Er hat das Lockern der Erde und das Begiefsen, was dort nur hinterdrein kommt, als Ursache für das Gelingen des Unternehmens gesetzt und damit Murmeltiers Gemütsart charakterisiert.

Das Abenteuer in der Unglücksmühle ist merkwürdig durch litterarische Satire gegen den Hauptfeind der jüngeren Romantik, den alten Vofs. Es fragt sich, wie Brentano darauf verfallen ist, ihn in dem Müller zu bespötteln. Nun, die Grobheit und das zurückgezogene Leben des Müllers wird Brentano sofort den alten Vofs, um den es infolge seiner Schroffheit und Streitsucht immer einsamer geworden war, ins Gedächtnis gerufen haben, um so mehr, wenn der Dichter schon in Heidelberg, was nicht unwahrscheinlich ist, mit dem Stoff sich beschäftigt hat. Die Stelle auf S. 62 des zweiten Teiles, in welcher der Müller erklärt, er könne sich über das ihm entgegengebrachte Mifstrauen nicht beklagen, weil er sich durch eigene Schuld in den schrecklichen Ruf gebracht habe, der allerböseste Mann auf dem Erdboden zu sein, diese Stelle trifft bei Vofs fast buchstäblich zu. Aufserdem schien dem Dichter der Beruf des Müllers für Vofs zu passen, dessen unaufhörlich erscheinende Übersetzungen ihm von seiten seiner Gegner das Prädikat der nie still stehenden Übersetzungsmühle eintrugen, dessen Produktionsweise schon lange vorher A. W. Schlegel im Reichsanzeiger des Athenäums (II, 2) unter der Überschrift 'Neue Fabrik' als geistlos und handwerksmäfsig verspottet hatte. Den Hauptcharakterzug Vofs' hat Brentano berücksichtigt, wenn er den Biber auf Murmeltiers Frage, ob der Müller ein so gar grausamer Mann sei, antworten läfst: 'Das eben nicht, aber er ist ein sehr wunderlicher Mensch

und gerät leicht in den bittersten Zorn.' Nach der Seite seiner Geistesrichtung ist Vofs charakterisiert als nüchterner Verstandesmensch und peinlich genauer Sprachgelehrter, dadurch, dafs er das deutsche Erdfräulein Wurzelwörtchen zur Mutter und Campe zum Vater hat, der den poetischen Wert des Robinson durch seine aus pädagogischem Interesse geflossene Bearbeitung ein wenig verringert und als deutscher Philologe einem übertreibenden Purismus gehuldigt hatte. Campes Ruhm schwindet vor dem seines Sohnes, des potenzierten Worterfinders und Sprachreinigers Vofs, der alle Worte sehr fein kleinmahlt und ein ausgezeichneter Zeitmesser — 1802 war Vofs' 'Zeitmessung der deutschen Sprache' erschienen — und Taktschläger (beim Skandieren) ist. Dem Hexametrischen sind Sonette und Kanzonen zuwider, noch mehr seinem Sohne Abraham Vofs, der so vor der Künstlichkeit des Sonetts flüchtet, dafs er fast in der 'Wässerigkeit' umkommt: nur die Naturpoesie (Murmeltier) rettet ihn vorm Ertrinken. Sie weifs auch die über das Mafs gehende Kunstpoesie, im Affen Sonetto verkörpert, zu überwinden. Der Affe scheint mir statt des Bären der Vorlage gewählt, weil Vofs in seinem Sonett 'An Goethe' (1808) die deutschen Verehrer und Nachahmer dieser Dichtform 'äffische Naturen' genannt hatte. Diese Sonett-Episode ist übrigens eine Anspielung auf den grofsen Sonettkrieg zwischen Vofs und den Romantikern im Stuttgarter Morgenblatt und in der Zeitung für Einsiedler.[1]

Solche und ähnliche Sticheleien, die Brentano nach Vofs' Tode ausgemerzt wissen wollte (Brief an Boehmer vom Februar 1827), sind dadurch gemildert, dafs der Müller sich schliefslich als Murmeltiers Freund erweist. Freilich ist er egoistischer als sein Prototyp im französischen Märchen: er belohnt das Mädchen, weil sie seinen gröfsten Feind (Sonetto) totgeschlagen hat und ihrer guten Sprache wegen.

Nunmehr verläfst Brentano seine Quelle. Da er die Hof- und Intriguen-Geschichte, welche die Voraussetzung des fran-

[1] Dohmkes Vermutungen (S. 254 u. 255 der Brentano-Ausgabe, Leipzig, Bibliogr. Institut), dafs mit dem Wolf der grofse Homer-Kritiker und mit dem Biber Creuzer gemeint seien, werden sich kaum halten lassen, da die Vorlage Wolf und Biber verwendet. Jedenfalls berechtigt der Text des Märchens selbst nicht dazu.

zösischen Märchens bildet, gestrichen hat, so zieht er, um in Murmeltiers Leben die Wendung eintreten zu lassen, die deutsche Sage von der Königstochter vom Rheine herbei, und zwar mit Verwertung der im Wunderhorn abgedruckten Lieder 'Die wiedergefundene Königstochter' (II, 274 ff. der Originalausgabe) und 'Der Star und das Badwännelein' (II, 277 ff.), namentlich des letzten, das zu einem grofsen Teil von Clemens gedichtet ist.[1] Die Amsel, in der deutschen Mythologie ein weissagender Vogel wie der Star, ist anscheinend gewählt, weil ihr feierlicher Gesang zu der ernsten Scene besser pafst als das fröhliche und ergötzliche Starengeschwätz.

Mit der Erzählung von der Strafe, die die falschen Weiber trifft, kehrt Brentano wieder zu seiner Vorlage zurück.

Siebentot.

Das letzte der Rheinmärchen, lose angehängt und von Meckerling als seine Lebensgeschichte erzählt, handelt vom Schneider Siebentot auf einen Schlag. Es ist in der Hauptsache 'Das tapfere Schneiderlein' (Grimm Nr. 20). Damit erscheinen einige Züge aus dem Däumlingsmärchenkreise verbunden, namentlich aus 'Daumerlings Wanderschaft' (Grimm Nr. 45).

Vorauf geht die Erzählung Meckerlings von den Heldenthaten seines Vaters und von seiner eigenen frühesten Jugend. In dieser Vorgeschichte, die übrigens mehr Raum einnimmt als die durch die Überschrift angekündigte Erzählung, ist es vor allem auf komische Satire gegen die Juden abgesehen. Brentano und Arnim hatten sich in Berlin mit höheren Beamten, adligen Grundbesitzern und den Offizieren der Garnison zu einem geselligen Kreise zusammengeschlossen, zu dem 'Franzosen, Juden und Philister' keinen Zutritt hatten. Aus den Stimmungen, die in dieser 'deutschen Tischgesellschaft' vorherrschten, ist das Märchen entsprungen, dessen Satire nichts von der Schärfe hat, die in der etwa gleichzeitig (1811) verfafsten scherzhaften Abhandlung 'Der Philister vor, in und nach der Geschichte' sich findet.

[1] Die in der Berliner Universitätsbibliothek befindliche Originalausgabe des Wunderhorns, früher im Besitz der Brüder Grimm, hat an dieser Stelle die handschriftliche Notiz: 'vieles von Clemens gemacht.'

An dem Märchen hat des Dichters Phantasie den gröfsten Anteil. Der lange Tag und die lange Nacht in Person, der Sündenbock des Alten Testamentes, Amsterdam — Brentano war 1807 (s. Steig, Anm. 218) in Holland — mit der altberühmten Synagoge und den Generalstaaten, welscher Hahn, englisches Einhorn u. s. w.: alles das ist verkettet und durchaus originell. Daneben ist aber ausgebeutet, was die Einbildungskraft des Volkes auf die edle Schneiderzunft übertragen hat. Die Begegnung der drei Schneider mit der Schnecke ist die in Prosa aufgelöste 'Romanze von den Schneidern' (Wunderhorn I, 325 f.), und der Abschnitt, welcher von der Angst der Schneider vor dem Bock und ihrer Flucht in die Herberge handelt, klingt an den 'Flufsübergang' (Wunderhorn II, 374 f.) an. Doch hat der Bock des Märchens als Sündenbock etwas Teuflisches, wie denn die Volksphantasie sich den Teufel gern als Geifsbock gestaltet denkt (vgl. z. B. Wunderhorn II, 360 ff.: 'Ehrensache und Satisfaktion zu Günzburg'). Wenn der Dichter erzählt, wie dem Bock alle Luftlöcher des Leibes vernäht werden und der Schwanz abgeschnitten wird, so mag er an Rinaldo Rinaldini (W. II, 366 ff.) gedacht haben, worin ein Schneider den Teufeln die Schwänze stutzt und die Naslöcher zuflickt. Hat Brentano doch auch das berühmte Lied von den '90 × 9 × 99' Schneidern (W. II, 376 ff.) mit Weglassung zweier Strophen und Umsetzung und Veränderung der anderen in seine Geschichte eingeflickt, nicht zu reden von Wortverbindungen, die aus dem Wunderhorn stammen, wie 'Steifleinwand und Kamelhaar' (W. II, 353 ff.: 'Die feindlichen Brüder'). Solche Einzelheiten hat Brentano zu einem eigenartigen Ganzen zusammengesetzt.

Dagegen steht er im eigentlichen 'Siebentodt' auf dem Boden des Volksmärchens. Die Anknüpfung an bestimmte Örtlichkeiten, die wir bisher gerade bei Märchen gröfstenteils eigener Erfindung bemerkten, ist hier entweder rein äufserlich, geboten durch die Verbindung mit den anderen Märchen des Cyklus, wie bei Mainz, oder sie ist erfolgt in Konsequenz des unmittelbar Vorhergehenden. So hat der Dichter in dem Bestreben, den welschen Hahn und das englische Einhorn in Kontrast zu bringen, den mittelalterlichen Eroberungskrieg der Engländer in Frankreich zum Hintergrund genommen und seinen im Dienste des

französischen Königs stehenden Helden in und um Paris seine wichtigsten Abenteuer erleben lassen.

Den Prolog zu dem Bericht über die ritterlichen Thaten bilden die ineinander geflochtenen Geschichten vom Kraut und von der Heldenweihe. Jene ist ein Nachklang des Dialogs zwischen Bruder Liederlich und seinem Meister aus dem 'Rechenexempel' des Wunderhorns (II, 386 ff.) und ein Blatt der Erinnerung an das saure Kraut und das zähe, alte Kuhfleisch, das Brentano als Handlungslehrling bei Meister Polex in Langensalza allzu oft hatte essen müssen, zugleich eine Version des Eingangsthemas in 'Daumerlings Wanderschaft', der gleichfalls Unzufriedenheit mit dem Essen äufsert, der Meisterin Schlägen geschickt ausweicht und endlich ganz entwischt, nachdem er einen Spottvers mit Kreide an die Thür zu schreiben wenigstens gedroht hatte; bei Brentano schreibt er thatsächlich einen Vers an, das in vielen Variationen verbreitete vierzeilige Liedchen, welches die 'Misheirat' (W. I, 90) eröffnet. Damit verbunden ist die Heldenweihe, die keinen Zug des Volksmärchens vom tapferen Schneiderlein vermissen läfst. Es sind: die Tötung der sieben Fliegen auf dem Apfel (bei Grimm auf der Musstulle) als erste Heldenthat, der Entschlufs, in die Welt zu gehen, und die Anfertigung des Ehrengürtels mit der Inschrift.

Den Mittelpunkt unseres Märchens bilden die Kämpfe gegen den Eber, den Riesen und das Einhorn, wie sie, freilich in anderer Folge und in anderer Weise, das Schneiderlein des Volksmärchens besteht. Auch die Belohnung des Siegers mit der Hand der Prinzessin und die Entdeckung, welche diese bezüglich des Standes ihres Gemahls macht, haben ihren Ursprung im Volksmärchen. Eine stärkere Veränderung der Tradition zeigt die Erzählung von der Veranlassung zum Eintritt in des Königs Dienste. In der Überlieferung melden Leute, welche den mit seinem Gürtel bekleideten Schneider schlafend finden, das Geschehene dem König, welcher durch einen Hofmann dem Erwachenden den Kriegsdienst anbieten läfst. Bei Brentano macht der von Siebentot überlistete Prinz von Burgund, der Günstling der Prinzessin Lilie — der Name ist vom französischen Wappen hergenommen —, den Vermittler zwischen dem König und dem Schneider. Zugleich versucht der Dichter, was das Volksmärchen

nicht für nötig hält, wahrscheinlich zu machen, dafs der König einen so winzigen Helden als Kriegsmann an seinen Hof zieht: Siebentot giebt vor, eine zierliche Gestalt annehmen zu wollen, um die Prinzessin durch seine Gröfse nicht in Angst zu versetzen.

Mit diesem Hauptthema ist ein Erlebnis Daumerlings verknüpft. Wie dieser sich mit Räubern in Verbindung setzt, des Königs Schatz bestiehlt, von den Räubern zu ihrem Hauptmann ernannt wird, von dem geraubten Geld aber nur einen Kreuzer erhält, weil er nicht mehr tragen kann, so auch Siebentot. Indem aber Brentano den König des Volksmärchens zu dem früheren Dienstherrn und Schwiegervater Siebentots macht, behandelt er das Ereignis nicht blofs als Episode: es ist ein integrierender Bestandteil des Ganzen.

Als Epilog sind zwei volkstümliche Züge aneinander gereiht. Mit Daumerling teilt Siebentot das Schicksal, von der Bäuerin beim Grasmähen in die Schürze gesteckt, von der Geifs (bezw. Kuh) verschlungen, zuletzt in die Wurst gestopft zu werden, während die Befreiung etwas anders als im Volksmärchen erfolgt. Die Freude, frei zu sein, dauert nicht lange. Siebentot wird, wie Daumerling, von einem Fuchs verschluckt. Während aber nach der volkstümlichen Fassung der Fuchs gegen das Versprechen, die Hühner von Daumerlings Vater zu bekommen, den kleinen Kerl losläfst, ihn selbst heimträgt und das Versprochene erhält, erleidet er bei Brentano den Tod wie der Wolf im 'Daumesdick' (Grimm Nr. 37).

Obwohl eine Kombination volkstümlicher Züge, steht 'Siebentodt' zu der Überlieferung in ausgesprochenem Gegensatz. Brentano zeigt das Bestreben, die Vorgänge glaubhaft zu machen. Siebentot ist und bleibt der furchtsame Schneider und siegt als solcher, Nadel und Schere in der Hand, und während das tapfere Schneiderlein des Volksmärchens mit Hilfe der Leichtgläubigkeit und Dummheit seiner Umgebung sich in seiner Heldenglorie behauptet, hat es Siebentot mit Personen zu thun, die ihre Portion Schlauheit haben, mufs daher weit klüger zu Werke gehen und wird am Ende doch durchschaut: seine Schneiderseele hält dem Geifsbock nicht stand. Es kam dem Dichter auf den grotesk-komischen Effekt an. Der ist nicht zu-

letzt durch den Kontrast der Thaten zu der Seelenbeschaffenheit des Helden erreicht.

So treten auch 'Murmelthier' und 'Siebentodt' trotz der populären Unterlage aus dem Kreise der Volksmärchen heraus, jenes wegen der Polemik, dies wegen der rationalisierenden Behandlungsart. Trotzdem könnte 'Siebentodt' ein Kindermärchen heifsen, wie Diel und Kreiten wollen, wäre es nicht durch einen Zug aus dieser Sphäre gerückt: durch die Keuschheitsprobe. Sie gründet sich auf die (von Brentano z. B. in Anm. 59 zur 'Libussa' erwähnte) Sage vom Einhorn.

Man sieht, es war nicht Brentanos Weise, das Vorgefundene blofs in ein schönes Gewand zu kleiden, vielmehr nahm er für den Nacherzähler und Sammler volkstümlicher Poesien das Recht in Anspruch, frei mit dem Gegebenen schalten zu können. Das beweist die litterarische That von 1806—1808, das Wunderhorn, sodann die Kritik der 1812 erschienenen ersten Sammlung (85 Nummern) der Grimmschen Märchen: 'Dergleichen Treue, wie hier in den Kindermärchen, macht sich sehr lumpicht, und der dort so sehr gepriesene Basile in seinem Pentamerone oder *Cunto delli Cunti,* der als Muster aufgestellt wird, zeigt sich nichts weniger als also treu, da er die Märchen nicht blofs in einen erzählenden Rahmen gefafst, sondern sie auch mit allerlei eleganten Reminiscenzen und sogar mit Petrarchischen Versen bespickt' (Brief an Arnim, Prag, zu Anfang des Jahres 1813 — Steig, S. 309). Allerdings soll der Nacherzähler von Volkstümlichem durch individuelle Zuthaten den natürlichen Ton der Überlieferung kunstmäfsig gestalten. Das war von den Brüdern versäumt und wurde erst 1819 in der zweiten Ausgabe nachgeholt, in der die Märchen ihre uns vertraute Form erhielten. So weit hat Brentano recht. Er vergifst aber, dafs jedes Volk seine besondere Manier zu erzählen hat. Wenn auch Basile viel unpopulären Schwulst aufgewendet hat, er hat doch in etwas den Ton getroffen, der dem südländischen Volksgeist zusagte, durch den Reichtum an Bildern, Sprichwörtern, witzigen Einfällen und Anspielungen aller Art. Deshalb konnten die Brüder Grimm den Pentameron wohl preisen, ohne doch für deutsche Volksmärchen die Weise des Italieners passend zu finden. Sie konnten es, weil er den echten Märchengehalt nicht angetastet hatte. Für

Brentano war das formale Princip das wichtigere. In Basile hatte er, der Halbitaliener, einen geistesverwandten Erzähler gefunden, dessen witzelnde Art ihn gewaltig anzog. Doch genügte Brentano die formelle Bewegungsfreiheit noch nicht. Er modelte auch den Stoff beliebig um. Dies willkürliche Verfahren läfst sich auch an den Märchen beobachten, die er dem Italienischen nacherzählt hat.

Die Pentameron-Märchen.

Ihre äufsere Entstehung ist unbekannt. Am 23. Dezember 1805 schreibt Brentano an Arnim: 'Ich denke auf Michaelis, wenns zuschlägt, die italiänischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten. Mohr wills nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kritzeln' (Steig, S. 156). Es ist möglich, dafs einige dieser Märchen schon 1806 fertig waren, wahrscheinlich, dafs die meisten in den folgenden Jahren, bis ca. 1818, niedergeschrieben sind. Von zweien ('Fanferlieschen', 'Dilldapp') läfst sich aus den in ihnen enthaltenen Beziehungen auf Zeitverhältnisse oder aus anderen Gründen erweisen, dafs sie nach 1815 koncipiert sind.

Auch diese Märchen hat Brentano nicht nachträglich durchgesehen, wie er beabsichtigte, bevor sie in Druck gegeben würden. Sie sind gleich den Rheinmärchen auf uns gekommen, wie er sie 'obenhin gesudelt' hatte. Daher ist im 'Klopfstock' der Dieb der Silberglöckchen zuerst (Goerres, S. 76) ein Rabe, später (S. 89) ein Adler; daher wird im 'Fanferlieschen' zweimal kurz nacheinander (S. 427 u. 430) erzählt, dafs Ursula im Turm aus Vorsicht nur Kohlenfeuer unterhält u. s. w. Dies etwa als erlaubte epische Breite zu nehmen und jenes für beabsichtigt zu halten, will mir nicht angängig erscheinen.

Der Verfasser hat bei weitaus den meisten dieser Märchen an Kinder gedacht. So erklären sich zahlreiche Abänderungen ohne Mühe. Der Akt des Gebärens und sonstige anstöfsige Stellen mufsten vermieden werden. Manches lag dem kindlichen Sinn zu fern; es war durch Anknüpfung an bekannte Vorstellungen zu ersetzen. Daher schreiben sich auch Modernisierungen. Die Zusätze und Erweiterungen sind gleichfalls fast alle für

Kinder berechnet, so die Drolligkeiten, das Tierbeiwerk, didaktische Züge.

Ich könnte nun ein Schema aufstellen und die auf den kindlichen Sinn angelegten Züge unter die betreffenden Gruppen verteilen, um erst nachher auf die übrigen Variationen mich einzulassen. Dadurch würde einmal das einzelne Märchen auseinandergerissen und doch mit den übrigen zusammen in einen Topf geworfen werden. Es hat aber jedes Märchen bei mancher Ähnlichkeit mit den anderen doch seine besondere Eigentümlichkeit, so dafs es für sich allein behandelt zu werden verdient. Ich werde also die Märchen nach der Reihe getrennt betrachten und die Hauptabweichungen vom Pentameron feststellen. Dabei wird, was für Kinder berechnet ist, klar zu Tage treten, ohne dafs ich jedesmal darauf hindeute. Züge, die als unwichtig gar nicht zur Besprechung kommen, werden sich ebenfalls einem der oben aufgeführten Fächer einfügen.

Witzenspitzel.

'Witzenspitzel' ist der 'Corvetto' (P. 3, 7). Brentano hat einen Beweggrund für die leichtfertige Art gesucht, wie der König seinen Günstling in Gefahr bringt. Zu dem Zweck ist das Personal um Frau Königin Flugs vermehrt. Diese hat den tollen Einfall, nur den geschwindesten König zum Mann nehmen zu können. Da Witzenspitzels Gönner die Königin liebt, mufs er, um den anderen Bewerbern zuvorzukommen, das schnelle, sprachbegabte Rofs haben. Nach dieser Rechtfertigung des ersten vom König erteilten Auftrags würde man auch für die anderen Aufträge entschuldigende Motive erwarten. Statt dessen geht Brentano wieder auf die Weise des Volksmärchens ein: der König erscheint als ein rechter Kindskopf, der alles haben will, was ihm oder anderen einfällt, der nichts von der Absicht der neidischen Höflinge merkt.

Das erste Abenteuer ist weit ausführlicher und komischer erzählt. Das Riesenehepaar wird durch den Strick und den Schnupftabak an der Verfolgung gehindert, die nachsetzenden Tiere aber — statt der Meerkatze der Hund Hasenschreck — durch andere von Witzenspitzel mitgebrachte Tiere abgelenkt.

Auch das zweite Abenteuer ist erweitert: das Burlesk-Gefährliche des Unternehmens tritt mehr hervor, weil die vorher verwendeten Tiere wieder in Thätigkeit gesetzt sind und dabei umkommen.

Das Myrtenfräulein.

Das 'Myrtenfräulein', worin die witzelnde Erzählungsweise sehr zurücktritt, hat denselben Inhalt wie 'der Heidelbeerzweig' (P. 1, 2). Der Grundton aber, auf den die Märchen gestimmt sind, ist ein ganz anderer.

Im Italienischen herrscht sinnliche Derbheit in der Darstellung des Verhältnisses der Liebenden, bei Brentáno dominiert die keusche, träumerisch-sehnsüchtige Stimmung. Dort verbringt das Liebespaar die Nächte mit Kosen, mit allerlei Artigkeiten und Gesprächen und durchkostet in rückhaltlosem Genießen die ganze Süßsigkeit des Liebesspiels; hier sitzt die Fee zu des Prinzen Füßsen und singt ihm ein Schlummerlied oder giebt ihm die tiefsinnigsten Lehren über die Pflichten eines guten Fürsten. Der Realismus des Pentameron zeigt sich weiter darin, daſs als Mörderinnen der Fee prinzliche Dirnen auftreten; zur Strafe werden sie in einer Kloake lebendig begraben. Bei Brentano werden die Missethäterinnen von der Erde verschlungen. Es sind vornehme Damen, darunter Ministertöchter, die auf die Hand des Prinzen gerechnet hatten.

Der Dichter hat also die eitle Herrschsucht zur Begründung der Unthat herbeigezogen, wie er auch andere Fakta in einen Kausalnexus gebracht hat. Der Prinz kommt mit Gelehrten zur Entdeckung neuer Thonerde, die in der Umgebung seiner Hauptstadt selten geworden, in die thonreiche abgelegene Gegend und sieht das Myrtenbäumchen bei dem Töpfer, den er der Thonerde wegen ausfragen will. Des Töpfers Frau hat, weil sie in einer langweiligen Gegend und obenein mit ihrem Mann allein wohnt, den Himmel um etwas Lebendiges gebeten, um eine Unterhaltung zu haben, und hat das Myrtenreis beschert erhalten. — Die verhängnisvolle Entfernung des Prinzen von seiner Residenz geschieht nicht infolge einer Einladung zur Eberjagd, sondern die neidischen Damen lassen alles chinesische Porzellan im Glaspavillon des fürstlichen Tiergartens zertrümmern und

dann das Gerücht aussprengen, ein wildes Schwein, plötzlich toll geworden, habe das gethan. So gelingt es ihnen, den lang entbehrten Anblick des Prinzen zu geniefsen. Denn dieser beschliefst sofort, zur Verhütung weiteren Unglücks das Wildschwein zu erlegen, und reitet an den Fenstern der Damen vorbei nach seinem Lusthaus.

Aufser diesen Umbildungen ist das Detail hier und da reicher ausgearbeitet. Die Einholung des Myrtenbaumes in festlichem Zuge mag als Beleg dafür dienen. Weiter die Art, wie manche Scenen wirkungsvoller gestaltet sind. So ist dadurch, dafs die Eltern der Fee zugegen sind, als der Prinz das zerstörte Bäumchen sieht, ein gröfserer Effekt erzielt. Kurz, das Poetische dieser und jener Situation kommt mehr als in der Vorlage zur Geltung, in diesem wie auch in anderen Märchen.

Liebseelchen.

'Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen', im ersten Teil der Überschrift eine Übersetzung des Untertitels des Pentameron, hat dasselbe Sujet wie die einleitende Geschichte dieses Werkes. Da Brentano sein 'Liebseelchen' auch als Faden behandelt, an den eine Reihe von Märchen angeknüpft werden kann, aber nur eine Erzählung, den 'Klopfstock', damit verbunden hat, so bin ich geneigt, in diesen beiden Werken die Erstlinge von Brentanos Arbeit an den italienischen Märchen zu sehen. Vermutlich hat der Tod seiner innig geliebten Frau (31. Oktober 1806) die Fortführung verhindert. Dann kam die Arbeit am 'Wunderhorn' und der Wunsch, deutsche Märchen zu sammeln und herauszugeben, dazwischen, und als später die Idee des Rheinmärchencyklus auftauchte, hatte der Dichter keine Neigung mehr, den alten Plan wieder aufzunehmen. So ist denn 'Liebseelchen' nicht einmal zu Ende geführt, und die anderen dem Italienischen nacherzählten Märchen, die etwa in dieser Zeit entstanden sind, stehen für sich allein da. Wahrscheinlich hätte Brentano sie, wenn Reimer auf den im Februar 1816 gemachten Vorschlag eingegangen wäre, dem neuen Cyklus einverleibt.

Die Handlung des 'Liebseelchen'-Fragments läuft der Vorlage parallel. Die Änderungen betreffen Einzelheiten.

Im Pentameron wird Prinzessin Zoza durch folgenden Vorfall zum Lachen gebracht. Eine alte Frau füllt mit einem Schwamm, den sie ins Öl taucht, ihr Töpfchen. Ein Hofpage zerschmettert dasselbe durch einen geschickten Steinwurf. Die Alte schimpft, der junge Mensch bleibt nichts schuldig; so zeigt sie ihm den Hintern. Darob Lachen der Prinzessin und Verwünschung seitens der Alten, die aus Furcht vor Prügelstrafe flieht. — Liebseelchen wird aus ihrer trübseligen Stimmung gerissen, indem ihre ehemalige Anstandsdame, die lächerliche Mademoiselle de Pimpernelle, nach verzierter Deklamation ihres französischen Neujahrswunsches vom Tragstuhl herab ins Öl fällt, dank der Bosheit eines Pagen, der den beiden Tanzmeistern, während sie mit beiden Händen die Arme des Tragstuhls halten, eine Prise in die Nase reibt. Das herzliche Gelächter Liebseelchens macht Pimpernelle so wütend, daſs sie den Fluch ausstöſst und vermöge ihrer Zauberkunst samt ihren Begleitern in der Luft verschwindet. Der Dichter hat durch diese Abänderung nicht nur das Unanständige vermieden, sondern auch seinem Grimm über die französische Zieräffigkeit Genüge gethan, die so lange Zeit auch deutsche Köpfe verwirrte.

Der Name Pimpernelle — aus französischen Märchen — scheint nur des komischen Klanges halber gewählt. So gesteht Brentano auch, Vadutz sei in den groſsen ‘Gockel’ gekommen, weil der Name des Ländchens so kurios sei. Pimpernelle bezeichnet ein aromatisches Arzneikraut. Es ist als solches im ‘Schnürlieschen’ verwertet, worin dann weiter der Name auch auf den rächenden Geist der Blume übertragen wird. In unserem Märchen fehlt diese Beziehung, obwohl der böse Genius dasselbe Gesicht und Wesen hat.

Von den sonstigen Änderungen sind wenige von Bedeutung. Das Schimmelchen hilft der Herrin beim Füllen des Kruges durch Weinen. Die Wünschelnüsse erhält Liebseelchen nicht ohne weiteres, sondern weil sie den drei Feen sich unermüdet gefällig gezeigt hat. Beim Aufknacken der ersten Nuſs erscheint statt des niedlichen sangeskundigen Zwergleins ein Papagei. Die Drohungen der Mohrensklavin beziehen sich auf das (thatsächlich oder vorgeblich) geborene Prinzchen, nicht auf den Embryo.

Von den direkt herübergenommenen rhetorischen Stellen sind zwei sehr augenfällig. Der um die falsche Mohrin beschäftigte Prinz wird mit einer Fledermaus verglichen, die um die Nacht herumfliegt; für seine nachherigen Bemühungen um Liebseelchen ist das Bild des um die Sonne fliegenden Adlers gebraucht. In der Rede des Prinzen an die zehn auserwählten Spinnerinnen wird die Kunst, schön zu erzählen, gepriesen und der Eindruck geschildert, den schöne Geschichten auf Menschen des verschiedensten Standes und Alters machen.

Klopfstock.

Der Grundstoff des 'Klopfstock' liegt vor in P. 5, 7 ('Die fünf Söhne').

Die Haupthandlung entwickelt sich im Pentameron in derselben Weise wie bei Brentano, nur dafs dort der Vater als der Haupturheber der Befreiung die Prinzessin heiratet, während sie hier der jüngste Sohn erhält.

Aufserdem hat Brentano das Märchen sehr reich ausgeschmückt. Zunächst erzählt er ausführlicher, wie die fünf Söhne zu ihrem Beruf geführt werden. Als sie dann nach Jahresfrist zurückkehren, kommen die vier ältesten zusammen ins Haus und erzählen dem Vater während des Essens, was sie geworden seien. Aufser der Langfingerkunst hat der älteste noch gelernt, mit zwei Dolchen an einem steilen Turm hinaufzuklettern, wie der erste der drei Brüder, die in die Welt gehen, bei Straparola (Notte 7, Fav. 5 — Schmidts Märchensaal Nr. 18). Inzwischen horcht der jüngste Sohn, dessen verwildertes Aussehen mit starken Farben gemalt ist, auf das, was ihm der Vogel Bülow mitteilt. Nachdem er dann sein für einen Waldbruder passendes Mahl (Kohl in ungekochtem Zustande und Fliegen) eingenommen hat, hebt er seine lange Erzählung an, wie er zu dem Einsiedlerhandwerk gekommen sei. Der Bericht vom Zusammentreffen mit dem Klausner scheint, wie Tiecks 'Zerbino' (Akt III, Scene: Nacht, Klause des Waldbruders), inspiriert von der Begegnung und dem Zusammenleben Simplicissimi mit dem Einsiedel (Buch I, Kap. 5 ff.). Als Trilltrall seine Furcht vor dem vermeinten Bären schildert, unterbrechen ihn die Brüder. Drei von ihnen geben

eine Episode aus ihrem Lehrjahre zum besten, um Trilltralls Angst mit der ihrigen zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit erst erfahren Vater und Brüder, dafs und auf welche Weise Apotheker Pinkepank in den Besitz des Lebenskrautes und Pitschpatsch zu dem (bei Basile fehlenden) künstlichen Schiff gelangt sind. Pinkepank verdankt die Kenntnis des Wunderkrautes den Eidechsen. Ähnliches passiert dem jungen König des Volksmärchens (Grimm Nr. 16) mit Schlangen; vgl. P. I, 7, wo es ein Drachenkraut ist, und das im 'Fanferlieschen' vom Reh Erzählte.

Die in seiner wiederaufgenommenen Erzählung von Trilltrall gegebene Charakteristik des Einsiedlers hat Brentano, bei dem Scherz und Ernst so gern durcheinanderspielen, so gewandt, dafs er gleichzeitig seiner Spottlust Rechnung tragen konnte. Denn in dem Holzapfelklausner, der über das reine Vogeldeutsch wacht, erkenne ich den alten Campe wieder. Da kann denn auch Vofs nicht weit sein. Man wird kaum fehl gehen, wenn man ihn im Nachtwächterkönig erblickt. Die schlechte Behandlung, die der Hanswurst erfährt, würde freilich eher an Gottsched denken lassen. Der Turm aber, in dem der Nachtwächterkönig haust, mag sein Urbild in dem turmähnlichen alten Gebäude der Neckarstadt haben, das Vofs in der Nähe der Peterskirche, an der Ecke der Plöckstrafse und Sandgasse, bewohnte. Und der Titel Nachtwächterkönig für Vofs scheint in den romantischen Kreisen gäng und gäbe gewesen zu sein. Vgl. Joseph Goerres' dramatische Idylle 'Des Dichters Krönung' in der Beilage zur Trösteinsamkeit und dessen Brief an Creuzer, datiert Strafsburg, den 4. August 1823: 'Vofs hat, wie ich gesehen, wieder einmal das grofse Nachtwächterhorn geblasen, ... er mag für die paar Jahre, die er noch lebt, in seinem Turme Recht behalten' (Goerres' Ges. Briefe III, 116 f.).

Knarratschkis Raub wird von Brentano etwas entschuldigt durch die Glockenschwengelgeschichte. Sie ist frei erfunden. Da ich 'Liebseelchen' und 'Klopfstock' als ziemlich zu gleicher Zeit geschrieben ansetze, nehme ich an, dafs der im ersten Märchen benutzte Name Pumpan (aus dem Kinderlied) den Autor auf das onomatopoetische Pumpam gebracht hat. Daraus entwickelte sich dann ein ganzer auf Glocken bezüglicher Kreis

von Vorstellungen, von denen eine die andere hervorrief. Ein einziges Wort genügte, um in Brentanos Phantasie eine Bilderreihe entstehen zu lassen, wie auch seine Witzspiele meist darauf beruhen, dafs er von einem aufs andere kommt, wie es ihm gerade einfällt. Wir haben es hier mit einer ganz zwanglosen äufserlichen Schaffensart zu thun. Auch was Pitschpatsch erzählt, ist allein aus den Worten Koralle und *margarita* = Perle herausgewachsen. Nicht so Piffpaffs Geschichte, die an Tells Apfelschufs erinnert.

Die Befreiung der Prinzessin ist genauer erzählt. Von den durch die Glockenschwengelgeschichte u. s. w. bedingten Variationen abgesehen, ist wenig verändert oder hinzugefügt. Knarrasper macht bei der Verfolgung von seinen Fledermausflügeln Gebrauch, die in der Malerei Attribute des leibhaftigen Satans sind. In festlichem Zuge ziehen die Befreier und die Befreite in die Stadt. Pimperlein heiratet auf ihren Wunsch Trilltrall. Klopfstock erhält die Hälfte des Königreichs und teilt jedem seiner Söhne, die im Pentameron mit Geld abgefunden werden, ein Fünftel zu.

Wenn Brentano den jüngsten Bruder mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet, zumal sein Verhältnis zum Einsiedler mit besonderer Hingebung dargestellt hat, so hat dabei das poetische Interesse für Einsiedlergestalten mitgesprochen. Wie grofs mufste das bei einem Dichter sein, in dessen Natur ein Hang zur Einsamkeit lag! In der That, Brentano ist nicht nur vorübergehend weltflüchtigen Stimmungen unterworfen gewesen, wie sie namentlich 'der von Gott einsiedlerisch gestellte' Dichter kennt: er hat von Hause aus seine eigene Welt gehabt. Fern vom Elternhause in unmütterlicher Zucht aufgewachsen, als Knabe in einen lästigen Beruf hineingedrängt, hat er sich früh auf sich selbst zurückgezogen. Das bewegte Leben seiner Jünglings- und ersten Mannesjahre hat das tief wurzelnde Verlangen nach Ruhe zwar etwas zurückgedrängt. Um so stärker aber hat sich dann die Sehnsucht nach Frieden geäufsert. Ein solches Gemüt, in dem 'Wehmut und Kühnheit', Weltflucht und Weltliebe heftig miteinander stritten, mufste eine ganz besondere Teilnahme für Einsiedlergestalten empfinden, deren inneres Leben sein eigenes Ich widerspiegelte.

Gockel.

'Das Märchen von Gockel und Hinkel in seiner ursprünglichen Gestalt' aus den Jahren 1810 oder 1811, von Boehmer der 'Urgockel' genannt, unterscheidet sich im Gang der Handlung von dem erweiterten 'Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia' nur wenig,[1] so daſs wir unserer Betrachtung die erste Fassung zu Grunde legen können.

Wenn Brentano in der 'Zueignung' zur zweiten Redaktion sagt, die Grundlage von dem Hahn und dem Ringe hätte er als Knabe von einem welschen Schokolademacher krähend erzählen hören, so heiſst das, der dichterischen Hülle entkleidet: Brentano hat, vielleicht verhältnismäſsig früh, in der väterlichen Bibliothek den Pentameron in der Ausgabe von 1749 (vgl. Liebrechts Übersetzung II, 318 Anm.) entdeckt und so das Märchen vom Hahnenstein (4, 1) kennen gelernt.

Brentano ist also von einer Volksdichtung ausgegangen, hat dieselbe aber nicht bloſs sittlich vertieft, sondern den Stoff so eigenartig umgewandelt und bereichert, daſs man mit Recht von einer dichterischen Neuschöpfung reden kann.

Alektryo ist kein verkrüppelter Alltagshahn, sondern Stamm- und Wappenhahn der Familie Gockel, ein Nachkömmling des Hahnes, welcher vor Zeiten einem Vorfahren Gockels gehörte. Dieser gräfliche Ahnherr war im Besitze des (aus Tausend und Einer Nacht bekannten) Ringes Salomos. Als die Franzosen das Schloſs verwüsteten, verschluckte der Stammhahn den kostbaren Stein, um ihn seinem Eigentümer zu erhalten. Bei seinem Tode spie er den Stein aus, den Alektryo Sohn einschluckte. So vererbte sich das Kleinod im Geschlecht der Stammhähne. Zur Zeit befindet es sich im Kropfe Alektryos des Urenkels als Eigentum des Raugrafen Gockel von Hanau, der seinen Stammhahn und dessen Familie hochhält, weil derselbe einem Wappenspruch zufolge dem Grafengeschlecht Glück bringen soll. Das Geheimnis von dem Zauberring, im Wappenspruch dunkel angedeutet, ist auf einem Gockel unbekannten Marmorstein vor dem

[1] Die Abweichungen des zweiten 'Gockel' vom ersten hat Dohmke (S. 130 f.) kurz zusammengestellt.

Altar der Schloſskapelle mit klaren Worten niedergeschrieben. Das wissen drei jüdische Petschierstecher, die durch Naturphilosophie hinter das Geheimnis gekommen sind. Wollen sie den Ring in die Hände bekommen, so ist es nötig, Gockel in Armut zu bringen, die ihn zum Verkauf des Alektryo nötige. Sie benutzen den auf ihrer Finanzkraft beruhenden Einfluſs am Gelnhauser Hofe zu einer Intrigue gegen Gockel; dieser ist, was alle seine Vorfahren nach Verwüstung des Stammschlosses waren, Fasanen- und Hühnerminister des Königs. Es gelingt den Juden mit Hilfe ihres Geldes, Gockel in Ungnade fallen zu lassen. Er verliert sein Hofamt und wandert mit Frau und Kind, Stammhahn und -henne 'aus des Hofes eitelm Schwarm in die wilde Einsamkeit'.

Hiermit beginnt Brentano seine Darstellung, deren weitere Differenzen von der Volksdichtung durch eine Vergleichung herauszustellen sind.

Gockel ist arm, doch nicht in dem Grade wie Aniello. Der beschlieſst, als ihn der Hunger plagt, den Hahn zu veräuſsern. Gockel aber hängt an Alektryo und Gallina, von der dreiſsig Hühnchen zu erwarten sind, so sehr, daſs er an den Verkauf des Hahnes gar nicht denkt. Der erste Versuch der Juden, ihn dazu zu bringen, schlägt daher fehl. Nur durch eine List, der Gackeleias Unvernunft und Hinkels Bosheit und Unwahrhaftigkeit zu Hilfe kommen, glückt es ihnen, Gockel zum Verkaufe zu bewegen, nachdem sie seine letzten auf den Wappenspruch gegründeten Bedenken durch schlaue Auslegungen beseitigt und ihn von Alektryos Schuld überzeugt haben. Gockel trägt, wie Aniello, den Käufern den Hahn nach, doch aus einem besonderen Grunde: Alektryo hat sich so ungebärdig gestellt, daſs die Juden sich fürchten, ihn anzurühren, geschweige zu tragen. Als dann Gockel, den Hahn unterm Arm, den Petschierstechern folgt, erreicht das Tier durch sein kluges Verharren in dem angenommenen Zustande, daſs die Juden seinen Herrn bitten, weiter hinter ihnen her zu gehen und während des Tragens dem Hahn den Hals umzudrehen. Die Entfernung zwischen den Käufern und dem Verkäufer wird immer gröſser. Alektryo kann, ohne von den Voraufgehenden gehört zu werden, von seiner Fähigkeit zu sprechen Gebrauch machen: er will durchs Grafenschwert

seines Herrn sterben. Gockel, äufserst überrascht, läfst die Juden in eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube fallen, erkennt aus ihren Reden Alektryos Unschuld und was er im Kropfe hat, eilt mit dem Tier nach Hause und bringt, was ihm noch am Geheimnis fehlt, in Erfahrung. Dann hält er ein hochnotpeinliches Halsgericht über die Katze und ihre Jungen, zu dem alle Vögel als Zeugen erscheinen. Diese Scene, sowie Alektryos Begräbnis, scheint von Reinecke Fuchs angeregt zu sein, auf dessen Einflufs ich überhaupt das Massenaufgebot von Tieren in Brentanos Märchen zurückführen möchte. Dafs ihn das Volksbuch beschäftigt hat, beweist die Stelle im 'Witzenspitzel', nach der auf Labelangs Jagdrock die ganze Geschichte des Reinecke Fuchs zu sehen ist, und im 'Klopfstock': das treue Hündchen in Pinkepanks Erzählung heifst Wackerlos. Die Leichenrede rührt, wie der Text der zweiten Bearbeitung angiebt, aus Gesneri Vogelbuch, Coleri Hausbuch u. a. her. Die erste Angabe ist richtig: die Hauptgedanken finden sich gröfstenteils bei Gesner; vgl. z. B. die Zürcher Ausgabe von Heuslin, Artikel Hahn, unter dem Abschnitt 'von Natur und Anmut dieses Vogels'. Die Erinnerungen aber an Coler sind doch sehr flüchtig; vgl. z. B. Teil 4 der Ausgabe von 1604, l. XIII, c. 75 u. 77. Dagegen sind fünf Sätze der Rede ('O wie lieblich' bis '... Herz des Kranken') Praetorius entnommen (Blockes-Berges Verrichtung, Leipzig 1669, Teil 2, Kap. 8). Dazu kommen antik-klassische Überlieferungen und eine Parodie auf das Duett Papagenos und Paminas (Zauberflöte Akt 1). Auch Durandus (*Rationale Divinorum officiorum*) scheint benutzt; vgl. z. B. lib. I, cap. 1, § 22 der Ausgabe von 1605.[1]

Erst nachdem Gockel die ernste Angelegenheit besorgt hat, macht er einen Versuch mit dem Stein, den er gern entbehrt hätte, wenn nicht Alektryo durchaus auf seinem Willen bestanden hätte. Gockels Seele mufste erst einen herben Schmerz erfahren,

[1] In Heberles Auktions-Katalog (Ap 2702 der Berliner Königl. Bibliothek) der von Clemens und Christian Brentano nachgelassenen Bibliotheken (vgl. Petzholdt, Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft 1853, Nr. 149) ist Durandus nicht enthalten, wie so manches andere Werk, das Clemens nachweislich besafs. Diese Bücher müssen noch bei Lebzeiten Clemens' in andere Hände übergegangen sein.

ehe er in den Besitz des Kleinods gelangte. Von diesem bitteren Leid bleibt Aniello verschont. Der hat kaum aus dem Kauderwelsch der beiden vorangehenden Hexenmeister das Nötige herausgehört, so macht er in einem engen Gäfschen Kehrt, eilt flugs heim und dreht dem Wunderhahn den Hals um. Er wünscht, ein Bursche von achtzehn Jahren zu sein und in einem Palast zu wohnen. Die Verwandlung giebt ihm ein so schönes Aussehen, dafs der König ihm seine Tochter Natalizia zur Frau giebt. Ähnlich geht es Gockel und den Seinigen, der als ehemaliger Minister an die Stätte seines früheren Wirkens sich zurück wünscht, unter glänzenderen Verhältnissen und in einem neuen Hause. Beim Erwachen sieht sich die Familie in einem herrlichen Schlosse, das (wie Aladdins Zauberpalast) über Nacht erstanden ist, von den Bürgern Gelnhausens angestaunt.

Doch es soll auch, in Jahresfrist etwa, ebenso verschwinden, und die Familie, die gerade mit der königlichen den Eiertanz aufführt, mit Schimpf und Schande von dem König weggejagt werden, der eben noch eine künftige Verbindung Gackeleias mit dem Erbprinzen beschlossen hat. Die Petschaftstecher, von mitleidigen Bauern aus der Wolfsgrube gerettet, haben ihr Ziel erreicht, auf ähnlichem Wege wie ihre Doppelgänger im Pentameron. Diese verfertigen eine Puppe, die mittels eines Uhrwerks Musik macht und tanzt, und erregen, als Handelsleute verkleidet, die Spielsucht der kleinen Pentella. Sie schmeichelt ihrem Vater den Ring ab, um ihn den Zauberern zur Ansicht vorzulegen. Auch Gockel büfst durch seine Tochter den Edelstein ein. Ihre Strafe für die Mitschuld am Tode Gallinas und der Brut war gewesen, nie mit einer Puppe spielen zu dürfen. Das Verbot hat Gackeleias Herzchen schon lange gequält, ihre Neugier auf den höchsten Grad getrieben. So zeigt sie sich ungehorsam gegen den Vater und dem Juden gefällig und zieht dem schlafenden Gockel den Ring vom Finger.

Die Bewegungsfähigkeit der Puppe, die das Kind so entzückt, rührt von derselben Mäuseprinzessin her, die Gockel in der ersten Nacht seines Aufenthalts auf dem Stammschlofs nebst ihrem Bräutigam vor der Katze gerettet und nach der Heimat gebracht hatte. Auf einer Wallfahrt, die Sissi in Begleitung Pfiffis zum Danke für die Rettung unternommen hatte,

war sie den Juden in die Hände gefallen und mufs nun gegen ihren Willen zu Gockels Unglück beitragen, um nachher den Ring wieder in den Besitz des rechtmäfsigen Eigentümers zu bringen und damit ihren Dank abzustatten.

Im Volksmärchen spielt diese Triebfeder, sich dankbar zu erzeigen, nicht. Die Mäuse unterstützen Aniello, nachdem er ihr Vertrauen gewonnen hat, aus Mitleid. In der Ratsversammlung sind gerade zwei in den Weltläufen sehr erfahrene Mäuse, Knabberich und Springerle, zugegen, welche auf ihren Reisen auch den Aufenthaltsort der beiden Zauberer kennen gelernt haben. Auf Geheifs des Mäusekönigs begleiten sie Aniello und bringen die Hexenmeister um den Ring. In unserem Märchen sucht Gockel auch den Ring. Doch ist ihm das nur Nebenzweck der Wanderungen, die vor allem der verschwundenen Tochter gelten. Diese gewinnt den Ring wieder, indem sie ihrer 'Kunstfigur' nachläuft, welche sich als 'ein Mäuschen von Natur' zu erkennen giebt und ihre Befreierin ins Mäusereich führt. Hier begegnet Gackeleia, allerdings nur seitens eines alten Mäuseratsherrn, aber mit einer gewissen Berechtigung, dasselbe Mifstrauen, das man Aniello ohne jeden Grund entgegenbringt, der anfänglich für einen Spion der Katzen gehalten wird. Da Prinz Pfiffi von seinen Reisen zur Auffindung Sissis her die Besitzer des Ringes kennt, übernimmt er es, mit seiner Braut Gackeleia zu begleiten und ihr den Ring zu verschaffen.

Die Strafe der (bei Brentano uneinigen) Betrüger ist in beiden Märchen ungefähr die nämliche. In den übrigen Punkten differieren die Schlufsabschnitte. Aniello bezieht wieder seinen Palast in der Stadt, vom König und dessen Tochter hoch aufgenommen. Gockel bleibt in dem (wiederhergestellten) Waldschlofs und vermählt Gackeleia dem durch den Tod seiner Eltern König gewordenen Gelnhauser Prinzen. Die Hochzeitsfeier — ihr wohnt der wieder ins Leben gewünschte Alektryo bei — klingt aus in einem Lobgesang auf das Paradies der Kindheit, deren Glaubenseinfalt dem Dichter Zeit seines Lebens als ein Gottessegen erschien.

Grofsen Reiz hat Brentano seiner Hühnergeschichte durch den Gegensatz zwischen dem geräuschvollen städtischen Treiben und dem stillheiteren, friedevollen Leben im Walde verliehen.

Gockelsruh ist auch wieder eine jener 'stillen Friedenshütten im Verborgenen', aufgebaut von der Phantasie des weltmüden Pilgers.

Ursprünglich bestimmt, als ein Blatt in den Rheinmärchenkranz gewunden zu werden — Brief an Boehmer, München, 9. März 1837: 'Was das alte Gockelsmärchen betrifft, so kommt es in die Märchen vom Rhein' —, ist das Gockelmärchen ebenfalls an bestimmte Örtlichkeiten geknüpft. In das Land Hennegau ist Brentano durch Gockel und Hinkel geraten, ebenso nach Hanau, das ihm zudem als Nachbarstadt Offenbachs, wo Grofsmutter Laroche wohnte, vertraut war. Von Gelnhausen erzählt der Dichter, es hätte sich ihm in der Jugend eingeprägt durch einen Zettel an einer Bude mit Wachsfiguren, welcher lautete: Wahrhafte Abbildung der beiden Gebrüder Vatermörder von Gelnhausen; später hätte er besonders viele Bäcker- und Fleischerladen darin zu sehen geglaubt. Was daran wahr ist, ist völlig gleichgültig; jedenfalls hat das kleine Städtchen das Frankfurter Kind absonderlich angemutet, ein Gefühl, dem später der Mann einen poetischen Ausdruck verliehen hat. Was in der 'Zueignung' von dem Theaterbesuch mit Frau Aja erzählt ist, deren Worte als Quelle des im Märchen so oft wiederkehrenden Reimes angeführt sind, ist erdichtet. Wahrscheinlich ist nur, dafs Clemens Marianne Jung auf der Bühne des Frankfurter Stadttheaters gesehen hat, wie sie in Morellis dreiaktiger Ballett-Pantomime 'Die Geburt des Harlequin' (am 11. Februar 1800 zum erstenmal aufgeführt) als Pierrot aus einem grofsen Ei herausschlüpfte und den Eiertanz aufführte, oder wie sie in anderen Balletts, Zauberpossen, Singspielen und Opern verschiedenartig kostümiert auftrat. Das war, wenn Clemens in den Studentenferien von Jena nach Hause kam, und zwar in der Zeit zwischen dem 26. Dezember 1798, wo Marianne debutierte, und dem Frühjahr von 1800, da Willemer sie der Bühne entführte. So kann der Eiertanz und die Puppengarderobe im Märchen sehr wohl der Erinnerung an die jugendliche Marianne entsprungen sein. — Die scharfen Pointen gegen die Juden, die übrigens der Spottlust des Dichters stets Stoff boten, schreiben sich aus der in den Jahren 1810 und 1811 besonders starken, durch 'die deutsche Tischgesellschaft' genährten Abneigung gegen diese Nation her. Sie sind in der zweiten Ausgabe sehr abgestumpft.

Diese ist nach Brentanos Brief vom 15. Januar 1837 Mitte Dezember 1836 beendigt. Sie ist vor allem durch das dekorative Element ausgezeichnet. Wir wissen aus der 'Zueignung', woher diese Berücksichtigung des Kleinen und Unbedeutenden stammt. Die Erinnerung an das 'kindische Paradies der Tändelei' ist wieder lebendig geworden, an die Rumpelkammer im väterlichen Hause mit ihrem Tand und Flitterwerk aller Art, unter dem zumal 'ein kunstreicher Besatz von dem Brautkleid der Grofsmutter Laroche' für den Knaben etwas ganz Hinreifsendes hatte. Dazu kommt ein Einflufs Mariannens. Brentano preist ihre Gabe, die auch Goethe rühmend hervorhebt, aus geprefsten und auf Papier geklebten Blumen die artigsten Kränze zu winden, und bekennt, 'alle die kuriosen Kräuter und Blumen, alle die Hahnen- und Hühnerpflanzen und das ganze Marienklostergärtchen' von ihr zu haben, auch 'all die Fahnen bei dem Leichenzuge des armen Kindes von Hennegau'. Ebenso sollen 'alle die artigen Verkleidungen und sieben Sächelchen, die ganze Garderobe der Puppe' aus einem Glasschränkchen für Nippes u. dgl. in Mariannens Zimmer sein. Es soll nicht geläugnet werden, dafs die frauenhafte Kunst, aus einem Nichts etwas zu machen, in Frau von Willemer glänzend vertreten, und ihre Liebenswürdigkeit im Verkehr mit Kindern den sinnigen Brentano bezaubert und zur Nachahmung auf anderem Gebiete gereizt hat, wie ihn ehemals die anmutige Erscheinung der jungen Künstlerin mit den grofsen braunen Märchenaugen unwiderstehlich angezogen hatte. Wie weit die Einwirkung geht, ist aber unbestimmbar. Die 'Zueignung' ist ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit, aus der Feder eines Phantasiemenschen, der zum Ausschmücken der Dinge des wirklichen Lebens neigte. Was darin angeführt ist, kann nicht ohne weiteres als Thatsache genommen werden.

Das zweite Hauptmerkmal des umgearbeiteten 'Gockel' ist 'viel Tugend und Religion'. Das Vorwalten des sittlich-religiösen Moments wurde nötig, wenn 'der grofse Gockel' zu seiner Ergänzung, dem 'Tagebuch', stimmen sollte, das als Hauptteil der Doppeldichtung gedacht ist und aus einer älteren Arbeit hervorwuchs. ..... Zur Zeit, als Brentano an der 'Chronik' arbeitete, wollte er in diese eine Sammlung von Volkssitten und -gebräuchen,

Sagen und Legenden einordnen. 1818 war der erste Entwurf dieses Sammelwerkes fertig; doch war das, was der Dichter plante, eine Beschreibung der Volksbräuche im Anschlufs an die christlichen Feste des ganzen Jahres, noch lange nicht zu stande gekommen. So wurde denn 1818 in Försters 'Sängerfahrt' nur das 'Chronik'-Fragment von 1803/4 veröffentlicht, in welches die flüchtigen archäologischen Skizzen noch keine Aufnahme gefunden hatten. Als Brentano diese 1836 wieder vornahm, liefs er den ursprünglichen Plan fallen und verband sie, indem er ihre altertümliche Diktion unverändert liefs, mit der Geschichte der Ahnfrau. Die Schilderungen der Feste, die zahlreichen Sagen und Legenden, die mannigfachen Notizen zur Kunde der deutschen Vorzeit — alles diente nun dazu, die Geschichte Ameys farbenreicher zu gestalten. Die Tendenz der Erzählung ist, des Dichters damaliger Geistesrichtung gemäfs: christliche Liebesthätigkeit und ein frommer und fröhlicher Kindersinn geht über alles. Sollte die Erzählung nun gleichzeitig eine Illustration zu dem Gockelmärchen bilden, so mufste der Harmonie wegen auf die religiös-sittliche Grundidee des Märchens ein gröfserer Nachdruck gelegt werden. Brentano hat daher, um die beiden Dichtungen in Einklang zu bringen, den 'Gockel' in diesem Sinne umgedichtet.

Gerade von diesem Märchen hat der Dichter erklärt, es sei viel tief Gefühltes und Erlebtes darin, so dafs es sich bis in die kleinsten Windungen hinein erklären liefse. Ich kann in dieser Beziehung auf die Ausführungen Diels (und Kreitens) in der Biographie Brentanos sowie J. B. Heinrichs (Dritte Vereinsschrift der Goerres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Köln 1878) verweisen.

Rosenblättchen.

'Rosenblättchen' stützt sich auf P. II, 8: 'Die Küchenmagd.'

Die Geschichte der Mutter, im Volksmärchen nur als Einführung verwertet, hat Brentano eingehend erzählt und ausgeschmückt. Das Motiv vom Rosensprung und vom Verschlucken des Rosenblattes und den Folgen fand er vor. Doch läfst er eine Fee dahinter stecken, die durch ihre Zauberkünste das Ge-

schick herbeiführt, und bringt die Züge vom Prinzen Immerundewig, von den Kürbiskernen u. s. w. hinzu. Auch in dem weiteren Verlauf der Erzählung hat er die kausale Ungebundenheit des Volksmärchens aufgegeben: der Unglückswunsch der Fee erscheint berechtigter. In recht merkwürdiger Weise sind für die volkstümlichen drei Tage der Geburt die neun Monate der Empfängnis eingesetzt, ja Anfang und Fortgang der Konception ausgemalt. Trotz der Lieblichkeit hat dies Gemälde seine fatale Seite: Rosaline bildet sich ein, ein Kürbis zu sein. Ich pflichte daher Diel-Kreiten bei, die 'Rosenblättchen' nicht zu den Kindermärchen zählen.

Das Geschick der Tochter erfüllt sich in der nämlichen Weise als bei Basile. Auch die Form der Erzählung wird knapper und dem Italienischen ähnlich, so dafs wir nur eine freie Übertragung vor uns haben. Erst gegen das Ende zeigen sich wieder Abweichungen, doch nebensächlicher Natur. Die bemerkenswerteste ist, dafs die Puppe sich als Schicksalsfrau offenbart und statt Rosenblättchens selber dessen Geschichte erzählt.

Hüpfenstich.

Das Hüpfenstich-Märchen schliefst P. I, 5 ('Der Floh') ein, dessen Paraphrase es ist.

Es war dem Verfasser darum zu thun, einen ursächlichen Zusammenhang zu schaffen. Die Schicksalsfäden laufen zusammen in der Hand der alten Frau, der Mutter der sieben Söhne: sie ist zugleich die zaubermächtige Frau Woche, deren Schutz die sterbende Königin ihr um eine Woche zu früh gekommenes Töchterchen befohlen hat. Diese Fee nährt sieben Nächte lang die Prinzessin und schickt, vom König fortgewiesen, den in einen Floh verzauberten Prinzen Hüpfenstich zu ihm, dessen Haut Willwischen ins Unglück bringt, führt aber auch alles zum guten Ende, indem sie nach Befreiung der Prinzessin den Prinzen, dessen Seele beim Tode des Flohes in einen Kuchenhusaren übergegangen ist, in seiner wahren Gestalt erscheinen läfst und mit Willwischen vereinigt.

Der König zeichnet sich durch dieselbe Eigenschaft aus, die ihm das Volksmärchen zuschreibt: er ist ein Mann des Wortes;

daher hat ihm Brentano den bezeichnenden Namen Haltewort gegeben, statt der nichtssagenden Benennung 'König von Hochberg'. Willwischen ist im Gegensatz zu der jedes individuellen Charakterzuges baren Porziella neugierig im höchsten Grade. Sie verdient eine zeitweilige Strafe, das Leben an der Seite des Menschenfressers. Der Floh, im Italienischen trotz der Überschrift von sekundärem Interesse, ist von Brentano nicht blofs in bedeutsame Beziehung zu dem Schicksal der Prinzessin gesetzt, auch nach der komischen Seite ist seine Figur ausgebeutet. Die Bekleidungsscene erinnert an die Floh-Romanze im 'Faust'.[1]

Am nächsten kommt der Autor seiner Mustererzählung in der Ausmalung von Wellewatzens Zusammensein mit der Prinzessin. Doch hat auch dieser Auftritt aufser Erweiterungen das übliche Tierbeiwerk: die Todesbotin Eule, vor der die selbst geängstigte Prinzessin die wilden Kätzchen rettet, deren Vater dann aus Dankbarkeit bei der Befreiung mitwirkt. Diese selbst weist mancherlei Abweichungen auf. Die jungen Bursche, die als Söhne der Frau Woche ihre Namen von den Wochentagen haben, führen ihre Künste mit Hilfe von Schreibutensilien aus und bringen den Menschenfresser gefangen vor den König. Dieser wird seines Versprechens gegen Wellewatz durch Hüpfenstich entbunden, der als Kuchenhusar eine todeswürdige That des Menschenfressers mit angesehen hat. Man schenkt indessen dem Verbrecher das Leben und nimmt ihn, weil er sich in der Federbüchse immer herumdreht, als Mühlwelle, die königliche Mühle zu treiben.[2]

Fanferlieschen.

Von 'Fanferlieschen Schönefüfschen' hat Brentano zwei Bearbeitungen hinterlassen. Vgl. Boehmers Brief an Guido Goerres, Frankfurt, 7. Mai 1847: 'In dem Märchenband geben Sie mir das Fanferlieschen viel schöner, als Sie es dem Herrn J. G. Cotta

[1] Proehle (Allgem. Monatsschr. f. Wissensch. u. Litt. 1854) nimmt an, dafs Goethe den Basile kannte.

[2] Ist im 'Hüpfenstich' (zu Anfang) auf die heilige Allianz angespielt? — Überhaupt habe ich die politischen Anspielungen nicht sämtlich feststellen können.

gegeben haben.' Goerres hat die Ausgabe zweiter Hand abdrucken lassen. Mit ihr haben wir es hier zu thun.

'Fanferlieschen' ist auf dem Fundament eines wirklichen Volksmärchens zu einer Satire gegen die modernen Freiheits-, Aufklärungs-, Bildungs- und Erziehungsideale ausgebaut, die neben dem 'stichedunklen Mittelalter' mit seiner Glaubensfülle nicht bestehen können.

Den volkstümlichen Grundpfeiler, auf dem das Gebäude ruht, hat P. 4, 5 ('Der Drache') hergegeben.

Basile beginnt mit dem ganz kurzen Bericht, dafs dem grausamen und tyrannischen König von Hohenufer, während er sich mit seiner Gemahlin auf ein einsames Lustschlofs begeben hat, von einer Zauberin der Thron geraubt wird. Brentano setzt an demselben Punkt ein, bringt aber statt der vier Zeilen der Vorlage etwa 70 Seiten, indem er nicht nur den Absetzungsakt ausführt, sondern auch noch (nach seiner bekannten Methode) die Geschichte des vorigen Königs mitteilt, um die Schlechtigkeit des gegenwärtigen desto krasser hervortreten zu lassen. Aus der unbenannten Zauberin des Volksmärchens hat der Dichter einen guten Geist, 'der so durch das Leben reist', gemacht, die betagte, betugte Jungfer Fanferlieschen Schönefüfschen. Sie hat etwas Englisches an sich, daneben aber etwas Gouvernantenmäfsiges. Es ist fraglos an 'lieb Linum' zu denken, deren segensreicher Einflufs auf Brentano dem von Fanferlieschen auf Laudamus ausgeübten nicht unähnlich ist. Brentanos Lust am Porträtieren steht ja aufser Frage. Nur wäre es bei so ausgelassenen Produkten, wie es seine Märchen sind, bedenklich, die phantastischen Gestalten auf Personen seiner Bekanntschaft zu deuten, liefse nicht der Beschlufs unseres Märchens ganz deutlich in dem alten Schäfer den Dichter selber erkennen, der einst Luise Hensel einen Heiratsantrag gemacht hatte, aber von ihr auf die Liebe zu Gott hingewiesen war. Auch der Umbildung des Namens Fanfreluche, der in französischen Märchen (z. B. *'Babiole' par Madame d'Aulnoy — Cabinet des fées,* tome III; vgl. Wieland, Don Sylvio, Kap. 5) eine böse Fee bezeichnet, in Fanferlieschen hat der Vorname Fräulein Hensels dienen müssen. Dagegen weist die liebende Sorgfalt für die Tiere wieder aufs 'Grofsmütterchen', in dessen Hause man sich oft in ein kleines

Lazarett für kranke Tiere versetzt glauben konnte, wie Emilie Kellner (Goethe und das Urbild seiner Suleika, Leipzig 1876, S. 94) erzählt, die auch vom Herausputzen der Tiere durch Marianne berichtet. Der König des Volksmärchens und Jerum haben anfangs dieselbe Art. Auf den ersten Blick erscheint Jerum wohl als der schlimmere Wüterich: seine Gegnerin ist eine fromme und tugendliche Jungfer, die ihn dem Wunsche der Bürger gemäſs für abgesetzt erklärt hat. Doch indem die Gewaltthätigkeiten gegen die Bärwalder Landestöchter — Bärwalde = Arnims Ländchen — auf den dämonischen Einfluſs des hölzernen Götzen gegründet werden, der nur gegen Menschenopfer Orakel erteilt, fällt ein ganz anderes Licht auf Jerums Unthaten: die Abhängigkeit von dem Götzen macht ihn gewissermaſsen unzurechnungsfähig, während der König des Volksmärchens zu dem Verbrechen gegen Ehre und Leben der Frauen nicht durch seinen gewöhnlichen Ratgeber veranlaſst ist, sondern durch die Rachsucht des eigenen Herzens. Brentano hat in Jerums Person die Aufklärer und die Freimaurer gegeiſselt, die schon in den Augen des Romantikers Clemens Religionsverächter waren; wie viel mehr muſsten dem gläubigen Katholiken die Theologen des gesunden Menschenverstandes, die Prediger der Humanitätsreligion eins sein mit Götzendienern!

Auſser dem übel beratenen König ohne Gottesfurcht und kirchlichen Sinn hat Brentano noch zwei Vertreter der in seinen Augen dem Unglauben gleichen Gesinnung gezeichnet, Mac und Benac. Ich finde in dem in Bildung, Aufklärung und Civilisation ergrauten Vater Mac den alten Rationalisten Voſs porträtiert und in Benac dessen gehorsamen und unselbständigen Sohn Heinrich Voſs. Wie Benac Macs Ansicht entgegen an die aus dem Volksaberglauben heraus geborene alte Frau mit der blauen Schürze glaubt, die hinter jeder Leiche herziehen müsse, so wagte es auch der gute Haussohn Heinrich Voſs, eigene nicht ungünstige Meinungen über einige dichterische Erzeugnisse der Romantik zu äuſsern, die Voſs dem Vater nicht gefielen. (S. Herbst, Voſs. Abschnitt über Heidelberg.)[1]

[1] ‘Laſst uns, ihr Brüder’ ist ein Freimaurerlied zum Preis der Weisheit. Brentano hat Strophe 1, 8 und 9 herausgegriffen (s. Gesänge für

Damit sind wir schon in den Teil des Märchens hineingekommen, der die Geschichte Jerums und Ursulas bis zur Geburt des Knaben enthält. Hier stehen den nicht ganz drei Seiten des Originals über 60 Seiten gegenüber. Die Errettung Porziellas geschieht durch eine in einen Vogel verwandelte Fee, die den ihr erwiesenen Dienst — Errettung von Entehrung durch einen Satyr — vergelten will. Brentanos Jungfrau verdient sich den Dank des Vogels (und ehemaligen Kammerherrn) Neuntöter, indem sie dessen Brut vor dem Marder schützt. Der Vogel als Retter war Brentano sehr recht: er wufste, dafs das Tierbeiwerk anziehende Wirkung ausübt, und hat daher eine ganze Vogelfamilie und noch allerlei gefiedertes Volk in Bewegung gesetzt.

Die Geschichte des Ursulus, der von nun ab die führende Rolle übernimmt, bis zu seiner Thronbesteigung ist auf etwa 65 Seiten erzählt, nimmt also ziemlich denselben Raum ein wie die anderen Hauptteile. Im Pentameron dagegen ist Miuccios Kampf mit dem Drachen recht eigentlich als der Mittelpunkt des Ganzen gedacht, daher denn alles andere so kurz abgemacht. Allerdings ist auch für Brentano des Kindes Geburt und Nottaufe der Höhepunkt gewesen. Besonders hat er den Taufakt mit den schönsten Farben gemalt. Als er die erste Jugendzeit des Knaben darstellte, da fiel ihm die Ähnlichkeit der Situation mit dem Schicksal Schmerzenreichs auf. So liefs er denn nicht nur Ursula ihrem Kinde die Geschichte von der heiligen Genoveva erzählen, sondern seine eigene Erzählung vom Leben der beiden Unschuldigen im Turm wurde zu einem Seitenstück zu Tiecks 'Genoveva' (Scene: Gefängnis) oder besser Gegenstück. Denn die einzelnen Züge aus dem Leben von Mutter und Kind sind zwar ungefähr dieselben: auch Genoveva wird während sieben Jahren von mitleidigen Tieren unterstützt, auch sie hat ihren Felsenaltar und lehrt ihren Schmerzenreich beten, wie sie ihn auch in vielem Wissenswerten unterrichtet. Wo aber ist die verzeihende Liebe, die Ursula hegt? Tiecks Dulderin ruft in ihrer Verzweiflung, menschlich wahr, aus: 'Bös die Menschen

Freimaurer', Weimar 1813, Nr. 160; Königl. Bibl. Nb 8897). Auf 'schön', 'Licht' und 'ruft' kommen beim Singen je zwei Noten (s. Boeheims 'Auswahl von Maurergesängen', Berlin 1798/99, Teil I, S. 102/103). Brentanos Spott macht je vier Töne daraus.

sind.' Ursula schliefst den Missethäter Jerum in ihr Gebet ein, stellt ihrem Kinde den Vater als unglücklich und seelenkrank vor und weckt sein Mitleid. Brentano ist hier der echt christliche Dichter, der aus dem Allerheiligsten seines Gemüts schöpft, und eine weite Kluft trennt ihn von seinem einstigen Vorbilde Tieck, in dessen Drama der Katholicismus nur als poetische Staffage dient. — Die Genoveva-Legende, die unter allen Erzählungen Ursulas dem Knaben am besten gefällt, benutzt Brentano auch als ein die Erzählung förderndes Mittel: sie wird die Veranlassung, dafs Ursulus an den Hof kommt.

Der erste Auftrag, den der Knabe auszurichten hat, ist der gleiche wie im Pentameron. Nur steht er bei Brentano nicht so unvermittelt da: den Wunsch des Ursulus, am Begräbnisplatz der gemordeten Jungfrauen eine Kirche zu bauen, gewährt der durch seine Verwundung und Krankheit milde gestimmte König, und Ursulus, der den Grundrifs der Kirche entwirft, giebt der arglistigen Würgipumba durch seine naseweisen Antworten Gelegenheit, sich einen Rechtstitel gegen ihn zu verschaffen. Im Volksmärchen ist der König so wie sein Standesgenosse im 'Corvetto': der typische Märchenkönig, der von eigenen Einfällen oder den Wünschen anderer Glück und Leben seines Günstlings abhängig macht, leicht bestimmbar, aber gleichzeitig eigensinnig festhaltend, wenn er sich einmal was in den Kopf gesetzt hat.

Der zweite Auftrag, bei Basile der einzige, der einigermafsen entschuldigt wird, ist von Brentano mit dem dritten zu einem Abenteuer verbunden. Der Voraussetzungen wegen hat die Blendungsgeschichte zwar denselben Effekt, hinsichtlich des Beweggrundes aber besteht das umgekehrte Verhältnis: Ursulus blendet Fanferlieschen wider Willen. Nun mufs er sie (mit Hilfe der Fischgalle nach dem Buch Tobiä) zu heilen suchen. Da nun der Dichter den Bock, der die Stelle des Drachens vertritt, Fanferlieschen rauben läfst, wird der Kampf mit dem Bock notwendig. Sein Blut hat dieselbe Wirkung wie das nicht in Anwendung gebrachte Drachenblut im Pentameron.

'Fanferlieschen' stammt aus den späteren Lebensjahren des Dichters. Dafür spricht das frische und freudige Bekenntnis zum Katholicismus, die Einführung seiner eigenen Person und Luise Hensels als zusammen alt gewordener Freunde, die Er-

wähnung Boehmers (des Registrators Urkundius), den Brentano im Juli 1823 im Hause des Bürgermeisters Thomas in Frankfurt kennen lernte. Auf eine genauere Datierung verzichte ich. Ich setze das Märchen zwischen 1823 und 1826. Zu dem Endtermin bestimmt mich meine Deutung Macs auf Voſs, der im März 1826 starb. Brentano würde den toten Gegner nicht verspottet haben; vgl. seinen Brief an Boehmer vom Februar 1827.

Das Märchen gehört der Zeit nach seiner sogenannten Bekehrung an, in der sein dichterisches Schaffen zurücktrat oder christlichen Ideen dienstbar gemacht wurde. Ich halte dafür, das Märchen sei dem Wunsch entsprungen, Idealgestalten der Frömmigkeit und Sittlichkeit zu schaffen und zugleich den alten Gegnern, den Aufklärern aller Schattierungen, einige Hiebe zu versetzen. Alles Verkehrte ihres Dichtens und Trachtens vereinigt Brentano in Jerum, versöhnt uns aber mit ihm durch dessen Buſse und seliges Ende. Es ist das alte Thema von Schuld und Buſse, das Brentano so gern anschlägt, er, der aus dem Schwanken zwischen 'Himmelsliebe und Erdentrieb' heraus durch sanfte Frauenhände zum Kreuz geführt ward.

Um noch einige Einzelheiten zu berühren, so ist die Mopsus-Episode ein ätiologischer Mythus wie das Fünffingerkraut-Motiv im 'Myrtenfräulein' und die Entstehungsgeschichte der Wappen im 'Radlauf', auf demselben Prozeſs beruhend, wie die etymologischen Mythen von Katzenellenbogen im 'Radlauf', vom Ärmelland und -kanal im 'Siebentot': ein empirisch Gegebenes wird aus erdichteten Vorgängen hergeleitet (vgl. Schwegler, Römische Geschichte, 1853—58, Bd. I, S. 69). — Das Wunsch-Schürzchen Fanferlieschens erinnert an das (im 'groſsen Gockel' erwähnte) Bäumchen 'Rüttel dich und schüttel dich' aus 'Aschenbrödel'. — Die Verwandlung der Menschen in Tiere zum Schutz vor Nachstellungen ist ein echter Märchenzug. Vgl. P. 2, 6 ('Die Bärin').

Dilldapp.

'Dilldapp'[1] behandelt den gleichen Gegenstand wie P. 1, 1 ('Der wilde Mann'), und in ähnlicher Weise, indem sogar der

[1] Brentano hat die populäre typische Bezeichnung des älteren Deutsch, Dilldapp = Tölpel, individualisiert. Er hat überhaupt Wortschatz und

im Pentameron ständige Abschlufs durch ein Sprichwort nachgeahmt ist.

Brentano hat den Stoff zur Satire benutzt. Diesmal sind es die wechselnden Moden, die ihn zum Spott reizten: an die Stelle der ausländischen Trachten, inkarniert in Frau Schlender und ihren Töchtern Andrienne, Saloppe, Kontusche, treten, als die Franzosen aus dem Lande gejagt sind, die altdeutschen Röcke; der Geschmack macht eine Wandlung durch, ohne deshalb besser zu werden. Das Märchen ist wohl geschrieben, als der deutsche Patriotismus ins Kraut geschossen war und sich in lächerlichen Äufserlichkeiten gefiel, um 1818. In dem um diese Zeit geschriebenen Vorwort zur 'Chronik' erwähnt Brentano die altdeutschen Röcke als zur Signatur der Zeit gehörig.

Im Eingang seiner Erzählung giebt Brentano Beispiele zur Veranschaulichung von Dilldapps Dickköpfigkeit, die alle Aufträge verkehrt ausrichtet. Die Beispiele sind zum Teil übernommen, die vier ersten aus dem 'Wunderhorn' (III, 95 ff.: 'Wir verstehen sie nicht'), das fünfte aus Ayrers 'fafsnachtspil von dem engelländischen Jann Posset, wie er sich in seinem dienst verhalten'. Auch die Bestrafung der Dummheiten Dilldapps, begleitet von dem Wechselgesang von Mutter und Sohn, ist jenem Lied im 'Wunderhorn' nachgebildet.

Als gemeinsames Merkmal aller dem Pentameron nacherzählten Märchen hat sich herausgestellt: Brentano motiviert die Geschehnisse. Dies Bestreben läfst sich vielleicht auf den Wunsch zurückführen, es Kindern recht zu machen. Es mag dem Dichter, als er in Berlin den Kindern seiner Freunde Märchen erzählte, wohl begegnet sein, dafs ihn die Kinder mit der Frage unterbrachen, warum dies und das geschehe. Das kann auf Brentano eingewirkt haben, um so mehr, als sich leicht mit dem Motivieren ein lehrhafter Zug verbinden liefs.

Um den Hauptunterschied zwischen Basile und Brentano kurz zu formulieren: jener erzählt, was geschieht, dieser, wie es geschieht, d. h. warum und unter welchen Umständen. Bren-

---

Ausdrucksweise älterer deutscher Autoren sehr ausgebeutet, nicht blofs im 'Bärenhäuter'. Ich erinnere an 'knappen, Stallbruder etc.', von den Anklängen an die biblische Sprache zu schweigen.

tano motiviert, charakterisiert, soweit man bei luftigen Märchengebilden überhaupt von Charakterzeichnung reden darf, und detailliert.

Kommanditchen.

'Das Märchen von Komanditchen', worin die kaufmännische Spekulation verspottet ist, hat der Dichter aus persönlichen Erinnerungen heraus geschrieben. Der Ladenpeter ist Brentano selber, der als Lehrling manchen dummen Streich machte und aus der nüchternen Wirklichkeit des Geschäftslebens in sein Traumreich Vadutz auf der Speicherkammer des 'goldenen Kopfes' floh.

Wir sind mit Hilfe dieses Märchens in der Lage, nachzuweisen, daſs die an die Person des Cisio Janus geknüpften Abschweifungen im 'Hause Staarenberg' unter dem Einfluſs von Volksbüchern entstanden sind. Brentano besaſs Heyne von Urys 'Bauernpractica oder Wetterbüchlein', und zwar einen Abdruck (ohne Jahreszahl) des älteren Buches gleichen Titels und Inhalts, gedruckt Frankfurt a. M. 1570.[1] Vergleicht man S. 12, Z. 7 ff. des Exemplars in der Berliner Königl. Bibliothek von 1580,[2] das sich kaum von jener älteren Auflage unterscheiden dürfte, mit der Bauernregel vom Sankt Paulustag im 'Komanditchen' und S. 18 mit den Kalenderversen vom Michaelistag (Eicheln im September) in den 'Wehmüllern', so ergiebt sich, daſs auch das Geschwätz des Cisio Janus auf diese Praktik oder ähnliche Bücher zurückgeht, wiewohl auſser der Redensart 'bös lassen' (S. 38 beispielsweise der Ausgabe von 1580) nichts direkt herübergenommen ist.[3]

---

[1] Siehe Goerres, Die teutschen Volksbücher, Nr. 3 und Schluſswort.

[2] Mz 22376 der Berliner Königl. Bibliothek.

[3] Die Regel vom Sankt Paulustag im 'Kommanditchen' trifft mehr mit den lateinischen Versen zusammen:

Clara dies Pauli bona tempora denotat Anni,
Si fuerint Venti, designant prælia Genti,
Si fuerint Nebulæ, pereunt animalia quæque,
Si Nix, si Pluvia, designant tempora cara.

(Siehe Anm. 66 zu Dangkrotzheims 'Heiligem Namenbuch' — Elsäss. Litt.-Denkm. 1.)

Schnürlieschen.

Ebensowenig wie 'Kommanditchen' vermag ich 'Schnürlieschen' zu datieren. Aufgefallen ist mir, dafs Boehmer dies Märchen unerwähnt läfst in dem Verzeichnis der in seinem Besitze befindlichen geschriebenen Sachen Brentanos. S. Boehmers Brief an Brentano vom 22. Februar 1835.

Das Märchen ist gegen die verkehrte Erziehung gerichtet, die über der konventionellen Ausbildung die religiös-sittliche vergifst, und die um so widerwärtiger ist, wenn sie mit Ausländerei Hand in Hand geht. Clemens konnte davon erzählen. Der kaltherzigen Tante Luise Möhn in Koblenz war es nicht gegeben, kindliche Gemüter zu erfreuen. Durch pedantisch angewandte kalte Abreibungen, durch strenge Anstandsregeln beim Essen, 'trockene Moralien' u. dgl. entfremdete sie sich die Herzen ihrer Pflegebefohlenen, Clemens' und der zwei Jahre älteren Sophie Brentano. Und bei aller Liebe des Clemens zur Grofsmutter Laroche — welcher Abstand zwischen ihrer gallisch-attischen Persönlichkeit und seinem Naturell, das sich nicht in die Rokoko-Schnürbrust pressen lassen mochte! Nein, Etikette und dergleichen war nichts für die Brentanoschen Kinder, die sich in ihrer Eigenart ausleben wollten.

Das Märchen ist eine Art Elegie auf eine durch unvernünftige schablonenhafte Erziehung gebrochene Individualität, doch tröstlich gewendet zu einer Illustration des Schriftworts: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.

Rotkehlchen.

'Rothkehlchens, Liebseelchens Tod und Begräbnifs', zu einer Zeichnung von Kaulbach gedichtet, verlegt Diel ins Jahr 1835. Ich kann dazu keine Stellung nehmen, da ich nicht weifs, worauf Diel sich stützt. In der Biographie Kaulbachs von Hans Müller (Bd. I, 1893) habe ich nichts ermitteln können.

Litteratur.

Viele Bücher sind bereits im Text oder in den Anmerkungen genannt. Von sonst benutzten Schriften erwähne ich nur die hauptsächlichsten.

G. Baur in Herrigs Archiv. 2. Jahrg. (1847), III, 189—208.
W. Hemsen [Clemens Arsten] in den Blättern für litter. Unterh. 1852. Nr. 48 und 51.
Grimm, Märchen. Bd. III. 1856. Namentlich die Anmerkung zu Nr. 24.
Janſsen, Boehmers Leben, Briefe und kleinere Schriften. 1862.
Die einschlägigen Artikel der Allgem. deutschen Biographie.
Deutsche Nat.-Litt.: Bände über Grimmelshausen und Voſs.
Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. 1877. Einleitung.
Pfaffs Ausgabe der 'Trösteinsamkeit'. 1883. Einleitung.
Grisebach, Gesammelte Studien über die deutsche Litteratur seit 1770. 1886.
Heinrich Zimmer, Johann Georg Zimmer und die Romantiker. 1888.
Anton Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters. Bd. I. 1892. S. 44—49.

Berlin. Otto Bleich.

Théophile de Viau.

I. Kapitel. (1591 bis 1610.)

Die Familie derer von Viau besteht heute noch in Südfrankreich; bis zur Revolution führte sie den Namen: 'Viau de Bellegarde', 'Bellegarde de Viau'; seitdem nennt sie sich einfach 'de Bellegarde'. Von Hause aus war es eine südfranzösische Hugenottenfamilie, die zu dem Königshause von Navarra in dienstlichem Verhältnis stand, was für die kriegerische und geistige Tüchtigkeit des Geschlechts sprechen dürfte. Nähere Auskunft über die Seinen giebt uns in erster Linie Théophile de Viau selbst; sein Grofsvater war demnach Sekretär der Königin von Navarra, sein Onkel unter Heinrich IV. Statthalter in Tournon (Ardèche). Sein Vater, Janus de Viau, war ein humanistisch gebildeter Sachwalter in Bordeaux, der im Anfang seiner Laufbahn bereits durch einen *tumultus bellicus* (augenscheinlich eine antihugenottische Bewegung) aus Bordeaux vertrieben wurde und sich in Boussères de Mazères [1] (einer damals stark hugenottischen Gegend) niederliefs, wo er in ländlicher Mufse seine Familie aufzieht und seine Tage friedlich beschliefst. Vater wie Onkel erwarben sich — der eine durch seine Gelehrsamkeit, der andere durch seine Kriegsthaten — Ruhm. [2]

In welchem Jahre Janus de Viau sich in Boussères de

[1] Dept. Lot-et-Garonne, zwischen Aiguillon und Port Ste. Marie, etwa vier Kilometer von letzterem entfernt; Boussères de Mazères liegt an der Garonne selbst.

[2] Vgl. Édition Alleaume II, S. 261.

Mazères niederliefs, ob er dort einen Landsitz früher schon besafs oder ihn erst jetzt erwarb, sagt Théophile uns nicht. Wie dem auch sei, seit Ende des 16. Jahrhunderts ist Schlofs Boussères[1] mit den dazu gehörigen Ländereien Stammsitz und Erbe der Familie Viau. Über seine Mutter giebt Théophile keine Nachricht; es besteht aber in der Familie die Tradition, sie habe dem Geschlechte der Montpézat angehört.[2] Fünf Kinder wuchsen um Janus de Viau auf: Paul de Viau, der älteste Sohn; Daniel, mit dem Zunamen de Bellegarde, der zweitälteste; Suzanne de Viau, die älteste, später mit dem Sieur Duffort[3] (oder du Fort) verheiratete Tochter; als vierter Théophile; als fünfte Marie de Viau, des Dichters Lieblingsschwester, später mit dem Sieur de Roget verheiratet. Von ihrem Sohn, Odet Boucher, Sieur de Roget, stammt die heutige Linie Bellegarde de Viau ab.[4] Die weiteren Schicksale der Familie sind ein treues Abbild der Schicksale Frankreichs. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes verliefsen die unentwegt zum Protestantismus stehenden Nachkommen Mariens de Viau den Süden und flüchteten sich nach Irland. Ein zehnjähriger Knabe, Paul de Bellegarde de Viau, blieb zurück, wurde katholisch erzogen, später Parlamentsadvokat in Bordeaux und erhielt den vom königlichen Fiskus eingezogenen Familienbesitz zurück. Von dem alten Hause ist kaum noch etwas übrig geblieben, und, was weit bedauerlicher, eine Anzahl Familienpapiere sind mit zu Grunde gegangen, so dafs die heutigen Nachkommen aufser einem Stammbaum, einigen Urkunden und Prozefsakten, in denen Glieder der Familie figurieren, aus jener Zeit weiter nichts besitzen als einen Brief Théophiles an

---

[1] *Un petit chasteau* nennt es wenigstens ein Freund Théophiles in einer dem Dichter gewidmeten Ode, die sich in den *Œurres de Théophile* von 1624 als letztes der Lobgedichte findet. Heute ist Boussères ein modernes Landhaus.

[2] Faugère Dubourg: *Th. de Viau. Sa Vie et son Œuvre.* Revue d'Aquitaine Bd. III, S. 503. Übrigens spricht Théophile in einem wahrscheinlich von 1620 zu datierenden Brief von einer Stiefmutter, *noverca*, vgl. II, 435.

[3] Jules Serret: *Études biographiques sur Th. de Viau,* Agen 1864, S. 6.

[4] Jules Andrieu: *Th. de Viau. Étude bibliographique,* Agen 1887, S. 8. 9.

seine Schwester (Marie) und eine von ihm an Herrn von Liancour gerichtete Ode.[1] Die Archive von Aiguillon und Clérac enthalten, wie ich durch die Sekretäre der dortigen Mairien erfahren habe, weitere Dokumente über den Dichter und seine Familie nicht.

Der heutige Vertreter des alten Geschlechtes ist M. Paul de Bellegarde, früher als Advokat in Nérac, heute in Arcachon ansässig, ohne dafs jedoch die Familie deshalb den Stammsitz aufgegeben hätte. Ich verdanke M. de Bellegardes freundlicher Bereitwilligkeit mehrere der vorstehenden Angaben.

Somit wäre der alte Familiensitz bestimmt: er ist heute noch Boussères de Mazères (der Zusatz 'de Mazères' bedeutet, dafs das Schlofs und die darum liegende Ortschaft zum Kirchsprengel von Mazères gehören), und liegt etwa vier Kilometer von Port Ste. Marie entfernt, auf dem rechten Garonneufer. Eine Karte des Herzogtums Aiguillon bezeichnet den Punkt geradezu als 'la Maison de Théophile'.[2] Nichts wäre nun natürlicher, als den Geburtsort Théophiles de Viau hier zu suchen, was von den neueren Biographen des Dichters denn auch geschehen ist. Wogegen die etwas älteren meist noch Boussères de Ste. Radegonde als des Dichters Geburtsort angeben,[3] ein Irrtum, den sie aus alten, ja sogar zeitgenössischen Quellen übernommen haben, der aber als ein Irrtum beiseite zu legen ist: Boussères de Ste. Radegonde, etwa drei Kilometer von Clérac und etwa zwölf Kilometer von Port Ste. Marie entfernt, liegt in einer grofsen Ebene am Lot, was in jedem Punkt der Beschreibung widerspricht, die Théophile selbst von seinem Vaterhause giebt.[4]

Von seinem Vaterhause, nicht aber von seinem Geburtshause. Seiner eigenen Aussage gemäfs ist er nämlich in Clairac (Lot-et-Garonne) geboren.

> *Clairac pour une fois que vous m'avez faict naistre,*
> *Helas, combien de fois me faites-vous mourir!* II, S. 54.

---

[1] Beide sowohl wie der Stammbaum in der Arbeit von Andrieu veröffentlicht.

[2] Jules Andrieu, a. a. O. S. 10.

[3] Théophile Gautier: *Les Grotesques,* S. 66. Nicéron: *Mémoires,* Bd. 36, S. 46.

[4] II, 261.

Diese poetische Angabe wird durch die Prozefsakten des Dichters bestätigt. Demnach ist Clairac als Théophiles Geburtsort, Boussères de Mazères als sein Elternhaus endgültig anzusehen.

Als sein Geburtsjahr wird — mit einer bei den Biographen Théophiles seltenen Übereinstimmung — 1590 angegeben. Dem widerspricht nur ein einziges, aber gewichtiges Zeugnis, das des Dichters selbst, der dem Protokoll des Verhörs vom 22. März 1624 zufolge angiebt, 33 Jahre alt zu sein. Er wäre dann erst 1591 geboren. Bei der grofsen Unzuverlässigkeit dessen, was uns von Théophile überliefert ist, scheint mir das amtliche Protokoll vor der litterarischen Tradition den Vorzug zu verdienen.

Ist Théophile nun auch 1591 in Clairac geboren — und die kriegerischen Zeitläufte lassen es begreiflich erscheinen, dafs ein sorglicher Familienvater Weib und Kind damals lieber hinter den sicheren Mauern einer starken Festung wie Clairac wufste, statt sie in seinem Turm auf dem platten Lande jedem Anfall einer bewaffneten Bande auszusetzen —, so hat der Dichter seine Kindheit und erste Jugendzeit doch in Boussères de Mazères verlebt. Er hat seine südfranzösische Heimat sehr geliebt, gerade so wie sein späterer Freund und Gönner, der Herzog Heinrich von Montmorency, seine südfranzösische Statthalterei Pézenas liebte. Das schöne Land mit seinem Sonnenhimmel, seinem Frucht- und Weinreichtum, seinem äufseren Wohlstand und inneren Behagen war ihnen beiden ein irdisches Paradies, wo sie jenes eigentümliche Genügen fanden, das eben nur der Süden kennt. In einer Elegie[1] und in einem Gedicht an seinen Bruder Paul[2] spricht Théophile mit liebevoller Ausführlichkeit von seinem Erbe. Er nennt es in aller Aufrichtigkeit *un petit logis, — un petit pavillon, dont le vieux bastiment, fut massonné de brique et de mauvais ciment.* Aber er schildert den Boden reich, getränkt von den Wassern der Garonne und vielen kleinen Bächen, die den felsigen Abhang, an den das Schlöfschen sich lehnt, lustig hinabspringen, die aber auch durch fette Wiesen fliefsen und im Schatten dicht herabhängender Weiden dahinmurmeln, die Herden tränken, den Fischern dienen und dem Landsitze zu einem Schatz der köstlichsten Früchte verhelfen: Aprikosen, Feigen, Melonen etc., kurz

[1] II, 45. 46. [2] II, 181 ff.

der Dichter schildert Boussères als das vollkommene Schlaraffenland.

In solcher Umgebung sind die ersten Jahre des Knaben, auch wenn der Geldreichtum der Familie kein grofser und ihr Adel nur ein bescheidener war, gewifs heitere und ungebundene gewesen. Um so mehr als Théophile mit einer Schar ziemlich gleichalteriger Geschwister aufwuchs, von denen er zwei, seinen ältesten Bruder Paul und seine jüngste Schwester Marie, besonders liebte. Vielleicht weil sie beide, gleich ihm, Verse machten;[1] während Daniel, der zweitälteste, den Théophile *l'infatigable Bellegarde* nennt,[2] sich besonders der Landwirtschaft angenommen zu haben scheint.

Ein lateinischer Brief Théophiles an seinen Bruder Paul[3] giebt uns auch einen Begriff von der geistigen Atmosphäre des Hauses: bei aller herzlichen Liebe ein gut Teil Neckerei und sogar Derbheit. Es war anscheinend ein gesundes, wetterhartes Geschlecht, das in Boussères aufwuchs, Menschen aus einem Gufs und von starken Leidenschaften.

Es ist augenscheinlich dem Einflufs des Vaters, Janus de Viau, zu verdanken, wenn zwei der Söhne in dieser vor allem auf materielle Entwickelung und materiellen Genufs hinlenkenden Umgebung noch etwas anderes als adelige Haudegen oder Krautjunker wurden, nämlich Paul ein hugenottischer Glaubensheld und Théophile ein Dichter.

Wahrscheinlich begann letzterer seine Studien unter dem gelehrten, humanistisch gebildeten Vater, von dem Théophile auch den Hang zum Beobachten und zur beschreibenden Philosophie geerbt haben mag: denn es läfst bei dem Vater auf eine stark kontemplative Veranlagung schliefsen, wenn er sich in der besten Manneskraft, am Anfang seiner Advokatenlaufbahn, von der Welt zurückzieht und als Gelehrter, wie Théophile sich ausdrückt, *innocentissimos exegit dies.*[4]

Die höhere philosophische Bildung erwarb sich Théophile

---

[1] II, 435, vgl. Faugère Dubourg, a. a. O. S. 529.

[2] II, 185.

[3] II, 433 ff. Der Brief ist allerdings sehr viel später, 1622, geschriepen, doch giebt er, glaube ich, noch ein richtiges Bild.

[4] II, 261.

jedoch in Saumur.[1] Saumur hatte damals den Protestantenführer Duplessis-Mornay zum Statthalter und war eine Hochburg der französischen Reformation. Im Jahre 1593 hatte Duplessis dort eine protestantische Schule errichtet, *l'Académie protestante*, die bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes, also etwa hundert Jahre lang, eine grofse Zahl studierender Jünglinge aus aller Herren Ländern herbeizog und sich, wie einstmals Wittenberg, einen Weltruf erwarb. Die Akademie lag in der Rue St.-Jean, neben dem Stadthause von Saumur, wurde von einem Rektor, dem ein akademischer Beirat zur Seite stand, geleitet und hatte zehn Klassen. In fünf derselben trieb man Grammatik, Litteratur und Rhetorik; zwei Studienjahre waren der Philosophie, zwei der Theologie, eins dem Hebräischen gewidmet. Der Versuch, das Studium des Griechischen einzubürgern, mifslang.[2]

Dieses protestantische Kollegium nun, welches der weitsichtige Duplessis-Mornay zweifelsohne mit der Absicht gegründet hatte, dem Katholicismus und Jesuitismus in der Jugenderziehung entgegenzuarbeiten, stand in dauerndem Verkehr mit Schottland, dem gelobten Land des Protestantismus. Ein Teil seiner Docenten war schottischer Herkunft, was den Ausspruch Théophiles de Viau erklärt *j'ai eu pour régens ... des docteurs écossais.*[3]

Der Ausspruch ist nicht wörtlich zu nehmen, denn es lehrten an der Akademie in Saumur auch eine Menge französischer Professoren. Von all seinen Lehrern hat aber gerade der Schotte Marc Duncan auf Théophile de Viau einen nachhaltigen und entscheidenden Einflufs geübt, so dafs der Dichter, wenn er seiner Studienzeit gedachte, sich wohl mit Recht als einen Schüler gerade dieses *régent écossais* betrachtete. Dieser Marc Duncan,[4] der 1640 gestorben ist, war ursprünglich ein schottischer Arzt, der

---

[1] Vgl. das Zeugnis des Père Garasse: *Doctrine curieuse*, S. 741 und Alleaume I, XLVIII.

[2] Vgl. über die *Académie protestante* und ihre Lehrer: *Dictionnaire historique, géographique et biographique de Maine-et-Loire*, Bd. III, S. 492 ff.

[3] II, S. 287, Note 1. — Hierdurch wird Alleaumes Angabe I, VII, dafs Théophile im Jesuitenkollegium La Flèche erzogen wurde, widerlegt. Sie wäre aber auch ohne das aus inneren Gründen unhaltbar. Hierauf hat bereits Faugère Dubourg a. a. O. S. 534 aufmerksam gemacht.

[4] Vgl Larousse, Bd. VI, S. 1390.

in Saumur aber als Professor der Philosophie amtierte und seine Schüler das lehrte, was man heute physiologische Philosophie nennen würde, eine Philosophie, die ihre Begründung in den Naturwissenschaften suchte, eine Philosophie der Aufklärung. Als indirekter Beweis dafür dürften die unkirchlichen Anschauungen dienen, die Théophile in der Folge vertritt. Den direkten Beweis liefert eine 1634 von Marc Duncan veröffentlichte Schrift selbst: *Discours sur la possession des religieuses Ursulines de Loudun* — worin er erklärt, dafs die angeblich vom Teufel besessenen Nonnen einfach als hysterisch Erkrankte des Arztes, nicht aber des Priesters bedürften. Nur die Protektion der Herzogin von Brézé rettete den ketzerischen Aufklärer vor Prozefs und Verfolgung.[1] Wir werden Gelegenheit haben, Marc Duncans Einflufs auf den Schüler noch näher festzustellen.

Der Dichter selbst hat uns über seine Studienzeit Eingehendes nicht gesagt. Da Théophile de Viau mit neunzehn Jahren nach Paris ging, der philosophische Kursus in Saumur aber zwei Jahre dauerte, so ist er spätestens mit siebzehn Jahren nach Saumur gekommen, wahrscheinlich aber schon früher, und es wird ihm am Anfang in den engen Stadtmauern nicht anders ergangen sein als wie Charles Sorels *Francion*. Dieser, als er nach Paris ins Collège de Lisieux geschickt wird, betrübt sich sehr *d'avoir perdu la douce liberté qu'il avoit, courant parmi les champs d'un côté et d'autre, allant abattre des noix et cueillir du raisin aux vignes.* Derselbe Francion schildert das Leben in diesen Internaten weiter: viel Roheit, wenig Reinlichkeit; viel Hunger, wenig zu essen; ein stiller, aber erbitterter Krieg zwischen Schülern und Lehrern, die zugleich auch Pensionshalter waren, also die Studenten im Interesse ihres eigenen Säckels ausbeuteten. Dagegen verteidigten die so Übervorteilten sich dann mit all ihrem Witz und aller Bosheit, die sich in öfters sehr unappetitlichen Späfsen äufserte. Ein jeder fühlte sich als Gefangener in diesen engen Schulmauern, ein jeder suchte hinauszukommen, zu geniefsen und sich für die unfruchtbare Wissenschaft, die ihm von lächerlichen Pedanten eingebläut ward, an des Lebens goldenem

[1] Chalmers: *General biographical Dictionary*, Bd. 32, Artikel *Marc Duncan.*

Baum schadlos zu halten.[1] So weit Francion über das Hochschulleben seiner Zeit. Man ist berechtigt, diese Schilderungen für satirisch übertrieben zu halten. Was aber die Unfruchtbarkeit des damaligen gelehrten Wissens betrifft, so werden die Angaben Sorels von einem neueren Forscher bestätigt.[2] 'Die philosophischen Studien,' sagt M. Lantoine, 'umfaſsten im ersten Jahre Logik und Ethik, im zweiten Physik und Metaphysik. Man legte den Aristoteles zu Grunde, diskutierte und besonders diktierte viel. Die mehr praktischen und daher nutzbringenderen Fragen der Moral wurden der Einprägung einer wahrhaft barbarischen Logik und scholastischen Haarspaltereien geopfert.'

Nun war Saumur nicht Paris und die Akademie ein Protestanten-, nicht ein Jesuitenkollegium; wir dürfen deshalb nicht alles, was oben von katholischen Lehranstalten der Hauptstadt gesagt ist, ohne weiteres auf das protestantische Provinzkollegium übertragen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daſs durch die Ausnahmestellung, in der die Akademie von Saumur sich befand, durch die Neuheit ihrer Gründung, durch die Gegenwart und Aufsicht eines Charakters wie Duplessis-Mornay, bessere Sitten, durch das Wirken eines Marc Duncan verständigere Methoden und gröſserer Lerneifer dort eingebürgert waren. Daſs aber ein solches groſses Internat an und für sich immer eine zweifelhafte Schule der Moral ist, darüber kann uns ein Blick auf die heutigen französischen Internate belehren, die an innerlicher Sauberkeit immer noch zu wünschen lassen. Immerhin verlieſs Théophile Saumur mit einem hübschen Schatz von Kenntnissen: er las Griechisch, schrieb ein leichtes und elegantes Latein, verstand Italienisch, Spanisch, etwas Englisch und hatte sich im Denken der naturwissenschaftlich aufklärenden Richtung angeschlossen. Wie er und wie sein Lehrer diese Richtung mit der Härte des im Erstarren begriffenen Protestantismus vereinigten; bis zu welchem Grade der Zweifel an aller religiösen Offenbarung den Studenten Théophile de Viau bereits erfaſst hatte, ist eine Frage, die man wohl aufwerfen, aus Mangel an Dokumenten aber nicht

---

[1] Francion, Ausgabe von 1647, Amsterdam. Paul Maret, Buch III und IV.

[2] Lantoine: *Histoire de l'enseignement secondaire au 17ème siècle,* Paris 1874, Kap. IV.

beantworten kann. Wahrscheinlich hat er es damals selbst noch nicht gewufst, wie weit ihn diese Anschauungen von der gewöhnlichen Heerstrafse abführen sollten.

II. Kapitel. (1610 bis 1619.)

Ein eigentliches Brotstudium hatte Théophile de Viau nicht ergriffen, sondern, wie einst Hutten, nur die *bonas litteras* studiert, die den ganzen Menschen bilden und den Geist im allgemeinen schulen sollen. Wahrscheinlich hatte er diese litterarisch-philosophische Allgemeinbildung in Hinsicht auf sein dichterisches Talent erhalten, welches sich, so müssen wir annehmen, früh genug und stark genug geltend machte, um ihn und die Seinen in dessen Kultivierung seinen Lebensberuf und eine Laufbahn sehen zu lassen. — Wir haben jedoch kein einziges Zeugnis darüber und sind ganz auf Vermutungen angewiesen. Fest steht nur, dafs Théophile de Viau im Jahre 1610 nach Paris ging, um dort sein Glück zu suchen.

Und warum sollte der begabte Spröfsling einer dem König bekannten und ergebenen Adelsfamilie weniger Aussicht haben, es dort zu finden, als wie einst Pierre de Ronsard oder gar der nicht adelige Clément Marot? Das Beispiel Ronsards hat sicherlich anspornend auf Théophile de Viau gewirkt denn zu jener Zeit war in der Provinz Ronsard noch das anerkannte Vorbild, und Théophile kam nach Paris, nichts ahnend von Malherbes Neuerungen, den Kopf voll hochfliegender Pläne, den Koffer voll wunderbarer Verse, die ein Zeitgenosse wie folgt schildert:[1] *tous ses termes estoient extraordinaires, ce n'estoient qu'hyperboles et traicts d'esprit nouvellement sortys des escholes et tout enflés de vanité.* Der Gedanke, dafs sein Hugenottentum ihm am Hofe Heinrichs IV. irgendwie im Wege stehen oder Abbruch thun könne, ist dem jungen Dichter wohl auch nicht gekommen, und er ist im Jahre 1610 mit vollen Segeln, leidlichem Geld und frischem Mut in den Pariser Hafen eingelaufen. Seine Absicht mufste sein: durch seine Talente oder seine Persönlichkeit das

[1] Tristan l'Hermite: *Le Page disgracié.* Paris, Toussaint Quinet, 1643, Bd. II, Kap. IX, S. 94.

Auge entweder des Königs oder eines Grofsen auf sich zu lenken, kurz, zu gefallen. Meiner Ansicht nach hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht: er war keine Persönlichkeit, die leicht bei Hofe gefallen konnte, und dieser fundamentale Widerspruch zwischen seinem Zweck und seinen natürlichen Mitteln erklärt es wohl, dafs Théophile de Viau sich in seinem Leben öfters so arg verrechnet hat.

Und er konnte bei Hofe nicht gefallen, einfach weil er kein Hofmann war. Höfisch war seine Erziehung in dem ländlichen Boussères nicht gewesen, höfisch hatten ihn die Schulmauern von Saumur nicht gemacht, höfisch war, was er von ererbtem Hugenottenblut hatte, sicher nicht, und höfisch war es vor allem nicht, mit neunzehn Jahren erst zu Hof zu gehen. Ihm fehlten Schliff, Geschmack und Biegsamkeit, wir haben uns ihn bei seiner Ankunft in Paris durchaus als einen *poète provincial*[1] d. h. einen Ronsardianer zu denken, der in der Jagd nach dem Glück und in dem Haschen nach der Gunst durch solche weit überholt werden mufste, die von Kindesbeinen an entweder Hofluft oder wenigstens doch Grofsstadtluft geatmet hatten, die, geborene Höflinge, eine Fähigkeit der Anpassung besafsen, welche Théophile de Viau durchaus abging. Die Versetzung aus dem Milieu der Provinz in das des Hofes war also ein gewagtes Experiment für den Jünger Ronsards und des freigeistigen Marc Duncan. Die Verhältnisse wurden für den neuen Ankömmling noch weit ungünstiger durch den Tod Heinrichs IV. Die Ermordung des Königs, am 10. Mai 1610, die von so schweren Folgen für den europäischen Protestantismus war, wirkte auch auf das Privatschicksal des Dichters: mit dem König ging derjenige dahin, welcher allenfalls einen gewissen persönlichen Anteil an dem Neffen des wackeren Statthalters von Tournon und dem Enkel des Sekretärs der Königin von Navarra nehmen konnte. Bei der neuen Regentin, Marie von Medici, hatten die Viaus keine besonderen Verdienste geltend zu machen; im Gegenteil, Théophile mufste sich jetzt sagen, dafs bei der bigott katholischen Königin-Mutter — wenn sie auch das Edikt von Nantes nicht aufzuheben wagte — sein Hugenottentum ihn doch wenig empfehlen würde.

[1] *Le Page disgracié,* éd. de 1643, Kap. IX, S. 95.

Während nun in den nächsten Jahren Frankreich von einer Ausländerin und ihren ausländischen Günstlingen, die sich auf den wahren Vorteil des Landes nicht besser als die Königin verstehen, regiert wird; während man aufhört nationale Politik zu treiben und Frankreichs Einfluſs zu Gunsten des Protestantismus und des europäischen Friedens in die Wagschale zu werfen, sich dagegen einer das Volk beunruhigenden, katholischen Politik hingiebt und von Italien, Spanien, Österreich ins Schlepptau genommen wird; während die Groſsen des Landes — Katholiken wie Protestanten, der Prinz von Condé wie der Herzog von Lesdiguières — nur eines suchten: ihre Freundschaft der Regentin möglichst teuer zu verkaufen; während der Minister Sully sich zurückzieht und dafür Concini, der nimmersatte Günstling, auf der Bildfläche erscheint, der Staatsschatz verschwendet, die Steuern erhöht werden und sich die menschliche Begehrlichkeit bei Hofe die Zügel schieſsen läſst: während dieser traurigen Miſsregierung, die erst 1624 durch Richelieu ein Ende findet,[1] sucht Théophile de Viau seinerseits in Paris Fuſs zu fassen.

Wie bereits gesagt, unter erschwerenden Umständen, über die wir aber im einzelnen sehr wenig wissen, da Gedichte oder Briefe Théophiles aus dieser Zeit nicht erhalten sind. Nur gelegentlich kommt er später einmal auf diese Jahre zurück. Daſs er sich anfangs in Paris für den Zwang der Schule schadlos gehalten und mit gieriger Hand nach allen bis dahin verbotenen Früchten gegriffen hat, sagt er selbst mit folgenden Worten: *La débauche des femmes et du vin faillit à m'empiéter au sortir des écholes: car mon esprit un peu précipité avoit franchi la subjection des précepteurs, lorsque mes mœurs avoient encore besoin de discipline. Mes compagnons avoient plus d'âge que moi, mais non pas tant de liberté. Ce fut un pas bien dangereux à mon âme que cette première licence, qu'elle trouva après les contraintes de l'estude. Là, je m'allois plonger dans le vice, qui s'ouvroit assez favorablement à mes jeunes fantaisies.*[2]

Wir haben uns Théophile de Viau danach in einem Kreise

---

[1] Vgl. Henri Martin: *Histoire de France.* 4me édition. Paris, 1855 bis 1860, Bd. XI, S. 25.

[2] *Fragments d'une histoire comique* II, S. 16. 17.

teils von adeligen Junkern, wie er, teils von reichen Bürgersöhnen zu denken, unter denen der junge Dichter, den niemand von der Familie überwachte, durch seinen Schwung und seine gascognische Verve wahrscheinlich hervorragte.[1] *Mais*, fährt er am selben Ort fort, *les empeschemens de ma fortune destournèrent mon inclination, et les traverses de ma vie ne donnèrent pas le loisir à la volupté de me perdre.* Diese *empeschemens de la fortune* sind wahrscheinlich Geldverlegenheiten gewesen, die sich wohl daraus erklären, dafs im Jahre 1612 Théophiles Vater, der bis dahin für den Sohn gesorgt hatte, starb.[2] Nun hiefs es für den jungen Mann nicht nur: bei Hofe gefallen, indem er den Grofsen Oden und den Damen Stanzen widmete, sondern es hiefs: entweder einen zahlungsfähigen Mäcen finden oder selbst Geld verdienen.

Einen Beweis dafür, wie wenig Aussicht Théophile in Frankreich auf das erstere hatte, sehe ich in seiner Reise nach Holland, die er mit Balzac gemeinschaftlich unternahm und die der Tradition nach gleichfalls in das Jahr 1612 fällt. Ob vor, ob nach seines Vaters Tode, mufs unentschieden bleiben.[3] Was Théophile de Viau, dem die unter der Regentschaft herrschende Richtung ungünstig war, nach Holland locken mufste, war die protestantische Republik, die sich unter ihrem Statthalter Moritz von Nassau (seit 1618 heifst er Prinz von Oranien), wenn auch keiner völligen politischen Freiheit, so doch der religiösen Duldung, der Gedanken- und der Prefsfreiheit erfreute.

Der holländische Protestant Arminius z. B. ging ja über die engen Grenzen des französischen Calvinismus weit hinaus: das Dogma von der Erbsünde war ihm ein Greuel, die freie Bibelforschung, das eigene Urteil auch in Glaubenssachen erschienen

---

[1] Hier hat er wohl 1611 schon Balzac kennen gelernt, denn 1625 spricht er von ihrer vierzehnjährigen Bekanntschaft. II, 289.

[2] Vgl. Serret a. a. O. S. 8 und Faugère Dubourg a. a. O. S. 566.

[3] Serret a. a. O. S. 8 sagt: *Balzac pour le consoler du chagrin l'engagea à voyager.* Das ist möglich, aber durch nichts bewiesen, und im Hinblick auf Théophiles pekuniäre Lage wird es wieder zweifelhaft. Dafs aber Balzac die gemeinschaftlichen Kosten allein getragen habe, ist ausgeschlossen; bei dem Hafs, den er später gegen Théophile äufsert, hätte er nicht ermangelt, ihm diese Abhängigkeit vorzuwerfen. Wir finden aber nichts darüber.

ihm dagegen wünschenswert.[1] Dieser religiöse Individualismus hat den Schüler Marc Duncans sicherlich angezogen und befriedigt. Er hat sich in Holland gefallen, hat versucht — und mit Glück —, sich dem Statthalter zu nähern, dem er eine lange Ode huldigend zu Füßsen legt. Wahrscheinlich hätte er nichts dagegen gehabt, sich an diesem Hofe, an dem er jetzt als fremder Adliger vorübergehend zugelassen war, dauernd zu bleiben und in den Hauptstädten des Landes, Amsterdam, Brügge, Leyden, die er jetzt nur als Tourist durchstreifte, heimisch zu werden. Ein dauerndes Verhältnis zwischen dem Statthalter und Théophile de Viau bildete sich jedoch nicht heraus, und nach längerem Aufenthalt in Leyden, wo Viau und Balzac bei dem holländischen Gelehrten Baudius Philosophie hörten, kehrten sie beide nach Frankreich zurück. Sie waren inzwischen aus friedlichen Reisekameraden und guten Freunden zu Gegnern geworden. Allerdings hatten sie von Anfang an ein sehr ungleiches Paar gebildet. Jean, Louis Guez, genannt Seigneur de Balzac, nach einem Gut, das sein bäuerlicher, aber im Dienst des Herzogs von Epernon bereicherter Vater gekauft hatte, genoſs gleichfalls die Gunst Epernons, wurde auch später noch von ihm protegiert und unternahm, wahrscheinlich auf seines Gönners Anregung hin, eine Reise, erst nach Paris und dann nach Holland. Er war damals etwa achtzehn Jahre alt, also jünger als Théophile, den er wahrscheinlich im Kreise der *Jeunesse dorée* getroffen, und der dem neuen Ankömmling imponiert haben mag. Balzac war ein Jesuitenschüler, während Théophile sich ihm gegenüber trotzig der Erziehung durch *régents écossais* rühmt;[2] dazu war Théophile zweifelsohne hochfahrend, aber gerade und offen, Balzac eitel, aber vorsichtig, ja feige. Obgleich weder der eine noch der andere bis jetzt etwas veröffentlicht hatte, waren sie doch beide voll litterarischer Prätensionen. Mit der Kritik, die sie aneinander übten, begannen wahrscheinlich die Reibereien;[3] dann beging Balzac in dem Hause des Doktors

---

[1] Vgl. Faugère Dubourg a. a. O. S. 588. 589.

[2] Vgl. Michaud, *Biographie universelle*, Bd. II, S. 695, und *Grande Encyclopédie*, Bd. V, S. 186.

[3] Vgl. IXme *Lettre de Balzac*, éd. de 1624. Vgl. Alleaume I, LXXVIII.

Baudius, in welchem beide verkehrten, einen Mifsbrauch des Gastrechts, irgend eine Gemeinheit, die der empörte Schwiegersohn des Doktors nicht anders glaubte rächen zu können, als indem er zum Stock griff. Théophile aber zog seinen Degen, trat für den Reisekameraden ein und wurde, wie es scheint, von Balzac dafür durch einen bösen Streich, den dieser ihm spielte, belohnt.[1] Das war genug, um einen völligen Bruch herbeizuführen; Balzac und Théophile schieden in einer Feindschaft, die etwa zwölf Jahre unter der Asche glimmte, um bei Gelegenheit von Théophiles Prozefs wieder aufzuflammen.

Nach Paris zurückgekehrt, ist Théophile, scheint es, Theaterdichter bei einer im Hôtel de Bourgogne spielenden Schauspielertruppe gewesen, ein für einen adligen Herrn jener Zeit höchst ungewöhnliches Metier, ein Ausweg, den der Dichter nur in äufserster Dürftigkeit ergreifen konnte, der aber auf Grund folgender Überlegungen, Zeugnisse und Autoritäten glaubhaft erscheinen kann:

1) Dafs Théophile de Viau sich, nach einer ersten Zeit flotten Pariser Lebens, in Geldverlegenheit befand, wissen wir durch ihn selbst (vgl. II, S. 16. 17).

2) Er selbst spricht auch von seinen längere Zeit dauernden dramatischen Arbeiten

Autrefois quand mes vers ont animé la scène,
L'ordre où j'estois contrainct m'a faict bien de la peine.
Ce travail importun m'a ***longtemps*** *martyré.* I, 219.

Wir besitzen aber von Théophile nur ein Drama: *Pyrame et Thisbé*, das ihm mit Sicherheit zuzuschreiben ist, und ein zweites, *Pasiphaé*, worüber die Meinungen auseinandergehen. Diese zwei Dramen würden aber kaum genügen, das *longtemps* zu erklären. Er hat also sehr wahrscheinlich — wie sein Zeitgenosse Alexandre Hardy — handwerksmäfsig für besagte Truppe Bühnenstücke verfertigt, die, falls sie überhaupt erhalten sind, nicht unter Théophiles Namen bestehen, weil zu jener Zeit die Namen der Dichter selbst auf den Theateranzeigen nicht genannt wurden;

---

[1] Vgl. *Lettre à Balzac* II, 257. Ich halte die Angaben Théophiles, denen Balzac nie widersprochen hat, für durchaus wahr. Man vergleiche auch *Lettres de Phyllarque à Ariste.* Paris, ohne Datum, Bd. I, S. 257.

die aber viel wahrscheinlicher überhaupt verloren gegangen sind, weil er sich nicht die Mühe gegeben hat, sie drucken zu lassen.

3) Tristan l'Hermite, der nur zehn Jahre jüngere Zeitgenosse Théophiles, erzählt in seinem biographischen Roman *Le Page disgracié* (Kap. IX) sein Zusammentreffen mit einem im Solde der Truppe des Hôtel de Bourgogne stehenden Dichter, und die Schilderung, die er von der betreffenden Persönlichkeit entwirft, hat Züge, die genau auf Théophile de Viau passen. Dieser Ansicht ist auch M. Rigal, der in seiner These über Alexandre Hardy (S. 26—28) Tristans genannte Schilderung eingehend bespricht.

4) Diese Deutung ist mir durch M. Bernardin, professeur au lycée Charlemagne, Paris, bestätigt worden, der, seit Jahren mit einer Arbeit über Tristan l'Hermite beschäftigt, den Verfasser in allen seinen Angaben von einer grofsen Genauigkeit und Zuverlässigkeit gefunden hat und in dem Zusammentreffen des Pagen mit dem Dichter die Schilderung eines wirklichen Erlebnisses sieht. M. Bernardin ist jedoch geneigt, dies Zusammentreffen, welches M. Rigal für 1613 ansetzt, schon früher, etwa schon 1610 anzunehmen. Auf die Diskussion dieses Punktes werde ich noch zurückzukommen haben. — Zu erwähnen ist noch:

5) Dafs der zu *Le Page disgracié* im Jahre 1650 verfafste Schlüssel dem besagten Dichter den Namen Alexandre Hardy beilegt, was aber unhaltbar ist, da die in der Schilderung gebrauchten Ausdrücke *poëte provincial*, *termes empoulez ... recueillis vers les Pyrénées* weder auf Hardy noch auf seine Dramen anzuwenden sind.

Sehen wir nun vorläufig einmal in dem von Tristan l'Hermite beschriebenen Dichter Théophile de Viau. In sehr wirkungsvollem Kontrast treten die beiden Gestalten gegeneinander.[1] Der Page, der als Kind schon an den Hof gekommen ist, um mit einem natürlichen Sohn des Königs aufgezogen zu werden, der früh geübt und früh verderbt, leidenschaftlich gern Karten und Würfel spielt, seine Ehrenhändel ausficht, um dann von seinem Erzieher auch wieder einmal die Rute zu bekommen, kurz, ein wunderbares Gemisch von Bosheit und Güte, von Eitelkeit und

[1] *Le Page disgracié.* Paris 1643, Kap. IX, S. 87 bis 96.

List, von Selbstherrlichkeit und Kinderfurcht bildet — dieser kleine, kaum zwölfjährige Hofmann nimmt eines Tages, als er sich gerade wegen dummer Streiche nicht ganz sicher fühlt, seine Zuflucht zu den Musen und besucht eine Schauspielertruppe, die öfters am Hofe zu spielen pflegt.

Die Truppe hat gerade Feiertag, und um die Mufse besser zu geniefsen, hat man sich einen Scherz mit dem Dichter der Truppe gemacht: acht oder zehn Mann haben den in seinen Schlafrock gewickelten Musensohn an Kopf und Füfsen gefafst und schleppen ihn jubelnd und schreiend durch den Garten. Die Pantoffeln fallen dem Opfer von den Füfsen, es schreit und sucht sich zu befreien — umsonst, das Spiel geht fort, und erst das Dazwischentreten des kleinen Pagen, den man bei Hofe sehr gut angeschrieben weifs, befreit den Mifshandelten. Nachdem dieser rasch seine Siebensachen zusammengesucht hat, geht er sich bei seinem Befreier bedanken: er, der Dichter, war in Stimmung, zu dichten; die Schauspieler wollten ihn aber zwingen, Kegel zu spielen, daher der Streit; und nun erfolgt ein warmer Dank, jedoch in einer Form, die dem höfischen Ohr des Pagen sofort anzeigt, dafs er es hier mit einem Manne aus der Provinz zu thun hat: *Tous ses termes estoient extraordinaires, ce n'estoient qu'hyperboles et traicts d'esprit nouvellement sortys des escholes et tout enflés de vanité. Cependant,* fährt der Bericht fort, *la hardiesse dont il débitait, estoit agréable et marquoit quelque chose d'excellent en son naturel,* ein Zug, der trefflich auf Théophile de Viau pafst; ebenso wie der folgende: der Dichter recitiert dem Pagen einige seiner für die Bühne bestimmten Verse: *et d'autres ouvrages, où je trouvais plus de force d'imagination que de politesse,* sagt der Page — ein Urteil, das Théophile selbst wie auch die Zeitgenossen bestätigen.

Von Mitleid für den Poeten ergriffen, dem man viel Verse für wenig Geld abverlangt, führt der kleine Page ihn dann bei seinem Gebieter, der gleichfalls noch ein Kind ist, ein. Der Dichter schüttet sofort folgenden Vierzeiler aus dem Ärmel:

Ma Muse à ce Prince si beau
Consacre un monde de louanges,
Qui volent au Palais des Anges
Et sont exemptes du tombeau.

Der letzte Vers enthält eine bei Théophile de Viau nicht seltene Wendung. Prinz und Page finden Gefallen an *ces termes empoulez, qu'il avoit recueillis vers les Pyrénées,* wieder ein Wort, das sich auf Théophile und seine gascognische Abkunft deuten läfst, jedoch auch in weiterem Sinne als spanischer Einflufs überhaupt verstanden werden kann. Wahrscheinlich hätte der Dichter damals sein Glück gemacht, wäre ihm nicht beim Abschied ein unanständiges Wort entfahren: *quelque mot sale et qu'il avoit accoustumé d'entremesler en tous ses discours.*[1]

Hierdurch zerstört er seine Aussichten und wird in dem Roman Tristans nicht mehr erwähnt.

Man hat Théophile de Viau Schlimmeres nachgesagt als *quelque mot sale,* und wer die Umgangssprache des 17. Jahrhunderts aus Tallemant des Réaux kennen gelernt hat, weifs, wie roh sie damals selbst in den höchsten Kreisen war. Es wäre also übertriebenes Zartgefühl, Théophile de Viau von dem Gebrauch eines derben Fluchs, eines anstöfsigen Wortes freisprechen zu wollen: weder seine Erziehung zu Hause, noch sein Umgang in Saumur waren höfisch gewesen, und mit den sprachreinigenden Kreisen des Hotel von Rambouillet hat Théophile de Viau nie Fühlung gehabt. Der Umgangston bei den Schauspielern war aber gewifs kein feiner, nennt Tristan l'Hermite sie doch einfach: *ces desbauchez.*[2]

Das einzige, was gegen die Deutung des eben geschilderten Theaterdichters auf Théophile de Viau spricht, könnte folgende Stelle in Kapitel IX des *Page disgracié* sein: nachdem der Page dem Dichter, der ihm seine Verse recitiert, lange zugehört hat, fährt er fort: *je luy en dis de la fazon des plus grands escrivains du sciecle et je les fis sonner de sorte que ce Poète Provincial les admira.*

Demnach scheint der Dichter von den *plus grands écrivains du siècle* gar keine oder doch nur eine sehr schwache Ahnung gehabt zu haben. Dafs aber Théophile de Viau, der doch von 1610 an in Paris in höfischer Gesellschaft lebte, einen Schriftsteller wie Malherbe nach dreijährigem Aufenthalt in der Hauptstadt so wenig sollte gekannt haben, ist höchst unwahrscheinlich.

---

[1] A. a. O. XI, S. 107 ff. [2] A. a. O. S. 91.

Er erscheint ein wenig zu sehr *poète provincial.* Deshalb könnte man geneigt sein, mit M. Bernardin die Begegnung Tristans und Théophiles vor 1613 zu verlegen. Dem widerspricht aber die Thatsache, dafs Théophile de Viau vor 1612, dem Tode seines Vaters und dem Eintritt seiner Geldverlegenheiten, gar keine Ursache hatte, sich einen so ungewöhnlichen und, wie wir gesehen haben, so wenig angenehmen Broterwerb zu suchen, wie den eines Theaterdichters. So erscheint es mir denn geboten, Théophiles dramatische Thätigkeit mit M. Rigal auf 1613 festzusetzen. Der nicht hauptstädtische, d. h. nicht Malherbische, sondern provinzielle, d. h. Ronsardische Charakter besonders seiner dramatischen Werke jener Zeit läfst sich aber selbst dann wohl noch erklären, und zwar auf folgende Art.

Théophiles de Viau einziges dramatisches Vorbild in Frankreich war sein Zeitgenosse Alexandre Hardy, der die Bühne damals beherrschte und in seinen Tragödien den Ronsardschen Stil unverfälscht weiterkultivierte. So ist *Didon se sacrifiant — du Ronsard pur.* Auf dem Gebiete des Dramas konnte der Anfänger Théophile de Viau daher nur dieser Richtung folgen, er mufste also ein nicht Malherbischer Dichter, ein *poète provincial,* ein Ronsardien sein.

Aber auch für den Lyriker Théophile de Viau dürfte das Gleiche gelten: Malherbe selbst hatte als Nachahmer Ronsards angefangen; selbst Malherbe hatte im Jahre 1613 seine Verskunst noch nicht zur vollen Höhe ausgebildet; auch Malherbe war damals noch nicht die Autorität in litterarischen Dingen, als die er uns heute, nach fast dreihundert Jahren, erscheint. Die litterarische Erziehung aber, die Théophile de Viau zu Hause und in der Protestantenschule von Saumur, bei dem Humanisten Janus de Viau, bei seinem Rhetoriklehrer und durch etwaige Darstellung von Schuldramen erhalten hatte, war eine ausschliefslich Ronsardische, im Sinne des Renaissancetheaters verlaufende gewesen.

Rechnen wir dazu, dafs Théophile de Viau mit einer bereits ausgesprochenen Persönlichkeit an den Hof kam und zugleich sein Leben lang eine Abneigung gegen Malherbes Regelhaftigkeit gehabt hat, so wird es glaubhaft, dafs er, trotz dreijährigen Aufenthalts in Paris, noch stark *poète provincial* war, ein origineller

und feuriger *poète provincial,* aber immerhin *poète provincial.* Dieser Umstand ist eine Erklärung mehr für die Langsamkeit, mit welcher Théophile de Viau bei Hofe vorwärts kommt, und für die eigenartige Stellung, die er sein Leben lang dort eingenommen hat.

Die vielumstrittene und vielgescholtene *Pasiphaé,* die meiner Ansicht nach Théophile zuzuschreiben ist, scheint mir übrigens ein weiterer Beweis für das eigenartige, dramatische Debüt am Hôtel de Bourgogne, und das Bild, welches Tristan l'Hermite, ohne den Namen Théophiles zu nennen, von ihm entwirft, ein zuverlässiges Porträt zu sein.

Théophiles Wirksamkeit als Theaterdichter hat höchstens zwei Jahre gedauert, er hat sich ihrer — aus guten Gründen — nie gerühmt und hat seine im Solde der Schauspieler verfaſsten Opera nicht veröffentlicht — wahrscheinlich auch aus guten Gründen. Er war während dieser Zeit ein Deklassierter und hat als ein solcher gelebt, bis er im Jahre 1615 — es ist das überlieferte Datum — den seit lange gesuchten Mäcen, Heinrich von Montmorency, fand. Über das Wie habe ich keine Angaben findên können. Von der Person des Herzogs spricht mit liebevoller Ausführlichkeit Simon Ducros,[1] und mit etwas weniger Bosheit als sonst Tallemant des Réaux.[2]

Dieser Heinrich II., letzter Herzog von Montmorency, ist eine der anziehendsten Gestalten der Zeit, und daſs gerade er der Beschützer Théophiles de Viau wurde, ist ein Zeugnis zu Gunsten Théophiles, das volle Würdigung verdient. Henry von Montmorency war 1595 geboren worden und somit vier Jahre jünger als Théophile de Viau. Er gehörte einem der gröſsten Adelsgeschlechter Frankreichs an, Vater und Groſsvater waren Connétable gewesen, er selbst, ein Liebling Heinrichs IV., wurde mit zwölf Jahren Statthalter von Languedoc, 1612 Admiral von Frankreich; seit 1621 nimmt er auf seiten des Königs an den Hugenottenkriegen teil, 1632 läſst er sich in einen Prinzen-

[1] *Mémoires de Henry, dernier duc de Montmorency. Par Simon Ducros.* Paris 1665.

[2] *Tallement des Réaux: Historiettes. Éd. Monmerqué et Paulin Paris.* Paris 1854, Bd. II, S. 306 ff.

aufstand gegen Richelieu ein, wird in der Schlacht bei Castelnaudary, wo er sich auszeichnet, gefangen genommen und 1632 in Toulouse enthauptet, weil Richelieu ein Exempel statuieren wollte und mufste.

In seinem Tode wie in seinem Leben erregte Henry von Montmorency die lebhafteste Sympathie. Schon früh hatten seine Ritterlichkeit und Güte ihm die Herzen gewonnen. Ducros rühmt seine körperliche Schönheit, seine Anmut und Würde, seine Geübtheit in allem adligen Sport, seine Hofkunst. Dann schildert er beredt die tieferen Eigenschaften seines Herrn: Montmorencys Gewissenhaftigkeit bei Verwaltung seiner Ämter, die Sorgfalt, mit der er seine Beamten, besonders seine Sekretäre, wählte, seine Frömmigkeit, und immer wieder betont er seine Güte, die sich hauptsächlich darin bewies, dafs er gern half, gern verzieh und schwer etwas abschlagen konnte. Viel studiert hatte er nicht; Romane mochte er nicht lesen: wohl aber hatte er grofse Vorliebe für gelehrte und geistreiche Leute, mit denen er sich stets umgab, und welchen er Grofsmut bewies.

Seit 1607 Statthalter von Languedoc, pflegte er seinen Wohnsitz in Pézénas [1] aufzuschlagen und in diesem Städtchen, *qui ne semble avoir été bâti que pour le seul plaisir de la vie,* [2] Hof zu halten. Nur ungern und gezwungen kehrte er nach Paris zurück. Die Wiesen, Gärten und Springbrunnen von Pézénas, die schönen Augen eines Fräulein von Mourons, der Verkehr mit dem Adel von Languedoc, der an dem fröhlichen und freigebigen Herzog eben solchen Gefallen fand, wie dieser selbst an dem reichen und heiteren Lande, fesselten Montmorency dauernd an den Süden. 'Und wenn,' sagt Ducros, 'sein Hof sich in etwas von dem des Königs unterschied, so war es einzig durch die gröfsere Freiheit und demgemäfs das gröfsere Vergnügen, das dort herrschte' — alles Züge, die zu beachten sind, weil sie die Neigung Montmorencys für Théophile de Viau erklären: beide waren gern frei. Es ist noch hervorzuheben, dafs Montmorency sich bestrebte, in seiner Provinz das Beispiel religiöser Duldung zu geben. [3]

---

[1] *Dépt. de L'Hérault.* [2] Ducros, a. a. O. S. 32. [3] Ducros, a. a. O. S. 80.

Im Jahre 1615 machte Montmorency einen seiner seltenen Besuche in Paris, und zwar anläfslich der Vermählung Ludwigs XIII. mit Anna von Österreich. Es ging damals hoch her, die Herren vom Hofe führten unter anderem ein grofses Spiel auf, ein Karussell, in welchem Montmorency die Rolle des *Persée français* übernahm, und wofür die Dichter eine Menge Verse geschmiedet hatten. Zu dieser Zeit und möglicherweise bei dieser Gelegenheit ist Théophile de Viau dann dem Herzog vorgestellt worden und hat ihm so gefallen, dafs diesmal ein dauerndes Verhältnis zwischen dem Dichter und dem gesuchten Mäcen entstand. Und es war nicht leicht, dem Herzog zu gefallen: Alexandre Hardy, Georges de Scudéry ist es z. B. nicht gelungen, und dafs der Kampf um die Gunst Montmorencys, der bei den Dichtern zugleich ein Kampf ums Dasein wurde, ein harter war, erklärt sich aus der immerhin doch grofsen Seltenheit so liebenswürdiger und dabei so einflufsreicher Persönlichkeiten wie der Herzog.

Für diesmal war nun Théophile de Viau mit seiner eigenartigen Persönlichkeit der Stärkere gewesen und hatte gesiegt. Da Montmorency so bald wie möglich in seine Statthalterei zurückkehrte, wo man ihn ebenso anbetete, wie später im Marais, ist es wahrscheinlich, dafs er seinen neuen Dichterpensionär mit nach dem Süden nahm. Eine Stelle in den Prozefsakten scheint dieses zu bestätigen.[1]

Der Aufenthalt bei Hofe war auch wenig verlockend: die politische und wirtschaftliche Mifsregierung unter der Regentin dauerte fort, der italienische Günstling Concini und seine geschickte, aber sinnlos abergläubische Frau Eleonore Galigaï standen auf der Höhe ihrer Macht; ihr Reichtum kannte keine Grenzen, und Paris begann zu murren. Der italienisch-katholische Einflufs wog durchaus vor. Als ein Beweis dafür ist auch die Berufung des italienischen Dichters Marini zu betrachten, den Maria von Medici seit 1615 auf mehrere Jahre an den

[1] Vgl. Information vom 1. Oktbr. 1623 und vom 18. August 1625. Die Zeugen Le Blanc und Galtier geben an, Théophile 1615 in der Provence, allerdings nicht bei Montmorency, sondern beim Grafen von Clermont kennen gelernt zu haben.

französischen Hof zu fesseln weiſs, wo er, der schon berühmte Dichter des *Adone,* die Regelmäſsigkeit der dramatischen Form, die Zierlichkeit des poetischen Ausdrucks mit Erfolg einbürgert. Der Einfluſs Marinis auf Théophile de Viau wird noch des näheren zu erörtern sein.

Durch die Protektion des Herzogs von Montmorency war Théophile de Viau nun aller Nahrungssorgen überhoben. Wir haben aus dieser Zeit einen liebenswürdigen Privatbrief des Dichters an seine Schwester Marie, dessen Original im Besitze der Familie de Bellegarde ist, und den Faugère Dubourg und Jules Andrieu bereits veröffentlicht haben. Doch ist er charakteristisch genug, um noch einmal hierher gesetzt zu werden.

Mad^lle ma sœur, ce que je vous escris n'est que pour faire entendre le souvenir que j'ay de vous et pour vous reprocher la paresse, que vous avez à me tesmoigner le vostre. Cela ne diminue point de mon affection que toutes les choses du monde ne sçauroient altérer. J'ay oublié ce que je vous avois promis: faictes m'en ressouvenir encore, et vous ne me demanderés rien que je ne vous accorde. Je ne suis pas encore fort riche et vous désire à touts plus de fortune qu'à moy. La paouvreté qui m'a si longtemps poursuivi se lassera bientost comme j'espère. Alors touts se ressentiront de mes commodités, et vous particulièrement que j'ayme de tout mon cœur. Adieu, ma sœur, je seray toute ma vie

Vostre très humble frère et serviteur

A Paris ce 24. 12. 1616. *Th. de Viau.*

Encore me suis je ravisé de vous envoier quelques douzaines d'aiguilles et d'esplingues pour monstre. Si elles sont bonnes vous en aurez davantage et n'avez qu'à m'escrire combien de milliers il vous en faut. Et vous partagerez avec ma mère et ma sœur Duffort.

A Mad^elle ma sœur
Mad^elle de Viau
à Boussères.

Der erwartete Wohlstand sollte bald kommen: Théophile wurde dem jungen König vorgestellt und erhielt von ihm eine jährliche Pension[1] und den Titel *Gentilhomme de la Chambre du Roy,* welcher sich auch unter dem Stich befindet, den Daret von Théophile gefertigt hat.

Durch diesen Glücksfall war der ehemalige Deklassierte und

[1] Vgl. Serret a. a. O. S. 11. M. Serret giebt ohne weiteren Beweis für seine Behauptung die Thatsache selbst und das Jahr 1616 an.

Theaterdichter wieder in seine frühere Gesellschaft zurückgetreten, mit der er die Fühlung sicherlich niemals ganz verloren hatte. Und seine Verbindung mit, seine Stellung in ihr wurde noch gefestigt, als der Herzog von Montmorency sich mit Marie Félicie, Princesse des Ursins, verheiratete und seitdem mehr am Hofe oder in Chantilly, dem Stammsitz der Montmorency, als in Pézénas lebte. Auf diese Art blieb auch der Dichter dauernd dem Einflufs des Hofes und der Grofsstadt, Malherbes und des 'Chevalier Marin' ausgesetzt.

Ein neuer Einflufs machte sich um diese Zeit geltend, gleichfalls italienischer Art, der Lucilio Vaninis.

Vanini hielt sich in den Jahren 1615 und 1616 in Paris auf, und was er in die der Religionskriege müde, aber darum noch durchaus nicht gläubige Hauptstadt brachte, war ein Echo der Lehren Giordano Brunos, den man im Jahre 1600 wegen seiner materialistisch-pantheistischen 'Irrlehren', seiner mechanischen Welterklärung, seiner Annahme des copernikanischen Weltsystems und seiner Ablehnung der christlich-orthodoxen Unsterblichkeitslehre in Rom verbrannt hatte.[1]

Vanini nun, der seine Lehren im Jahre 1616 in Paris unter dem Titel *De admirandis Naturæ, Reginæ Deæque Mortalium Arcanis libri quattuor* veröffentlichte, und der sich auf dem Titelblatt stolz als *Julius Cæsar Vanini Neapolitanus, Theologus, Philosophus et Juris utriusque Doctor* bezeichnet, war zweifelsohne ein sehr eitler, aber zugleich auch ein geistreicher Mann. Er war der richtige Conférencier, der es verstand, zu erschüttern, zu gewinnen, zu reizen und im entscheidenden Augenblick den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem er die bestehende Kirche seiner Ergebenheit versicherte. Ob sie es ihm glauben wollte, war dann ihre Sache; er hatte seinen Zweck erreicht, indem er Zweifel säete. Und der Pariser Boden, in dem sich seit der Regentschaft alle Leidenschaften freier denn je entfalteten, wo die reinste Interessenpolitik getrieben wurde, war für den Zweifel an den erhabenen Heilswahrheiten und die Verherrlichung des Menschen zum Gott sehr empfänglich. Straflos geniefsen, sich

[1] Vg. Lange, Geschichte des Materialismus. Wohlfeile Ausgabe. Iserlohn (ohne Datum). Bd. I, S. 172 ff.

das Leben leichter machen und den strengen Tugenden des Christentums entsagen dürfen, das war es, was im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts vom Geiste der Renaissance und der Entkirchlichung der Welt übrig geblieben war. Der Wissensdurst und Wahrheitstrieb der Humanisten, ihre Hochachtung vor dem Schönen und ihr Wetteifer mit den Gröfsen des Altertums waren verschwunden, und in Abwesenheit der grofsen Humanistenlehren und Humanistentugenden war eine Freigeisterei für den täglichen Gebrauch des Hofmanns und des reichen Patriciers übrig geblieben, ein *libertinage,* das oft kühn und geistreich, oft aber auch nur frech und eitel war. Diese *ars vivendi* fand ihre Anhänger denn auch in den Kreisen der reichen Jugend, und ein Geistlicher der Zeit, der Père Mersenne, schätzt, dafs Vanini in Paris etwa 50 000 Anhänger gewonnen hatte.[1]

Unter diesen Anhängern war auch Théophile de Viau. Der Schüler Marc Duncans legt damit die dritte Etappe auf dem Wege der Freidenkerei zurück: die Zweifel am bestehenden Glauben, die ihm in Saumur geweckt waren, die er im protestantischen Holland vor der Lehrkanzel des Doktor Baudius genährt hatte, wurden ihm jetzt zu entschlossener Ablehnung. Die orthodoxe Weltanschauung mit ihrem sinnenfeindlichen Dualismus und ihren beiden Gleichungen:

Materie, Natur, Körper = das Böse,
Geist, Seele = das Gute,

galt für ihn nicht mehr, und er begann mit einer Schar Ähnlichgesinnter die Gruppe der Freidenker, *libertins,* zu bilden. Zu ihr gehörten unter anderen auch François Luilier und Jacques Vallée,[2] sieur des Barreaux, zwei bekannte Gestalten der Zeit, denen Tallemant des Réaux je einen Artikel widmet.

Luilier war ein Mann des Vergnügens, der sich heute mit seinen reichen Mitteln ein Amt kaufte, um es morgen mit einem anderen, das ihm ebensowenig Mühe machte, wie das vorhergehende, zu vertauschen. Das Vergnügen als Lebenszweck war Tradition in der Familie, eine Tradition, die Luilier treu festhielt,

[1] Serret a. a. O. S. 11.
[2] *Tallemant des Réaux* Bd. IV, S. 191 ff.
[3] Ebendaselbst S. 46 ff.

ohne darum gemütloser Selbstsucht zu verfallen: so hat er, wenn man Tallemant des Réaux glaubt, seinem Freunde Desbarreaux aus Geldverlegenheit geholfen; Théophile de Viau hat er wahrscheinlich zu einer gefährlichen Zeit beherbergt und geschützt; seinen Bastard Chapelle erkannte er an und schickte ihn Gassendi zur Erziehung. Sein Amt, erst als Trésorier de France in Paris, später als Maître des Comptes in Metz, brachte ihn mit der Finanz in Berührung. — Die Familie Desbarreaux hatte ihre Wurzeln gleichfalls in diesem reichen Boden geschlagen, und der junge Desbarreaux war auf diese Art ebenso mühelos und ebenso verdienstlos wie Luilier zu dem Amt eines Pariser Parlamentsrats gekommen, das er aber nie ordentlich ausübte. Auch sein Wahlspruch war: Ich will mich amüsieren! Und dieser Hang hatte bei ihm entschieden noch mehr zu bedeuten, als bei Luilier, da die Familie Desbarreaux bereits einmal durch ihre Weltlichkeit mit der Kirche in Konflikt geraten war: Desbarreaux' Onkel, Geoffroy Vallée, war öffentlich verbrannt worden, weil er ein Buch: *le Fléau de la Foy,* geschrieben hatte.[1] Der Neffe, ein gut aussehender, begabter, aber unglaublich fauler, junger Lebemann, trat unentwegt die Erbschaft seines ketzerischen Oheims an und, obgleich bedeutend jünger als Luilier und Théophile de Viau, brauchte er von ihnen nichts zu lernen, sondern nur seinen natürlichen Anlagen zu folgen, um das traurige Ende eines alten Gecken zu finden, das ihm, nach Tallemants Bericht, auch nicht erspart blieb.

Dabei war keiner dieser Männer ungelehrt, was wir z. B. schon aus den lateinischen Briefen Théophiles an Luilier[2] sehen, und sie liefsen sich ihre geistige Erziehung angelegen sein, was wiederum ein Brief Théophiles an Luilier[3] beweist. Auch standen sie durch Luilier mit dem gelehrten Peiresc und dem skeptischen La Mothe le Vayer in Verbindung. Dafs sie zum Teil ihre Zeit in ganz abgeschmackten Beschäftigungen hinbrachten, mit Spielen, Zechen, Raufereien und Liebeshändeln, ist klar — dafür

[1] Faugère Dubourg a. a. O. Bd. IV, S. 59.

[2] II, S. 415. 416. 417. 419.

[3] II, 420: *Id te obsecro Valleum nostrum, qui meus fuit olim, iterum atque iterum mone* etc.

bildeten sie die *jeunesse dorée* ihrer Zeit[1] und nahmen als Stammgäste der *Pomme de Pin* oder des *Cormier* die gleiche Stellung in der Gesellschaft ein, wie der heutige Boulevardier und Premièrenbesucher. Sie waren auch Freunde von Speise und Trank, wenn dieselben reichlich und gut, und liebten es, sich in der Wohnung des einen oder anderen zu einem gemütlichen Mahl im Freundeskreise zu vereinen.[2] Dafs sie, einmal unter sich, ihrer Laune, ihrem Spott die Zügel haben schiefsen lassen, und Frechheit für Überlegenheit nehmend, an allem, was ihrer Zeit noch heilig war, gerüttelt haben, ist selbstverständlich; dafs sie auch einmal an den Roheiten und gemeinen Scherzen eines *Parnasse Satyrique* Gefallen fanden, nicht ausgeschlossen.

Eines aber darf man nicht vergessen: so frech und unsauber diese Freidenker oft sein mochten, sie waren nichtsdestoweniger doch noch Denker, selbständige Denker, Leute, die eine eigne Meinung vertraten und das in einer Zeit, die ihr Denken gemeinhin zu Füfsen des Thrones und Altars niederlegte. Die Denker, die man mit dem Namen *libertins*[3] belegte, zogen die materialistischen Schlüsse aus den Lehren eines Copernicus und Giordano Bruno; sie sind die weltmännischen Vorläufer der naturwissenschaftlich gebildeten Philosophen des 18. Jahrhunderts, und in ihrer zwischen Renaissance und Aufklärung vermittelnden Stellung liegt die geschichtliche Bedeutung der Libertins.

Als Führer dieser Libertins ist seiner Zeit Théophile de Viau allgemein anerkannt worden: gegen ihn hat die beleidigte Kirche in der *Doctrine curieuse* des Jesuitenpaters François Garasse ihre Anklagen erhoben; gegen ihn ist die weltliche Gerechtigkeit in Person des Staatsanwaltes Mathieu Molé aufgetreten; um ihn hat sich von 1623 bis 1626 eine leidenschaftlich erregte Flugschriftenlitteratur gebildet.[4]

Bestimmt und befähigt zu dieser Führerrolle war Théophile de Viau durch seinen Trieb nach Wahrheit und seinen Durst

[1] Vgl. *Les Tracas de Paris, par Fr. Colletet, dans 'Paris ridicule et burlesque au 17 sciècle.'* Paris, Garnier Frères, 1878.

[2] Vgl. *Ad Dominum Lulerium* II, 417. 424.

[3] Vgl. Garasse: *La Doctrine curieuse,* S. 2. 885 etc.

[4] Der Katalog der Bibl. Nat. enthält 38 verschiedene Nummern, ist aber noch nicht einmal vollständig.

nach Wissen. Ihm war es bei dem Libertinage doch auch wirklich um Geistesfreiheit zu thun, während bei seinen Genossen der Nachdruck auf der Sittenfreiheit lag. Er war tiefer angelegt als die anderen, davon sind seine Dichtungen Zeuge, die, was in jener Zeit so selten ist, Ideen enthalten, sich mit dem Problem der menschlichen Natur und des menschlichen Schicksals, der Vorsehung, der Unsterblichkeit und der Willensfreiheit, dem Rechte der Leidenschaft und der Thatsache des Zwanges beschäftigen.[1] Er war vom Leben auch härter angefafst worden als die anderen, die, im Reichtum aufgewachsen, den Kampf ums Dasein niemals kennen gelernt und daher keinen Begriff von den Demütigungen hatten, die das Leben dem unbemittelten aber stolzen Charakter auflegt; noch von der bitteren Menschenverachtung, die oft daraus entsteht, und die bei Théophile so herben Ausdruck findet.[2] Herb, aber zugleich resigniert, und diese bei einem jungen Menschen seltene Resignation ist vielleicht seine gröfste Überlegenheit gewesen. Er scheint frühzeitig mit gewissen Thatsachen sich abgefunden, überhaupt frühzeitig die Erfahrung als seine Lehrmeisterin anerkannt zu haben, ein deskriptiver Philosoph geworden zu sein; scheint in dem Tumult der aufgeregten Meinungen und Sinne seinen klaren Kopf behalten und noch kaltblütig beobachtet zu haben, wenn die anderen von ihren Leidenschaften fortgerissen wurden. Sagt er doch selbst:

La passion la plus forte que je puisse avoir, ne m'engage jamais au poinct de ne la pouvoir quitter un jour. — Si j'ayme, c'est autant que je suis aymé et, comme la nature ni la fortune ne m'ont pas donné beaucoup de parties à plaire, ceste passion ne m'a jamais guères continué ny son plaisir ny sa peine. Je me tiens plus asprement à l'estude et à la bonne chère qu'à tout le reste. Les livres m'ont lassé quelques fois, mais ils ne m'ont jamais estourdy, et le vin m'a souvent rejouy, mais jamais enyvré.[3]

Obgleich diese Zeilen vielleicht erst von dem achtundzwanzig- oder dreifsigjährigen Dichter geschrieben sind, so dürften sie doch wohl auch schon von dem vierundzwanzigjährigen gelten.

---

[1] Vgl. *Élégie à une Dame* (I, 215 ff.), *Élégie à M. de C.* (I, 221 ff.), *La première Satyre* (I, S. 236 ff.) etc.

[2] *Élégie à M. de Montmorency* (I, 228. 229), *à M. de Fargis* (I, 235).

[3] *Fragments d'une histoire comique* II, S. 16.

Und wir dürfen diesem Zeugnis um so weniger mifstrauen, als Théophile de Viau sich stets gerühmt hat, wahr zu sein[1] und in seinem Verkehr mit den ihm befreundeten Herren vom Hofe einen für jene Zeit ganz ungewöhnlichen Ton des Freimutes und der Unabhängigkeit anschlägt.[2]

Inwiefern dieser anscheinend überlegene Théophile de Viau aber doch auch Leidenschaften gehorchte, davon wird später noch gesprochen werden müssen. Wenn er, seinem eigenen Bericht nach, der *desbauche des femmes et du vin*[3] entging, so ist dagegen Tallemant des Réaux geschäftig gewesen, der Nachwelt eine andere Anklage gegen ihn zu überliefern.[4] Wer aufser Théophile, Luilier und Desbarreaux noch zu diesem freidenkenden Kreise gehörte, ist nicht leicht chronologisch festzustellen. Bei Hofe pflegte Théophile die Bekanntschaften der Grafen von Liancourt, Candale, Assérac, Béthune etc., wie wir aus dem Briefwechsel des Dichters,[5] der aber leider nicht datiert ist, sehen. Von Bürger-

---

[1] *Et puisque vous avez la réputation d'estre exactement veritable jusqu'aux moindres choses,* läfst er von sich sagen. *Fragments d'une histoire comique* II, S. 18.

[2] *Élégie à M. de Montmorency* (I, S. 228. 229), *Lettre à M. de L.* (II, 310 ff.), *Lettre à M. le Comte de Clermont* (II, 349. 350).

[3] *Fragments d'une histoire comique* II, S. 16.

[4] A. a. O. Bd. IV, S. 46. 47. Die Quelle der Anklage dürfte in der *Doctrine curieuse* des Père Garasse zu finden sein (S. 727. 774. 780 ff., vgl. éd. Alleaume I, XLVI und L), die sich auf ein Théophile zugeschriebenes Sonett stützt (vgl. Alleaume II, 487). Der Dichter hat sich in seiner gegen Garasse gerichteten *Apologie*, wie folgt, verteidigt: *Quant à ceste licence de ma vie que vous pensez rendre coulpable de la corruption de la jeunesse, je vous jure que depuis que je suis à la Cour et que j'ai vescu à Paris je n'ai connu de jeunes gens qui ne fussent plus corrompus que moi, et qu'ayant descouvert leur vie, ils n'ont pas été longtemps de ma conversation.* (II, 273.) *Vous allez sans doute contre la nature de vostre profession dans le soin que vous avez de controuver des vers de Sodomie, et enseigner publiquement un si énorme vice sous couleur de le reprendre.* (II, 270.) *Parler de la douceur de la vengeance n'est pas assassiner son ennemy; faire des vers de Sodomie ne rend pas un homme coulpable du fait; poète et péderaste sont deux qualitez différentes.* (II, 277.) In dieser Sache, in welcher schon die Zeitgenossen auf blofse Vermutungen angewiesen waren, nach Beweisen zu suchen, kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein.

[5] Vgl. Alleaume II, 450 ff.

lichen, Dichtern und Gelehrten sind ihm, teils jetzt, teils später, nahe getreten: Alexandre Hardy,[1] durch Théophiles dramatische Laufbahn; Berthelot, Guillaume Colletet, Frénicle, wahrscheinlich als litterarische Kollegen; Mayret, Boissat, François Duguée[2] im Hause Montmorencys; François Maynard,[3] Courval Sonnet,[4] George de Scudéry,[5] Tristan l'Hermite,[6] durch eine gewisse Geistesverwandtschaft; Elie Pitard, Bertius,[7] der gelehrte Protestant du Moulin,[8] durch ihr Wissen.

Über eine nähere Verbindung zwischen Théophile de Viau und Denis Sanguin de St. Pavin habe ich — aufser einer unverbürgten Andeutung bei Alleaume[9] — nichts finden können. Sie ist mir aber durch den Charakter seiner Lebensführung und seiner Dichtungen[10] aufser Zweifel gestellt.

An George de Scudéry hat er einen treuen Freund gehabt. Man wundert sich vielleicht darüber; denn beide, Scudéry wie Théophile de Viau, sind hochfahrende Charaktere gewesen, und solche, 'zu nahe beisammen gepflanzt, zerschlagen einander die Äste'. Diesmal scheinen sich die zwei unabhängigen Geister aber gut vertragen zu haben. Scudéry (1601 bis 1667), zehn Jahre jünger als Théophile, hat den älteren Kollegen bewundert; seine eigene dramatische Laufbahn begann erst 1631, also lange nach Théophiles Tode, so dafs von einer Rivalität keine Rede sein konnte. Ein Unabhängiger war auch er, wie folgende Anekdote beweist:

Dans Alaric il voulait faire sa cour à la reine Christine de Suède ... Scudéry dans ce poème avait aussi parlé avantageusement du comte de la

---

[1] Vgl. *Ode au Sieur Hardy. Œuvres de Théophile.* Rouen 1622.

[2] Vg. Chorier: *De Petri Boessatii Vita* S. 34 bis 37. 83. 84. Vgl. *Lettres de Théophile par Mayret: Epistre* (Alleaume II, 294); *Théophilus Ducæo suo* (Alleaume II, 415). Daselbst: *Ad Dominum Lulcrium.*

[3] *Œuvres de Maynard éd. Garison.* Bd. I, Préface S. 50.

[4] *Œuvres de Courval Sonnet éd. Blanchemain: La Satyre du temps, à Théophile.* Bd. II, 158 ff.

[5] *Œuvres de Théophile.* Rouen 1632. *Préface de Scudéry.*

[6] *Lettres meslées du Sieur Tristan.* Paris 1642, S. 392 bis 396. 397 bis 400.

[7] Vgl. II, 356. 421. 427. 428.

[8] Vgl. *Interrogatoire du 7 Juin 1624.* [9] Vgl. I, XXXII.

[10] Vgl. *Biographie Universelle* Bd. XI, S. 379, und *Recueil Complet des Poésies de St. Pavin.* Paris 1861.

Gardie, tombé plus tard en disgrâce — La reine dit que, si Scudéry ôtait les vers en question, elle lui donnerait une belle chaîne d'or. Scudéry refusa net.[1]

Auch in seinen dichterischen Arbeiten ist er durchaus kein *régulier,* in den Salons hat er — trotzdem er Madeleine de Scudérys Bruder war — keine Rolle gespielt, und diese Stellung abseits von der geregelten Hofgesellschaft erklärt wohl seine Freundschaft für Théophile de Viau. Er hat sie bewiesen durch Herausgabe von Théophiles Werken, 1632, welcher Ausgabe eine Vorrede und ein *Tombeau de Théophile*[2] vorausgehen, die an Bewunderung und Hochschätzung für den Dichter, an herausfordernder Schärfe gegen Théophiles Feinde nichts zu wünschen lassen. Die Vorrede lautet im Auszug:

Je ne sçaurois aprouver cette lasche espece d'hommes qui mesurent la durée de leur affection à celle de la félicité de leurs amis; et pour moy, bien loing d'estre d'une humeur si basse, je me picque d'aimer jusques en la prison et dans le sepulchre. J'en ay rendu des tesmoignages publics durant la plus chaude persecution de ce grand et divin Théophile, et j'ai faict voir que, parmi l'infidélité du siècle où nous sommes, il se trouve encore des amitiez assez genereuses pour mespriser tout ce que les autres craignent. . . .

De sorte que je ne fais pas difficulté de publier hautement que tous les morts ny tous les vivans n'ont rien qui puisse approcher des forces de ce vigoureux genie; et, si parmi les derniers il se rencontre quelque extravagant qui juge que j'offence sa gloire imaginaire, pour lui montrer que je le crainds autant comme je l'estime, je veux qu'il sache que je m'apelle

Descudery.[3]

Von einer näheren Bekanntschaft mit St. Amant, der ihm doch auch hätte zusagen sollen, oder mit Charles Sorel, dessen derbe Ader ihm gewifs nicht unlieb sein konnte, habe ich keine Spur gefunden. Und doch ist eine persönliche Berührung hier anzunehmen. Dagegen scheint Théophile de Viau sich von den litterarischen Sitzungen bei Malherbe und von den Zusammenkünften des Hôtels von Rambouillet, wie von dem Leben und Treiben der Salons überhaupt ausgeschlossen zu haben.

Seit 1611, dem Zeitpunkt, wo Madame de Rambouillet litterarische Freunde in ihrem Hause empfängt und so die moderne Geselligkeit einleitet, fängt die preciöse Welt an sich zu bilden.

---

[1] Vgl. Chevreana. Paris 1697, S. 82. [2] Vgl. Alleaume I, S. 7 bis 10.

[3] Vgl. Aleaume I, S. 3. 4.

Diese preciöse Welt beruhte auf einer grofsen, socialen Neuerung: *dans la société de l'hôtel de Rambouillet l'homme de lettres était dégagé de ses liens personnels,*[1] d. h. er war ein freier Mann, der sich erlauben durfte, auch gegen seinen Brotherrn eine eigne Meinung zu verfechten. Diese Freiheit, welche die Grofsen zuerst erstaunte, wurde zuletzt doch auch von ihnen respektiert, freilich nicht ohne hier und da einen kleinen Rückfall in mittelalterliche Barbarei, wie das 'Prellen Voitures' beweist. Die Freiheit hätte vielleicht auch Théophile de Viau reizen können. Doch war er einerseits Manns genug, sich den Grofsen des Reiches auf eigene Gefahr hin gleichzustellen, andererseits fanden die Haupttugenden des Hôtels de Rambouillet in Théophiles Herzen wenig Wiederhall: nach Malherbes Regelhaftigkeit, Voitures Zierlichkeit und Ziererei hat er nie gestrebt. Aufserdem war die Salongesellschaft eine rechtgläubige und katholische, somit ein schlechter Aufenthalt für den hugenottischen Zweifler, der selbst denken, statt sein Heil aus den Händen der Kirche empfangen wollte. Auch mochte die Gesellschaft der Frauen und der Zwang zur Wohlanständigkeit, den sie jedem Gast auferlegte, ihm mehr lästig als verlockend erscheinen. Er war durchaus nicht, was die Engländer *a lady's man* nennen, und hat, nach seiner eigenen Aussage, um den Damen mit seinen Dichtungen zu gefallen, seiner Natur einen Stofs geben müssen.[2] So scheint mir, erklärt es sich, dafs der Name Théophiles de Viau, der doch ein berühmter Mann war, in der Liste der Stammgäste des Hôtels von Rambouillet[3] nicht figuriert, und dafs er in jener feinen, glänzenden Gesellschaft, die aus der Marquise und ihren Kindern, aus Malherbe und Racan, Voiture und Chapelain bestand, die Richelieu noch als Bischof von Luçon zu den Ihrigen zählte und durch die Anmut einer Charlotte von Montmorency, den Witz einer Anne Geneviève von Bourbon verschönt und erheitert wurde,[4] keine Rolle gespielt hat.

---

[1] Rœderer: *Fragments de divers Mémoires pour servir à l'histoire de la société polie en France.* Paris 1834. Préface S. 45.

[2] Vgl. II, 334: *Pour m'approcher un peu du naturel des dames, il m'a fallu beaucoup esloigner du mien.*

[3] Vgl. Rœderer a. a. O. S. 52.

[4] Vgl. Ch. Livet: *Précieux et Précieuses.* Paris 1859. S. III bis XXXVI.

Während sich auf diese Art in der französischen Gesellschaft und der französischen Litteratur zwei verschiedene Strömungen bildeten, die auf Sitte hinzielende des Hôtels von Rambouillet und die nach Freiheit strebende der Libertins, bereiteten sich in der Politik Ereignisse von gröfserer Tragweite vor: der bis 1617 im Hintergrund stehende, immerhin schon seit 1614 grofsjährige König schüttelt mit einemmal die mütterliche Vormundschaft ab, läfst den Günstling Marias, den allmächtigen und nimmersatten Concini, töten, verbannt die Regentin vom Hof und zeigt sich als Selbstherrscher. Das war eine erstaunliche Energie bei dem kaum siebzehnjährigen Jüngling, der bisher seine Mutter so ruhig hatte für sich regieren lassen. Und im Grunde diente der junge König auch jetzt nur als Marionette, und ein anderer, der durchaus vorwärtskommen, durchaus sein Glück machen wollte, Charles d'Albret, sieur de Luynes, hielt die Fäden, an denen Louis XIII. tanzte.[1] Ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen dem Sohn Heinrichs IV. und seinem Falkenier!

Ludwig war ein verschlossenes, eigensinniges und zornwütiges Kind gewesen. Blättert man das Tagebuch durch, welches der königliche Leibarzt Jean Héroard über die Jugend und Kindheit des kleinen Königs[2] geführt hat, so scheint die einzige Person, die dem Knaben Achtung und Gehorsam abzwang, eben dieser Arzt gewesen zu sein. Heinrich IV. hat den Knaben als ein allerliebstes Spielzeug angesehen und sich mit ihm aufs kindlichste ergötzt; die Mutter empfing, wie das so Sitte, den Sohn zu bestimmten Stunden. Die Erziehung war meist eine Verziehung, und um den Keim des Gottesgnadentums frühzeitig zu entwickeln, hielt man dem jungen König einen Prügelknaben, der die Schläge in Empfang nahm, die der junge Herr selbst verdient hatte. 'Aus diesem zornigen und verschlossenen Knaben nun,' sagt Henri Martin,[3] 'war ein ebenso verschlossener und mifstrauischer wie melancholischer Jüngling geworden; er hatte dunkle Augen und Haare und spanischen Teint; aber seine schönen Züge trugen einen zugleich herben und kalten Ausdruck.

[1] *Journal de Jean Héroard sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII.* Paris 1868.

[2] H. Martin a. a. O. Bd. XI, S. 116. [3] Ebenda Bd. XI, S. 111.

Weder Herz noch Sinne regten sich bei ihm. Da war nichts, was ihn reizte, weder Frauen, noch Wein, noch Spiel, noch die Dichtkunst. Nur für die bildenden Künste und besonders für die Musik war er empfänglicher. Sonst beschränkten seine Neigungen sich auf Jagd, Tierkämpfe und Flintenschiefsen. Er fand ein grausames Vergnügen daran, Stofsvögel abzurichten und auf die Sperlinge im Louvre- und im Tuileriengarten loszulassen, Hahnen-, Stier- und Hundekämpfen zuzuschauen. Eine andere, aber unschuldigere Neigung liefs ihn Festungen aus Rasen bauen, kleine Kanonen abfeuern, Tischler- oder Schmiedearbeiten treiben. Er war ein vorzüglicher Jäger, Reiter und Schütze, in allen Handgeschicklichkeiten geübt, in praktischer Mathematik und Festungsbau nicht unerfahren. Er hätte, meint Henri Martin, einen guten Artillerieoffizier oder fähigen Militäringenieur abgegeben.

Anzuschliefsen pflegte er sich mehr aus Gewohnheit als aus Herzensbedürfnis, weshalb seine persönlichen Diener leicht Einflufs über ihn gewinnen konnten. Auf diese Art war auch der Junker von Luynes zu dem seinen gelangt. Dieser Charles d'Albret, der wahrscheinlich der Sohn eines südfranzösischen Priesters und einer Italienerin war, hatte den Namen seiner Grofsmutter angenommen und nannte sich Sieur de Luynes nach einem kleinen Meierhof, den er am Rhoneufer besafs. Man hatte ihn, der sich besonders auf Falkenzucht verstand, als Falkenier der Umgebung des Königs zugewiesen.[1] Der damals dreifsigjährige Charles von Luynes sagte sich, dafs er auch einen höheren Posten ausfüllen könne, und machte sich ans Werk. Er säte Zwietracht zwischen Sohn und Mutter; er liefs den König befürchten, dafs Concini und die Königin ihn von der Regierung ausschliefsen und seinen jüngeren Bruder, Gaston von Orléans, dafür einsetzen wollten. Es gelang ihm, dem Jüngling, der doch von seinem Vater wenigstens Mut geerbt hatte und diesen später in dem Lärm des Schlachtfeldes bewies, in den stillen Mauern des Louvre Furcht einzuflöfsen und ihn zu einem so rohen Schritt, wie der Ermordung Concinis, zu treiben: es war die Furcht für sich selbst, die den König die Furcht vor dem Verbrechen überwinden liefs. Denn Ludwig XIII. war

[1] Henri Martin, Bd. XI, S. 112.

fromm, ebenso fromm, wie in seinem Privatleben reinlich, was mit seinem persönlichen Mut zusammen die Lichter in dem nicht sehr vorteilhaften Porträt bildet, das der Geschichtschreiber sonst von ihm entworfen hat.

Und der Druck, den Concini auf Stadt und Land geübt hatte, war so stark gewesen, dafs man nach dem 24. April 1617 wie erlöst aufatmete, und die Anekdote, welche Tallemant des Réaux bei dieser Gelegenheit von Malherbe erzählt, gewifs nicht unglaubhaft ist.[1] Die allgemeine Meinung billigte sogar, dafs der Sohn die Mutter nach Blois verbannte, und der Anfang von Ludwigs XIII. Regierung war ein glückverheifsender. Jedoch gerade nur so lange, wie man den Junker von Luynes nicht fürchtete. Als das Land merkte, Luynes wolle Concinis Erbschaft antreten, als die Grofsen sahen, der neue Günstling sei ihnen ebenso feindlich, wie der frühere es gewesen, als das Unerhörte geschah, dafs der Emporkömmling die Tochter des Herzogs von Montbazon, Marie de Rohan, heiratete, und diese *à force d'agaceries obtint quelque influence sur le froid et austère Louis XIII,*[2] da verwandelte sich die Freude in Enttäuschung und der Jubel in Spott und Rachegeschrei. Die Grofsen des Reichs, die Guisen, die Herzöge von Mayenne und Epernon, sammelten sich um die Königin-Mutter, die durchaus nicht gesonnen war, ihr Schicksal über sich ergehen zu lassen; Blois wurde Mittelpunkt geheimer Verschwörungen und Unternehmungen; die Protestanten, unter Mornay und Rohan, La Force und Bouillon, sahen mit Sorge den rein katholischen Einflufs in der Politik mit Luynes eher zu- als abnehmen. Was selbst die Königin nicht gewagt hatte, geschah jetzt: ein königlicher Erlafs vom 25. August 1618 ermächtigte die Jesuiten, ihre Lehranstalt in Paris wieder zu eröffnen.[3]

Die Jesuiten aber waren von der öffentlichen Meinung als die (wenigstens indirekten) Mörder Heinrichs IV. gebrandmarkt,

---

[1] A. a. O. Bd. I, S. 284. Er läfst ihn zu Mme de Bellegarde, die er in die Messe gehen sieht, sagen: *Hé quoy, Madame, a-t-on encore quelque chose à demander à Dieu après la mort du maréchal d'Ancre?*

[2] Henri Martin a. a. O. Bd. XI, S. 122.

[3] Ebenda Bd. XI, S. 133.

ihre Lehren als staatsgefährlich erklärt,[1] ihre Erziehungshäuser seit 1610 geschlossen worden. Der Erlafs von 1618 war also nichts mehr und nichts weniger als ein Schlag ins Gesicht der öffentlichen Meinung, die dadurch aufs höchste erregt wurde. Das Pariser Parlament, welches die aufgeklärte Pariser Bourgeoisie vertrat und an den Grundsätzen Heinrichs IV. festhielt, wehrte sich energisch, aber ohne Erfolg gegen diese Neubelebung des religiösen Haders.

Auf einen Religionskrieg drängte alles hin: des Königs Beichtvater war der Jesuit Arnous, der auf den abergläubischen Luynes gleichfalls Einflufs hatte. Arnous, der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte und andere glaubenseifrige Katholiken verfehlten auch nicht, die jetzt in Böhmen beginnenden Protestantenaufstände im Interesse ihrer Sache auszubeuten und dem frommen König anzuraten, im eigenen Lande wenigstens die Hydra der Ketzerei um einen Kopf zu kürzen.[2]

Auf diesem heifsen Boden hatte Théophile de Viau inzwischen mehrere Erfolge errungen.

Was er von lyrischen Gedichten und Epigrammen zu jener Zeit schon geschrieben hatte, läfst sich nicht feststellen, da die erste Ausgabe seiner Werke erst vom Jahre 1621 datiert[3] und nichts dafür spricht, dafs die Reihenfolge der darin veröffentlichten Gedichte eine chronologische sei. Wir dürfen aber annehmen, dafs er sich einen gewissen Namen als Hoflyriker bereits gemacht hatte. Sein bedeutendster Erfolg war jedoch jedenfalls die Aufführung seiner Tragödie *Pyrame et Thisbé* im Jahre 1617,[4] ein Erfolg, der Epoche machte, weil seitdem die dramatischen Dichter und die Bühne eine weit geachtetere Stellung einnahmen.[5]

Einige Epigramme Théophiles, die teils in seinen Werken,[6] teils zerstreut und ihm nur zugeschrieben in zeitgenössischen

---

[1] Bazin: *Histoire de Louis XIII.* Paris 1844. Bd. I, S. 39. 66. 333.

[2] Für die ganze Darstellung vgl. Henri Martin a. a. O. Bd. XI, S. 133.

[3] *Les Œuvres du Sieur Théophile. A Paris chez Pierre Billaine, Rue St. Jacques à la bonne Foy. 1621. Avec Privilège du Roy.*

[4] *Les Frères Parfaict: Histoire du Théâtre français* Bd. IV, S. 269 ff.

[5] Charles Sorel: *Bibliothèque française,* S. 183.

[6] I, 272. 273. 282. 283.

und auch in späteren[1] Sammlungen zu finden sind, sowie einige seiner schlagfertigen Antworten, die Tallemant des Réaux[2] wiedergiebt, zeigen, dafs er Krallen und Zähne besafs, um sich zu verteidigen. Der Kirche war er in erster Linie als Hugenott, in zweiter als Freidenker ein Dorn im Auge, und in der Kirche waren es wiederum die Jesuiten, die ihm auf die Finger sahen und dadurch, dafs sie das Ohr des Königs besafsen, ihm auch bei Hofe schaden konnten. Dazu kam, dafs Théophile de Viau, der vor Concini nicht gekniet hatte, trotzdem es ihm damals recht ärmlich ging, auch Luynes die pflichtschuldige Verbeugung verweigerte, eine Haltung, worin ihn wahrscheinlich das Vorbild des Herzogs von Montmorency bestärkte, *qui n'avoit jamais pris aucun soin de s'assurer l'amitié de ce grand favori, au contraire l'avoit toujours méprisé.*[3]

Ob die zweite Satire Théophiles damals schon geschrieben und veröffentlicht war, wissen wir nicht. Sie hat, falls nicht auf Concini, sondern auf Luynes gemünzt, zu seiner Verbannung Anlafs geben können. Dafs man Théophile auf den Verdacht hin, ein Pamphlet gegen Luynes[4] geschrieben zu haben, verbannte, geht aus seiner späteren Ode an de Loisières hervor. Er sagt darin:

Ce grand duc redouté de tous
Dont je ne souffre le courroux
Pour aucun crime que je sçache. I, 165.

Und:

Mais jamais encore l'envie
D'escrire un pasquin ne me prit. I, 164.

Der Herzog von Luynes sah aber doch in ihm einen Unabhängigen, und er war entschlossen, beim ersten Anlafs gegen

[1] *Le Carpentariana 1680.* S. 86. *Le Parnasse français par Titon du Tillet 1732.* S. 197 ff.

[2] A. a. O. Bd. VII, S. 451: *Pitard disait à Théophile: 'C'est dommage qu'ayant tant d'esprit vous sachiez si peu de choses.' Théophile répond: 'C'est dommage que sachant tant de choses vous ayez si peu d'esprit.'* S. 505. *D'Audigier lui dit qu'il ne taillait sa plume qu'avec son épée. 'Je ne m'étonne donc pas,' répond Théophile, 'que vous écriviez si mal.'*

[3] L. Ducros a. a. O. S. 96.

[4] Und sie waren damals häufig. Vgl. *Recueil des pièces les plus curieuses qui ont esté faites pendant le règne du connestable M. de Luynes.* 1628. 4e éd. in 8º.

ihn vorzugehen. Hatte er die Bahn der Gewaltthaten doch schon betreten: ein armer Ballettdichter und zwei Florentiner, die früher in Concinis Diensten gestanden, wurden gerädert, weil sie angeblich ein Pamphlet gegen Luynes verbreitet hatten. Ein anderes Opfer, das der jetzige Herzog von Luynes sich ausersehen hatte, der Generalcontrolleur Barbin, wurde nur durch einen Zufall vom Tode gerettet, und der Staatsanwalt Mathieu Molé, der gegen diese Gewaltthätigkeiten Luynes' Verwahr einlegte, erhielt vom König einen Verweis.[1] Unter diesen Umständen kann es nicht wunder nehmen, dafs es gelang, den König zum Vorgehen auch gegen Théophile de Viau zu bestimmen. Dieses geschah im Mai des Jahres 1619: der König, der gerade in Orleans war, schickte zum Grafen von Candalle, bei dem Théophile sich damals aufhielt, und liefs diesen bedeuten, dafs er Théophile sofort zu entlassen habe. Dem *Mercure français* zufolge liefs er jedoch dem Dichter selbst bei seinem Verlassen des Hôtels (von Montmorency oder Candalle?) durch einen königlichen Gendarmerieoffizier, den Chevalier du Guet, den Befehl, Paris sofort zu verlassen, überbringen.[2] Der schriftliche Verbannungsbefehl wurde jedoch erst am 14. Juni 1619 ausgefertigt.[3] Laut Aussage des Dichters ist weder die Bestellung des Gendarmerie-Offiziers noch der Verbannungsbefehl je an ihn gelangt, sondern der Chevalier du Guet hat mit dem Herrn von Candalle gesprochen und dieser darauf dem Dichter gesagt: *qu'il avoit des ennemys près du roy, qui luy vouloient mal et qu'il lui conseilloit de s'absenter pendant que ces personnes seroient en faveur.*[4] In demselben Verhör erklärt Théophile de Viau, sich damals im Dienst des Herrn von Candalle befunden zu haben, was darauf schliefsen läfst, dafs Montmorency zu jener Zeit nicht in Paris war; die beginnenden Unruhen im Languedoc machten seine Anwesenheit dort allerdings nötiger.[5]

---

[1] Vgl. Henri Martin a. a. O. Bd. XI, S. 132.

[2] Vgl. *le Mercure français* Bd. V, S. 64 ff., abgedruckt bei Alleaume I, S. XX, Note 1.

[3] Vgl. Alleaume I, S. XX. Ich habe das Original nicht finden können. In der *Collection du Puy, Bibliothèque Nationale, Dépt. des Mss.*, Bd. III, 1616 bis 1624, ist es nicht vorhanden.

[4] Vgl. *Interrogatoire du 22 mars 1624.*

[5] Vgl. Simon Ducros a. a. O. S. 96.

Daſs Théophile de Viau sich in der Zwischenzeit dann einem anderen groſsen Herrn zur Verfügung stellte, ist wiederum ein Zeichen davon, welche Freiheit ihm Montmorency lieſs, und zugleich ein Umstand, der uns später gewisse Eigentümlichkeiten in Théophiles Briefen erklären wird.

Obgleich die oben angeführten Worte des Grafen von Candalle sich sehr gut ausschlieſslich auf den Herzog von Luynes und dessen Anhänger deuten lassen, können sie sich doch auch ebensogut auf den Jesuitenpater Arnous und dessen Anhang beziehen, und sehr wahrscheinlich hatte nicht Luynes allein, sondern auch bereits die Kirche bei Théophiles Verbannung die Hand im Spiel. Er galt der kirchlichen Partei als ein Atheist, und sie hatte schon 1615 von der Regierung Maſsregeln gegen dieselben verlangt.[1] Glaubt man einer Flugschrift von 1623,[2] so war er schon vor 1619 mehrmals ermahnt worden: *de n'escrire point comme il faisoit des choses si horribles que les plus perdus mesmes ne pouvoient approuver.* Diesmal nun dürfte eine kleine anonyme Spott- und Anklageschrift den Zorn der Kirchenpartei noch angespornt haben. Ich meine: *le tableau satyrique des Pères de la Société* (*de Jésus*), gedruckt ohne Orts- und Verlegernamen, auch ohne Datum, aber, wie es scheint, von mehreren Théophile de Viau zugeschrieben.[3] Sie beginnt mit den Versen:

Ariere de nous, Jesuites,
Espagnols, traistres, hipocrites,
Ennemis jurez des François —
Affamez du sang de nos Rois,
En apparence catholiques,
Mais tous en effet schismatiques.
Car meschans, où est-il escrit
Selon la loy de Jésus Christ
Que l'homme doive estre homicide? (S. 3)

und endigt auf S. 30 mit dem Segenswunsch:

Allez, abominables pestes,
Allez au diable, à qui vous estes.

---

[1] *La France Protestante* Bd. XI, S. 477 ff.

[2] *La prise de Théophile,* abgedruckt bei Alleaume I, CXV.

[3] Alleaume drückt sich darüber sehr unklar aus. Vgl. I, XXIV. Der 1750 gedruckte Katalog der *Bibliothèque Nationale* schreibt die Satire Théophile de Viau zu, eine solche Tradition muſs also bestanden haben; ihre Quelle aufzudecken, ist mir nicht gelungen.

Für jeden, der Théophile de Viau näher kennt, ist seine Autorschaft hier ausgeschlossen: er hat sich niemals direkt mit politischen Stoffen abgegeben, und sein Glaubenseifer ging nicht so weit, der guten Sache zuliebe *pestes* mit *estes* zu reimen. Diese Satire ist von einem ehrlich empörten Gemüt geschrieben worden, hat nichts von der epigrammatischen Schärfe Théophiles de Viau, nichts von dem überlegenen Spott des Weltmannes, der er inzwischen geworden war, und ist meiner Ansicht nach nicht auf sein Konto zu setzen. Nichtsdestoweniger ist es als ein Vorzeichen kommender Ereignisse zu betrachten, dafs der Verdacht der Zeitgenossen bei solchem Anlafs bereits auf Théophile de Viau zu fallen und er damit die Rolle des Sündenbocks zu spielen begann.

Dafs dem Befehl des Königs auch das kirchliche Motiv zu Grunde lag, versichert wenigstens wieder *la Prise de Théophile: après qu'on luy* (*au Roy*) *eust fait veoir quelques impietez sorties de sa main* (*celle de Th.*) *il le chassa de sa présence et le bannit de la Cour.*[1]

Und so sah sich denn Ende Mai 1619 Théophile de Viau aufser Landes verwiesen. Kurze Zeit vorher, am 19. Februar, war Lucilio Vanini, der nach längeren Irrfahrten in Toulouse Anker geworfen hatte, dort wegen Gotteslästerung und Atheismus verbrannt worden. Übrigens hatte er sich vorher dort in der besten Gesellschaft grofses Vertrauen erworben und die Erziehung der Kinder des ersten Präsidenten am Parlament geleitet. Erst die Dazwischenkunft des Jesuitenpaters Coton, Exbeichtvaters des Königs Heinrich IV., Marias von Medici und Ludwigs XIII., der damals den Süden bereiste, um gegen die Ketzerei zu predigen, machte Vaninis Laufbahn ein jähes Ende: *Le serviteur de Dieu n'eut pas de peine de s'apercevoir que c'était un loup introduit dans la bergerie.*[2] Und von diesem Augenblick an dachte der *serviteur de Dieu* nur darauf, das Unheil, das dieser Feind der Kirche stiftete, abzuwenden, d. h. Vanini den Garaus zu machen.

---

[1] Vgl. I, cxv.

[2] Prat: *Recherches historiques et critiques sur la Compagnie de Jésus*, Lyon 1876. Bd. IV, S. 26 ff.

Da Théophile de Viau mit Vanini in vielen Punkten übereinstimmte, mufste ihm das gewaltsame Ende seines Lehrers zeigen, dafs er selbst auch kein ungefährliches Spiel spiele. Vielleicht wäre es deshalb weiser gewesen, gleich aufser Landes zu gehen. Der Dichter, den die Fremde selbstverständlich wenig lockte, glaubte jedoch, wahrscheinlich im Vertrauen auf die Protektion Montmorencys, der sich gerade im Süden aufhielt, in seinem Vaterhause Boussères de Mazères ein sicheres Asyl zu finden.

Vielleicht ist es diese Verbannungsreise nach dem Süden, die er in seinen *Fragmens d'une histoire comique* beschrieben hat. Diese höchst charakteristische kleine Prosaschrift erzählt unter anderem ein Erlebnis Théophiles, das sein äufserliches Gebaren der katholischen Kirche gegenüber näher kennzeichnet und dafür spricht, dafs derselbe Libertin, der sich im Freundeskreise frei über alle Dinge in Himmel und Erde äufserte, doch keinen Wert darauf legte, öffentlichen Anstofs zu erregen, noch sich zum Märtyrer zu machen. Seiner Erzählung zufolge treffen Théophile und sein Freund Clitiphon, der gleichfalls Hugenott ist, auf der Strafse einer nicht weit von Tours gelegenen Provinzialhafenstadt einen Priester mit den heiligen Sterbesakramenten.

Je me rangeay, sagt Théophile, *contre une maison, nud teste, et un peu encliné par une révérence que je croyois devoir à la coustume receue et à la religion du prince (Dieu ne m'avoit pas fait encore la grace de me recevoir au giron de son Église), Clitiphon voulut insolemment passer par la rue où tout le monde estoit prosterné, sans s'humilier d'aucune apparence de salut.*[1]

Hierdurch entsteht nun ein Strafsenaufruhr, der ohne Dazwischenkunft einer besonnenen und gütigen Magistratsperson den beiden Hugenotten vielleicht das Leben gekostet hätte.

Da Théophile den Wortlaut des Verbannungsbefehls nicht befolgte, und statt aufser Landes zu gehen, sich in das Agenais, das zu Frankreich gehörte, zurückzog, scheint man ihn denn auch nicht in Ruhe gelassen, sondern von Ort zu Ort verfolgt zu haben, was, da über die Zeit seiner Verbannung zusammen-

[1] II, 26 ff.

hängende und datierte Berichte nicht vorhanden sind, die Darstellung dieser Periode zu einer schwierigen und oft unbefriedigenden macht. Den meisten Aufschlufs geben des Dichters eigene Werke, die denn in der Folge auch am meisten benutzt worden sind.

III. Kapitel. (Mai 1619 bis 1621.)

Die Verbannung Théophiles vom Hofe hat wahrscheinlich nicht ganz zwei Jahre gedauert.[1] Der Dichter giebt selbst an, sich auf vier Monate zu seinem Vater zurückgezogen zu haben;[2] da Janus de Viau damals nicht mehr lebte, bedeutet *chez son père* nur so viel wie Boussères und seine Familie. Da Théophile seine Heimat liebte, so wird nach der ersten Enttäuschung, die seine Verbannung ihm und den Seinigen bereiten mufste, in Boussères bald die frühere, fröhliche Stimmung geherrscht haben. Um so mehr als die adeligen Herren der Nachbarschaft, an Hofintriguen gewöhnt, die Sache nicht sehr schwer nahmen und den Verbannten mit offenen Armen und an offener Tafel empfingen. So hat Théophile zu jener Zeit in Schlofs Estillac[3] bei dem Marschall de Thémines, der ein hochangesehener Mann war, verkehrt. In Agen besuchte er den Marschall von Roquelaure, einen alten Kriegskameraden Heinrichs IV., der an den Hugenottenkämpfen der zwanziger Jahre teilnahm und im übrigen seines gascognischen Humors und seiner gesalzenen Späfse wegen bekannt war.[4] Dafs er zugleich ein Herr von freien Sitten, beweist eine Anekdote in Tallemant des Réaux.[5] In Ge-

---

[1] Vgl. *Le projet d'interrogatoire du Procureur Général Mathieu Molé.* Das Ms. befindet sich auf der *Bibliothèque Nationale, Dépt. des Mss., Collection des 500 de Colbert* Bd. II, S. 69 ff. Abgedruckt ist es mit einigen, nicht gerade bedeutenden Fehlern bei Alleaume I, LXIV ff. Auch ist es in den *Mémoires de Mathieu Molé,* herausgegeben von Champollion-Figeac, Bd. I, S. 293 ff. zu finden. Der Procureur spricht darin von *deux ans* (Alleaume I, LXIV). Wir haben aber Grund anzunehmen, dafs es nur etwa zwanzig Monate waren.

[2] Vgl. *Interrogatoire du 22 mars 1624.*

[3] $2^1/_2$ Meile von Boussères, $1^1/_2$ von Agen (Lot-et-Garonne). Vgl. *Interrogatoire du 27 mars 1624.*

[4] Vgl. Didot: *Nouvelle biographie générale.* Bd. 42, S. 615.

[5] A. a. O. Bd. I, S. 36. 37.

sellschaft des Herrn von Roquelaure und einiger anderer begab sich Théophile auch in die Wohnung eines Mädchens in Agen,[1] von dem man erzählte, es sei von Teufeln besessen und werde von einem Priester seit lange vergeblich exorcisiert. Der Dichter hat den Besuch, der von den Beteiligten wohl als ein fröhliches Abenteuer am Ende eines gemeinsamen Diners betrachtet wurde, in den *Fragmens d'une histoire comique* sehr anschaulich geschildert. Das ganze Unternehmen ist für den Schüler Marc Duncans so charakteristisch und zeigt zugleich so deutlich, wie wenig Théophile de Viau auf seiner Hut war, dafs ich die Erzählung hier *in extenso* folgen lassen will.

'*Voicy,*' sagt der Dichter, '*tout ce qui en est. — Le bruit de cet accident alarmoit desjà tout le pays, et les plus incredules se laissoient vaincre au rapport d'une infinité de gens de bien qui croyoient avoir veu véritablement des effects par dessus les forces de la nature en la personne de ceste fille-là. Je me treuvay par occasion dans la ville, où dejà longtemps auparavant elle faisoit son jeu, et, comme on me tient d'un naturel à ne croire pas facilement ces impossibilitez, deux de mes amys, pour convaincre les doutes, que j'avois là-dessus, me presserent de l'aller voir, avec promesse de se desabuser si, au sortir de là, je ne me trouvois de leur opinion. Elle estoit logée assez près des murailles de la ville, dans une meschante maison où un prestre la venoit exorcizer reglement deux fois la sepmaine. Une femme fort vieille et deux petits enfants estoient inseparablement auprès d'elle, ce qui me donna la première conjecture de la tromperie: car, d'abord que je vis dans sa chambre que le sexe et l'aage le plus foible et le plus timide vivoyent en seureté auprès de ce diable, je jugeay qu'il n'estoit pas des plus mauvais. Après avoir heurté assez fort, un vieillard, qui nous ouvrit la porte, nous dit que la patiente avoit besoin d'un peu de repos, à cause d'un travail extraordinaire que lui avoit fait le mauvais esprit un peu auparavant; mais que, revenant à deux heures de là, nous pourrions contenter nos curiositez.*

Je cogneus qu'il demandoit le terme pour lui donner loisir de préparer ses contenances surnaturelles, et sans m'arrester à son advertissement, je montay promptement dans la chambre où estoit la fille avec sa compagnie de la vieille et des petits enfans. La regardant fixement à la veue, je la treuvay surprise et remarquay facilement qu'elle contraignoit son visage et commençoit à estudier sa posture. A ceste feinte un peu grossiere, je ne me sceus tenir de rire, ce que la vieille treuva très mauvais, et me dit que Dieu pourroit punir ma mocquerie par le mesme chastiment de ce pauvre corps. Je luy dis que je riois d'autre chose et que nous n'estions point de gens

[1] Vgl. *Interrogatoire du 27 mars 1624.*

incapables de persuasion pour tout ce où nous treuvions quelque apparence, mais que nous demandions quelque tesmoignage visible qui peust faire foi d'une chose si incroyable. Cependant la demoniaque commence à s'agiter le corps, à s'effaroucher la veue et nous dire presque hors d'haleine qu'elle sentoit là des incredules et que cela lui alloit bien faire du mal. Insensiblement la voilà dans le transport: elle jette à terre une quenouille qu'elle tenoit, et, passant d'où nous estions dans une autre chambre, elle se jette à terre, contrefait des grimasses de pendu, des cris de chat, des convulsions d'epileptique, se traîne sur le ventre, se roule sous des lits, saute à des fenestres et se veut précipiter, sans l'empeschement des petits enfans, devant qui elle s'arrestoit court en grommelant quelques mots de latin mal prononcé. Je luy parlay latin le plus distinctement qu'il m'estoit possible, mais je ne vis jamais aucune apparence que elle l'entendit; je luy dis du grec, de l'anglois, de l'espagnol et de l'italien, mais à tout cela ce diable ne trouva jamais à respondre un son articulé; pour du gascon, elle ne manqua point d'injures à me repartir, car elle estoit du pays, et, le prestre venu, son latin trouva de l'intelligence avecques luy; elle entendoit ses interrogations et luy ses responses; en un mot, selon les termes de leur dialogue, elle renforçoit ou relaschoit ses postures, avec effroy de plusieurs des assistans, dont je ne pouvois me tenir de me mocquer, protestant que ce diable estoit ignorant pour les langues et qu'il n'avoit point voyagé; et combien qu'à chaque fois la demoniaque eut des boutades à me sauter aux yeux, je ne laissay pas d'attendre la fin de son accex, sçachant bien, qu'à moins de se transformer en quelque chose de plus fort et de plus farouche qu'une fille, quelque diable que se fust ne pouvait me nuire que mal aisément. Cette resolution bien aysée que je tesmoignay en un accident que tout le monde croyoit si dangereux, fut cause que l'abus ne demeura pas longtemps caché: car les justes soupçons que donna cet evenement permirent à la curiosité de plusieurs d'examiner ce mystere de plus près, et, comme les esprits se delivroient peu-à-peu de ceste superstitieuse crédulité, les deffiances croissoyent de plus en plus, jusqu'à ce que le temps leur produisit un tesmoignage qui osta tout à fait l'incertitude: car, après avoir esté traittée par un bon medecin, il se trouva, que son mal n'estoit qu'un peu de melancholie et beaucoup de feinte. (II, S. 19 bis 21.)

Die Schlufsworte beweisen, dafs die Kirche nicht mit Unrecht in Théophile de Viau einen Feind ihrer orthodoxen Lehren sah.

Vielleicht hat sich auf diese neue Keckheit hin die katholische Geistlichkeit des Umkreises geregt und Théophile es vorgezogen, sich in einsamere Gegenden zurückzuziehen. Wenigstens spricht er in mehreren Sonetten[1] von einem Aufenthalt in den

[1] I, 269. 270.

Haiden von Castel Jaloux.[1] Er schildert in beredten Worten die Einöde, die ihn umgiebt:

où la terre languit, où le soleil s'ennuye, (I, 269)

spricht von

l'horreur des forêts où le funeste orfraye et le hibou se perchent. ...
... où tout le revenu n'est qu'un peu de résine,
où les maisons n'ont rien plus froid que la cuisine, (I, 270)

und wo er sich sehr unglücklich gefühlt hätte, wenn sich ihm nicht ein gastfreies Haus aufgethan:

Là, vrayment, l'amitié d'un marquis favorable
Qui n'eust jamais horreur de mon sort deplorable,
Divertit mes soucis, et dans son entretien
Je trouvay du bon sens qui consola le mien. (I, 221)

Eine kurze Zeit, etwa zwei oder drei Wochen, hat er sich auch in Castel d'Astarac, d'Esterac oder Castelnau-Barbarens[2] aufgehalten, einem dem Grafen von Candalle gehörigen Besitztum. Candalle, den wir schon einmal als Beschützer Théophiles kennen gelernt haben, war Gouverneur in Angoumois und Saintonge gewesen, General, *Gentilhomme de la chambre du Roy,* und machte später trotz calvinistischer Neigungen noch weiter Carrière.[3] Es scheint aber, als habe auch er den Dichter in diesem Augenblick nicht mehr schützen können — oder wollen; jedenfalls liefs er ihn weiter ziehen. Wir wissen, dafs Théophile sich nun an einen Gesinnungsgenossen, den Baron von Panat, in oder bei Montpellier, wandte, den Tallemant des Réaux[4] einen Schüler Lucilio Vaninis nennt, und der in einem nächtlichen Handgemenge ums Leben kam. Der Scheiterhaufen Lucilio Vaninis hatte seinen warnenden Schein aber von Toulouse bis Montpellier geworfen, und der Baron verweigerte dem Flüchtling die Freistatt.

Der Dichter sagt darüber:

---

[1] Lot-et-Garonne, Département Nérac.

[2] Le comté d'Astérac war eine früher unabhängige Grafschaft, durch Heirat in Besitz der Candalle gekommen und im Département du Gers, Arrondissement de Mirande, gelegen.

[3] Vgl. Didot a. a. O. Bd. 8, S. 451.

[4] A. a. O. I, S. 436. 437. Tallemant giebt 1616 als Panats Todesjahr an, was entschieden falsch ist.

Mon âme de frayeur fust-elle point faillie,
Lorsque Panat me fit sa brutalle saillie,
Que les armes au poing, accompagné de deux
Il me fit voir la mort sous son teint plus hideux?
Je croyois bien mourir, il le croyoit de même ... I. 222.

Noch weitere Fährlichkeiten begegneten dem Dichter: zuerst ein Sturz ins Wasser:

Encore un accident aussi mauvais ou pire
Me plongea dans le sein du poissonneux empire
Au milieu de la nuit, où le front du croissant
D'un petit bout de corne à peine apparoissant
Sembloit se retirer et chasser les tenebres
Pour jeter plus d'effroy dans des lieux si funebres. I, 223.

Darauf ein Blitz, der dicht vor ihm einschlug:

Que deus-je devenir un jour que le tonnerre
Presque dessous mes pieds vint ballier la terre!
Il brusla mes voisins, il me couvrit de feu. I, 223.

Augenscheinlich verfolgt, versteckte Théophile sich damals in den Pyrenäen,[1] ein unwirtlicher Aufenthalt, den ein Freund des Dichters[2] in folgenden Versen schildert:

Lorsque ta vertu sans t'aider
Se veid contrainte de ceder
A tes mauvaises destinées:
Apollon dans ses pleurs baigné,
Sitost qu'il te veit esloigné
Te suivit jusqu'aux Pyrénées,
Où tu te vis accompagné
Des Muses qu'il avoit menées.

Les rochers mesmes se fendoient,
Les neiges mesmes se fondoient,
Lorsque tu formois ta complainte etc.[3]

Es scheint, dafs Théophile dann, nachdem wahrscheinlich ein grofser Herr für ihn eingetreten war, wieder nach Boussères de Mazères zurückkehren durfte und an diesem Orte den Winter

[1] Vgl. I, 185. *Je passe les monts Pyrénées.*
[2] Wahrscheinlich der Clitiphon der 'Fragmens'.
[3] Vgl. *Édition de 1621: A Théophile, sur sa paraphrase de la Mort de Socrate ou de l'Immortalité de l'Ame. Ode.* S. VII ff.

ungestört verlebte.[1] Dafs er auch dort seinen Gewohnheiten, fröhlich Tafel zu halten und geistig zu arbeiten, treu blieb, läfst sich aus einigen Gedichten entnehmen. So aus der bereits citierten *Ode sur la paraphrase de la Mort de Socrate,* die uns Théophile und seinen Freund zeigt:

... à Boussères:
Là se voit un petit chasteau
Joignant le pied d'un grand costeau
Où Bacchus séant en son throne
Haut eslevé sur un arceau
Estend ses bras au bord de l'eau
Le long des rives de Garonne:
Qui glorieux de son berceau
Mesprise la Seine et le Rhosne.

Da diese Ode den Titel trägt: *A Théophile, sur la paraphrase de la mort de Socrate ou de l'Immortalité de l'Ame,* ist es ersichtlich, dafs Théophile sich damals an diese Arbeit gemacht hat, was er übrigens selbst in einer Elegie bestätigt,[2] ja noch näher präcisiert, so dafs wir für den *Traité de l'Immortalité* den Winter 1619 und das Frühjahr 1620 als Entstehungszeit annehmen dürfen.

Wie fafste nun der Dichter selbst seine Verbannung auf? Fühlte er sich schuldig und nahm er die Verbannung als eine verdiente Strafe hin? Im Gegenteil; nicht nur sein Freund spricht, wie wir in der bereits citierten Ode gesehen haben, von Théophiles Tugend, sondern er selbst beteuert seine Unschuld, wovon wir in der Ode *Au Roy, sur son Exil* ein interessantes Beispiel haben:

---

[1] Nur in dieser hypothetischen Form möchte ich Alleaumes *sans doute par l'intercession du duc de Montmorency* und sein *Théophile put passer tranquillement l'hiver à Boussères* (I, XXV) gelten lassen, denn dafür spricht nur folgendes in der Ode *A Théophile sur la paraphrase de la Mort de Socrate:*

Enfin laissant ces aspres monts
Tes Muses sous un ciel plus doux
Se vindrent loger à Boussères.

[2] I, 222: *Je croy que ce printemps doit chasser mon orage.* S. 223: *Je finis un travail ...*

Justes cieux, qui voyez l'outrage
Que je souffre peu justement ... (I, 136.)
Je n'ay point failly que je sçache ... (I, 137.)
Job qui fut tant homme de bien,
Accusa le ciel d'injustice
Pour un moindre mal que le mien. (I, 136. 37.)

Man kann kaum stärker sein gutes Recht betonen. Deshalb wollte sich Théophile de Viau mit dieser Verbannung auch nicht zufrieden geben. Er spricht zwar in den *Fragmens d'une histoire comique* mit großer Ruhe von seinem Exil und mit einer wahrhaft taciteischen Menschenverachtung: 'Ich weiß,' sagt er unter anderem, 'daß es vorläufig mit mir in Paris aus ist, der König in meine Verbannung willigt, meine Feinde darüber frohlocken, ich meinen Freunden aus den Augen komme und folglich auch aus dem Sinn, denn dafür sind es Menschen und Höflinge. Nun, und was werde ich dagegen thun? Nichts; ich werde nicht versuchen, wieder zu Gnaden zu gelangen, sondern werde den Hof entbehren lernen; statt den König an mich zu erinnern, will ich mich von ihm vergessen lassen. Meine Freunde zu vergessen, will ich selbst versuchen; denn sind es wahre Freunde, so werden sie mir verzeihen; sind es falsche, nun so werde ich ihrer Untreue zuvorgekommen sein, und da sie mir doch immerhin lieb gewesen sind, wird es mich freuen, in dieser Sache die Schuld auf mich zu nehmen.'[1]

Aber diesen Stoicismus darf man trotzdem nicht für die ausschließlich herrschende Stimmung Théophiles nehmen. Paris fehlte ihm doch, die Ungnade des Königs war ihm doch nicht gleichgültig, und er hat es zeitweise schwer empfunden, verbannt zu sein.

In den Worten

Esloigné des bords de la Seine
Et du doux climat de la Cour (I, 135)

zittert ein wahres Gefühl nach; das Sonett

Courtisans qui passez vos jours dans les délices ...

---

[1] I, 15. 16. Ich möchte gleich hier auf die für jene Zeit seltene, geradezu moderne Feinheit der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung in dieser Stelle aufmerksam machen.

mit seinem herben Schlufs

On ne pardonne point à qui n'a point failly (I, 270. 271)

ist einer traurigen, fast verzweifelten Stimmung entsprungen, und eine Elegie des Dichters beweist, dafs er hoffte

de voir en attendant que la fortune m'ouvre
l'âme de la faveur et le portail du Louvre! (I, 223.)

Deshalb war er denn auch bestrebt, seine Verbannung aufheben zu lassen. So bedeutet seine Beschäftigung mit dem Phädon des Plato, der Théophiles *Traité sur l'Immortalité de l'Ame ou la Mort de Socrate*[1] zu Grunde liegt, schon einen Versuch, die gegen seine Rechtgläubigkeit erhobenen Zweifel zu zerstreuen. Dafs er im Grunde hiermit eine neue Unklugheit beging, und die Kirche in den beiden Heiden Sokrates und Plato keine Gewährsmänner für orthodoxes Christentum sah, beweist später des Dichters Prozefs.[2] Er aber ging in gutem Glauben an die Arbeit, — *il disoit que ce qu'on le croyoit athéiste estoit faux; que pour le bien monstrer il avoit escrit un livre de l'immortalité de l'âme, dans lequel il feroit bien veoir le sentiment qu'il a de la religion chrestienne,*[3] und war also schon im Winter 1619/20 beschäftigt, *de moyenner son retour,* wie eine Flugschrift von 1623 sich energisch ausdrückt.[4]

Es bot sich ihm im Frühjahr 1620 aber die günstige Gelegenheit, dem König persönlich zu nahen und seine Sache bei ihm selbst zu führen. Der Übermut des Herzogs von Luynes, welcher seinen beiden Brüdern, den Junkern von Cadenet und von Brantes, gleichfalls einkömmliche Stellungen bei Hofe geschaffen hatte und, nach Henri Martins Ausdruck, mit ihnen zusammen alles an sich rifs, alles verschlang; der eine unglaubliche Verwirrung in den Finanzen anrichtete, den Grofsen ihre Pensionen nicht mehr zahlte und die der Königin-Mutter gegebenen Versprechen nicht erfüllte, sah sich plötzlich einer

[1] I, S. 11 bis 134.
[2] Vgl. *Projet d'interrogatoire de Mathieu Molé,* éd. Alleaume I, LXIV, LXV.
[3] Vgl. *La Prise de Théophile,* éd. Alleaume S. CXV.
[4] Ebendaselbst S. CXV.

Verschwörung gegenüber. Die Herzöge von Mayenne, Vendôme, Longueville, Nemours und Retz verliefsen den Hof, verschanzten sich in ihren Statthaltereien, und im Einverständnis mit der Königin-Mutter, die sich damals in Angers aufhielt, erhoben sie sich gegen Luynes und den König. Das war seit Heinrichs IV. Tode der vierte Adelsaufstand; doch hatte keiner vorher so grofsen Mafsstab angenommen: die feindliche Partei beherrschte ganz Westfrankreich, von Dieppe bis Bayonne. Luynes hatte in diesem schwierigen Moment nur die Herzöge von Guise, Lesdiguières und Condé zur Seite, und es war letzterer, der früher von der Regentin und Concini bitter Gekränkte, der jetzt aus persönlicher Rache zu einem energischen Vorgehen drängte. Der junge König, der, wie bereits gesagt, kriegerische Neigungen besafs, war dem Kriegsplan zugänglich, und so trafen im Juli 1620 in der Nähe von La Flèche[1] die beiden Heere zusammen. Die dort erfolgte Aktion ist unter dem Namen *la journée du pont de Cé* bekannt. Die königliche Partei trug den Sieg davon, und Luynes, der seine Stellung nicht vom Kriegsglück abhängen lassen wollte, beredete den König zum Frieden, der am 10. August 1620 geschlossen wurde und die Herzöge völlig straflos ausgehen liefs, was das Volk sehr übel vermerkte. Ein kriegerisches Nachspiel folgte, als der König, belebt vom Lärm des Feldlagers und der Schlacht, nachdem er sich den Rücken gedeckt hatte, einen kurzen Streifzug gegen die Protestanten im Béarn unternahm, die man seit 1618 mehr oder minder gewaltsam, aber vergeblich dem französischen Staatskörper einzuverleiben suchte, ein neuer Beweis dafür, dafs die Grundsätze Heinrichs IV. längst vergessen waren und die katholische Partei bei Hofe Oberwasser hatte.

Dieser Umstand scheint auch Théophiles de Viau Bemühungen um des Königs Gunst von neuem vereitelt zu haben. Und doch wissen wir, dafs er wahrscheinlich im Gefolge Montmorencys oder eines anderen Grofsen, dem Banne zum Trotz, sich dem königlichen Heere angeschlossen und die *journée du*

---

[1] Vgl. für die vorhergehende und nachfolgende geschichtliche Darstellung Henri Martin a. a. O. Bd. XI, S. 159 ff.

[2] Département de la Nièvre.

Pont de Cé mitgemacht hat.[1] Desgleichen hat er den Sieg bei La Flèche[2] und den Friedensschlufs[3] in je einer Ode besungen, und zwar in einer Weise, die zeigt, dafs er die Sache des Königs völlig zu der seinen machte, und nicht etwa als ein verschämter Bittender im Heerlager erschienen ist, sondern erhobenen Hauptes als unbescholtener Vasall dem König seine Hilfe bieten kann.[4] Bemerkenswert ist in diesen Gedichten, dafs der Verfasser, ob er gleich dem König Lob spendet, doch ein starkes Gefühl für die Unmenschlichkeit des Krieges hat, was in jener Zeit, die die Vergötterung des Herrschers schon zu kennen anfing, wieder ein Zeichen von der Selbständigkeit des verbannten Libertins ist. Folgender Vers der *Ode sur la Paix de l'an 1620* gereicht Théophile de Viau nicht zur Unehre:

Je vis de quel sanglant orage
L'enfer se déborda sur nous,
Et voulus mal à mon courage
De m'avoir faict venir aux coups;
La campagne estoit allumée,
L'air gros de bruict et de fumée,
Le ciel confus de nos débats,
Le jour triste de nostre gloire,
Et le sang fit rougir la Loire
De la honte de nos combats.
C'est assez fait de funerailles;
On void un assez grand tableau
De chevaux, d'hommes, de murailles,
Que la flamme a jetté dans l'eau;
C'est assez, le ciel s'en irrite etc. I, 145. 146.

Théophile de Viau hat aber damals nicht nur dem König gehuldigt, sondern auch dem Herzog von Luynes. Die Ode

---

[1] Vgl. *Interrogatoire du 27 mars 1624: '(Théophile) ... bien a escript avoyr remporté quelque victoire ce qu'il entendit dire d'un prisonnier qui se rendit à luy en la journée du Pont de Cé.'*

[2] I, 140 ff.

[3] I, 142 ff.

[4] Ebenda: *dans nos victorieuses armes. ... Je vis de quel sanglant orage* etc. Alleaume nennt diese ganze Handlungsweise eine *Gasconnade intéressée* (I, XXVII), womit er beweist, dafs hier, wie auch noch an anderen Stellen, er mehr abgeurteilt als erklärt und zu verstehen gesucht hat.

A Monseigneur le duc de Luynes datiert von 1620.[1] Man mufs sie lesen, um sich einen Begriff von den Erniedrigungen zu machen, die das Hofleben und das Carrieremachenwollen unter Umständen mit sich bringen. Der Dichter beginnt, indem er den Herzog von Luynes als einen würdigen Gegenstand ewigen Lobes hinstellt;[2] eingesteht, dafs er, Théophile, für sein Schweigen wohl die Strafe der Verbannung, dafs aber niemand mehr als der Herzog *de sainctes louanges* verdient habe und niemandes Tugend mehr als die seine *proche des anges* sei; dafs *la vertu c'est de les aimer* (die Günstlinge eines Königs), *l'innocence de leur complaire*; dafs nur Unsinnige sich über *la 'prospérité'* dieses *grand Duc* empören können und Théophile ihm von Herzen Glück auf seiner weiteren Laufbahn wünscht. Die hier citierten Stellen sind niedrige und, wie wir wissen, unaufrichtige Schmeichelei, dem Dichter ausgeprefst von der Not, der Notwendigkeit, sich mit dem Hof, in dessen Belieben damals die Zukunft eines jeden Ehrgeizigen einzig stand, wieder zu gewinnen. Sie sind aus Berechnung entsprungen, und man kann, vom Standpunkt der Moral aus, Théophile de Viau dafür eine Niedrigkeit zur Last schreiben, eine Niedrigkeit, der er für gewöhnlich fern geblieben ist. Und selbst dieses Mal hat er sie nicht bis zu Ende durchführen können: Gegen Schlufs des Gedichtes scheint ihn die Ungeheuerlichkeit seiner Lobspendung in einen gewissen trotzigen Humor versetzt zu haben, und einem Klavierspieler vergleichbar, der mit der rechten Hand unentwegt die königstreue Melodie 'Heil Dir im Siegerkranz' weiterspielt, während die Linke mit Accorden aus der Marseillaise dazwischen schrillt, mischt Théophile de Viau in seine grofswortige Schmeichelei einige

---

[1] Beweis die kleine Flugschrift: *La Remontrance à Théophile, 1620, s. l.* 8 S. 8°, und *Éloges du duc de Luynes, avec l'advis au Roy par Théophile, ensemble les Répliques, 1620, s. l.* 23 S. 8°. Alleaume, obwohl er die gleichen Beweisstücke (I, XXIX, Note 2) anführt, nimmt für die Ode ein späteres Datum an. *Cette formalité (la conversion) terminée, le poète embouche la trompette et il répare le crime de son silence envers Luynes.* (I, XXIX.) Das ist ein Irrtum, denn Théophiles Übertritt zur katholischen Kirche fand erst nach seiner Rückkehr an den Hof, d. h. nach 1620 statt.

[2] Vgl. für dieses und das folgende éd. Alleaume I, S. 157 ff.

kecke Wahrheiten, die dem Herzog von Luynes wie ein Tropfen Galle in Honig geschmeckt haben mögen.

Es sind die vor- und die vorvorletzte Strophe, die diesen Charakter tragen: 'der Herzog,' sagt Théophile, 'ist an Körper und Geist fehlerlos; stelle ich ihn mir vor, so fasse ich es nicht, wie man überhaupt an Spott denken kann:

Tous mes vers vont au compliment,
Et ne saurois trouver comment
Il se faut prendre à la satire.

Die ganze Schuld des Herzogs, fährt er fort, besteht in seiner zu grofsen Gerechtigkeit und Tapferkeit, seiner Liebe zum König und den sichtbaren Zeichen von königlicher Gunst, die er empfängt. 'Grofser Herzog,' sagt Théophile, 'lasse die Welt reden und geniefse behaglich *le fruit que la bonne fortune apporte* — deine Feinde brennen ja alle nur vor Begier, dieselbe Schuld wie du auf sich zu nehmen.'

Ein Candide hätte so in aller Einfalt sprechen können und wäre dann ein unbewufster Satiriker gewesen; der spottgeübte, scharfzüngige Théophile de Viau wufste meiner Ansicht nach recht wohl, was er mit diesen Versen that: er riskierte, damit die ganze Wirkung seines sauer zusammengeschweifsten Lobgedichts zu zerstören. Und er zerstörte sie wahrscheinlich, weil er nicht anders konnte, und dieses Nichtanderskönnen, der Gefahr trotzen und die Wahrheit heraussagen müssen, selbst in so kritischen Umständen, ist für den Dichter so charakteristisch, dafs es diese eingehende Erörterung wohl rechtfertigen dürfte.

Auf die Zeitgenossen hat die Ode mit ihren zwölf huldigenden und nur zwei satirisch angehauchten Strophen aber durchaus den Eindruck einer groben Schmeichelei gemacht. Wie wenig man jedoch ein solches Gedicht von Théophile de Viau erwartete, zeigen zwei zeitgenössische Antworten darauf.[1] Die erste parodiert fast Wort für Wort die Ode des Dichters:

Qui plus injustement que luy
Mérite de sainctes louanges? (Strophe 3)
Le vice c'est de les aimer

[1] *Éloges du duc de Luynes, ensemble les Répliques, 1620. La Remontrance à Théophile 1620.*

Et la coulpe de leur complaire ... (Strophe 4)
Chétif Duc... (Strophe 5)
Un chacun les larmes aux yeux
De sa prospérité s'irrite ... (Strophe 6)

und schliefst mit folgender Umdrehung der letzten Strophe:

Jamais à tes funestes vœux,
Théophile, Dieu ne responde,
Et à jamais ce que tu veux
Ne puisse réussir au monde,
Que toujours de pires succès
Luy donnent de tristes accès (à Luynes)
Et des infortunes plus grandes,
Et que ceux (de)viennent enragez
A sa devotion rangez
Qui luy payëront des offrandes.

Man sieht, war das Erstaunen über den Dichter grofs, so war der Hafs gegen den Günstling noch gröfser.

Die zweite Antwort geht mit dem Günstling nicht glimpflicher um.[1] Zwar erhält Théophile zuerst folgenden Vorwurf:

Théophile, à quoy penses-tu?
N'as tu plus rien pour la vertu?

Aber in der dritten Zeile schon wird Luynes Zielscheibe des Spottes:

Est-il possible, que ta plume
Pour un si vil subject s'allume?
Veux-tu loger dedans les Cieux
L'horreur des hommes et des Dieux?
Et aux dépens de nos ruynes
Dresser des autels aux Luynes?

Dann kommt ein sehr gut gemeintes, aber recht schlecht gelungenes Bild:

Pégase, quittant son repos,
De despit a tary ses flots,
Les neuf sœurs, au lieu de tes carmes,
Faute d'eau s'abreuvent de larmes ...

und die Verwünschung Luynes' nimmt ihren Fortgang:

Faisant à trois diables estranges (die drei Brüder Luynes')
Porter l'abit mesme des Anges

---

[1] *La Remontrance à Théophile, 1620.*

Es-tu sans yeux, de ne voir pas (Théophile)
Que ton honneur court au trespas,
Denigrant la valeur des Princes,
Les vrais piliers de nos provinces,
Pour relever trop vitieux
Trois gueux chargez en demy-Dieux? etc.

Es folgen dann noch mehrere kurze Gedichte, die sich auf Théophile nicht mehr beziehen, dem Hafs gegen den Günstling und die Herzogin, der man zahlreiche Galanterien nachsagte, aber unverhohlen Ausdruck gaben.

Der Dichter scheint auf diese Parodien und Vorwürfe nicht geantwortet zu haben; seinen Zweck, Luynes zu versöhnen, hat er damals aber nicht erreicht. Vielleicht hat der verwöhnte Liebling in dem anscheinend weichen Lobkissen, das Théophile ihm unterbreitete, die verborgenen Nadelspitzen doch gefühlt. Fest steht jedenfalls, dafs Théophile damals noch nicht zu Gnaden angenommen wurde, seine Lage sich im Gegenteil verschlimmerte und er wirklich aufser Landes gehen mufste. Und zwar scheint er sich schon Ende 1620 in England befunden zu haben, wenigstens ist von seiner Teilnahme an dem Feldzug gegen das Béarn nichts bekannt. Urkundlich wird dieser englische Aufenthalt, an dem ein französischer Kritiker[1] zweifelt, durch zwei Gedichte Théophiles[2] und durch seine Briefe[3] nachgewiesen. Erklären läfst sich diese neue Schicksalswendung wohl auf folgende Weise: Es war ein Ungehorsam Théophiles, sich zum königlichen Heere zu begeben, wahrscheinlich aber glaubte er, dafs wenigstens der König sich von ihm würde umstimmen lassen. Das Experiment gelang denn auch so lange, wie Théophiles Feinde — mochten es nun Luynes oder die Jesuiten sein, oder beide zusammen — von seiner Persönlichkeit und dem Einflufs seines Gönners in Schach gehalten wurden. Gerade aber der Umstand, dafs die Sonne der königlichen Huld dem Verbannten augen-

[1] Bazin: *Études biographiques et littéraires.* Paris 1844, S. 254.

[2] I, 166 ff.: *Ode à M. le Marquis de Boquingant,* I, 182 ff.: *Ode sur une tempeste qui s'éleva comme il estoit prest de s'embarquer pour aller en Engleterre.*

[3] II, 302. 303: *A Msgr. de Buquingam.* II, 326 ff.: *A un sot amy.*

scheinlich wieder zu leuchten begann, hat wohl Théophiles Gegner zu neuen Anstrengungen getrieben. Und da der König von Natur kalt und durch Erziehung fromm war, hat er den Libertin nicht zu halten gewagt, und der Dichter mufste diesmal mit dem Aufserlandesgehen Ernst machen.

Italien und Spanien hatten, als Länder der Inquisition, für den Ketzer und Libertin nichts Einladendes. Deutschland befand sich in den Wirren des Dreifsigjährigen Krieges; auch war seine Sprache dem Dichter fremd. Das Englische hingegen war ihm wenigstens etwas geläufig.[1] Warum er nicht nach Holland ging, wüfste ich allerdings nicht zu sagen. So nahm ihn also England im Jahre 1620 auf, wie später Voltaire.

Es war das England Jakobs I., das Théophile de Viau empfing. Auch hier war die Politik des Landes im Schwanken begriffen: der katholische König suchte in den Jahren 1617 bis 1624 eifrig die Hand einer spanischen Prinzessin nach, stand im Dreifsigjährigen Kriege aber auf der protestantischen Seite, dazu bewogen durch seinen Schwiegersohn Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen. Es war eine wunderliche Persönlichkeit, dieser Jakob I., der es verstand, sich nach und nach mit allen politischen Parteien des Landes zu entzweien, der wohl ein witziger Kopf, aber durchaus kein Staatsmann war, zwar schlau in kleinen Dingen, doch ohne Blick für grofse Zeitlagen — und den man bald *the wisest fool in Christendom* nannte.[2] Er hatte einen glänzenden Günstling zur Seite, den schönen, übermütig heiteren George Villiers, den er 1617 zum Earl, 1618 zum Marquis von Buckingham erhob und 1619 zum *lord high admiral of England* machte, und der, gleichwie der Herzog von Luynes in Frankreich, so greifbare Vorteile aus seiner Stellung zu ziehen wufste, dafs er bald nach dem Earl von Pembroke der reichste Edelmann des Landes war.[3]

Da ging es denn am englischen Hof kaum weniger glänzend zu, als am französischen, wo etwa Bassompierre als der vollendete

---

[1] Vgl. *Fragments d'une histoire comique* (II, 20): *Je luy dis du grec, de l'anglais, de l'espagnol et de l'italien.*

[2] Vgl. *Encyclopedia britannica* Bd. 13, S. 557 ff.

[3] Ebenda, Bd. 4, S. 417 ff.

Kavalier galt. König Jakob war dazu dem König Ludwig an Bildung, Geist und litterarischem Geschmack weit überlegen. Das Land hatte eben eine grofse litterarische Blüteperiode erlebt, Shakspere, vor kaum vier Jahren gestorben, beherrschte noch die Bühne, Green, Peele, Nash und Marlowe hatte man nicht vergessen, der Kanzler Bacon, der Verfasser des *Novum Organon*, lebte noch, und somit war noch genug des Freien, Neuen und Gewaltigen, das Théophile de Viau in London kennen lernen konnte. Hat er es gethan? hat dieser oft so erstaunlich moderne Mensch auch die moderne Neugier auf fremdes Volkstum gekannt? hat er Fühlung mit der fremden Litteratur gesucht, deren oft rauhe Gröfse von allen zeitgenössischen Franzosen ihm hätte am verständlichsten sein müssen? Das alles sind Fragen, die man auf Grund von Dokumenten nie wird beantworten können, denn von Briefen aus jener Zeit ist nichts erhalten. Nur indirekt läfst sich einiges kombinieren. Und die Antwort scheint hier verneinend auszufallen.

In erster Linie hat sich Théophile de Viau in England sehr unbehaglich gefühlt; wir entnehmen das einem allerdings erst 1625 geschriebenen Briefe, worin der Dichter in Erinnerung an seinen ersten englischen Aufenthalt folgendermafsen eine Wiederholung desselben ablehnt:

Qu'irois-je faire en un pays où mes habitudes ne sont point, où les coustumes sont contraires à ma vie, où la langue, les vivres, les habits, les hommes, le ciel et les elements me sont estrangers? Quel plaisir me peux-tu promettre en un climat où toute l'année n'est qu'un hyver, où tout l'air n'est qu'une nuée, où nul vent que la bize, nul promenoir que la chambre, nulle délicatesse que le toubac, nul divertissement que l'yvrognerie, nulle douceur que le sommeil, nulle conversation que la tienne?[1]

Schärfer hat sich kaum Heinrich Heine über England ausgesprochen.

Aus dieser Stelle geht auch hervor, dafs Théophile de Viau doch nur eine oberflächliche Kenntnis des Englischen besafs und unter diesen Umständen weder den vollen Genufs vom Umgang englischer Dichter, noch das volle Verständnis englischer Theateraufführungen haben, noch dort selbst die Rolle spielen konnte,

[1] II, S. 329.

zu der er sich berufen fühlte. Körperlich und geistig verstimmt, wird er auch wenig Lust gehabt haben, die fremde Sprache zu erlernen. So scheint denn der einzige Lichtblick in dieser dunklen Zeit die Freundschaft des fröhlichen Herzogs von Buckingham gewesen zu sein, der Franzose genug war, um Théophiles originellen Geist zu verstehen und zu schätzen. Théophile hat ihm, und zwar besonders seiner Freigebigkeit, in einer Ode viel Lob gespendet:

Marquis, tout (dans la nature) donne comme vous ...

und er endigt mit einigen Versen, die für Théophile de Viau als Lobdichter viel zu charakteristisch sind, um nicht hierhergesetzt zu werden:

Puisque tout donne en l'univers,
Je veux que tout le monde sçache
Que je vous ay donné des vers (I, 169)

d. h. er schnellt aus der knienden Stellung des Huldigenden sofort wieder in die ihm gewöhnliche, etwas steifgerade Haltung zurück.[1]

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daſs Théophile de Viau von neuem alles versuchte, um an den Pariser Hof zurückkehren zu dürfen. Die bereits mehrfach citierte Flugschrift *La Prise de Théophile* giebt einigen Aufschluſs über die

---

[1] Théophiles Stellung zum König Jakob ist hier noch zu erörtern. Es giebt ein Epigramm: *Si Jacques, le roy du sçavoir, N'a pas trouvé bon de me voyr, En voicy la cause infaillible: C'est que ravy de mon escrit, Il creust que j'estois tout esprit Et par consequent invisible.* Der Mache nach könnte es von Théophile sein, und das zu Grunde liegende Ereignis lieſse sich durch den Einfluſs, den die Jesuiten auf den König ausübten, erklären. Alleaume druckt das Epigramm in Théophiles Werken ab (I, 283), setzt aber in Note 2 hinzu: *Cette épigramme, attribuée aussi à St.-Amant, est de Marc de Maillet. Elle est la Ire de son volume d'épigrammes imprimé à Paris en 1620, in-8.* Da sich das Epigramm in der ersten Ausgabe Théophiles von 1621 nicht findet, sondern erst in der von 1632, so ist die Autorschaft Marc de Maillets auf Grund der Ausgabe seiner Epigramme von 1620 anzunehmen, und Scudéry, der die Ausgabe der Werke Théophiles besorgte, hat sich geirrt. Dann durfte Alleaume das Epigramm aber nicht in Théophiles Werke aufnehmen.

Schritte, die der Dichter dazu unternahm: er liefs einflufsreiche und angesehene Persönlichkeiten beim König ein Wort für ihn einlegen und berief sich, um die Anklage des Atheismus zu entkräften, auf seine eben vollendete Paraphrase des Phädon.[1] Sie wird dem König wahrscheinlich im Manuskript zugegangen sein.[2] Zugleich liefs Théophile aber auch den Herzog von Luynes nicht aufser Rechnung: auch ihm schickte er Hofherren, die für den Dichter ein gutes Wort einlegten. Einer derselben war der Herr von Losières, aus der mit Théophile befreundeten Familie de Thémines, welche mit dem Herzog gut gestanden zu haben scheint. Wenigstens sagt eine Flugschrift[3] der Zeit:

Je voy Luyne au lever du marquis de Themine.

Aus den Akten von Théophiles Prozefs erfahren wir, dafs die Verwendung beim Herzog diesmal nützte und es Luynes selbst war, der im Einverständnis mit dem König Théophile an den Hof zurückberief.[4] Da Théophile de Viau Ende April 1621 bereits wieder im Gefolge des Königs nach Südfrankreich aufbricht,[5] so hat er diese Erlaubnis voraussichtlich im ersten Drittel des Jahres 1621 erhalten und seine Verbannung demnach etwas weniger als zwei Jahre, von Mai 1619 bis Anfang 1621, gedauert.

Théophile de Viau hatte während dieser Zeit nicht nur die oben geschilderten äufseren Erlebnisse durchgemacht, sondern auch ein Herzenserlebnis von grofser Tragweite zu verzeichnen:

---

[1] Denn die erste Ausgabe der Werke Théophiles datiert von 1621 und ist, laut Interrogatoire vom 24. März 1624, gedruckt worden *en son absence (celle de Théophile) lorsqu'il estoit en voyage et à la suite du roy,* d. h. nach seiner Rückkehr an den Hof.

[2] Éd. Alleaume I, S. 164 ff.

[3] *Les Contre-veritez de la Cour,* eine recht mittelmäfsige Satire, die ihren Titel deshalb trägt, weil sie von jeder Person des Hofes das Gegenteil von dem sagt, was der Wahrheit entsprochen hätte. Unter anderem heifst es: *l'évêque de Luçon est un pauvre idiot* etc. (vgl. Alleaume I, XXVIII).

[4] Vgl. *Interrogatoire du 22 mars 1624: A dit qu'il a eu commendement du roy pour revenyr à la Cour et que feu M. de Luynes lui escrivit en luy mandant de la part du roy qu'il revînt à la Cour.*

[5] Vgl. die in Note 4 citierte Stelle des *Interrogatoire du 24 mars 1624.*

seine Bekanntschaft mit der Frau, die er seit 1619 leidenschaftlich liebt, ohne ihre Gegenliebe dauernd erringen zu können, eine ebenso widerspruchs- wie stimmungsvolle Verbindung, der wir den gröfsten und schönsten Teil von Théophiles de Viau Gedichten verdanken.

Über Théophiles de Viau Herzensgeschichte wissen wir im Grunde sehr wenig: fünfzig Gedichte und acht Briefe sind alles, was wir an Quellen darüber besitzen.

Von diesen fünfzig Gedichten sind vierzehn an Cloris gerichtet, neun an Philis, zwei an Caliste, je eins an Corine, Amaranthe, Marie, Elise, Isis, Perside, 'une dame'; achtzehn nennen keinen besonderen Namen; die Briefe sind sämtlich an Caliste gerichtet. Sieht man die Sache näher an, so löst sich das bunte Gewirr in eine sehr einfache Kombination auf: Cloris, Philis, Caliste sind eine und dieselbe Person,[1] die achtzehn namenlosen Gedichte sind an die gleiche Adresse gerichtet, und gegenüber dieser Cloris spielen die anderen eine ganz verschwindende Rolle.

Théophile lernte diese Frau während seiner ersten Verbannung in der Provence, 1619, kennen;[2] sie scheint von Adel gewesen, im Wohlstand und in einer zahlreichen Familie aufgewachsen zu sein.[3] Ihren Wohnsitz nennt Théophile *ce désert si triste.*[4] Doch blieb die schöne Cloris nicht immer in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, sondern hatte Verbindungen bei Hofe,[5] verweilte auch zeitweise in Clérac.[6] Jede Trennung von ihr beklagt Théophile aufs lebhafteste, und die Trennungen waren häufig: zuerst schlofs er sich, 1620, dem Kriegszug gegen die Hugenotten an, was ihn nach Blois in die Loiregegenden führte,[7] dann wurde er nach England verbannt.[8] Als er im Frühjahr 1621 nach Paris zurückkehren durfte, fand er allerdings Cloris dort, aber das Zu-

[1] I, S. 174. 175. 184. 186.

[2] I, 184: *Aussi franc d'amour que d'envie, je vivois loin de vos beautez.* I, 204: *Quand les cruautez de l'envie. ...* I, 205: *Aujourd'huy je ne pense pas. ...* [3] I, 220 ff. [4] I, 245.

[5] I, 207: *Fuy comme moy la presse. ...*

[6] II, 54: *Sacrez murs du soleil. ...*

[7] II, 87: *Blois est l'enfer pour moy. ...*

[8] I, 182 ff.: *Sur une tempeste qui s'esleva comme il estoit prest de s'embarquer pour l'Angleterre.*

sammensein war von kurzer Dauer, denn am 29. April 1621 bricht der König von neuem nach dem Süden auf. Théophile ruft verzweifelt: *Il faut que je le suive* ..., und bittet Cloris, die Reise nach dem Süden gleichfalls zu machen.[1] Ob Cloris der Einladung folgte, wissen wir nicht; ihre Beziehungen zu Théophile haben aber bis 1626 fortbestanden; um jene Zeit wurde sie ihm untreu und ging ein Verhältnis mit dem Grafen von Clermont ein.[2] Das sind die wenigen, äufseren Thatsachen dieser Liebesgeschichte.

Über Cloris' Äufseres und ihren Charakter wissen wir folgendes: sie war schön, klug und stolz,[3] und als Motto des ganzen Verhältnisses können die Verse gelten:

Orgueilleuse et belle qu'elle est,
Elle me tue et elle me plaist. (I, 260)

Anscheinend liefs Cloris sich mehr lieben, als dafs sie selbst liebte, *elle se prêtait mais ne se donnait pas.* Daher besteht denn Théophiles Liebeslyrik aus fortwährendem Zürnen, Schmollen und Klagen, heftigem Aufbrausen, leidenschaftlichen Vorwürfen. In einem verzweifelten Moment, als der Dichter sah, dafs

Un front de neige, un cœur de glace
Puissent tenir contre le feu ... (I, 230)

hat er dann wohl den Versuch gemacht, bei Amaranthe, Elise, Isis u. s. w. geneigteres Ohr zu finden, aber der alte Zauber hielt ihn doch zu fest, und er kehrte wieder zu Caliste zurück.

---

[1] II, 45: *Maintenant que le Roy s'esloigne de Paris.* ...
[2] II, S. 325. 326. [3] I, 223: *Je finis un travail.* ...

Paris. Käthe Schirmacher.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen zu Jakob Rymans Gedichten.

VII. Teil.

XCII.

Der Tod.

Da in Str. 4, 7 *und in Str.* 6 *der Tod spricht, mufs ihm jedenfalls auch das Übrige mit Ausnahme der Str.* 1. 2 *und* 7 *in den Mund gelegt sein. Das Gedicht enthält viele Citate aus der Bibel* (*s. zu Str.* 3. 4. 5).

Str. 1. *V.* 1 **O cruell deth**; *vgl.* 2, 1 Why art thou so cruell to man. — **smert**; *vgl.* LXXXIX, 2, 5 Beholde his deth bitter and smert; *s. zu* LIII, 10, 1. — *V.* 3 **For why**; *s. zu* V, 7, 2. — **no man fro the may sterte**; *s. zu* LV *Ü.* — *V.* 4 **nor yonge ne olde**; *s. zu* XVIII, 1, 1. — *V.* 5 **Thou sparest not for siluir nor golde**; *vgl.* XCVII, 4, 3 Chese it aboue siluer and golde. — *V.* 7 **departe**; *s. zu* XX, 6, 6.

Str. 2. *V.* 1. 2 **Why art thou so cruell** (*s. zu* 1, 1) **to man Of hym no man grisly to make**; *vgl. Proverbis of Wysdom* (*Archiv* XC, 246) 115 *f.* We shall dye, I not, how son: To day a man, to morow non. — *V.* 7 **molde**; *s. zu* LXXVI, 5, 3.

Str. 3. *V.* 1—4; *s. zu* LXXXV, 4, 1—5. — *V.* 3 **fro hym they fade**; *s. zu* LIV, 5, 2. — *V.* 5—7 **Seint Iames seith: 'As a floure newe By hete of sonne turneth to hay, So mortall man shall passe away'**; *vgl. Jac.* I, 10 *f.* Dives autem in humilitate sua (glorietur), quoniam, sicut flos fœni transibit. Exortus est enim sol cum ardore et arefecit fœnum, et flos eius decidit. *S. auch zu* LXXXV, 4, 3—5. — *V.* 6 **turneth to hay**; *s. zu* XX, 4, 2. — *V.* 7 **mortall man**; *s. zu* XXVIII, 2, 3.

Str. 4. *V.* 1. 2 **A thousand yere fro hym be past, As yesterday, the whiche is gone**; *vgl. Ps.* LXXXIX, 4 Quoniam mille anni ante oculos tuos, tamquam dies hesterna, quæ præteriit. — *V.* 1 **fro hym be past**; *s. zu* LV *Ü.* — *V.* 3 **In an ymage he passeth fast**; *vgl. Ps.* XXXVIII, 6 In imagine pertransit homo. — *V.* 4 **This worldes figure passeth anon**; *vgl.* 1 *Kor.* VII, 31 Præterit enim figura huius mundi.

Str. 5. *V.* 1. 2 **"What man shall leve and se no deth? No man, truly," thus seith Dauid**; *vgl. Ps.* LXXXVIII, 49 Quis est homo, qui vivet et non videbit mortem? — *V.* 3. 4 **'Haue myende, my lyfe is but a breth,' Thus seith Iob according herewith**; *s. zu* LIV, 4, 1. 2. — *V.* 5 **His daies, as of a messangere, bith** (*nur aus Versehen zu* beth *geändert*); *vgl. Hiob* IX, 25 Dies mei velociores fuerunt cursore. — *V.* 6. 7 **More swyfter my daies passeth and lyfe, Than a webbe of a wever is cutte with knyfe**; *vgl. Hiob* VII, 6 Dies mei velocius transierunt, quam a texente tela succiditur.

Str. 6. *V.* 4 **I make an ende within shorte space**; *vgl. V.* 6 Make an ende; XCV, 1, 1 O dredefull deth, come, make an ende. — *V.* 5 **lawe day** *'Termin' fehlt in den mittelenglischen Wörterbüchern, im* Century Dict. *wird es aus English Guilds S.* 370 *citiert.* — *V.* 7 **Withowten delay**; *s. zu* IX, 2, 2. — **hense wende**; *s. zu* LXIV, 12, 1.

Str. 7. *V.* 1 **Fro mortall deth Crist vs defende**; *s. zu* XXII, 5, 3 *und* XL, 6, 3. — *V.* 2—5 **And graunte vs alle by his grete grace ... In heuen blisse to haue a place And hym to see there face to face** = LXXXIV, 8, 2—4. 6 (*vgl. Anm.*). — *V.* 6 **That was and is and ay shall be** = XXI, 8, 3 (*vgl. Anm.*). — *V.* 7 **Eternall god in persones thre**; *s. zu* I, 3, 3.

XCIII.

Brüderlichkeit.

Obwohl der Schreiber weder hier noch XCIV, 1 *den Anfang eines neuen Gedichtes andeutet, kann nach dem Inhalt der Strophe kein Zweifel bestehen, dafs sie weder mit dem vorhergehenden noch mit dem folgenden zusammenhängt.*

V. 1. 2 **Beholde** (*s. zu* XVII, 2, 1), **how good and iocunde it is Brothers to dwelle in vnite**; *vgl. Ps.* CXXXII, 1 Ecce, quam bonum et quam iucundum habitare fratres in unum. — *V.* 2. *Auch* brethern

kommt bei Ryman einmal vor: CXLIII, 4, 3 To thy brethern, where they aboode, Vexit te quadriga. *Der Singular erscheint in der Schreibung* broder CLX, 4, 2. CLXI, 1, 2. — *V.* 3 **our lorde god**; *s. zu* LXXXVI, 2, 6. — **the king of blis**; *s. zu* IV, 3, 1. — *V.* 4 *f.* **As seint Iohn seith, (god) is charite, And, where it is, ay there is he**; *vgl.* 1 *Joh.* IV, 8. 16 Qui non diligit, non novit deum, quoniam deus charitas est. … Deus charitas est, et, qui manet in charitate, in deo est, et deus in eo. — *V.* 6 **God graunt vs alle by his grete grace**; *s. zu* XLIX, 6, 3. — *V.* 7 **That we may be in his resting place**; *s. zu* XI, 2, 3.

XCIV.

Christus, erbarme dich des schwachen Menschen.

Str. 1. *V.* 1 **O prince of peas**; *s. zu* XVII, 8, 1. — **king of grace**; *s. zu* XXI, 6, 2. — *V.* 2 **O endeles lorde**; *s. zu* XXVIII, 4, 1. — **moost of myght**; *s. zu* X, 4, 2. — *V.* 3. 4 **By thy grete grace graunte vs alle space Of due penaunce**; *s. zu* XLIX, 6, 3; *ebenda Ü. und* 2, 1. — *V.* 4 **due penaunce**; *vgl.* XCVI, 8, 4 in due measure. — *V.* 4. 5 **o son of right That into mayde Marie diddest light**; *s. zu* XIII, 1, 2. — *V.* 5 **mayde Marie**; *s. zu* LXXXVII, 3, 6. — *V.* 6 **she vndefiled**; *s. zu* II, 3, 3. — *V.* 7 **To save mankyende, that was exield**; *s. zu* LXXXVI, 8, 3.

Str. 2. *V.* 1 **fraiel**; *s. zu* XXIX, 6,. 2. — *V.* 2 **to the whenne he doth calle**; *s. zu* XII, 1, 3. — *V.* 4 **Turne vnto hym thy glorious face**; *s. zu* XII, 10, 2. XXXIX, 9, 1—3. — *V.* 5 **O oure comforte in euery case** = XII, 1, 2. — *V.* 6 **Ayenst thy wille though we haue wrought** ∾ XLIX, 5, 3 Ayenst his wille that we haue wrought = XCI, 7, 6. — *V.* 7 **Lese not, that thou soo dere hast bought**; *s. zu* XXV, 2, 4 *und* IV, 7, 3.

XCV.

Tod, komm: Gott, nimm mich in den Himmel.

Die Handschrift läfst nicht erkennen, dafs diese beiden Strophen ein Gedicht für sich bilden.

Str. 1. *V.* 1 **O dredefull deth, come**; *s. zu* LIV, 3, 3. — **make an ende**; *s. zu* XCIII, 6, 3. — *V.* 2 **do thy cure**; *s. zu* LXXXIV, 2, 6. — *V.* 3 **The payne no tunge can comprehende**; *s. zu* LXXXIV,

8, 7. — *V.* 4 **woofull creature**; *s. zu* LIII, 2, 1. — *V.* 5 **O lorde, how longe shall it endure?** *vgl.* CLX, 5, 3 Wherof the ioy schalle ay endure; LXXXV, 10, 4 ioyes, that be heuenly And ay enduratyfe. — *V.* 6 **Whenne shall I goo this worlde fro**; *s. zu* LXXXV, 10, 7. — *V.* 7 **Out of this bitter payne and woo**; *s. zu* LXII, 1, 4 *und* LXXXIX, 2, 5.

Str. 2. *V.* 1. 2 **harde**; *s. zu* LXV, 4, 3. — *V.* 1 **departe**; *s. zu* XX, 6, 6. — *V.* 2 **abyde**; *s. zu* LIII, 5, 3. — *V.* 3 **O good lorde**; *s. zu* XXV, 5, 1. — *V.* 4 *f.* **Thou be my helpe, comforte** (*s. zu* X, 2, 2) **and guyde** (*s. zu* XXIX, 5, 3) **Bothe nyght and day** (*s. zu* XIX, 6, 1) **and euery tyde** (*s. zu* XXX, 1, 4) ∾ CLIX, 3, 1. 2 O swete lady, thou be oure gyde By nyght and day atte euery tyde; *vgl. auch* CX, 8, 3. 4 O swete lady, ... be oure guyde both day and nyght. — *V.* 6 **And take my soule into thy blis**; *s. zu* XLIV, 10, 2. — *V.* 7 **Wherof the ioye shall neuir mys** = LXXIX, 2, 4. CII, 6, 2; *s. zu* XLVIII, 1, 2.

XCVI.

Auf Heinrich VI.

Str. 1. *V.* 3 **of royall fame**; *s. zu* I, 4, 2. — *V.* 5 *ist hinter* **mercy** *ein Komma zu setzen.* — *V.* 6. 7; *vgl. den Schlufs der übrigen Strophen und s. zu* XLIX, 6, 3 *und* XI, 2, 3.

Str. 2. *V.* 1 **of grete renowne**; *s. zu* XXI, 5, 1. — *V.* 3 **XXXIX yere weryng crowne**; 1422—1461. — *V.* 4 **By grace of god omnipotent** = LXXXVI, 6, 4.

Str. 3. *V.* 1 **both day and nyght**; *s. zu* XIX, 6, 1. — *V.* 2 **honoure**; *s. zu* XVI, 7, 3. — *V.* 3 **With hert and myende, with wille and myght**; *s. zu* XVII, 7, 3. — *V.* 4 **helth**; *s. zu* XXI, 5, 2. — **doloure**; *s. zu* XXXV, 2, 2. — *V.* 5 **at nede**; *s. zu* VII, 7, 3. — **socoure**; *s. zu* XVII, 3, 4. — *V.* 6 *l.* grace.

Str. 4. *V.* 1 **As scripture seith**; *s. zu* XVII, 1, 3. — *V.* 1—4 **blessed they be, That mercyfull be in worde and dede; For they shall fyende of Criest so fre Mercy also in tyme of nede**; *vgl. Matth.* V, 7 Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur. — *V.* 2 **in worde and dede**; *s. zu* XVII, 7, 3. — *V.* 3. 4 **fyende of Criest ... Mercy**; *s. zu* VI, 4, 2. — *V.* 3 **of Criest so fre**; *vgl.* CXLVII, 4, 3 moder of Crist so fre; CLXV, 4, 4 Wyth Crist, here sone so fre; CXXX, 6, 1 goode lorde Ihesu most fre; CXLIV, 2, 2 Thy sonne

Ihesus so fre. — *V.* 4 **in tyme of nede**; *s. zu* LXXX, 2, 4. — *V.* 5 **This vertu ay in the did sprede**; *s. zu* LII, 1, 3.

Str. 5. *V.* 1 **benigne**; *vgl. zu* LXXIX, 2, 2. — *V.* 3 **condigne**; *fehlt in den me. Wörterbüchern, s. aber Murray.* — *V.* 4 **of alle felicite** (= CXXIII, 3, 1) *hängt wohl von* a crowne *ab; vgl. zu* LXXXII, 6, 2. — *V.* 5 **perpetuite**; *vgl. zu* VI, 8, 1. XI, 2, 2.

Str. 6. *V.* 1 **gesture**; *fehlt in den me. Wörterbüchern, Skeat belegt es erst aus Shakspere.* — **Iobe**; *s. zu* LIV, 4, 1. — *V.* 2 **Stedfast of feith**; *vgl. zu* LXXXIII, 2, 4. — **myelde of mode**; *s. zu* IV, 4, 1. — *V.* 3 **vesture**; *s. zu* XLVI, 3, 2. — *V.* 4 **worldely**; *s. zu* LV *Ü.* — *V.* 5 **sumptuous**; *bei Skeat erst aus Sir Thomas Elyot belegt.*

Str. 7. *V.* 2 **Almyghty god**; *s. zu* II, 7, 3. — **in blisse aboue**; *s. zu* XXIX, 4, 3. — *V.* 3 **Both vnto man, to chield and wyf** = LVI, 1, 2. — *V.* 4 **grete thingis**; *s. zu* XXI, 3, 2.

Str. 8. *V.* 2 **had**; *s. zu* XIII, 6, 3. — **treasure**; *s. zu* XC, 8, 7. — *V.* 3 **Bothe ferre and nere**; *s. zu* XV, 5, 3. — *V.* 4 **To yonge and olde**; *s. zu* XVIII, 1, 1. — **due**; *s. zu* XCIV, 1, 4. — *V.* 5 **do thy cure**; *s. zu* LXXXIV, 2, 6.

XCVII.

'Accipite disciplinam meam.'

Mir scheint dieses Gedicht zur Deklamation während der Weihnachtszeit (*Str.* 19, 5) *bestimmt. Auch die einleitende und die schliefsende Strophe in Gänsefüfschen zu setzen, haben mich die Verse* I, 3 *ff. veranlafst, die der Dichter nicht von sich meinen, wohl aber jemandem, der die Weisheit darstellte* (10, 1), *in den Mund legen konnte. Die vierzeiligen Strophen aber waren aufs neue in Gänsefüfschen einzuschliefsen, weil sie die angebliche Ausführung des göttlichen Auftrags enthalten sollen. Der Inhalt der Str.* 2—11 *beruht zum gröfsten Teil auf verschiedenen Versen des achten Kapitels der Sprüche Salomons, das auch in der Überschrift citiert wird* (*vgl. aber auch zu Str.* 12, 1. 2).

Überschrift. Spr. Sal. VIII, 10.

Str. 1. *V.* 1 **For cause**; *s. zu* LXXX, 6, 5. — *V.* 2 **preceptes**; *vgl. V.* 7. — **iuste and right**; *vgl.* 5, 1 My wordes be full iuste and true. — *V.* 3 **to euery londe**; *s. zu* LXXVI, 4, 2. — *V.* 6 **take hede** (*vgl.* 3, 3. 12, 4. 19, 2. 3); *s. zu* XVIII, 1, 1. — **bothe sume**

and alle; *s. zu* XLI, 1, 4. — *V.* 7 **bothe grete and small**; *s. zu* LXX, 15, 2.

Str. 2. *V.* 1—3 **My children dere, now ye be here, Blessed be they, that truly kepe My wayes true bothe farre and nere**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 32 Nunc ergo, filii, audite me: beati, qui custodiunt vias meas. — *V.* 1 **My children dere**; *s. zu* XXXIV, 5, 2. — **now ye be here** *'nun ihr hier versammelt seid': das* audite me *der Vorlage läfst Ryman den Leser sich denken.* — *V.* 3 **bothe farre and nere**; *s. zu* XV, 5, 3. — *V.* 4 **doctrine**; *vgl.* 3, 3. 4, 1.

Str. 3. *V.* 1. 2 **Blessed be they, the whiche do wake Atte my gates fro day to daye**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 34 Beatus homo, qui audit me, et qui vigilat ad fores meas quotidie et observat ad postes ostii mei. — *V.* 2 **fro day to daye**; *s. zu* LXXIII, 6, 1. — *V.* 4 **in no wyse**; *s. zu* II, 2, 2.

Str. 4. *V.* 1—4 **Take my doctrine ...: It is better, than worldely ware. Chese it aboue silver golde: There may nothing with it compare**; *vgl. aufser dem in der Überschrift angeführten Spr. Sal.* VIII, 10 Accipite disciplinam meam. ... Doctrinam magis, quam aurum eligite *auch* 11 Melior est enim sapientia cunctis pretiosissimis, et omne desiderabile ei non potest comparari. — *V.* 1 **as I haue tolde** *bezieht sich auf die Überschrift; vgl. zu* XIX, 1, 1. — *V.* 2 **worldely ware**; *s. zu* LV *Ü.* — *V.* 3 **aboue siluer and golde**; *s. zu* VI, 7, 2 *und* XCII, 1, 5.

Str. 5. *V.* 1. 2 **My wordes be full iuste and true, And in them is nothing of ylle**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 8 Iusti sunt omnes sermones mei, non est in eis pravum quid neque perversum. — *V.* 3 **They be full true, yf ye them knew**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 9 Recti sunt intelligentibus.

Str. 6. *V.* 1. 2 **Who shall me fynde, he shall fynde blis And of oure lorde helth shall he drawe**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 35 Qui me invenerit, inveniet vitam et hauriet salutem a domino. — *V.* 3 **of it shall mys**; *s. zu* I, 12, 2.

Str. 7. *V.* 1—4 **He, that, forsothe, me dothe offende, His owne soule hurt and sle dothe he, And alle, truely, withouten ende Loueth theire deth, that hatith me**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 36 Qui autem in me peccaverit, lædet animam suam: omnes, qui me oderunt, diligent mortem. — *V.* 1 **forsothe**; *s. zu* III, 5, 2. — **offende** *begegnet uns hier bei Ryman zum erstenmal, im Folgenden dann aber noch viermal:*

CLXIII, 3, 1 Crist, thy sweete sone, thoughe we offende, ... Yet, sweete lady, atte oure last ende Succurre nobis miseris; CXIV, 8, 3 Sith I intende notte to offende With man in dede ne thought; CXVII, 4, 4 And peas to man, for alle thatte he Hath offendid and done a mys; CXXXVIII, 3, 1 Thoughe ille be muche, thatte we offende, Yeit we be thyne foreuermore. — *V.* 3. 4 **withouten ende ... theire deth**; *s. zu* LXXXIV, 8, 2 *und* LVI, 4, 3.

Str. 8. *V.* 1. 2 **I loue alle them, that loueth me: They, that wake tymely, shall me fyende**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 17 Ego diligentes me diligo, et, qui mane vigilant ad me, invenient me. — *V.* 3. 4 **With me, truly, alle richesse be, Ioye and plentie and right of kyende**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 18 Mecum sunt divitiæ et gloria, opes superbæ et iustitia. — *V.* 4 **of kyende**; *s. zu* XXIX, 6, 2.

Str. 9. *V.* 1—3 **Bothe equite, witte, myght and maigne, Counceill also in euery case Of me be had**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 14 Mecum est consilium et æquitas, mea est prudentia, mea fortitudo. — *V.* 1 **myght and maigne** (= fortitudo); *s. zu* XXXV, 3, 3. — *V.* 2 **in euery case**; *s. zu* XII, 1, 2. — *V.* 3 **Of me be had**; *vgl. zu* XIII, 6, 3. — *V.* 3. 4 **and princes raigne By me iustely in euery place**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 15. 16 Per me reges regnant et legum conditores iusta decernunt: per me principes imperant et potentes decernunt iustitiam. — *V.* 4 **in euery place**; *s. zu* XII, 1, 3.

Str. 10. *V.* 1 **I, wisdom, in counseill do dwell**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 12 Ego, sapientia, habito in consilio. — *V.* 2. 3 **My throte shall vttre the trouth right, My lippes shall blame the wikked aswell**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 7 Veritatem meditabitur guttur meum, et labia mea detestabuntur impium. — *V.* 2 **right** *wohl Adverbium; vgl.* full right *zu* I, 11, 2; anon right *zu* XXXI, 1, 3; ryght sone (so, nought) *zu* XXXVIII, 7, 2. — *V.* 4 **At wyse thoughtis I am full plight**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 12 et eruditis intersum cogitationibus.

Str. 11 **In the wayes I walke of equite And in the pathes of rightwisnes To make them riche, that loueth me, And theire treasures for to encrese**; *vgl. Spr. Sal.* VIII, 20. 21 In viis iustitiæ ambulo, in medio semitarum iudicii, ut ditem diligentes me et thesauros eorum repleam. — *V.* 4 **treasures**; *s. zu* XC, 8, 7. — **encrese**; *s. zu* XVII, 8, 2.

Str. 12. *V.* 1. 2 **Gyftez I schall geve you full good, Yf that my lawe ye not forsake**; *vgl. Spr. Sal.* IV, 2 Donum bonum tribuam

vobis, legem meam ne derelinquatis. — *V.* 3 **Serue oure lord god**; *s. zu* XXXVII, 4, 3. LXXXVI, 2, 6. — **with a myelde mode**; *s. zu* IV, 4, 1. — *V.* 4 **And to his howse good hede ye take**; *s. zu* XVIII, 1, 1.

Str. 13. *V.* 2 **houre**; *s. zu* XVII, 8, 4. — *V.* 3 **Loke**; *vgl.* 16, 1. 17, 3. — *V.* 4 **And laude and prayse god and honoure**; *s. zu* IV, 8, 3. XVI, 7, 3.

Str. 14. *V.* 1 **in dede**; *s. zu* LVIII, 4, 1. — *V.* 2 **Withoute he haue a laufull cause**; *s. zu* XCI, 6, 2. — *V.* 3 **The fende his body shall possede**; *s. zu* IX, 1, 3. — *V.* 4 **rest**; *s. zu* LXI, 1, 4. — **pawse**; *Skeat belegt* pause *erst aus Skelton.*

Str. 15. *V.* 1 **quere**; *s. zu* IV, 8, 1.

Str. 16. *V.* 4 **Serue god**; *s. zu* XXXVII, 4, 3.

Str. 17. *V.* 3 **velony**; *s. zu* XIX, 2, 3. — *V.* 4 **To man nor chielde**; *s. zu* XLII *Ü.* — **to yonge ne olde**; *s. zu* XVIII, 1, 1.

Str. 18. *V.* 1 **What I haue seide** = 19, 3. — **in myende it kepe**; *vgl. zu* XXI, 7, 1. — *V.* 3 **in a dongeon depe**, *d. h. der Hölle.* — *V.* 4 **hande and foote**; *s. zu* XXXV, 4, 3.

Str. 19. *V.* 1 **A tapete softe vnder you leide** *offenbar absolutes Participium: 'da ein sanfter Teppich unter euch gelegt ist'; aber, was Ryman damit meint, ist mir nicht klar.* — *V.* 4 **a mys**; *s. zu* XVIII, 1, 3. — *V.* 6. 7 **The whiche mote graunt bothe you and me That blisse**; *vgl.* CXLI, 16, 4 He graunt us ioy and blysse; CXLIV, 3, 8 Thatt he may graunt us blisse; CLII, 4, 3 And atte oure ende to graunte us blys = CLIV, 3, 3; XXVIII, 2, 4 Ioyes of blis to hym graunting. — *V.* 7 **That blisse, wherof none ende shall be**; *s. zu* XI, 2, 2.

XCVIII.

Fort mit dem Advent!

Vgl. LXX, *besonders Str.* 11. 12.

V. 1 **Prince, duke**; *vgl.* LIV, 2, 2 prince or duke. — **knyght and squier**; *vgl.* LXX, 12, 1 knyght nor squier. — *V.* 2 **in your degree**; *s. zu* XVIII, 6, 2. — *V.* 3 **Caste out aduent in to the myere**; *vgl.* LXX, 12, 2 For them (*d. h.* knyght and squier) thou (*näml.* aduent) maiste lye in the myre. — *V.* 6. 7 **borne ... Of mayde Mary**; *s. zu* XXXVI, 5, 3 *und* LXXXVII, 3, 6. — *V.* 7 **named Ihesus**; *s. zu* XLIV, 2, 1.

XCIX.

Christi Menschwerdung.

Ein Mosaik aus Liedern, die vorhergehen (*s. die Anm. zu den einzelnen Strophen*).

Ü. **Right as**; *s. zu* XXXVIII, 7, 2. — **That nowe is borne the king of blis** = *Kehrreim;* ∾ XXXII *Ü.* For nowe is borne the king of blis (*vgl. Anm.*).

Str. 1. *V.* 1—4 = LXXXVII, 4, 1—4. — *V.* 5 **And why is this, but for oure mys** = 8, 5, *während die übrigen fünften Verse* was *statt* is *zeigen.* — **mys**; *s. zu* VII, 2, 2.

Str. 2. *V.* 1—4 **His loue to vs was so feruent, That he came downe, that lorde so good, Fro blisse in to this vale present And of Mary toke flesshe and blode** ∾ LXXXIX, 3, 1—4 His loue to the was so feruent, That he came downe fro heven blisse Into this wrecched vale present And of a mayde man become is (*vgl. die Anmerkung*). — *V.* 2 **that lorde so good**; *s. zu* IV, 4, 1. — *V.* 4; *s. zu* X, 1, 1.

Str. 3. *V.* 1—4 **And so oure nature he hath take To his godhede withouten synne And hath brought vs oute of that lake, That oure parent had brought vs in** ∾ XCI, 5, 1—4 O lorde, that oure nature hast take To thy godhede withouten synne And hast brought vs out of that lake, That oure parent had brought vs in (*vgl. Anm.*).

Str. 4. *V.* 1 **By vertu of the holy goost** = CI, 1, 2. CXVII, 2, 4. CXVIII, 3, 3. 4, 2. CXX, 3, 3. CLXVI, b[1], 3, 4. 4, 4 (*s. auch zu* I, 8, 3). — *V.* 2 **Into her wombe that downe did light**; *s. zu* VII, 5, 2 *und* I, 8, 2. — *V.* 3 **The sonne of god of myghtis moost** = CXVIII, 4, 4 ∾ CXVI. 4, 3 And goddys sone of myghtis most; *vgl. zu* X, 4, 2. — *V.* 4 **She hath brought furth**; *s. zu* V, 7, 2. — **that mayden bright**; *s. zu* XXII, 3, 4.

Str. 5. *V.* 1—4 = XLI, 2 (*nur hier V.* 3 Ihesus *statt* of her); *vgl. die Anm.*

Str. 6. *V.* 1—4 **Beholde and see the lowe descence Of Criest that is so high in trone, To take nature for oure offence, The whiche offence did neuir none** ∾ LXXXIX, 4, 1—4 Pryente in thy myende the lowe descence Of Criste, that is so high in trone, To suffre dethe for thyne offence, The whiche offence did neuir none. — *V.* 1 **Beholde and see**; *s. zu* IV, 1, 1. — *V.* 3 **To take nature**; *s. zu* V, 3, 2.

Str. 7. *V.* 1—3 **When he was borne, that lorde and king, Oute of thraldome to bringe mankyende, 'Ioye be to god', aungellis did synge** ∾ LXXV, 3, 1—4 Whenne he was borne, that lorde and king, Oute of thraldome mankyende to bringe, With one accorde aungellis did singe: 'Te deum laudamus' = CXXXIII, 2. CXXXV, 2. — *V.* 3 **Ioye be to god;** *vgl. zu* XXI, 8, 1. — *V.* 4 **In holy scripture as we fyende;** *s. zu* XVII, 1, 3.

Str. 8. *V.* 1—3; *s. zu* XXXIX, 9, 1—3. — *V.* 1 **Now beseche we this king of grace** = XLVI, 8, 1 ∾ XXXIX, 9, 1. XLV, 5, 1. — *V.* 2 **For to graunte vs a place in blis;** *s. zu* XI, 2, 3. — *V.* 3 **And hym to se there face to face** = XLV, 5, 3. LXXXIV, 8, 6. XCII, 7, 5. — *V.* 4 **There ioye and peas shall neuir mysse;** *s. zu* XLVIII, 1, 2.

C.

Christus als Erfüller der Prophezeiungen.

Berührt sich nahe mit Nr. XXXVII.

Ü. **A chielde is borne with vs to dwell: Nomen eius Emanuell;** *vgl.* 3, 2 *und den Kehrreim; s. zu* XVII, 5, 2. 3.

Str. 1. *V.* 1—3 **'This is the stone kut of the hille,' Thus seith the prophete Daniell, 'Borne of a mayde in dede and wille';** *s. zu* XVII, 7, 1—3. — *V.* 1 **This;** *s. zu* XIX, 1, 1. — *V.* 2 **Daniell;** *s. zu* V, 1, 2. — *V.* 3—6 *Kehrreim.* — *V.* 4 **Scripture full welle to vs doth tell;** *s. zu* XVII, 1, 3.

Str. 2. *V.* 1—4; *s. zu* V, 7, 1. 2. XVII, 3, 1. XXXVII, 1, 2. — *V.* 2 **Long tyme before, or it befell;** *s. zu* XL, 4, 1.

Str. 3. *V.* 1. 3 **'He is oure lorde,' seith Ieramye ..., 'And non like hym is fare ne neye** = XXXVII, 2, 1. 2. — *V.* 2; *s. zu* XVII, 5, 2. 3.

Str. 4. *V.* 1—3 **'The sonne of god,' Abacuc seyde, 'By whome althing was made full well, In an oxe stalle was porely leyde'** ∾ XXXVII, 5, 1—3 O sonne of god, Abacuc sayde, By whome althing is wrought, now layde In an oxe stalle.

Str. 5. *V.* 1—3 **'Alle kinges vnto hym do pray,' Thus seith Dauid, as I you tell, 'And alle peoplez hym shall obay'** ∾ XXXVII, 4 Alle kingis vnto hym shall pray, And alle people hym shall obay And serue hym bothe by nyght and day: Thus seith Dauid, as ye rede may (*vgl. die Anm.*).

Str. 6. *V.* 1 **bothe alle and sume**; *s. zu* XLI, 1, 4. — *V.* 2 **To this aungell of alle counsell**; *s. zu* III, 4, 2. — *V.* 3 **To heuen blisse that we may cume** = VIII *Ü.; s. zu* VI, 8, 3.

CI.

Maria als Christi Mutter.

Ü. **Mary so myelde of hert and myende** ∾ 2, 1 Marie so myelde in hert and myende; *vgl. auch* CLVIII, 1, 1 O meke Hester so mylde of mynde. *Übrigens fängt mit* Mary so myelde *auch jede andere Strophe des Gedichtes an; s. zu* V *Ü.* — *Wegen* hert and myende *s. zu* XVII, 7, 3. — **Hath borne a childe to save mankyende** = 2, 3; *vgl.* 1, 3. 4 Hath borne a chielde ... To save mankyende; 3, 2 *ff.* Hath borne a chielde ... To bringe mankyende out of that place, Where is bothe peyne and endeles woo; 4, 2 *f.* Hath borne a chielde ..., The whiche ayene mankyende hath bought; 7, 2 *ff.* Hath borne a chielde ..., That shall bringe vs at domes day Fro thraldom; 5, 2 Hath borne a chielde, that made alle thing. *Vgl. auch zu* XLII, 1, 1. — *Wegen* to save mankyende *s. zu* V, 7, 3.

Str. 1. *V.* 1 **good of fame**; *vgl. zu* I, 4, 2. — *V.* 2 **By vertu of the holygoost**; *s. zu* XCIX, 4, 1. — *V.* 3 **Hath borne a chielde**; *s. Ü.* — **Ihesus by name**; *s. zu* I, 4, 3. — *V.* 4 **To save mankyende, the whiche was lost** = CXVII, 2, 4. CXVIII, 1, 4; *s. zu* XXVII, 3, 4. V, 7, 3 *und* VII, 4, 1.

Str. 2. *V.* 1; *vgl. Ü.* — *V.* 2 **As Gabriell to her behight**; *s. zu* XXXV, 8, 3. — *V.* 3; *s. Ü.* — *V.* 4 **kyng of myght**; *s. zu* I, 11, 3.

Str. 3. *V.* 1 **that quene of grace**; *s. zu* V *Ü.* — *V.* 2 **scripture seith soo**; *s. zu* LXXXVI, 2, 2. — *V.* 3 **To bringe mankyende out of that place**; *s. zu* VII, 3, 3. XI, 2, 3. — *V.* 4 **Where is bothe peyne and endeles woo** = CLVII, 2, 2; *s. zu* LXII, 1, 4.

Str. 4. *V.* 1 **in worde and thought**; *s. zu* XVII, 7, 3. — *V.* 2 **Hath borne a chielde, Ihesus so good**; *vgl.* CIV, 4, 1 When hir dere son, Ihesus so goode, Was nayled fast uppon the roode; CXXIII, 2, 1 Butte thy swete sone, Ihesus so good, ... Hath sufferd deth. — *V.* 3. 4 **The whiche ayene mankyende hath bought On the roode tree with his hert bloode**; *s. zu* IV, 7, 3. XXVII, 6, 1. IV, 4, 3.

Str. 5. *V.* 1 **in dede and wille**; *s. zu* XVII, 7, 3. — *V.* 2 **that made alle thing** = LXIV, 4, 3; *s. zu* IV, 7, 1. — *V.* 3 **To whom**

althing obeyeth; *vgl. zu* IV, 7, 1. IX, 3, 1. — **by skille**; *s. zu* X, 3, 1. — *V.* 4 **As to their prince, theire lorde and king**; *s. zu* LXXII, 7, 2.

Str. 6. *V.* 1 **so pure and clene**; *s. zu* XII, 5, 2. — *V.* 2 **that hath no pere**; *s. zu* IV, 2, 3. — *V.* 3 **By hir mekenes**; *s. zu* VII, 2, 3. — **a meane**; *s. zu* IX, 1, 2. — *V.* 4 **That we shalle come to heven quere**; *vgl. zu* IV, 8, 1.

Str. 7. *V.* 1 **moder and may**; *s. zu* III, 10, 3. — *V.* 2 **by hir mekenes**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 3. 4 **Thatt shall bringe vs ... Fro thraldom, peyn, woo and distresse**; *vgl. zu* X, 5, 3. — *V.* 3 **at domes day**; *s. zu* LXXXI, 2, 3. — *V.* 4 **thraldom**; *s. zu* XLI, 7, 4. — **distresse**; *vgl.* CVII, 8, 3 In oure distresse he is socoure; CXXXVIII, 1, 4 With grete wepyng to the we call For helpe and grace in oure distresse; CLI, 5, 1 In oure distresse thou us behold; CLIII, 2, 3 In oure distresse haue mynde of this. *Wegen des Verbums* distresse *s. zu* XXIX, 3, 2.

CII.

Letabundus exultet fidelis chorus alleluia.

Erweiterung von Nr. XXXIV.

Str. 1. *V.* 3 **For to make vs free, that were thrall**; *s. zu* VII, 2, 3 *und* LXV, 8, 3.

Str. 2. *V.* 3 **For to bringe vs ayene to light** = CVI, 2, 3; *vgl.* CX, 2, 4 And bringe vs fro derkenes to light = CXL, 1, 4; *s. zu* IV, 7, 3.

Str. 3. *V.* 3 **With beames of light resplending**; resplende *kommt nach Halliwell und dem ihm wohl folgenden* Cent. Dict. *bei Lydgate vor, doch fehlt eine genauere Angabe; vgl. ferner* CLXVI, b[1], 2, 4 With thy beamys of grace so bright.

Str. 4. *V.* 3 **Bothe god and man**; *s. zu* IV, 1, 3. — **that Ihesus hight**; *s. zu* VI, 6, 3.

Str. 5. *V.* 3 **As in scripture it doeth appere**; *s. zu* XVII, 1, 3.

Str. 6. *V.* 2 **Wherof the ioye shall neuir mysse**; *s. zu* LXXIX, 2, 4.

Str. 7. *V.* 2 **fulfilled**; *s. zu* V, 7, 1. — *V.* 3 **As this fest sheweth by course of yere**; *vgl.* XXXVI, 3, 2 Now come by compas of the yere.

Str. 8. *V.* 2 **That myelde Marie now furth hath brought**; *s. zu* V *Ü. und* V, 7, 2.

CIII.

Mariä Verkündigung.

S. zu Nr. I, *wegen* alone *am Ende jeder Strophe auch zu* XLV.

Ü. **Mary hath borne alone The sonne of god in trone** = CXLVI *Ü.*; *vgl.* CXLVIII *Ü.* The sonne of god in trone Hath take mankynd alone; *s. zu* LXVI, 1, 1.

Str. 1. *S. zu* I, 1 *und* 4. *V.* 1. 2 **Thus to her** (*s. zu* XIX, 1, 1) **seide an aungell thoo: 'Haile, full of grace withouten woo;** *s. zu* LXXXVI, 2, 4. 5. — *V.* 3 **Thou shalt conceyue and bere alsoo** = CXVI, 2, 2. — *V.* 4 **Both god and man alone** = *unten* 5, 4. XLVI, 7, 4; *s. zu* IV, 1, 3.

Str. 2. *S. zu* I, 7. — *V.* 4 **Witnesse of god alone;** *s. zu* XXXVII, 1, 2.

Str. 3. *S. zu* I, 8. — *V.* 1. 2 **The aungell seide: 'O mayden free, The holygoost shall light in the** ∾ I, 8, 1. 2 The aungell seide: 'O lady free, The holy goost shalle light in thee = CXII, 8, 1. 2. — *V.* 2 *auch* = III, 6, 1. XLI, 5, 1. LXXXVI, 5, 6. — *V.* 3. 4 **And thurgh his workyng thou shalt be Moder of god alone** ∾ LXXXVII, 2, 6. 7 And thurgh his working thou shalt be Moder of god in persones thre.

Str. 4. *S. zu* I, 10. — *V.* 1. 2 **'Goddes handemayde beholde,' seide she. 'As thou hast seide, be done to me** = I, 10, 2. 3. CXII, 10, 2. 3. — *V.* 2 *auch* = LXXXVI, 7, 4. CXIII, 8, 2. — *V.* 3 **As oure lorde wille, so moote it be;** *vgl. zu* III, 10, 2. — *V.* 4 **His wille be done alone;** *s. zu* LXIII, 3, 1.

Str. 5. *S. zu* I, 11. — *V.* 1—3 **He toke his leve, that aungell bright, Of hir and went to blisse full right, And she hath born** = (*nur* this *statt* that *V.* 2) I, 11, 1—3. CXII, 11, 1—3. — *V.* 3 **as he behight;** *s. zu* XXXV, 8, 3. — *V.* 4 = 1, 4.

CIV.

Mariä Leid und Freude.

Das Gedicht berührt sich mehrfach mit Nr. LXII (*vgl. zu Str.* 2, 1 *f. und* 5). *Wegen* alone *am Ende jeder Strophe s. auch zu Nr.* XLV.

Ü. **Mary myelde** (*s. zu* V *Ü.*) **made grete mone For her dere sonne**

(*s. zu* XII, 12, 1) **alone**; *vgl.* CVI *Ü.* Mary so myelde alone For her chielde made grete mone; *ferner* CXLVI, 2, 2 Butt euer he made grete mone; CXLVIII, 6, 2 Olde faders made grete mone; CXLVI, 13, 2 For me make thou no mone; CXLVII *Ü.* To þe we make oure mone = *ebenda* 1, 4. 2, 4; *ebenda* 3, 4 For us make thou thy mone. — *V.* 2 *kehrt auch als* 2, 4 *und* 4, 4 *wieder.*

Str. 1. *V.* 1. 2 **When fals Iudas her** (*vgl. zu* XIX, 1, 1) **son had sold To the Iewes wikked and bolde**; *s. zu* XLVI, 3, 2. 3. — *V.* 4 **She was wofull alone** = 3, 4; 2, 3 In her hert she was woofull than (*s. zu* LXXVIII, 3, 2); *vgl. auch* 5, 4 She was ioyfull alone.

Str. 2. *V.* 1 **When he came to Cayphas and An**; *s. zu* LXII, 6, 3. — *V.* 2 **To be iuged for synfull man**; *vgl. einerseits* LXII, 1, 1 I shall be iuged vnto dethe ∾ LXIII, 10, 1 Shall I be iuged vnto deth; *andererseits* LXII, 6, 4 For synfull mannes sake (*s. zu* LIII *Ü.*). — *V.* 4; *s. Ü.*

Str. 3. *V.* 1—3 **When that she sawe his flessh to-torn And on his hede a crowne of thorn And, how the Iewes hym did shorn**; *s. zu* XLVI, 5, 1—3. — *V.* 4 = 1, 4.

Str. 4. *V.* 1 **When hir dere son** = 5, 1; *s. zu* XII, 12, 1. — **Ihesus so goode**; *s. zu* CI, 4, 2. — *V.* 2 **Was nayled fast vppon the roode**; *s. zu* XIII, 4, 3 *und* XLVI, 6, 1—3. — *V.* 3 **She sobbed and wept**; *s. zu* LXXVIII, 2, 4. — **watre and bloode**; *vgl.* CVI, 4, 1 This mayden wept watre and bloode; *ferner* LXXXIX, 2, 3 Flowing with blode and water ryve. — *V.* 4; *s. Ü.*

Str. 5. *Vgl.* LXII, 10 *und zu* XIII, 5. — *V.* 1 **When hir dere son**; *s. zu* 5, 1. — **on the thirde day** *braucht Ryman sonst nur, wenn er Christi Auferstehung, die er hier voraussetzt, ausdrücklich erwähnt:* *s. zu* XLIII, 3, 2. XIII, 3, 2. — *V.* 3 **Hayle**; *s. zu* I, 1, 2. — **holy moder**; *s. zu* XV, 3, 2. — **moder, wyfe and may**; *s. zu* III, 10, 3. — *V.* 4; *s. zu* 1, 4.

CV.

Marienlied (Mater misericordie).

Ü. **Salue, regina glorie, Mater misericordie** = *Ü. von* CXX. CXXI. CXXII. CXXIII. — *V.* 2 *auch* = *Kehrreim, wie in unserem Gedicht, so auch in* CXX—CXXIII; *vgl. ferner* CXL *Ü. u. K.*

Str. 1. *V.* 1 **Hayle, oure lod sterre bothe bright and clere** = (*nur* O *statt* Hayle; *vgl. zu* I, 1, 2) XII, 3, 1. — *V.* 2 **Hayle, welle**

of grace and of pitee; *vgl. zu* V, 5, 3. — *V.* 3 **Hayle, spowse of Criest louely and dere** = XV, 5, 1 ∾ LXXX, 7, 3; *s. zu* V, 6, 1.

Str. 2. *V.* 1 **Hayle, floure of alle virginitee**; *s. zu* XII, 9, 1. — *V.* 2 **Hayle, full of grace: Criest is with the** = II, 1, 1. III, 1, 1. IV, 1, 1. XLI, 3, 1. LXXX, 5, 6; *s. zu* I, 1. — *V.* 3 **Hayle, temple of the trinitee** ∾ (O *statt* Hayle) LXXX, 7, 4.

Str. 3. *V.* 1 **Hayle, quene of blisse**; *s. zu* I, 12, 1. — **emperesse of hell**; *s. zu* XI, 5, 1. — *V.* 2 **doughter Syon**; *oft in der Bibel, bei Ryman nur hier.* — *V.* 3 **Hayle, closed gate of Ezechiell**; *s. zu* V, 1, 1.

Str. 4. *V.* 1—3 **O fragrant rose, o lilly chast, O violete of puritee, Thyn ey of grace vpon vs cast** = LXXX, 3, 1—3.

Str. 5. *V.* 1 **O quene of blisse, o virgyn pure** ∾ 12, 1 O virgyne pure, o quene of blis; *s. zu* I, 12, 1. VI, 3, 3. — *V.* 2 **For confort we resorte to the**; *s. zu* VIII, 1, 3. — *V.* 3 **On vs therfore do thou thy cure**; *s. zu* LXXXIV, 2, 6.

Str. 6. *V.* 1 **In tyme of nede**; *s. zu* LXXX, 2, 4. — **bothe grete and small**; *s. zu* LXX, 15, 2. — *V.* 2 **For subsidie we calle to the** ∾ LXXXI, 3, 3 For subsidie to you we calle (*vgl. Anm.*). — *V.* 3. 4 **And by thy name thus we the call** (*s. zu* I, 4, 3): **'Mater misericordie'**; *vgl.* CXX, 6, 3. 4 Ther fore thy name is callyd thus: 'Mater misericordie'; CXXI, 5, 3 Wherfore of right þus we þe call: 'Mater misericordie'; *auch* CXV *Ü.* Hys name Ihesus ys callyd thus.

Str. 7. *V.* 1. 2 **What tyme mankyende had done amys, By thy mekenesse it was made free** ∾ VII, 2, 1. 3 What tyme mankynde hath done amys ..., By thy mekenes made free it is. — *V.* 1 *auch* = XVIII, 2, 1. — *V.* 3 **And brought ayene to heven blisse**; *s. zu* IV, 7, 3.

Str. 8. *V.* 1—3 **As the son beame goth thurgh the glas, The son of god passed thurgh the Takyng nature, as his wille was** ∾ (*nur Schlufs von V.* 2 thurgh the did pass) XIII, 2, 1—3; *s. zu* VII, 8. — *V.* 1. 2 = CXX, 4, 2.

Str. 9. *V.* 2 **O quene of blisse, o lady free** ∾ VII, 11, 1 O lady free, o quene of blis = XII, 2, 1; *s. auch zu* I, 8, 1. — *V.* 3 **Heuen and erthe bothe be replete**; *s. zu* LXXXV, 8, 2.

Str. 10. *V.* 1—3 **Moder and mayde in one persone Was neuir noon ..., But thou alone** = VII, 8, 1. 2. VIII, 2, 1. 2. XII, 4, 1. 2. — *V.* 3 **o heven trone**; *s. zu* LIX, 4, 3.

Str. 11. *V.* 1. 3 **O lantern of eternall light ..., Cause vs of Criest to haue a sight** = XII, 5, 1. 3; *s. zu* V, 5 *und* XI, 4, 3. — *V.* 2 **That gave them light**; *s. zu* XX, 5, 1.

Str. 12. *V.* 1; *s. zu* 5, 1. — *V.* 2 **Cause vs to be**; *s. zu* XII, 5, 3. — **in blisse with the**; *s. zu* XXIII, 4, 3. — *V.* 3 **Wherof the ioye eternall is**; *s. zu* L, 6, 2.

CVI.

Die Leiden Mariä.

Wegen alone *am Ende jeder Strophe s. zu Nr.* XLV.

Ü. **Mary so myelde alone For her chielde made grete mone**; *s. zu* CIV *Ü.*

Str. 1. *V.* 1. 3. 4 **In prophesy thus it is saide, That Criest shuld be borne of a mayde To save mankyende**; *s. zu* V, 7, 1. 2. 3. — *V.* 2 **no wyse**; *s. zu* II, 2, 2. — **denayde**; *s. zu* XIX, 6, 2. — *V.* 4 **To save mankyende alone** = 3, 4. 6, 4.

Str. 2. *V.* 1 **Mielde Mary**; *s. zu* V *Ü.* — **hight**; *s. zu* VI, 6, 3. — *V.* 2 **full of myght**; *s. zu* XXI, 3, 1. — *V.* 3 **For to bringe vs ayene to light** = CII, 2, 3. — *V.* 4 **Died for vs alone**; *vgl.* 5, 4 To die for man alone.

Str. 3. *V.* 1. 2 **Symeon seide, the swerde shulde goo Thurgh hir myelde hert of care and woo**; *s. zu* LXV, 5, 1. 2. LXXXII, 6, 2. — *V.* 2 **care and woo**; *s. zu* XI, 1, 3. — *V.* 3 **and nomoo**; *s. zu* LVII, 2, 2. — *V.* 4; *s. zu* 1, 4.

Str. 4. *V.* 1 **This mayden wept watre and blode**; *s. zu* CIV, 4, 3. — *V.* 2 **To see her son** = 5, 3. 6, 2; *vgl. zu* LXIV, 4, 3. 4. — **so myelde and goode**; *vgl.* LVIII, 3, 1 That heuenly lambe so myelde and goode. — *V.* 3 **To suffre deth vpon the rode**; *s. zu* XLIII, 5, 3. — *V.* 4 **For synfull man alone** = CXLVI, 1, 4; *s. zu* LIII *Ü.*

Str. 5. *V.* 1 **Noo hert can thinke**; *vgl.* LII, 2, 2 As hert may thinke. — **noo tunge tell can**; *s. zu* XI, 5, 2. — *V.* 2 **The peyne, that this mayde suffred than**; *s. zu* XIII, 3, 1. — *V.* 3 **both god and man**; *s. zu* IV, 1, 3. — *V.* 4; *s. zu* 2, 4.

Str. 6. *V.* 1—3 **As grevous payne to her and woo It was to see her sone die soo, As vnto hym, that died thoo**; *s. zu* XIII, 4. — *V.* 1 **payne ... and woo**; *s. zu* LXII, 1, 4. — *V.* 4; *s. zu* 1, 4.

CVII.

Marienlied (Regina celi letare).

S. zu IV.

Ü. = IV *Ü.* (*nur* maris *statt* celi).

Str. 1. *V.* 1 **O quene of blisse**; *s. zu* I, 12, 1. — *V.* 3 **God and man is, we bileue thus** ∾ IV, 1, 3 God and man is he; thus bileve we; *vgl. die Anm.*

Str. 2. *V.* 1 **O lady free**; *s. zu* I, 8, 1. — **the king of grace**; *s. zu* XXI, 6, 2. — *V.* 3 **Hath ordeyned the a ioyfull place**; *s. zu* XI, 2, 3.

Str. 3. *V.* 1 **O spowse moost bright**; *s. zu* V, 6, 1. — *V.* 3 **Thy place hath dight next to the trone**; *s. zu* XI, 2, 3 *und* VIII, 4, 2.

Str. 4. *V.* 1 **O moder dere of god and man** ∾ XIII, 7, 1 O moder bothe of god and man; *s. zu* XXXIV, 7, 2. IV, 1, 3. — *V.* 3 **than tunge tell can**; *s. zu* XI, 5, 2.

Str. 5. *V.* 1 **O moder myelde**; *s. zu* XV, 6, 1. — **thy son so good**; *vgl.* LXV, 10, 3 sonne so goode. — *V.* 3 **For man so wielde**; *s. zu* IV, 6, 3.

Str. 6. *V.* 1 **O meke of myende**; *vgl.* VI, 4, 1 O quene Hester moost meke of myende. — *V.* 3 **Hath brought mankyende fro peyn and woo**; *s. zu* X, 5, 3 *und* LXII, 1, 4.

Str. 7. *V.* 1 **O virgyn pure**; *s. zu* VI, 3, 3. — **as he behight**; *s. zu* XXXV, 8, 3. — *V.* 3 **He rose**; *s. zu* XIII, 3, 2. — **full sure**; *s. zu* XXI, 4, 4. — **by his grete myght**; *s. zu* XXXV, 1, 3.

Str. 8. *V.* 1. 2 **O emperesse, that emperoure, Quem meruisti portare** = CVIII, 1, 1. 2 (*nur* the *statt* that). — *Wegen* emperesse *s. zu* XI, 5, 1. — *V.* 3 **In oure distresse**; *s. zu* CI, 7, 4. — **he is socoure**; *s. zu* XVII, 3, 4.

Str. 9. *V.* 1 **O heuenly sterre**; *s. zu* XIII, 1, 1. — **the prince of peas**; *s. zu* XVII, 8, 1. — *V.* 5 **Oure goostly werre by the doth seace**; *s. zu* XXI, 3, 4. XVII, 6, 4.

Str. 10. *V.* 1 **For vs thou pray**; *s. zu* V *Ü.* — **Emanuell**; *s. zu* VI, 1, 3. — *V.* 3 well *ist ein Druckfehler statt* **dwell**.

CVIII.

Marienlied (Regina celi letare).

S. zu IV.

Str. 1. *V.* 1 **O emperesse, the emperoure**; *s. zu* CVII, 8, 1. —

V. 2 **Of heven and erthe hath made the floure**; *s. zu* VII, 6, 3. XI, 3, 1.

Str. 2. *V.* 1 **O quene of grace**; *s. zu* V *Ü.* — **the king of blisse**; *s. zu* IV, 3, 1. — *V.* 3 **Hath made thy sete next vnto his**; *s. zu* VIII, 4, 2.

Str. 3. *V.* 1 **O princesse pure**; *vgl.* CX, 2, 1 O princesse of eternall peace = CXL, 1, 1. CLVII, 4, 1; CLV, 3, 1 O highe prynces of blys endles; CLXIV, 1, 1 Perles prynces of euery place. — **the prince of peas**; *s. zu* XVII, 8, 1. — *V.* 3 **Euer thy ioye he doth encreas**; *s. zu* XVII, 8, 2.

Str. 4. *V.* 1 **O lady fre**; *s. zu* I, 8, 1. — **the lorde of alle**; *s. zu* LXI, 5, 2. — *V.* 3 **Hath made man free, þat was moost thralle**; *s. zu* VII, 2, 3. LXV, 8, 3. .

Str. 5. *V.* 1 **O swete moder**; *s. zu* XIV, 2, 1. — *V.* 3 **He rose ayene**; *s. zu* XIII, 3, 2.

Str. 6. *V.* 1 **O mayden myelde**; *s. zu* II, 3, 1. — **thy son so dere**; *s. zu* XII, 12, 1. — *V.* 3 **Hath crowned the**; *s. zu* V, 6, 2. — **in blis so clere**; *s. zu* IV, 2, 3.

Str. 7. *V.* 1 **O spowse of Criest, oure sauyoure** ∾ XV, 1, 1 Haile, spowse of Criste, oure savioure (*vgl. Anm.*). — **Heven and erthe**; *s. zu* VII, 6, 3. — **the doth honoure**; *s. zu* XVI, 7, 3.

Str. 8. *V.* 3 **That we may dwelle with hym and his**; *s. zu* IV, 3, 3.

CIX.

Of seint Fraunceys.

S. zu LXIX.

Ü. **Fraunceys**; *s. zu* LXIX, 1, 2.

V. 1 **Hayle**; *s. zu* I, 1, 2. — **cuntrey** *im Reime auf* wey; *dagegen* XVIII, 6, 1 cuntre : se : mageste; XXXIX, 4, 1 cuntree *im Binnenreim auf* three. — *V.* 5 **By thy vertu**; *vgl.* CXXI, 1, 2 By thy vertu we be made fre; CXXIII, 4, 1 By vertu of his woundys wyde; *s. auch zu* I, 8, 3. XCIX, 4. 1. — **(by thy) goostely myght**; *s. zu* XXI, 3. 4. XXXV, 1, 3. — *V.* 6 **Out of this lyfe when we shull wende** ∾ LXXXIV, 8, 3 Out of this worlde when we shall wende = XCII, 7, 3; *s. zu* LXIV, 12, 1. — *V.* 7 **To blisse lede vs**; *vgl.* I, 13, 3 But out of drede to blisse vs lede = VII, 12, 3. — **that hath noon ende**; *s. zu* XI, 2, 2.

CX.

Gebet an Maria.

Die ersten drei Strophen dieses Gedichtes kehren zum Teil wieder in Nr. CXL, *die nächsten drei in Nr.* CXXXIX (*vgl. die Anm.*).

Ü. **O quene of pitee, moder of grace**; *vgl.* 1, 1 O quene of pitee and of grace = CXL, 2, 1. — **moder of grace**; *s. zu* V, 2, 2. — **In the high citee graunt vs a place**; *vgl.* CXXXVIII, 6, 3 Thatte we may cum to thatt cite, Wheroff the ioye shall neuer sease. — **a place**; *s. zu* XI, 2, 3.

Str. 1. *V.* 1. 4. 5 **O quene of pitee and of grace** (*s. zu Ü. und zu* V *Ü.*), ... **Pray thou for vs, thy seruauntis myelde** (*s. zu* XXVII, 2, 3), **Fro blisse that we be not exiled** (*s. zu* VII, 2, 2. XII, 6, 3) = CXL, 2, 1. 2. 4. — *V.* 2 **O swete lady** (*vgl. unten* 3, 6. 6, 5. 8, 3); *s. zu* VIII, 4, 3. — **to thy dere chielde**; *s. zu* XXXIV, 5, 2 *und* V *Ü.* — *V.* 3 **That king, that lorde**; *s. zu* IV, 9, 1. — **of euery place**; *s. zu* XII, 1, 3. — *V.* 6 **For oure offence, trespas and synne**; *vgl.* CLXIII, 5, 1 For oure trespas and oure offense; *s. zu* XXIII, 2, 4. IX, 6, 1. 5, 2. — *V.* 7 **But that swete place that we may wynne**; *s. zu* XI, 2, 3. LVI, 6, 2.

Str. 2. *V.* 1—6 **O princesse of eternall peace, O lady of aungellis moost bright, Pray thy dere sonne oure woo to seace and bring vs fro derkenes to light, Of hym that we may haue a sight, That died for vs on the roode tree** ∾ CXL, 1, 1—6 O prynces of eternall peas, O lady of all angellis bright, Pray Crist oure bondage to releas And bryng us fro derknes to lyght, Of hym that we may haue a syght, Thatt toke bothe flesshe and bloode of the. — *V.* 1 *auch* = CLVII, 4, 1; *vgl. zu* CVIII, 3. 1. XVII, 8, 1; *ferner* CLIX, 1, 2 Graunter of pease, seaser of stryffe. — *V.* 2 **aungellis moost bright**; *s. zu* I, 11, 1. — *V.* 3 **thy dere sonne**; *s. zu* XII, 12, 1. — **oure woo to seace**; *s. zu* XVII, 6, 4. — *V.* 4; *s. zu* CII, 2, 3. — *V.* 5 *auch* = XI, 4, 3 (*vgl. Anm.*). — *V.* 6; ∾ LXXXV, 13, 5 That died on the roode tree; *s. zu* XXVII, 6, 1. — *V.* 7 **And shed his blode to make vs free** ∾ XCI, 2, 5 And shed my blode to make the fre; *vgl. zu* LXXXIX, 4, 5 *f.*

Str. 3. *V.* 1 **O emperesse withouten pere** = CXL, 3, 1 (*vgl. auch im Folgenden die Reimwörter* blisse, dere, mysse, his ∾ blys, dere, his, mys); *s. zu* XI, 5, 1 *und* IV, 2, 3. — *V.* 2 **O queen also of heven**

blisse; *s. zu* I, 12, 1. — *V.* 3 **thy son so dere**; *s. zu* XII, 12, 1. — *V.* 4 **What thou wilt aske, thou shalt not mysse**; *s. zu* IX, 2 *und* I, 12, 2. — *V.* 6 **O swete lady**; *s. zu* 1, 2. — **sith it is soo**; *s. zu* LXIV, 11, 2. — *V.* 7 **Defende mankyende fro endeles woo**; *s. zu* XXII, 5, 3. LXXXIII, 6, 6.

Str. 4. *V.* 1. 2. 3. 5 **O floure of alle virginitee, O moder of oure savioure, O chast bowre of the trinitee, ... Be oure comfort, help and socoure** = CXXXIX, 1, 1—4. — *V.* 1; *s. zu* XII, 9, 1. — *V.* 2; *s. zu* V, 4, 2. — *V.* 3 **chast bowre**; *auch* CLIV, 1, 2. CLVI, 4, 2; *s. zu* XVI, 7, 1. — **of the trinitee**; *s. zu* VIII, 3a, 3. — *V.* 4 **O virgyne pure moost of honoure**; *s. zu* VI, 3, 3 *und* V, 4, 1. — *V.* 5; *s. zu* XII, 1, 2. X, 2, 2. XVII, 3, 4. — *V.* 6. 7 **And vttirly thou not forsake Mankynde** ∾ LXVI, 10, 3 Not vttirly thou me forsake (*s. Anm.*). — **not forsake Mankynde, the which thy son hath take** = XI, 1, 1. 2; *s. zu* VIII, 5, 1.

Str. 5. *V.* 1. 2 **O gate of lyfe, moder and wyfe, O hope and trust of synners alle** = CXXXIX, 3, 1. 2. — *V.* 1 **O gate of lyfe**; *s. zu* V, 4, 3. — **moder and wyfe**; *s. zu* III, 10, 3. — *V.* 2; *s. zu* LXXVIII, 2, 2. — *Zu* **trust** *vgl.* CLXIV, 4, 1 Oure lyffe, oure sweetnes, oure truste alsoo Thou art only. — *Wie hier* hope *und* trust *als Substantiva, so sind sie* CXL, 2, 6 *als Verba verbunden.* — *V.* 3—5 **In angwishe, woo, trouble and stryfe For thy comfort we crie and calle, Bothe olde and yonge, both gret and small** ∾ CXXXIX, 3, 3—5 In care and woo, sorowe and stryffe Confort thou us, bothe grete and small, Mekely to the sith we do call. — *V.* 4 **crie**; *s. zu* LXXII, 6, 2. — **call**; *s. zu* LXXXI, 3, 3. — *V.* 5 **Bothe olde and yonge**; *s. zu* XVIII, 1, 1. — **both gret and small**; *s. zu* LXX, 15, 2. — *V.* 6 **Therfore oure help and comfort be**; *s. zu* XII, 1, 2. X, 2, 2. — *V.* 7 **Sith oure trust is onely in the** ∾ XI, 6, 1 Sith oure trust is in the allone; *vgl. Anm.*

Str. 6. *V.* 1. 2 **O louely spowse and paramoure Of Criest, that is bothe god and man** = CXXXIX, 2, 1. 2. — *V.* 1; *vgl. auch* CLVII, 1, 1 O spowsesse of Crist and paramour; *s. zu* V, 6, 1. XVII, 5, 4. — *V.* 3 **Thou hast born chielde without doloure**; *s. zu* XVIII, 4, 3. — *V.* 5 **Do thou thy cure**; *s. zu* LXXXIV, 2, 6. — **swete lady**; *s. zu* 1, 2. — *V.* 6 **the lord of alle**; *s. zu* LXI, 5, 2. — *V.* 7 **So that mankyende be not made thralle**; *s. zu* LXV, 8, 3.

Str. 7. *V.* 1 **O lantern of eternall light**; *s. zu* V, 5, 1. — *V.* 2

O myrroure of humilitee = LXXX, 7, 2; *vgl. zu* XV, 2, 2. — *V.* 3 **In whom the holy goost did light**; *s. zu* I, 8, 2. — *V.* 5 **Kepe mankyende fro captiuitee**; *s. zu* XI, 3, 3. X, 5, 3. — *V.* 6 **And fro that woofull place of helle**; *s. zu* XI, 2, 3. — *V.* 7 **With the fowle fende that it not dwelle**; *vgl.* CXXXIV, 4, 3 His sowle went downe tho into helle And toke oute man, thatte there did dwelle, Fro the fowle fende; CLI, 3, 3 Ne oure flesshe consent to thatte fowle wight.

Str. 8. *V.* 1. 2 **O heuenly sterre most bright and clere** (∾ LXXX, 7, 1 O heuenly sterre so bright and clere ∾ LXXIX, 1, 1 The heuenly sterre so bright and clere; *s. zu* XIII, 1, 1) **Of alle sterres of hevyn so bright**; *s. zu* XII, 3, 1. — *V.* 3. 4 **O swete lady** (*s. zu* 1, 2) ... **be oure guyde both day and nyght** ∾ CLIX, 3, 1. 2 O swete lady, thou be oure gyde By nyght and day; *s. auch zu* XCV, 8, 4 *f.* — *V.* 3 **oure prayere here**; *s. zu* XIV, 5, 3. — *V.* 5 **that king of myght**; *s. zu* I, 11, 3. — *V.* 6. 7 **So that we may come to that blis, Wherof the ioye eternall is** ∾ L, 6, 1. 2 That we may come vnto that blis, Wherof the ioye eternall is (*vgl. Anm.*).

CXI.

The fals fox.

Mit Str. 15 *ist das Gedicht vollständig abgeschlossen; was dann noch darauf folgt, ist der Anfang eines unvollendet gebliebenen ähnlichen Gedichtes. Str.* 2—7 *sind eigentlich parallele Darstellungen.*

Str. 1. *V.* 1 **The fals fox came** = 2, 1. 3, 1. 4, 1. 5, 1. 6, 1. 7, 1. 16, 1. The false fox *außerdem noch* 13, 1, This fals fox 15, 1. — **vnto oure croft**; *vgl.* LXII, 6, 1 Thanne in the croft of Gesseman The Iewes shall me take.

Str. 3. *V.* 2 **And there he made the gese aferde**; *vgl.* CXII, 2, 2 Of his worde sore aferde was she.

Str. 5. *V.* 2 **shrove oure gese**; *vgl.* 6, 2 assoyled oure gese; *s. Jahrbuch der deutschen Sh.-Gesellschaft* XXI, 81, *Anm.* 1.

Str. 6. *V.* 2 **assoyled**; *s. zu* 5, 2. — **both grete and small**; *s. zu* LXX, 5, 2.

Str. 7. *V.* 2 **he made oure gese to stowpe**; *vgl.* 17, 2 And made her to sey; *s. zu* LXX, 1, 2.

Str. 8. *V.* 1 **He toke a gose fast by the nek** = 17, 1. — *V.* 2 **And the goose thoo began to quek.** *Vgl. ne.* to quack *und Chaucer,*

Parl. of F. 499 *und* 594 *als Geschrei der Ente* quek, *während die Gans* 499 kek *ruft. Vgl. auch* 17, 2 And made her to sey wheccumquek.

Str. 16. *V.* 1 **The fals fox came vpon a day**; *vgl.* CXLIX, 3, 2 Vppon a day so itte befelle.

Str. 17, 1. 2; *s. zu* 8, 1. 2.

Str. 18. *V.* 1 **I pray the**; *vgl. zu* XXVIII, 3, 2.

Berlin. *Julius Zupitza.*

Kleine Mitteilungen.

Desaix' erster Feldzug in Ägypten und die Darstellung desselben bei Thiers. In Thiers' *Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie* befindet sich eine Stelle, die von seiten der Herausgeber entweder gar nicht oder nicht in genügender Weise berücksichtigt worden ist, obwohl sie eine ganze Reihe von Schwierigkeiten darbietet. Sie lautet:

I. *Bonaparte, après la bataille des Pyramides, s'était trouvé maître de l'Égypte. Il avait commencé à s'y établir et avait distribué ses généraux dans les provinces pour en faire la conquête. Desaix placé à l'entrée de la haute Égypte avec une division de trois mille hommes environ était chargé de conquérir cette province contre les restes de Mourad-Bey. C'est en vendémiaire et brumaire de l'année précédente (octobre 1798), au moment où l'inondation finissait, que Desaix avait commencé son expédition. L'ennemi s'était retiré devant lui et ne l'avait attendu qu'à Sédiman; là, Desaix avait livré an VII (7 octobre 1798) une bataille acharnée contre les restes désespérés de Mourad-Bey. Aucun des combats des Français en Égypte ne fut aussi sanglant. Deux mille Français eurent à lutter contre quatre mille Mamelouks et huit mille fellahs retranchés dans le village de Sédiman.*

Nach einer Beschreibung des Kampfes heifst es dann weiter: *Desaix continua sa marche pendant tout l'hiver et après une suite de combats devenu maître de la haute Égypte jusqu'aux cataractes il fit autant redouter sa bravoure que chérir sa clémence.*[1]

[1] Ausgabe von Foth (Renger) S. 46, Grube (Velhagen & Klasing), Ausg. A S. 64, Hartmann (Seemann) S. 61, Jäger[3] (Römke) S. 57, Leitritz (Kühtmann) S. 70, Schaunsland (Friedberg & Mode) S. 88. — Hartmann und Leitritz lassen in dem oben angegebenen Abschnitte hinter *en vendémiaire et brumaire* die Worte *de l'année précédente* aus. — Leitritz verwandelt *Desaix placé à l'entrée de la haute Égypte* in *Desaix placé à l'entrée de la moyenne Égypte.* — Foth läfst den Zug Desaix' überhaupt aus und giebt nur die beiden ersten Sätze, also nur die Worte *Bonaparte … en faire la conquête.*

Zur richtigen Beurteilung dieser Stelle müssen noch ein paar andere Abschnitte aus dem Vorhergehenden herangezogen werden:

II. *Le pays tout entier se divise en trois parties, le Delta ou basse Égypte, qu'on appelle Bahireh; la moyenne Égypte, qu'on appelle Ouestanieh; la haute Égypte, qu'on appelle le Saïd.*[1]

III. *Il (Napoléon) fit partir des généraux avec des détachements, pour redescendre le Nil, et aller achever l'occupation du Delta, qu'on n'avait fait que traverser. Il en envoya vers le Nil supérieur, pour prendre possession de l'Égypte moyenne. Desaix fut placé avec sa division à l'entrée de la haute Égypte, dont il devait faire la conquête sur Mourad-Bey, dès que les eaux du Nil baisseraient avec l'automne.*[2]

IV. *La conquête des provinces de la basse et de la moyenne Égypte s'était faite sans peine, et n'avait coûté que quelques escarmouches avec les Arabes. Il avait suffi d'une marche forcée sur Belbeys pour rejeter Ibrahim-Bey en Syrie. Desaix attendait l'automne pour enlever la haute Égypte à Mourad-Bey, qui s'y était retiré avec les débris de son armée.*[3]

Aus diesen Abschnitten geht mit vollster Klarheit hervor, dafs Thiers Ägypten in Unter-, Mittel- und Ober-Ägypten einteilt. Den letzteren Teil nennt er auch *le Saïd.* Er erzählt ferner, dafs Desaix schliefslich bis zu den Katarakten vorgedrungen sei, und es unterliegt also nicht dem geringsten Zweifel, dafs er mit Oberägypten die Gegend meint, in der Girgeh und die Ruinen von Theben liegen. Wenn Thiers nun Abschnitt I sagt, dafs Desaix am Eingang von Oberägypten sich befand, und dafs die aus der Schlacht bei den Pyramiden geflohenen Überreste des Mourad-Bey sich vor ihm zurückgezogen hätten, so mufs man naturgemäfs annehmen, dafs die Mameluken sich immer mehr nach den Katarakten zu vor ihm zurückgezogen haben. Nun kommt freilich die Schwierigkeit. 'Die Feinde,' heifst es weiter, 'hatten Desaix erst bei Sediman erwartet, und dort ist die blutigste Schlacht in Ägypten geliefert worden.' Wer keine Karte zur Hand hat und nicht mit der Geographie Ägyptens vertraut ist, wird wohl der Ansicht sich zuneigen, dafs Sediman in Oberägypten liegt. Aber dieses Dorf gehört zu Mittelägypten, ist ungefähr 60 Kilometer von Kairo und die vierfache Anzahl Kilomeer von Siout, der Grenze Oberägyptens, entfernt.

Ein Herausgeber, J. Leitritz, hat den Widerspruch in dieser Darstellung herausgefunden und hat in dem Abschnitt I die Worte

[1] Foth S. 18; Grube fehlt; Hartmann S. 25; Jäger S. 22; Leitritz S. 26; Schaunsland S. 36.

[2] Foth S. 36; Grube S. 46; Hartmann S. 50; Jäger S. 44; Leitritz S. 54; Schaunsland S. 70.

[3] Foth S. 40; Grube S. 53; Hartmann S. 55; Jäger S. 49; Leitritz S. 60; Schaunsland S. 76.

Desaix, placé à l'entrée de la haute Égypte verwandelt in *Desaix, placé à l'entrée de la moyenne Égypte.* Diese Änderung erschien mir zuerst aufserordentlich plausibel. Denn nun befand sich Desaix unmittelbar bei Kairo, rückte gegen Mourad-Bey vor, der sehr vernünftigerweise nicht gleich bis nach Oberägypten gegangen war, sondern sich langsam zurückzog und die Franzosen bei Sediman erwartete. Freilich hätte Leitritz konsequent verfahren müssen. Verwandelte er an dieser Stelle *la haute Égypte* in *la moyenne Égypte,* so mufste er dies auch in der Stelle III und IV thun, damit nicht der Widerspruch bleibt, dafs der französische General zuerst zweimal an der Grenze von Oberägypten und dann zuletzt an der von Mittelägypten steht. Aber die Änderung genügt nicht. Denn nun wird doch einfach behauptet, dafs Mourad-Bey sich zwischen Kairo und Sediman befand, dafs Desaix von Kairo aus vorrückte — selbstverständlich auf dem kürzesten Wege — und dafs es kurz darauf bei Sediman zur Schlacht kam. Eine solche Darstellung entspricht, wie weiter unten gezeigt werden soll, nicht der Wirklichkeit.

Nach Thiers beginnt Desaix seinen Kriegszug *en vendémiaire et brumaire de l'année précédente (octobre 1798).* Eine wunderliche und durchaus falsche Angabe! Der *vendémiaire* geht vom 22. September bis 21. Oktober, der *brumaire* vom 22. Oktober bis 20. November. Also ist Desaix in der Zeit vom 22. September bis 20. November aufgebrochen und hat noch im *vendémiaire,* am 7. Oktober, die Feinde geschlagen. Was da noch der *brumaire* (22. Oktober bis 20. November) an dieser Stelle soll, ist vorderhand dunkel. Noch dunkler ist aber die andere Angabe: *de l'année précédente (octobre 1798).* Die Ereignisse, die Thiers bis jetzt geschildert hat, fallen alle in das Jahr 1798. Mag er nun nach dem republikanischen oder nach dem gewöhnlichen Kalender rechnen, in jedem Falle kommt durch die Worte *de l'année précédente* das Jahr 1797 heraus, und der erläuternde Zusatz in Klammern *octobre 1798* deckt sich nicht mit der vorhergehenden Angabe. Mit Recht ist deshalb der Zusatz *de l'année précédente* stillschweigend von Hartmann und Leitritz getilgt worden. Das Datum des Aufbruchs der Desaixschen Expedition ist aber geradezu falsch angegeben. Desaix brach nicht im September oder Oktober, sondern schon im letzten Drittel des August auf. Von Napoleon erhielt er in Kairo am 22. August den Befehl, gegen Mourad vorzugehen,[1] und er fuhr am 25. August von dieser Stadt aus den Nil hinauf.[2]

---

[1] *Correspondance de Napoléon Ier* Bd. IV, Nr. 3071 (Paris, Plon und Dumaine 1860).

[2] *Commentaires de Napoléon Premier* Bd. III, S. 422 (Imprimerie Impériale 1867). An einer anderen Stelle, S. 329, wird der 28. August angegeben. Beide Daten lassen sich wohl so vereinigen, dafs am 25. Desaix

Endlich ist der Satz im Abschnitt IV: *La conquête de la moyenne Égypte s'était faite sans peine,* als durchaus unrichtig zu beanstanden.

Verschiedene andere Punkte von geringerer Bedeutung sollen hier nicht weiter berührt, sondern in der folgenden Darstellung gleich mit berichtigt werden.

Wir gehen nun zu den Ereignissen selbst über und stützen uns bei dem Berichte derselben hauptsächlich auf die *Commentaires de Napoléon Premier* und auf seine *Correspondance,* sowie auf die überaus interessanten Schilderungen, die uns der beständige Begleiter Desaix', der Maler Denon, in seinem *Voyage dans la basse et la haute Égypte* hinterlassen hat.

Als in der Schlacht bei den Pyramiden, am 21. Juli 1798, die Mameluken geschlagen worden waren, war ihr Anführer Mourad-Bey mit ungefähr 2—3000 Reitern nach Gizeh zu geflohen, von wo die Strafse nach Mittel- und Oberägypten geht. Die Franzosen hatten diesen gefährlichen Gegner nicht gleich verfolgen können, weil es ihnen an Pferden fehlte, und weil es ihnen damals nicht möglich war, zumal bei dem Wasserstande des Nils, die zum Schutze und zur Verproviantierung eines Verfolgungsheeres nötige Flotte den Nil hinaufzuschicken. Man wartete notgedrungen, und Mourad gewann Zeit, sich Anhänger zu sammeln. Allmählich aber mufste man an die Verfolgung und womöglich an die Gefangennahme dieses Mannes denken, wenn anders man Ruhe in Ägypten haben wollte. Auch war es bei jeder weiteren Unternehmung gefährlich, einen so tapferen und gewandten Gegner beständig im Rücken oder in der Flanke zu haben. Desaix erhielt deshalb am 22. August den Befehl, gegen ihn vorzugehen, und fuhr drei Tage darauf von Kairo aus den Nil hinauf bis nach Atfih. Dort sollte er den General Rampon, den es Napoleon gefährlich schien lange allein in solch gefährlicher Lage mit wenig Streitkräften zu lassen, gegen eventuelle Angriffe Mourads unterstützen. Im übrigen erhielt er den allgemeinen Auftrag, Mourad aufzusuchen und zu schlagen und vor allem seine im Josephskanal befindliche, aus 180 Schiffen bestehende Flotte zu nehmen, und hiermit ward ihm auch zugleich die Erlaubnis, nötigenfalls bis Siout hinaufzufahren.

Am 30. August ist Desaix in Beni-Soueif. Er erfährt, dafs 18 000 Feinde in der gegenüberliegenden Provinz Fayoum sich aufhalten. Er beschliefst jedoch, nicht sofort gegen sie zu marschieren, sondern schnell bis Derout (Darout el-Cherif) hinaufzufahren, wo der Josephskanal vom Nil sich abzweigt, und ihre Flotte abzufangen.

---

aufbrach und ihm am 28. noch Truppen nachfolgten. Denon, *Voyage dans la basse et la haute Égypte* (Didot 1802) S. 78, giebt den 25. August an. — Vgl. auch Hartmann, Anmerkungen zu S. 65.

Am 4. September ist er in Abou-Girgeh. Hier erhält er die Nachricht, dafs in dem gegenüber gelegenen Beneseh am Josephskanal die Mamelukenflotte sich befindet. Er marschiert sofort mit einem Bataillon ab und kommt nach 8 *grandes lieues* in Beneseh an, findet aber nur noch zwölf Fahrzeuge mit sieben Kanonen vor, die er wegnimmt. Das Gros der feindlichen Flotte ist den Kanal hinaufgefahren. Er marschiert nach Abou-Girgeh zurück und fährt in einem Zuge bis nach Siout hinauf, wo er am 14. September ankommt. Er hofft so auf jeden Fall die feindliche Flotte abzuschneiden, aber es ist zu spät. Die Schiffe der Mameluken sind vor ihm aus dem Josephskanal in den Nil eingefahren und ziehen sich nun von Siout bis nach Girgeh in Oberägypten hinauf.



Mourad-Bey ist mit dem Landheere nicht der Flotte gefolgt, sondern hat sich den Josephskanal entlang gezogen und unterhält durch kleinere Truppenabteilungen Fühlung mit seinen Schiffen. Und nun macht er die Lage der Franzosen zu einer sehr kritischen. Er schneidet sie von Kairo ab dadurch, dafs er die Provinzen Siout und Minieh aufwiegelt. Desaix sieht das Gefährliche seiner Lage ein; er geht den Nil hinab, biegt bei Derout in den Josephskanal ein und fährt in die Provinz Fayoum hinunter. Kaum hat die feindliche Flotte dies bemerkt, als auch sie Girgeh verläfst, hinter Desaix her gleichfalls in den Josephskanal einläuft und ihm bis in die Gegend von Beni-Soueif, also bis weit hinunter nach Mittelägypten folgt. Ungeheurer Jubel herrscht überall unter den Eingeborenen, als sich die Franzosen zurückziehen. Ihre Lage ist nicht beneidenswert. Die Fahrt ist infolge der vielen Windungen des Kanals aufserordentlich

schwierig, die Mameluken greifen zu wiederholten Malen an, und die Einwohner stehen den Fremden feindlich gegenüber. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt es den Franzosen endlich am 3. Oktober zu landen. *Après deux mois*[1] *de fatigues,* sagt Napoleon,[2] *pendant lesquels elle (la flotte) avait parcouru deux cents lieues de terrain, elle se trouvait aussi peu avancée que les premiers jours!* Nach mehreren Scharmützeln und nachdem man verschiedenemal hin und her marschiert ist, greift Desaix die Feinde am 7. Oktober bei Sediman an und gewinnt jene Schlacht, die Thiers als die blutigste im ägyptischen Feldzuge bezeichnet.

Und wie schildert Thiers diese lange und an Zwischenfällen reiche Kriegsfahrt des Desaix? *Desaix, placé à l'entrée de la haute Égypte avec une division de trois mille hommes environ était chargé de conquérir cette province contre les restes de Mourad-Bey. L'ennemi s'était retiré devant lui et ne l'avait attendu qu'à Sédiman!!*

L'ennemi s'était retiré, sagt Thiers. Mit mehr Recht hätte er sagen können: *Desaix s'était retiré devant l'ennemi!*

Und was berechtigt den Schriftsteller zu sagen (Abschnitt IV), daſs Mittelägypten ohne Mühe erobert worden sei? In der That nichts! Nach seiner Darstellung muſs man übrigens annehmen, daſs ein anderer General als Desaix (oder mehrere Generale) schon bald nach der Schlacht bei den Pyramiden Mittelägypten unterworfen habe. Vielleicht der General Rampon, der in Atfih stand? Aber dieser General hatte mit seinen wenigen Truppen in Atfih offenbar nur einen vorgeschobenen Beobachtungsposten, dem später die Aufgabe zufiel, mit Desaix in Fühlung zu bleiben und über denselben Nachrichten nach Kairo ins Hauptquartier zu schicken. Den Franzosen wurde die Eroberung Mittelägyptens sehr schwer gemacht. Die Mameluken waren zwar bei Sediman geschlagen worden, aber auch diesmal hatte Desaix wegen Mangel an Reiterei sie nicht verfolgen können, und so blieben sie Herren von Ober- und Mittelägypten bis in die Gegend von Beni-Soueif und Herren des Josephskanals bis Beneseh. Den Oktober braucht Desaix, um die Provinz Fayoum zu organisieren, im November muſs er Aufstände unterdrücken, die auf die Nachricht von der Kriegserklärung der Pforte ausgebrochen sind. Napoleon wird ärgerlich darüber, daſs gar nichts Positives von ihm erreicht wird, und er sagt ihm: *Voilà près de trois mois, que vous êtes parti du Caire, et vous êtes encore au Fayoum.*[3]

Aber Desaix kann nichts unternehmen, ehe er Verstärkungen bekommen hat. Er selbst geht nach Kairo und kehrt ungefähr den

[1] Etwas ungenau für ungefähr sechs Wochen.
[2] *Commentaires* II, S. 427.
[3] *Commentaires* II, S. 430.

10. Dezember mit neuen Truppen und vor allem mit 1200 Reitern nach Beni-Soueif zurück, um von da die wirkliche Eroberung von Mittel- und Oberägypten zur Ausführung zu bringen. Die Ereignisse dieser zweiten Expedition kommen für uns hier nicht in Betracht.

Thiers sagt (Abschnitt I), dafs Desaix 3000 Mann gehabt habe. Das ist offenbar zu wenig. Napoleon giebt *Commentaires* II, S. 422 5000 und S. 329 4—5000 Mann an. In der Schlacht bei Sediman sollen nach Thiers nur 2000 Mann gekämpft haben. Auch das ist viel zu wenig, es waren nach Napoleon, *Commentaires* II, S. 427, 4500.

Strittig ist die Zahl der Carrés in der letztgenannten Schlacht. Thiers sagt: *Desaix s'était formé en deux carrés, et avait placé sur ses ailes deux autres petits carrés, pour amortir le choc de la cavalerie ennemie.* Napoleon: *Desaix forma un seul carré de son infanterie et de sa cavalerie; il se fit éclairer par un petit carré de trois compagnies de voltigeurs* (*Comm.* II, S. 427). Denon: *Au premier rayon du jour, on se forma en bataillon carré avec deux pelotons aux flancs* (S. 80). Dafs Desaix nur ein grofses Carré gehabt hat, wird auch von anderen bestätigt. An kleinen Carrés hatte er wahrscheinlich zuerst zwei, die den Zweck hatten, Eclaireurdienste zu leisten, da die Gegend bergig war. Als das eine kleine Carré angegriffen wurde, vereinigte sich wahrscheinlich das andere gleich mit dem Hauptcarré. Thiers meint, die kleinen Carrés hätten den Anprall der feindlichen Reiterei abschwächen sollen. Es ist mir nicht recht verständlich, warum man hierzu eine so geringe Masse nahm. Viel wahrscheinlicher ist, dafs diese Carrés sich, nachdem sie rekognosziert hatten, dem Hauptcarré wieder anschliefsen sollten, dafs sich aber das eine unvorsichtigerweise zu weit entfernt hatte.

Am Ende des Schlachtberichtes heifst es bei Thiers: *Les Français avaient perdu trois cents hommes.*[1] *Desaix continua sa marche pendant tout l'hiver et après une suite de combats, devenu maître de la haute Égypte jusqu'aux cataractes il fit autant redouter sa bravoure que chérir sa clémence.* Das ist wieder eine so flüchtige und ungenaue Angabe, dafs man an alles andere, nur nicht an den oben angegebenen Sachverhalt denkt.

Wenn ich zuletzt nun noch eine Ansicht darüber aussprechen darf, wie Thiers wohl zu seiner wunderlichen Darstellung des ersten Kriegszuges von Desaix gekommen ist, so möchte ich behaupten, dafs er sich, als er die oben angegebenen Stellen II, III, IV schrieb, noch nicht über die in Frage kommenden Kriegsereignisse ordentlich unterrichtet hatte. Er folgte anfangs wahrscheinlich einer Quelle, die nur

[1] *Quatre cents* bei Napoléon, *Commentaires* II, S. 427.

ganz allgemein über Desaix berichtete und die Schlacht bei Sediman gar nicht erwähnte. Der letztere Umstand würde auf Gourgaud hinweisen, der in seinen Memoiren nur den späteren Kriegszug des Desaix erwähnt, und dessen Darstellung nachweislich stark von Thiers benutzt worden ist. Nehmen wir dies an, so haben wir eine Erklärung für die teils zu allgemeinen, teils geradezu falschen Behauptungen in Abschnitt III und IV. Hätte Thiers damals an die Schlacht bei Sediman gedacht, wäre er unterrichtet gewesen über den aufserordentlich interessanten ersten Zug, so hätte er uns sicherlich etwas darüber in den Stellen III und IV erzählt. Denn dort war der natürliche Platz für einen solchen Bericht. Anstatt dessen erfahren wir erst etwas Genaueres, als Napoleon den syrischen Feldzug unternehmen will. Da fällt es dem Schriftsteller plötzlich ein, dafs er ein Versehen wieder gut zu machen hat, und mit einer nicht recht verzeihlichen Flüchtigkeit schiebt er einen Passus voll Ungenauigkeiten über Desaix ein. Er berichtet uns Abschnitt I am Anfang etwas über die Verteilung der Generale, was er uns schon längst vorher (Abschnitt III) erzählt hatte, und er ist schon so sehr mit dem syrischen Feldzuge des Jahres 1799 beschäftigt, dafs er dieses Jahr zum Ausgangspunkt der Datierung nimmt und für die vorhergehenden Ereignisse ein falsches Jahr angiebt (*en vendémiaire et brumaire de l'année précédente*).

Und schliefslich wird Thiers wahrscheinlich noch durch einen anderen Umstand zu einer bei ihm falschen Angabe verleitet. Napoleon und Denon teilen Ägypten nur in zwei Teile, in *la basse* und *la haute Égypte*. Bei Napoleon beginnt Unterägypten bei Kairo und bei der grofsen Pyramide, alles übrige ist Oberägypten (*Comm.* II, S. 213 und 215). Ebenso nennt Denon seine Reise durch ganz Ägypten *Voyage dans la basse et la haute Égypte.* Napoleon und Denon konnten also sagen, dafs Sediman in Oberägypten liegt. Thiers, der, wie Gourgaud (*Mémoires* II, S. 207), drei Teile unterscheidet, durfte in diesem Falle nur von Mittelägypten reden. Die ersteren hätten unbedenklich von dem bei Kairo stehenden Desaix sagen können *placé à l'entrée de la haute Égypte;* bei Thiers dagegen wird der französische General durch diese Worte in die Gegend von Siout versetzt.[1] Bei der Flüchtigkeit, mit der Thiers die erste Expedition Desaix' behandelt hat, wäre es nicht unmöglich, dafs er eine derartige geographische Bestimmung falsch aufgefafst und so die heillose Verwirrung in seinem Berichte herbeigeführt hätte.

Durch die vorstehenden Erörterungen über den ersten Kriegszug des Desaix glaube ich nachgewiesen zu haben, dafs die Darstel-

[1] Napoleon meint allerdings mit *la haute Égypte* auch ein paarmal Oberägypten im Gegensatz zu Mittelägypten, aber dies ist nur durch ein Streben nach Kürze herbeigeführt (*Comm.* II, S. 426).

lung Thiers' in einer ganzen Reihe von Punkten der Berichtigung und einer eingehenderen Berücksichtigung bedarf, als ihr von seiten der Herausgeber zu teil geworden ist.

Gera (Reufs). O. Schulze.

Zur Feststellung des Goetheschen Anteils an den Xenien des Musenalmanachs für 1797. Obwohl von den Xenien wenigstens die auf naturwissenschaftliche Gegenstände, auf die Zeitschriften, auf Reichardt, auf die französische Revolution und revolutionäre Demagogie bezüglichen im allgemeinen stets als Eigentum Goethes gegolten haben und gelten durften, so fehlte es doch im besonderen für die Behauptung seiner Autorschaft sowohl auf jenen Gebieten, wie darüber hinaus noch immer an einer festeren Unterlage und strikteren Beweisführung.

Urkundliche Beglaubigung erhielt dieselbe, abgesehen von den sechs schon von Goethe selbst anerkannten und in den 'Herbst' aufgenommenen Distichen Nr. 12. 19. 93. 94. 127 und 277, zuerst 1856 durch das Boas-Manuskript für 24 Xenien, nämlich Nr. 15 bis 18. 27. 43. 45. 116. 125. 164. 209. 247 bis 249. 252. 256 bis 263. 319.

Die von Hoffmeister in der Nachlese zu Schillers Werken III, S. 102 f. 1858 mitgeteilten Notizen, die Charlotte Schiller mit Sch. oder G. in ein Exemplar des Musenalmanachs geschrieben, um den einen oder anderen als Verfasser zu bezeichnen, haben keinen entscheidenden Wert, 'da sie aus späterer Erinnerung niedergeschrieben sind' (Gödike, Schiller XI, S. 97), und sind nur als ein tastender Versuch derselben anzusehen, die Frage Goethe oder Schiller? für sich allein zu lösen (Erich Schmidt, Xenien 1796, S. IX).

Den bedeutendsten Zuwachs aber haben die urkundlich als Goethe angehörig bezeugten Xenien 1893 durch die von Erich Schmidt im angeführten Buche S. 220 f. gegebenen Nachweise aus den Handschriften H[a] und H[c] des Goethe-Archivs erhalten. Er besteht in folgenden 54 Nummern: 8. 20. 21. 29. 32. 50. 51. 91. 92. 124. 147. 150. 151. 159. 161 bis 163. 165 bis 174. 176. 208. 210 bis 217. 220. 221. 223 bis 225. 227. 229. 230. 232 bis 234. 239 bis 242. 246. 281, so dafs die Gesamtzahl dieser Xenien sich nunmehr auf 84 beläuft, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, dafs ein der gelegentlichen Arbeitsteilung der beiden Dichter (G. Eckermann II, 16. Dezember 1828) entsprechender Anteil an der einen oder anderen (z. B. an 43 und 45) Schiller zufällt.

Natürlich jedoch ist hiermit Goethes Beitrag zu den 414 Xenien des Almanachs nicht erschöpft, wenn auch der verbündete Freund ohne Zweifel das gröfsere Kontingent dazu gestellt hat. Um diesen ergänzend festzustellen, bietet zunächst die Äufserung unseres Dichters, Schillers Xenien seien scharf und schlagend, seine eigenen unschuldig und geringe (G. Eckermann I, 18. Januar 1825), in ihrer

Allgemeinheit keinen genügenden Anhalt. Es kann hier also nur eine vergleichende auf Gedanken, Sprache und metrische Form gerichtete Kritik Hilfe bringen. Eine solche aber stöfst allerdings auf ungewöhnliche Schwierigkeiten, weil beide Dichter bemüht gewesen sind, um einerlei Ton zu erhalten, ein jeder von seiner Manier etwas aufzuopfern (Schiller an Körner 1. Februar 1796), und, da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, sich zu wenig Fläche darbietet, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen (Schiller an W. von Humboldt 1. Februar 1796).

Was die Hempel-Ausgabe Goethes III, S. 229 über 72 der handschriftlich gesicherten Epigramme hinaus als Goethesches Eigentum an den Xenien reklamiert hat (es sind deren 54), stützt sich teils auf das unzulängliche Zeugnis Ch. Schillers, teils auf einen höheren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit, für den sie speciellere Gründe anzugeben unterläfst. Was ich selbst zur Lösung der vorliegenden Frage beizubringen gewufst habe, lege ich, so geringfügig es sein mag, zur Prüfung auf seine Stichhaltigkeit im folgenden vor.

Zunächst darf das Epigramm 175 auf die Absurdidät Chr. E. Wünschs (in seinen 'Versuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichtes') das Einfachste aus Zusammensetzung, das Gelbe aus gelbrot und grün, also beispielsweise auch Essig aus Gurkensalat entstehen zu lassen (vgl. Hempel-Ausg. 36, S. 530), seines Gegenstandes wegen natürlich ohne weiteres auf Goethes Anteil gesetzt werden.

Ebendahin weist demnächst ohne Zweifel das Vorkommen von Lieblingssätzen, -gleichnissen und -worten in Xenien wie Nr. 353. 153. 128 und 360.

Eine scherzhafte (parodische) Anwendung von Klopstocks Sentenz aus Messias VII, V. 421: 'Einige (Tugenden) werden (im Jenseits) belohnt, die meisten werden vergeben', war Goethe, wie Riemer mitteilt (Brocard. S. 377 f.) sehr gewöhnlich. So spielt er darauf in einem Briefe an Schiller, 9. Mai 1798, an, in dem er Mitteilung verspricht, womit er die ernsten Aufsätze der Propyläen zu würzen gedenkt, 'damit sie, wo nicht belohnt, wenigstens vergeben würden', und so heifst es im ersten der angeführten Epigramme: 'Ach, wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen! Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.'

Das zweite Xenion mit der Überschrift 'Vernünftige Betrachtung: Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet, Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit', giebt den unserem Dichter geläufigen Satz wieder: Wir sind nur einmal so beisammen (Erich Schmidt im angeführten Buche S. 191 zu Nr. 591).

Das dritte Epigramm auf den Gegner, der etwas viel Wasser braucht, erinnert durch die Überschrift an das von Goethe wiederholt gebrauchte biblische Gleichnis vom Leviathan, der den Strom

trinkt und sein nicht achtet (an Fr. von Stein 13. November 1779, an Merck 19. Mai 1783, an Zelter 26. Oktober 1820, 21. Juni 1827 und sonst).

Das Kraftwort des vierten endlich: 'Ich (Peregrinus Proteus) war doch ein Lump', findet sich bei Schiller nirgend, mit seinen Kompositis 'Lumpenhund' und 'Lumpenpack' in Goethes Invektiven um so häufiger, z. B. in den Xenien des Nachlasses; Weim. Ausg. Nachl. 205, Z. Xen. V, V. 1265. 1403; Nachl. VII, V. 263; VIII, 303. 312. 315.

Ein weiteres Kriterium für die Autorschaft bieten mehr oder weniger schlagende Analogien in Urteilen, Anschauungen und Ausdrucksweise.

Wenn Xenion 203 'Die Waidtasche' sagt: 'Reget sich was, gleich schiefst der Jäger, ihm scheinet die Schöpfung, Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht', so macht die von Erich Schmidt im angeführten Buche S. 141 herangezogene Stelle eines Goetheschen Briefes an Chr. G. Voigt, 3. März 1796: 'Leider (sehen) so viele Menschen etwas, das sich regt, mit den Augen des Jägers an, der sogleich dahinter her ist, um es zu töten' (vgl. G. Eckermann 20. Februar 1831) seinen Urheber unverkennbar und unzweifelhaft.

Auf denselben leiten für Xenion 158, worin der Dichter die Götter anfleht, ihn vor dem Aristokraten in Lumpen, wie vor dem Sansculott mit Epauletten und Stern zu bewahren, die auch sonst von ihm gebrauchte Überschrift 'Stofsgebet' (Junger Goethe III, S. 180), sein erklärter Abscheu gegen die aristokrastischen wie gegen die demokratischen Sünder (an Fr. H. Jacobi 18. August 1872) und die Anspielung auf den sansculottischen Bürgergeneral.

Wenn das Xenion 350 ferner den Herzog von Orleans, Philippe Égalité, 'den Kopf unter dem Arme' auftreten und seine fürstlichen Genossen mit einem Spruch aus einem der neutestamentlichen Gleichnisse (Matth. 13, 12: 'Wer nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat') haranguieren läfst, so gemahnt das an die Worte Mephistos über das Faust erscheinende Idol Gretchens (Faust I, V. 4207): 'Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen' (Erich Schmidt im angeführten Buche S. 185) und an die Neigung Goethes, sich auf die von ihm so wert gehaltenen Parabeln Christi zu beziehen.

Auch in dem Distichon 270, Reineke Fuchs, das auf die überraschende Ähnlichkeit des in der alten Dichtung geschilderten und des gegenwärtigen politischen Wirrsals aufmerksam macht, begegnen wir eigensten Anschauungen Goethes, der in dem eingeschobenen Passus seiner Übertragung VIII, 152 bis 160 die Welt 'vor Jahrhunderten, wie gestern und heut' von demokratischem Schwindelgeist beherrscht sieht (wie er im Xenion 93 dem Luthertum und Franztum gleichartige Wirkungen zuschreibt) und in Reinecke den Ahn-

herrn des revolutionären Demagogentums neuesten Schlages erblickt (an Frau von Kalb 28. Juni 1794).

Auf ein anderes Gebiet, aber gleichfalls in die Domäne Goethes führt uns Xenion 183, 'Der treue Spiegel', das ohne Zweifel mit Gödike und Erich Schmidt auf die an ihn gerichteten italienischen Reisebriefe H. Meyers zu beziehen ist. Nachdem unser Dichter im sechzehnten Distichon über die Entstellung gespottet hat, in der sich die antike Kunstwelt Italiens dem christlichen Auge Fr. L. Stolbergs dargestellt, rühmt er hier die anschauliche und treue Wiedergabe der Welt in den Beschreibungen des Kunstfreundes, der, wie er bei J. Falk sagt (Goethe aus n. pers. Umg. dargest. S. 20), 'so klar, so ruhig, so grundverständig ist, alles, was er sieht, so durch und durch, so ohne alle Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes sieht.'

Zu diesen Goethe, wie ich urteile, zu vindizierenden Xenien kommen einige, die mit zweifellos ihm angehörigen in engstem Zusammenhang stehen. So ziehen 'Die (Mefs-)Kunden' Nr. 8 den 'Glückstopf' Nr. 7, die Klopstock parodierenden Verse in Nr. 353 das diese Parodie anhebende Epigramm Nr. 352, die 'Affiche' des Feuerwerks in Nr. 29 ihre unmittelbare Fortsetzung in Nr. 30, die auf F. L. Stolbergs Reisebriefe bezüglichen Distichen 15 bis 17 das den nämlichen gewidmete Xenion 52 nach sich und auf Goethes Seite hinüber.

Abzusprechen aber sind ihm auf Grund seiner eigenen Erklärung über die Autorschaft des Tierkreises (G. Eckermann 18. Januar 1825) die ihm von Strehlke auf das Zeugnis Ch. Schillers zugeschriebenen Xenien 75 'Zeichen des Löwen' und 82 'Zeichen des Schützen'.

Dagegen ist ihm sein Eigentumsrecht an Xenion 124 zu wahren, worin es heifst: 'Ihr kleinen Gesellen, Lärmt, bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begiebt.' Denn wenn Hoffmeister die Form 'wundernd' Schillerisch nennt, und allerdings findet sich dies Participium intransitiv gebraucht in der Horen-Fassung des Gedichtes 'Die Antike' V. 12, ebenso wie 'verwundernd' in Kabale und Liebe II, 1, im Menschenfeind 5 u. s. w., so ist das 'sich' unseres Epigramms nicht blofs auf 'begiebt', sondern auch auf 'wundernd' zu beziehen, weil seine Wiederholung mifsklingend sein würde, ganz so wie es im Faust II, V. 7301: 'Einer aber scheint vor allen Brüstend kühn sich zu gefallen' in Doppelbeziehung zu 'brüstend' und 'gefallen' steht.

Abzuerkennen aber ist Goethe hinwiederum das ihm in der Hempel-Ausgabe zugewiesene Xenion 56: 'Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?' weil das mundartliche ein Zwiebel bei Goethe nirgend, wohl aber in Wallensteins Lager 8, V. 47 begegnet: 'Auf das Unrecht, da folgt das Übel, Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.'

Fraglich wenigstens erscheint die Vaterschaft für Xenion 279: 'Höchster Zweck der Kunst. Schade für's schöne Talent des herr-

lichen Künstlers! O hätt er Aus dem Marmorblock doch ein Kruzifix uns gemacht!' Hoffmeister und Strehlke allerdings nehmen es für Goethe in Anspruch, indem sie darin nichts als einen variierten Ausdruck des Gedankens von Nr. 16 erkennen, dafs nur ein christliches Auge im Marmor der antiken Götterbilder Gram und Todesfurcht zu erblicken vermöge. Aber es sagt doch ohne Zweifel mehr als das letztere, es zieht ganz allgemein die lächerliche Konsequenz der Stolbergschen Kunstanschauung und könnte also auch auf Schiller zurückgeführt werden, der dem frommen Kreuzritter nicht minder scharf, ja schonungsloser zu Leibe geht, als Goethe.

Suchen wir endlich nach metrischen Kennzeichen, um den Verfasser eines unbezeugten Epigramms zu bestimmen, so finden wir freilich, dafs beide Dichter in gleicher Weise ihrem Versbau die Betonungsgesetze des Deutschen zu Grunde legen und sich die nämlichen Freiheiten im Gebrauch von Trochäen, in der Verwendung unbetonter Monosyllaben (wie 'ein, der, in, zu') für die Arsen und in der Behandlung der zweiten Teile von Nominalkompositen (wie 'Freiheitsbaum, Marmorblock') als Kürzen u. s. w. gestatten, und sehen uns daher auf das eine Kriterium der Verschiedenheit in Betonung von Fremdwörtern beschränkt. Wenn es also im vierten der Xenien des Nachlasses (Weim. Ausg. V, S. 259) heifst: 'Mártial, wenn ihr's nicht wifst, bewirtete einst so die Römer', und Goethe in der Elegie Hermann und Dorothea V. 2 sagt: 'Also das wäre Verbrechen, — Dafs Martiál sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?' so sind wir zu der Folgerung berechtigt, dafs ersteres Distichon von Schiller herrührt. Und so würde sich für Xenion 279 das Zünglein der Wage doch auf Goethes Seite neigen, wenn der Schlufs gestattet wäre, dafs Schiller, der Fremdwörtern nach süddeutscher Gewohnheit[1] deutsche Betonung zu geben pflegt, der in den Worten Méssieurs (Xen. 5), Bónmots (Xen. Nachl. 58), Dés Cartes (Die Weltweisen V. 25) und Páket (Die berühmte Frau V. 15), Zénith und Nádir (Z. u. N. V. 1), Délphin (Das Glück V. 35) und Ménuett (Xen. 315), Mártial und Pólyklet (Natur und Schule V. 56) die ersten Silben accentuiert, auch in Kruzifix die Stammsilbe betont haben würde. Unbedenklich jedoch werden wir Xenion 160 wegen des iambischen Pakét gegenüber dem trochäischen Schillers auf Goethes Konto setzen dürfen.

Wernigerode. Hermann Henkel.

Ein mittelenglisches Rondel. Unter den Personen, welche Heinrich VI. als neugekrönten König von Frankreich bei seiner Rückkehr nach London am 21. Februar 1432 begrüfsen sollten, be-

[1] Vgl. E. Mackel in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht VIII, 186. 479, IX, 412.

fanden sich sieben Jungfrauen, von denen ein alter Chronist (vgl. Gregory's Collections of a London Citizen, ed. J. Gairdner, Camden Society, 1876, S. 174) sagt, sie sangen *an hevynly songe unto the kynge of praysynge and of hys victorye and welle comyng home.* Dieses Lied ist uns, soweit ich gesehen habe, in doppelter Fassung erhalten geblieben: erstens als Einlage in dem Gedichte von Lydgate, welches den Titel *Pur le Roy* führt, und zweitens in der Chronik von Fabyan. Von jenem kenne ich drei Handschriften: C = Ms. Cotton. Cleop. C IV, gedruckt von Halliwell in Lydgate's Minor Poems (Percy Society, 1840); H = Ms. Harl. 565 (abgedruckt in A Chronicle of London from 1089 to 1483, written in the 15th c. and for the first time printed from Mss. in the British Museum, London 1827, S. 241); J = Ms. Cotton. Julius B II (vgl. die dem Abdruck von H a. a. O. beigegebenen Varianten); in der von Henry Ellis, London, 1811 besorgten Ausgabe von Fabyans Chronik (= F) steht das Gedicht auf S. 604. Sowohl Lydgate als auch Fabyan bezeichnen dasselbe als *roundelle* (vgl. C, S. 10 = H, S. 241: And ffor gladnes they began to syng, Most aungelyk with hevenly armony, This same *roundelle* wiche I schalle now specify; F, S. 604: And after they had thus saluted the kynge, anone they began this *roundell* with an hevynly melodye). Aber in keiner der beiden Fassungen ist der Charakter des Rondels gewahrt geblieben, den Schipper (vgl. Englische Metrik I, 432; Pauls Grundrifs der germanischen Philologie II[1], 1072; Grundrifs der englischen Metrik S. 388) als typisch bezeichnet. In dem zuletzt angeführten Werke sagt er: 'Das Wesentliche dieser Dichtungsform bestand jedenfalls in der dreimaligen Wiederkehr zweier Refrainverse an bestimmten Stellen eines dreiteilig gegliederten, nur mit zwei Reimen gebildeten, gleichmetrischen, aus vier- oder fünftaktigen Versen bestehenden Gedichtes im Umfange von 14 oder 10 Zeilen. Die gewöhnlichste Form des französischen Rondels war diejenige aus 14 achtsilbigen Versen in der Reimstellung **ab**baab**ab**abbaab, wobei die fettgedruckten Buchstaben die Refrainverse bedeuten.' In keiner der drei mir bekannten Handschriften von Lydgates Gedicht kommt ein genauer zweimaliger Refrain vor: C wiederholt den ersten Vers unverändert nur als zwölften Vers (12 a); an siebenter Stelle (7 a) hat er am Schlufs eine Veränderung erfahren (*welcome ye be* statt *to your citee*). In HJ klingt an den ersten Vers überhaupt nur der siebente (7 a) an (*Soverayn lord, Wolcome, Wolcome, oure joye*: H; *S. l., W., W. ye be*: J). HJ lassen auch äufserlich das Rondel nicht mehr so deutlich wie C als Einlage innerhalb des gröfseren Gedichtes, in welchem Lydgate den ganzen beim Einzuge des Königs entfalteten Pomp schildert, für den Leser erkennen: während nämlich in C dem Rondel (es umfafst hier zwölf Verse) regelmäfsig gebaute rhyme-royal-Strophen vorangehen und folgen, bilden in HJ die ersten sieben Verse mit

der Reimstellung abbaabc (H) bezw. abbaaba (J) eine Strophe und sind die vier nächsten zum Rondel gehörigen Verse mit drei anderen, die Erzählung des Empfanges weiterführenden Versen zu einer neuen siebenzeiligen Strophe (abbacac) vereinigt, denen sich fortgesetzt siebenzeilige Strophen (die nächste mit der Reimstellung aabbcdc) anschliefsen; die dem Rondel in HJ vorausgehende Strophe ist eine regelrechte rhyme-royal-Strophe. Schon der Strophenbau zeigt, dafs C von den drei Handschriften die beste ist; und in ihr läfst sich auch mit gröfserer Leichtigkeit als in dem von Schipper mitgeteilten Lydgateschen Rondel auf die Krönung Heinrichs VI. zum König von England (nach Ritson, Anc. Songs I, 128) die ursprüngliche Form dieser Dichtungsart wieder herstellen. Indem ich nun das in Lydgates Gedicht auf den Einzug Heinrichs VI. erhaltene Rondel nach der Handschrift C abdrucke, ändere ich den siebenten Vers so, wie ich glaube, dafs er ursprünglich gelautet hat, und füge als 7b und 12b zwei weitere Refrainverse hinzu; statt *of* (6) (HJ) liest C *offte*; statt *now* (9) lesen HJ *newe,* statt *ther* (10) lesen HJ *al ther*; mit V. 11 schliefsen HJ und fahren darauf folgendermafsen fort: Thus resceyvyd, an esy paas rydyng, The kyng is entred into this Citee; And in Cornhull anon at his comynge, [neue Strophe] To do plesaunce to his mageste, A tabernacle surmontyng of beaute, There was ordeyned, u. s. w. Meine Veränderungen gegenüber C sind durch kursiven Druck angedeutet.

Sovereigne lord, welcome to youre citee!
Welcome oure joye, and oure hertes plesaunce!
Welcome oure gladness, welcome oure suffisaunce!
Welcome! welcome! righte welcome mot ye be!

Singyng to fforn thi rialle majesté,
We say *of* hert, withowte variaunce,
7a Sovereigne lord, welcome *to youre citee!*
7b *Welcome oure joye, and oure hertes plesaunce!*

Meire, citezins, and alle the comynalté,
9 Att youre home comyng now owghte of Fraunce,
10 Be grace relevyd of ther old grevaunce,
Sing this day, withe grete solempnité,
12a Sovereigne lord, welcome to youre citee!
12b *Welcome oure joye, and oure hertes plesaunce!*

So bestände also das Rondel aus vierzehn dem von Schipper angegebenen Schema entsprechenden Versen. Vierzehn Verse enthält nun auch das in Fabyans Prosa eingelegte Gedicht; aber im übrigen zeigt doch die Form mehrfache Abweichungen. Der erste Refrain, nur einen Vers umfassend (wie in CHJ: 7a), lautet *Soveraygne lorde, nowe welcome out of Fraunce* und deckt sich also nicht genau mit V. 1, der in F wie in CHJ lautet; der zweite Refrain, am Ende des Rondels, umfafst zwei Verse und lautet, an V. 1 und

V. 2 anklingend, (12 a) *Welcome, welcome, welcome our hertes ioye,* (12 b) *Welcome you be, vnto your owne newe Troye.* Der strenge Charakter des Rondels ist bei Fabyan also auch insofern nicht gewahrt, als hier in den Schlufsrefrain ein dritter Reim eingeführt ist. Wenn nun Fabyan, trotzdem sein erster Refrain nur aus einem Verse gebildet ist, doch vierzehn Zeilen überliefert hat, so kommt das daher, dafs V. 8 bis V. 10 zu folgenden vier Versen erweitert worden sind:

The mayer and cytezyns with all the comynaltie,
Reioyse your cōmynge newly out of Fraunce,
Wherby this cytie and they releuyd be
Of all theyr sorowe and former greuaunce.

Zu dem Schlufsrefrain leitet er, abweichend von CHJ 11 folgendermafsen über:

Wherfore they say, and synge without cessaunce.

Statt *cessaunce* hat Ellis *greue* in dem Text stehen und giebt in einer Anmerkung aufser *cessaunce* an, dafs die Ausgaben von 1533, 1542, 1559 (er selbst druckt nach Pynsons Ausgabe von 1516) dafür *greuaunce* lesen. V. 1—6 decken sich bei Fabyan genau mit der Form, die diese Verse in CHJ bieten, abgesehen davon, dafs er V. 5 *before* und V. 6 *with herte* schreibt.

Trotz mancher Verschiedenheit scheint mir doch die Überlieferung, welche einstimmig den Festgesang als *roundelle* bezeichnet, darauf hinzudeuten, dafs sowohl nach dem sechsten als auch nach dem letzten Verse ein Refrain vom Dichter beabsichtigt war, und da die beiden ersten Verse in keinem syntaktischen Zusammenhang mit den folgenden stehen, so ist vielleicht die weitere Vermutung gleichfalls berechtigt, dafs der Dichter mit Anlehnung an die strenge Form des französischen Rondels dieselben von vornherin so gebaut hat, dafs sie an den bezeichneten Refrainstellen mit Leichtigkeit eingesetzt werden konnten, mag auch der Schreiber, unbekannt mit dem Bau des Rondels, eine im Manuskript des Dichters darauf bezügliche graphische Andeutung nicht beachtet oder nicht verstanden haben. — Wer der Dichter gewesen ist, wissen wir nicht; aber es ist sehr wohl denkbar, dafs Lydgate, welcher das Rondel in sein gröfseres Gedicht *Pur le Roy* aufnahm, auch das Rondel selbst verfafst hat.

Berlin. G. Schleich.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1896.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ I. Schmidt.
Schriftführer:	„ Ernst Wetzel.
Stellvertretender Schriftführer:	„ A. Schulze.
Erster Kassenführer:	„ Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Mussafia, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat. Potsdam.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin SW. 29, Mittenwalderstraſse 50.

„ Dr. Benecke, Max, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Englische Straſse 23 I.

„ Dr. Bethge, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Friedenstraſse 59.

„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schwedterstraſse 267 II.

„ Dr. Biltz, C. Berlin SW. 46, Dessauerstraſse 15 II.

Herr Dr. Bischoff, Fr., Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium. Berlin NW., Scharnhorststraße 7 III.
„ Dr. Bollmann, R., Professor und Prorektor a. D. Berlin W., Lützowplatz 1 III.
„ Dr. Brandl, A., Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straße 73 III.
„ Brendel, A., Banquier. Berlin C. 2, Königstraße 9 I.
„ Dr. Buchholtz, H., Professor, Lehrer des Italienischen am Kgl. Joachimsthalschen und am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Friedenau, Sponholzstraße 31/32.
„ Dr. Carel, G., Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Dankelmannstraße 1.
„ Churchill, George B., M. A. Berlin W., Courbièrestraße 4 III.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 8, Mohrenstraße 53 I.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berlinerstraße.
„ Dr. Daffis. Berlin W. 35, Lützowstraße 41 I.
„ Dr. Dammholz, R., Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Gr.-Lichterfelde, Steinäckerstraße.
„ Dr. Deter, J., Direktor. Gr.-Lichterfelde, Wilhelmstraße 36.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Friedenstraße 15.
„ Dr. Dunker, C., Lehrer am Friedrichs-Realgymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraße 5, Gartenhaus.
„ Dunlop, Charles G., M. A. Berlin NW., Werftstraße 15.
„ Dr. Ebering. Berlin W. 9, Linkstraße 16.
„ Enderlein, Ordentlicher Lehrer an der Margaretenschule Berlin W. 57, Dennewitzstraße 23.
„ Engel, H. Charlottenburg, Krumme Straße 10 I.
„ Dr. Engwer. Berlin SW. 47, Hagelsbergerstraße 44.
„ Dr. Flindt, Oberlehrer. Charlottenburg, Knesebeckstraße 17.
„ Dr. Förster, Professor, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium, Mitglied des Reichstages. Berlin SW. 12, Kochstraße 66.
„ Dr. Fuchs. Berlin W., Brückenallee 11, Gartenhaus I.
„ Dr. Giovanoli, A. Berlin W. 41, Krausenstraße 75.
„ Dr. Gropp, E., Direktor der städtischen Realschule. Charlottenburg, Bismarckstraße 56 I.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Viktoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 146 IV.
„ Haas, J., Premier-Lieutenant a. D. Berlin W. 8, Taubenstraße 17 II.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraße 31 II.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin NW., Mittelstraße 39.

Herr Dr. Hausknecht, Professor, Direktor der XII. städtischen Realschule. Berlin NW. 21, Calvinstrafse 31 III links.

„ Dr. Hecker, Oscar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Schöneberg, Kaiser-Friedrich-Strafse.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Berlinerstrafse 87 b.

„ Dr. Henze, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Kantstrafse 68.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Tiergartenstrafse 26 a.

„ Dr. Hirsch, Richard, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Stuttgarter Platz 6.

„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstrafse 14.

„ Dr. Hosch, S., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 14, Annenstrafse 12 II.

„ Dr. Huot, P., Direktor der Viktoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstrafse 51 II.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin S. 59, Kottbuser Ufer 56 a.

„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstrafse 9.

„ Dr. Koch, John, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Bismarckstrafse 20.

„ Dr. Krueger, G., Oberlehrer am Königlichen Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstrafse 17.

„ Dr. Kuttner, M. Berlin SW. 68, Ritterstrafse 6 II.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Franzstrafse 6 III.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Grauen Kloster, Lehrer an der Kriegsakademie. Berlin C. 2, Neue Friedrichstrafse 84.

„ Dr. Langenscheidt, P., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Möckernstrafse 133 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Halleschestrafse 17 part.

„ Dr. Leo, F. A., Professor. Berlin W. 10, Matthäikirchstrafse 31.

„ Liebau, Rechnungsrat im Reichsamt des Inneren. Berlin SW., Blücherstrafse 65 II links.

„ Dr. Löschhorn, H., Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstrafse 41 III.

„ Dr. Lücking, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzerstrafse 8 a.

„ Dr. Mackel, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Ringstrafse 25.

„ Dr. Mangold, W., Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW., Kleinbeerenstrafse 5.

Herr Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraſse 6 III.
„ Dr. Michaelis, C. Th., Direktor der VII. städtischen Realschule. Berlin SO. 26, Mariannenstraſse 47.
„ Dr. Morgenroth, Ed. Potsdam, Viktoriastraſse 15.
„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache. Berlin NW. 21, Wilsnackerstraſse 3.
„ Dr. Müller, Ad., Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraſse 12.
„ Dr. Müller, August. Berlin SW., Blücherstraſse 18.
„ Müller, Friedr., Königl. Regierungsbaumeister. Friedenau, Ringstraſse 13.
„ Opitz, G., Oberlehrer. Charlottenburg, Goethestraſse 81 III.
„ Dr. Palm, R., Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin SW. 29, Bergmannstraſse 9.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Oberlehrer am Königlichen Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 44 part.
„ Dr. Penner, Emil, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Weidenweg 101.
„ Reich, Oberlehrer am Gymnasium. Gr.-Lichterfelde, Parallelstraſse 10.
„ Dr. Risop, A., Oberlehrer an der Oberrealschule. Potsdam, Feldstraſse 1.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.
„ Dr. Roediger, M., Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 140 III.
„ Roettgers, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W., Fasanenstraſse 41.
„ Dr. Rosenberg. Berlin W., Körnerstraſse 25.
„ Rossi, Kgl. italienischer Vize-Konsul, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.
„ Dr. Sabersky. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 22.
„ Dr. Sachse, Oberlehrer am Realgymnasium. Charlottenburg, Bismarckstraſse 46.
„ Dr. Schleich, G., Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin O. 17, Lange Straſse 31.
„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraſse 29.
„ Dr. Schmidt, I., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt a. D. Gr.-Lichterfelde, Potsdamer Straſse 58.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin SW. 29, Hornstraſse 10.

Herr Dr. Scholle, F., Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W. 62, Schillstraſse 5 I.
„ Dr. Schultz, Oscar, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Kantstraſse 147.
„ Dr. Schulze, Alfred, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Friedenau, Friedrich-Wilhelmsplatz 19.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 30.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N., Rammlerstraſse 29.
„ Dr. Seifert, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 163.
„ Sohier, A., Lehrer der französischen Sprache. Berlin SW., Friedrichstraſse 78.
„ Speer, Oscar, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 38 a I.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz. Wilmersdorf, Schaperstraſse 31.
„ Dr. Strohmeyer, Hans. Wilmersdorf, Schaperstraſse 31.
„ Dr. Tanger, G., Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin SO., Mariannenstraſse 47 III.
„ Dr. Thieſsen, Heinrich. Berlin W., Wichmannstraſse 2 a.
„ Dr. Thum. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 73.
„ Dr. Tobler, A., Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 25.
„ Uhland, M., Lehrer an der Central Higher Grade Board School. 209 Brunswick Street, Oxford Road, Manchester (England).
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C. 19, Niederwallstraſse 12.
„ Dr. Vatke, Th. Groſs-Lichterfelde, Augustastraſse 27.
„ Vogelsang, J. Fernando, Lehrer an der Grammar School. 14, Fishergate, Ripon (England).
„ Völckerling, Guido, Professor, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 57, Potsdamerstraſse 76 b.
„ Dr. Weidling, Buchhändler. Berlin SW. 46, Dessauerstr. 14.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraſse 4.
„ Dr. Werner, R., Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Halleschen Ufer 26.
„ Wetzel, Emil, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin, Wilmstraſse 3.
„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin N. 4, Altonaer Straſse 8.
„ Wetzel, Karl, Ordentlicher Lehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Hauptstraſse 46.
„ Dr. Willert, Ordentlicher Lehrer an der Margaretenschule. Berlin O. 27, Schillingstraſse 6.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, Direktor. Rostock.
„ Bourgeois, H., Kanzler des frz. Generalkonsulats zu Shanghai.
„ Boyle, G., Professor an der Vereinigten Ingenieur- und Artillerieschule a. D. Oranienburg.
„ Dr. Brunnemann, Direktor. Elbing.
„ Dr. Claufs, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Dr. Ganter, Professor. Stuttgart.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Dr. Holzapfel, Direktor. Magdeburg.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Hüser, Direktor a. D. Aschersleben.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Jarnik, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Dr. Lacroix, Léon. Paris.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Mommsen, Tycho, Prof., Direktor a. D., Frankfurt a. M.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Schwob-Dollé, Professor. Gotha.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymn. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Rofsleben.
„ Dr. Sy, L.-Ph., Professor am Polytechnikum a. D., Geh. Hofrat. Braunschweig.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Das Doberaner Anthyrlied nach der Haseldorfer Handschrift herausgegeben, untersucht und mit der Druckrecension verglichen von Hermann Möller. Mit vier Tafeln. Aus dem vierzigsten Bande der Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom Jahre 1894. Göttingen, Dieterichsche Verlags-Buchhandlung, 1895. 96 S. und vier Tafeln (Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. XL, Tafel IV—VII). 4.

S. 1—14 druckt der Herausgeber den Text des Doberaner Anthyrliedes nach der Haseldorfer Runen-Handschrift (H). A bezeichnet die Abschrift, R die Transskription in Kurrentschrift (von Johannes Rist) im Haseldorfer Archiv, W den Abdruck der neun ersten Strophen bei Westphalen I, 1526 f. Es sind im ganzen dreifsig Strophen, von denen ich folgende als Probe drucken will:

1.

Du tugendt[1] haт[2] ken rast, sy ßchlafet nit in beтen,
Besonder sy тrinkт bluт:
Das kan man wager seen, wy sy uor taтen тeten,
Der reken hoher moht,
Siт ßy gekommen in du ßchlachten
Und manchen wilden biderman
Mit iren sтurmgewand umbrachten,
Wy man noh heute sehen kan.

2.

Ein edler konig rik[e] in disen lande ware,
Das Wendenlanт genanт:
Du mer behalтen isт so lange uule iare,
Gar manchan drudt bekant.

---

1 Viele e sind mit einem Zeichen versehen, das einer umgedrehten französischen Cédille ähnlich sieht. Hierdurch giebt Möller die alte Rune für æ wieder; der Schreiber verwendet sie für offenes e. Das einfache e entspricht der punktierten i-Rune, die der Schreiber für geschlossenes e gebraucht.

2 Von den beiden Zeichen für t, die ihm das Runenalphabet von Joh. Magnus bot, verwendet unser Schreiber das zweite zur Bezeichnung der mit geschlossener Stimmritze gesprochenen reinen Tenuis.

Sein name heiset sonst Anthyre:
Er war gar ein getruer man;
Er furt mit rum sein ritterzire,
Alß ihm solt wol anstan.

* *
*

7.

Sein ross huß Bukranos, gar ßchreklich und geheure,
Und war so hart alß stein.
Mit seinen hinderfußs[e]n uß steine slug es feure:
Wu ein stir der kopf sein.

8.

— — — — — — — — — — — —
Sein vatr his Radageis, focht selber kraftiglichen
Zu fus und auch zu pferd.
Sein lube mutter war genennet
Marpeys, dy hochberumte wyb:
— — — — — — — — — — — —

10.

Ein kong auß Griechenland, ein degen unuerzeite,
Der Alexander hies,
Nam ihn zum kriges pfand, und fuhrt ihn hochgemeite
In seinen krig gewis etc.

18.

— — — — — — — — — — — —
Er sclug auch einen greifen wilde,
Der do uf einer hohen kluft
Bewaret ein helmengebilde,
Mit steinen gesmukt, ohnuerhoft.

23.

— — — — — — — — — — — —
Da machten sio sich hin in Werlen land zu leben:
Su reisten nach gebrauh
Im kuras gantz und gar umb schlossen,
Bis su im reichen Werlenland
Mit kuhnen Radageis genoßen
Der ruh, fern uon der sorgen band.

27.

Er kam uf einen kiel des schnabel war ein greife:
Im schild ein ochse war.
Er baut uon neuen uf nach einer sitten reife
Ein schlos, hies Butczou gar
Nach seineß schweren schildeß namen,
Darauf baut er auch Meklenburg;
Hernach er seine reise nahme
Nach Werlen und baut eine burg.

28.

Er nante Werlen su: hir mit sein wyb er lebte
(Der werten minne by
Her kriget einen sohn, der da by ihnen schwebte
Wu en bluendes zwy),

Bis ihm der grimme Rugianer
So hart belagert, Primislau,
Und sich gemacht mit uiel heer paner
Uor Werlen in der grimmigkeit.

29.

Doch hat er wakker hir den raben angesiget,
Den raben,[1] der so wild:
Er hieb ihm ab den Kopf, nach dem er ihm so krieget
Im kamf uf den gefild.
Er hat das wite land bezwungen
Bis an du Weixel uon der Elb:
Sein lob wird an den himmel tringen
Uan dieser erden gros gebolb.[2]

30.

Uon ihm so kommen her dy fursten dußer lander,
Du so berumet sein:
Er ist wol lobenßwert uon einen, der behender
Im singen sy ein schein.
Wir preisen willig unsre heren,
Den drudden folgend nach und nach:
Der grune rumb wol su geweren,
Wu aller dapfren helden sach.

Die neun ersten Strophen unseres Liedes teilt Döbel als Einlage eines Rostock den 7. August 1680 datierten Briefes mit (gedruckt bei E. J. von Westphalen, Monumenta inedita I, Lips. 1739, S. 1525 ff.). Vom Juni 1680 bis Februar 1681 wurde nämlich zwischen dem Rostocker Professor der Medizin und Physikus Joh. Jac. Döbel († 1684) und dem Wismarer Gelehrten Kaspar Vogt in Briefen ein wissenschaftlicher Streit über den von der gelehrten Sage des 16. Jahrhunderts zum Stammvater des mecklenburgischen Fürstenhauses gemachten Anthyr und den Ursprung der mecklenburgischen Insignien, des Ochsenkopfes und Greifes, geführt. Döbel kannte wahrscheinlich nur die neun ersten Strophen, die 'vor etlichen jahren in dem kloster Dobberan im fürstenthum Mecklenburg, von etlichen kayserlichen soldaten, in einem vermauerten heimlichen schrank wunderbahrer weise gefunden,... dessen worte also in Gothischer schrifft zu lesen.'

[1] Interessant ist Möllers Untersuchung über den Raben im Wappen des Rugianers. Es ist wahrscheinlich der schwarze Greif (*gryphus niger*) im Wappen des festländischen Teils des Fürstentums Rügen gemeint (vgl. Th. Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler. Bd. VII. Greifswald 1894, S. 12, 67—69), der ursprünglich wohl speciell rügisch gewesen ist und der zum Unterschied von dem mecklenburgischen *gryphus aureus* und dem *gryphus rubeus*, *gryphus albus* anderer wendischer Länder (vgl. Pyl, S. 12 f.) von Mecklenburgern und anderen Wenden wohl der 'Rabe' genannt werden konnte. Es kann aber auch der (wohl ursprünglich dänische) halbe schwarze Löwe Rügens (Rixner bei Westphalen III, 739, Pyl, S. 50 ff.) oder endlich der schwarze Adler des vom rügischen Fürstenhause abstammenden Geschlechts von Putbus gemeint sein (vgl. Pyl, S. 192), welcher Adler auch von anderen mit dem Fürstenhause verwandten rügischen Familien geführt wurde (Pyl, S. 179, 181). Vgl. auch C. Teske, Die Wappen des Grofsherzoglichen Hauses Mecklenburg in geschichtlicher Entwickelung. Güstrow 1893.

[2] = gewölb.

Im Jahre 1893 nun fand Herr Louis Bobé in dem Archiv des alten Rittergutes Haseldorf (in der Elbmarsch in Holstein, Stade gegenüber) ein mit Runenzeichen beschriebenes Doppelblatt aus einer Papierhandschrift mit der Überschrift: *Carmen in honorem Anthyrii Regis Gothorum Gothicis litteris scriptum.* Möller hat nun den Buchstabenwert der Runenzeichen festgestellt und die Transskription vorgenommen, und es stellte sich heraus, dafs dieses Carmen mit dem Liede identisch war, das nach Westphalen I, 1525 mit Runen geschrieben in Doberan gefunden sein sollte. Durch einen anderen Fund, ein zwei Bogen starkes Heft, ist bestätigt, dafs das Haseldorfer Doppelblatt aus Doberan stammt, von wo es nach Möllers Ansicht schon vor 1680 entfernt worden ist. Als den Schreiber dieses Heftes weist Möller mit ziemlicher Sicherheit Johannes Rist nach, der mit Detlev von Ahlefeldt in Verbindung stand.

Was den Inhalt der Anthyrsage betrifft, so meint Möller, sie sei von dem Ochsenkopf im mecklenburgischen Wappen ausgegangen. Man dachte an den Bukephalos Alexanders des Grofsen, wie bei Mecklenburg an das arkadische Megalopolis. Möller untersucht nun, wann die Sage zuerst den Anthyr, einen Heerführer Alexanders des Grofsen, dieses Abzeichen nach Mecklenburg bringen läfst. In des Nikolaus Marschalk *Vitae Obetritarum* findet sich blofs die Herleitung des *Bucranum* (d. i. des mecklenburgischen Ochsenkopfes) von dem Bucephalus. In seiner Reimchronik wird der Bringer des Abzeichens ein Heerführer Alexanders genannt, in den *Annal. Herulorum et Vandalorum libri VII,* Rostock 1521, taucht zuerst der Name Anthyrius auf, als *Herulorum ac Vandalorum* erster König, seine Frau heifst dort Symbulla. Der Name Anthyr stammt aus Orosius, der II, 8 erzählt, dafs Darius, des Hystaspes Sohn, den König der Scythen Antyrus bekriegte. Bei Herodot findet sich der Name in der Form (IV, 120): *Ἰδάνθυρσος*, bei Pherekydes *Ἰδανθούρας*, bei Justin II, 5: Jantyrus oder Janthyrus, schliefslich Antyrus (Anthyrus) bei Orosius. S. 26 ff. folgen Nachrichten über die anderen Bearbeitungen unserer Sage. Unser Lied ist im siebenten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts abgefafst und geht nicht auf ein niederdeutsches Original zurück, vielmehr deuten die niederdeutschen Anklänge auf einen niederdeutschen Schreiber. Überaus gründlich ist Möllers Auseinandersetzung über die Quellen, die dem Verfasser des Liedes zu Gebote gestanden haben; so hat er besonders das gedruckte Heldenbuch benutzt, woraus er manche Ausdrücke verwendet, jedenfalls den ältesten Druck von c. 1477. Neben dem gedruckten Heldenbuch und dazu vielleicht der Dresdener Handschrift hat unser Dichter von epischen Quellen noch wahrscheinlich alte Drucke des Ecke und des Sigenot und einen Sonderdruck des Laurin, sowie den Druck des Titurel von c. 1477 und einen Druck des Hürnen Seifrid benutzt. (Vgl. S. 46 und 47.) Die Strophe unseres Liedes erweist Möller nach längerer Untersuchung in ihren beiden Teilen als eine Weiterbildung des Hildebrandstones, von den 120 Reimen sind 108 rein. (Vgl. S. 53 ff.) Die Doberaner Runenhandschrift lag in dem 1552 von Johann Albrecht aufgehobenen Cistercienserkloster Doberan im Jahre 1629 *nemini usui* da. Sie kam später nach Haseldorf und kann

nach Möllers Untersuchung nicht vor 1647 geschrieben sein. Im grofsen und ganzen sind für die Zeichen des Alphabets von a bis z die bei Joh. Magnus angegebenen Runenzeichen angewendet. Für einzelne Buchstaben hat unser Gedicht zwei Zeichen, wie in der Transskription angedeutet ist (t und ፣, e und e mit einer umgekehrten Cédille). Ein Unterschied zwischen den Lauten wird nicht immer innegehalten.

Das Lied ist in der Handschrift als fortlaufender Text geschrieben mit blauen Initialen zu Anfang der Strophen, mit roten zu Anfang der Verszeilen innerhalb der Strophe. Zwischen je zwei Wörtern steht der Doppelpunkt als Trennungszeichen. S. 62—74 handelt Möller von der Sprache unseres Liedes. S. 74 beginnt die Abhandlung über die Druckrecension des 17. Jahrhunderts. Die fünf angeführten Drucke des Anthyrliedes oder einzelner Strophen desselben aus dem Jahrhundert von 1640 bis zum Erscheinen von Westphalens Bd. I (1739), die Möller bei der Abfassung der früheren Abschnitte noch unbekannt waren, gehen ebenso wie Döbels Abschrift und der Druck der neun ersten Strophen bei Westphalen auf eine sekundäre fehlerhafte Runenhandschrift zurück (vgl. S. 17). S. 88 zeigt dann eine Tabelle das Verhältnis der verschiedenen erschliefsbaren und vorliegenden Abschriften und Drucke des Liedes oder einzelner Strophen desselben vom unbekannten Original (c. 1565) bis zu Studemunds Druck (1820). Bei der Vergleichung der Texte zeigt es sich, dafs die Haseldorfer Handschrift zwar im allgemeinen den besseren Text bietet, jedoch auch in einzelnen Punkten nach den anderen Recensionen gebessert werden kann.

Für die sorgfältige Ausgabe des Anthyrliedes sind wir dem Herausgeber zu grofsem Dank verpflichtet.

Doberan. O. Glöde.

Untersuchungen zur mittelhochdeutschen Spielmannspoesie. 1. Zum Orendel. 2. Zum Salman-Morolf. Rostocker Inaugural-Dissertation von Herm. Tardel. Schwerin, 1894. 72 S. 8.

Der Verfasser beschränkt sich auf die Stoffgeschichte der genannten Dichtungen. In einer knappen und übersichtlichen Weise, die an Heinzels Methode erinnert, zerlegt er ihren Inhalt in seine Hauptteile und bringt zu jedem derselben reichliche Parallelen aus der deutschen und aufserdeutschen, besonders aus der altfranzösischen Litteratur bei. Für den Orendel nimmt er als Kern eine altgermanische Brautwerbungssage an, die sich durch verwandte volksmäfsige Traditionen und durch Motive des Apolloniusromans, vielfach in einer Fassung, die mit Jourdain de Blaivies übereinstimmt, sowie auch sonst durch die französische Volksepik bereicherte. Die Kreuzzugsbeziehungen und die legendarischen Züge bilden die jüngste Schicht des Stoffes. — Die vorauszusetzende byzantinische Quelle der Salman-Morolfsage betrachtet Verfasser zugleich als Erzeugerin einer ganzen Reihe von Sagenmotiven, die sich in anderen deutschen Volksepen oder in altfranzösischen Überlieferungen finden. —

Tardel beherrscht nicht nur vollständig die wissenschaftliche Litteratur über die beiden Gedichte, er zeigt auch eine erheblich über dem Durchschnitt unserer Doktordissertationen liegende Belesenheit in den Quellen und er hat mit deren Hilfe ein nützliches Material zur Kenntnis sowohl der Verbreitung einzelner Sagenmotive als auch der Beziehungen zwischen deutscher und altfranzösischer Volksepik beigebracht. Wer sich mit der Geschichte der deutschen Spielmannspoesie beschäftigt, darf seine Arbeit nicht unberücksichtigt lassen. In der Erklärung der Verwandtschaft epischer Motive aus Entlehnung bin ich freilich skeptischer als der Verfasser. Im übrigen ist aber auch sein besonnenes Urteil zu loben. Bei der Umsicht, mit der er sonst die in Betracht kommenden Überlieferungen berücksichtigt, fällt es auf, dafs er die interessante Version der Salmansage in Wuk Stephanowitsch Karadschitschs serbischen Volksmärchen S. 233 (Nr. 42), auf die ich schon in Paul und Braunes Beiträgen 8, 319 hinwies, nicht herangezogen hat.

Breslau. F. Vogt.

Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges von Dr. Aug. Hartmann. Festgabe zum Hans Sachs-Jubiläum. München, Chr. Kaiser, 1894. 106 S. 8.

Hartmann lenkt unsere Aufmerksamkeit auf eine Anzahl deutscher Handschriften der ungarischen Landesbibliothek, die, zu dem Pester Nationalmuseum gehörig, aus der Sammlung des Grafen Franz Széchenyi entstanden ist. Nur nach dem Katalog verzeichnet er zunächst 15 Bände 'altdeutscher Stücke poetischen oder geistlichen Inhaltes'. An ihrer Spitze steht eine Handschrift des 15. Jahrhunderts (Fol. 499) mit dem verlockenden Titel 'Helden- und Zaubergeschichten'. Ich habe diese Handschrift, die mir bereitwilligst vom Pester Nationalmuseum zur Benutzung auf der hiesigen Universitätsbibliothek übersandt worden ist, durchgesehen und kann berichten, dafs sie weder Helden- noch Zaubergeschichten, sondern die deutsche Übersetzung der Gesta Romanorum enthält.

Den eigentlichen Gegenstand von Hartmanns Mitteilungen aber bilden sieben bisher unbeachtete Meistersinger-Handschriften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die aus den Sammlungen des Nikolaus Jankovich († 1846), ursprünglich aber nach des Verfassers Vermutung aus der in den Jahren 1813—1820 zerstreuten Bibliothek des Nürnberger Patriciers Hieronymus Wilhelm Ebner von Eschenbach stammen. Die Namen sämtlicher Meistersinger, deren Dichtungen oder deren Töne in diesen Handschriften vertreten sind, werden in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und unter jedem wird ein Verzeichnis seiner dort überlieferten Lieder oder diese und jene Notiz, die den Handschriften über ihn zu entnehmen war, mitgeteilt — merkwürdigerweise jedoch ohne Angabe der Signatur des Fascikels, in dem sich die Stücke befinden. Über einzelne Meister fügt der Verfasser noch einiges Weitere hinzu, besonders über Ambrosius

Metzger und über Hans Sachs. Sehr interessant ist unter den auf Hans Sachs bezüglichen Mitteilungen der Nachweis einer der Mitte unseres Jahrhunderts angehörigen Handschrift aus Kremnitz in Ungarn. Sie enthält des Meisters Tragedia von Pura und Gottfried mit Änderungen, die auf ein Zwischenstadium mündlicher Überlieferung zurück deuten, und daneben das Weihnachtsspiel aus Ungarn, das Schröer im dritten Bande des Weimarer Jahrbuches herausgegeben hatte und das, wie er berichtete, in Kremnitz von der Sternspielbruderschaft alljährlich aufgeführt wurde. Hartmann schliefst aus diesem Umstande wohl mit Recht, dafs auch Hans Sachsens Pura und Gottfried bis auf unsere Zeit dort als Volksschauspiel dargestellt worden ist. Der Umstand, dafs in dem Weihnachtsspiel schon durch Schröer einige Hans Sachssche Verse nachgewiesen waren, führt den Verfasser zu der Mitteilung, dafs auch in dem Halleiner Judas- oder Fastenspiel, das er in seinen 'Volksschauspielen' herausgegeben hat, ein paar Verse des Meisters vorkommen, und weiter zu der Bemerkung, dafs ein im 'Grillenvertreiber' von 1603 enthaltenes Gedicht auf Hans Sachs zurückgeht.

Besondere Beachtung widmet der Verfasser auch einer Angabe über den Dichter, die sich zweimal in einem der Pester Fascikel (aus dem 18. Jahrhundert) findet, und ihn als 'Fechter' und als 'approbierten Fechtmeister' bezeichnet. Er erinnert daran, dafs sich dieselbe Angabe auch in einer hauptsächlich von Georg Hager geschriebenen Berliner Handschrift befindet, und er weist nach, dafs thatsächlich gerade die Schuhmacher nicht selten zugleich Kunstfechter waren, so dafs z. B. im Jahre 1579 in Nürnberg sechs Schuhmacher als Angehörige der beiden grofsen Fechtergenossenschaften, der Federfechter und der Marxbrüder, nachzuweisen sind. In der That berichtet uns Hans Sachs selbst in seinem 'Fechtspruch, Ankunft und Freyheit der Kunst' vom 25. Juni 1545 (Bd. I, T. 4, S. 307 der Fol.-Ausg. von 1590), dafs er der Fechtkunst 'von Jugend auff hett gunst getragen', und wenn er sich in dem folgenden Zwiegespräch mit einem Fechter als einen bezeichnen läfst, der die Kunst nicht gelernt habe, so zeigt er sich doch andererseits in den Kunstausdrücken der Fechtschule sehr wohl bewandert und er schliefst seinen Spruch mit dem Wunsch, 'dafs die (Fecht)kunst zunem, blü und wachs in ehr und preifs'. Da die persönlichen Verhältnisse, in denen sich Hans Sachs in seinen Sprüchen selbst darstellt, bekanntlich oft genug fingiert sind, so läfst sich aus dem Umstande, dafs er sich in dem Fechtspruch als einen der Kunst Unerfahrenen belehren läfst, kein entscheidender Grund gegen seine Zugehörigkeit zum Fechterorden ableiten. Nur müfste er dann zur Marxbrüderschaft gehört haben, denn dieser wendet er alles Lob zu, das er der Fechtkunst überhaupt spendet, sie gilt ihm als der Fechtorden schlechthin. Seine Zugehörigkeit zu der anderen Fechtgenossenschaft, den Federfechtern, ist danach ausgeschlossen. Nun ist aber neuerdings durch den hübschen Aufsatz von O. v. Heinemann, Hans Sachs und das Kätzchen, Grenzboten 1895, Nr. 4, S. 168 f., besonders 172 f., ein Denkmal der Vergessenheit entrissen worden, das uns ermöglicht die Sache

endgültig zu entscheiden. Es ist das Bild, auf dem Andreas Herneisen im Jahre 1576 Hans Sachs in seiner häuslichen Umgebung und zugleich sich selbst, wie er den Dichter porträtiert, dargestellt hat. Auf dem Pult, an dem sich der Dichter anschickt zu schreiben, spaziert ein Kätzchen. Darunter ist ein Plakat mit Versen gemalt, in denen der Maler den Dichter fragt, ob er auch das Kätzlein abkonterfeien sollte, worauf dieser entgegnet: 'bei leib nein, man geb mir d Schuldt, das ich solt ein marxbruder sein, darumb so malt mirs ja nit hirein.' Die Marxbrüder wurden nämlich unter scherzhafter Umdeutung des Löwen des heiligen Markus, den sie als Wappentier führten, Catii oder die Katzen genannt. Hans Sachs war also sicher kein Marxbruder und demnach überhaupt nicht Mitglied des Fechterordens.

Anhangsweise druckt Hartmann zwanzig Meisterlieder und einige andere Denkmäler zur Geschichte des Meistergesanges aus den Handschriften ab. Ein besonderes Interesse dürfte der auf S. 101 f. mitgeteilte 'Schulzettel' in Anspruch nehmen, wenn die Angabe richtig wäre, dafs er in 'altertümlicher Schrift etwa aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts' geschrieben sei. Aber wir erfahren zugleich, dafs dieselbe Hand auch ein auf S. 71 ff. mitgeteiltes und ein auf S. 66 erwähntes Lied geschrieben habe, und an diesen beiden Stellen wird sie ebenso wie S. 3 der ganze Codex, in dem sie auftritt, in das 16. Jahrhundert bezw. in dessen erste Hälfte gesetzt. Danach ist augenscheinlich auch die Angabe über den Schulzettel zu berichtigen.

Wenn auch die Pester Handschriften keinen hervorragenden Wert für die Geschichte des Meistergesanges besitzen, so dürfen sie doch nicht wie bisher unbeachtet bleiben, und Hartmann verdient unseren Dank dafür, dafs er sie der Forschung erschlossen hat.

Breslau. F. Vogt.

Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. Band I: Mittelalter und Frührenaissance. Halle a. S., Max Niemeyer, 1893. XV, 586 S. 8. M. 14.

Ein vorzügliches Werk, für das der ebenso gelehrte wie scharfsinnige und feinfühlige Verfasser weder Mühen noch Kosten gescheut hat. Überall ist nach den Quellen gearbeitet, auch wo diese schwer zugänglich waren, und selbst was blofs handschriftlich erhalten ist und durch Zusendung nicht zu erlangen war, hat Creizenach an Ort und Stelle eingesehen, ohne sich durch weite Reisen in ferne Länder abschrecken zu lassen. Aber nicht nur durch sorgfältige Benutzung der Quellen zeichnet sich dieses Buch, das die Geschichte des neueren Dramas während des Mittelalters und der Frührenaissance durch ganz Europa verfolgt, aus, sondern auch durch feine Beobachtung und eine Fülle neuer, glücklicher Ideen, die, wenn man ihnen vielleicht auch nicht ausnahmslos zustimmen wird, doch überall sehr beachtenswert sind und fruchtbringend wirken werden.

Vermifst habe ich Angaben über das geistliche Drama in Portugal (vgl. darüber Ed. Wechfsler, Die romanischen Marienklagen, S. 89 ff.), aber vielleicht hat es sich der Verfasser für den folgenden Band verspart, obwohl es sich gerade in der Person Gil Vicentes sehr bequem an den schon in diesem Bande behandelten Teil des spanischen Theaters, speciell an Juan de la Encina (S. 350) angeschlossen hätte. Ferner wären wohl bei Besprechung der Inscenierung (S. 166 ff.) einige Worte über die Frage erwünscht gewesen, ob einigemal die Bühne in drei oder mehr übereinanderstehende Stockwerke eingeteilt war, von denen das unterste die Hölle, das oberste den Himmel und das mittlere (oder die mittleren) die Erde darstellte. Der Ansicht der Parfait, Morice, Fournel u. s. w. mufs sogar D'Ancona (*Origini del teatro italiano*[2], I, S. 484 Anm.), der doch sonst mit gröfster Entschiedenheit die Anschauung von Paulin Paris vertritt, für gewisse Aufführungen aus dem *Viel Testament* und anderer Mysterien beipflichten, und Petit de Julleville, der *Mystères* I, S. 385 ff. die mehrstöckige Bühne als eine von unwissenden Leuten des 18. Jahrhunderts erfundene *hypothèse bizarre* hinstellt und für alle Fälle nur die einstöckige Bühne gelten lassen will, giebt doch, ohne sich dagegen zu verwahren, *Mystères* II, S. 135 nach Schilderungen von Mysterien-Aufführungen zu Lyon in den Jahren 1538—1541 folgende Beschreibung des betreffenden (ständigen) Theaters: *La scène, à trois étages, représentait le Paradis, la Terre et l'Enfer.*

Mit Freuden ist es dagegen zu begrüfsen, dafs, wie überhaupt Mysterien und Mirakel trefflich voneinander abgegrenzt und in ihren Wechselbeziehungen gezeichnet sind, so auch die französischen Mysterien des 15. und 16. Jahrhunderts aus der Heiligenlegende nicht, wie das noch heutzutage so oft geschieht, als Mirakel bezeichnet und mit den wenigen aus jener Zeit überlieferten wirklichen Mirakelspielen zusammengeworfen, sondern von diesen deutlich gesondert werden (S. 269 ff. 280 f.).

Einige kurze Bemerkungen oder Berichtigungen störender Druckfehler mögen hier noch ihre Stelle finden. — S. 135: Dafs das Fragment des anglonormannischen Auferstehungsspiels noch dem 12. Jahrhundert angehöre, kann ich nicht glauben. Ferner führt der Verfasser nicht aus, wieso auch dieses Mysterium einen Übergang vom lateinischen liturgischen Drama zum recitierenden Drama in der Volkssprache darstellt. Schon die komplizierte Inscenierung zeigt, dafs das französische, von der Kirche losgelöste Mysterium damals schon zu einer nicht unbedeutenden Stufe der Entwickelung gelangt war, und die eingeschobenen, die direkte Rede unterbrechenden gereimten Zwischenbemerkungen des Dichters können schon nach dem, was Creizenach selber S. 136 f. sagt, kein Grund dafür sein, unser Mysterium als Übergangsform in dem angegebenen Sinne anzusehen. — S. 138: Das Datum 1205 scheint mir für Jean Bodels Erkrankung am Aussatz zu spät (s. Archiv XCI, 31 f.). — S. 163: Die Ableitung von *Mystère* aus Ministerium ist trotz allem doch nicht wahrscheinlich. — S. 330, Z. 20 v. u. lies: *a chi 'l popol.* — S. 372 f.: Man vermifst einen Verweis auf Comte de Puymaigre, *Jeanne d'Arc*

au théâtre, 1439—1890, Paris 1890, und R. Mahrenholtz: Jeanne d'Arc in Geschichte, Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung, Leipzig 1890. — Der S. 393, Anm. 2 citierte Aufsatz Bédiers ist nicht in der *Revue des deux mondes* 1891 (auch dann wäre übrigens das Citat ungenügend), sondern 15. Juni 1890 (= Bd. 99, S. 869—897) erschienen. Hier wäre auch Bartsch' Ausgabe des *Jeu de Robin et de Marion* in *La langue et la littérature françaises,* Paris 1887, Sp. 523 ff., zu erwähnen gewesen. — S. 398 ist nicht gesagt, dafs die Farce vom Knaben und dem Blinden in Tournay spielt und wahrscheinlich auch daselbst verfafst ist; wer das nicht weifs, und in dieser Lage dürften wohl viele Leser des Buches sein, die nicht speciell Romanisten sind, der wird nicht verstehen, was für ein Stück auf S. 405 mit dem 'Possenspiel aus Tournay' gemeint ist, und er wird es auch nicht recht begreifen, wenn S. 404 gesagt wird: 'Gerade in den nordfranzösischen Städten Arras und Tournay fanden wir die allerfrühesten Spuren des französischen komischen Dramas.' — S. 399, Anm. 1 hätte erwähnt werden sollen, dafs jetzt Eustache Deschamps' Schwank vom Advokaten Trubert im Druck vorliegt (*Soc. anc. textes fr., Œuvres complètes d'Eustache Deschamps* VII, 1891, S. 155 ff.). Bezüglich des dem 13. Jahrhundert zugehörigen 'Fableaus' *Trubert* wäre die Angabe, dafs es, soweit es eben erhalten ist, auch vollständig gedruckt vorliegt in Méons *Nouv. Recueil* I, S. 192 ff., um so erwünschter gewesen, als das weder an der von Creizenach angezogenen Stelle der *Hist. litt.,* noch in G. Paris' *Litt. franç. au m. â.* bemerkt ist. — S. 437, Anm. 1: 987 lies 98 f. — S. 441 unten: Von einer Aufführung in Béthune war noch nicht die Rede gewesen, und 1468 ist meines Wissens überhaupt keine Aufführung daselbst bezeugt. — S. 445, Z. 5: Klienten *lies:* Advokaten. — S. 561, Z. 6: Ehemann *lies:* Edelmann.

Jena. W. Cloëtta.

Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin, Felber, 1894. XVI und 271 S. 8.

Vorliegende Schrift schliefst sich an des Verfassers verdienstliches Büchlein vom deutschen Satzbau und besonders an seine Abhandlung in den neuen Heidelberger Jahrbüchern, Bd. 3 u. 4, 'Zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels' eng an, enger, als man nach dem Titel zunächst voraussetzt. Denn die Quelle seiner Darstellung ist auch hier nicht der 'Umgang', nicht die lebendige Beobachtung der Sprache im Verkehr, sondern das Studium litterarischer Überlieferung. Dramen moderner Realisten, und als verwandte Denkmäler des 18. Jahrhunderts Goethes Götz (Egmont) und Schillers Kabale und Liebe bilden ebensowohl hier für seine Charakteristik der Umgangssprache wie dort für die des neuesten Schauspiels die Grundlage; doch sind für das vorliegende Buch noch einige Schriften aus der ober- und niederdeutschen Dialektlitteratur hinzugekommen. Den Grund, den der Verfasser für dies Verfahren vorbringt,

kann ich nicht billigen. Er meint, persönliche Wahrnehmungen aus der Sprache des geselligen Verkehrs seien als 'subjektiver Besitz' nicht zur Beweisführung geeignet; erst durch Nachweise aus der Litteratur erhielten sie festen Grund und Boden. Soll sich denn etwa auch die wissenschaftliche Behandlung der Mundarten erst auf die gedruckte Dialektlitteratur stützen müssen, um Vertrauen zu verdienen? Woher hat denn der Dichter die Umgangssprache, die er die Geschöpfe seiner Phantasie reden läfst, anders als aus der Beobachtung der lebenden Sprache, und sollen wir seinen Wahrnehmungen gröfsere Zuverlässigkeit beimessen als denen des Sprachforschers? Was uns die Darstellung des Dichters wahrheitsgetreu erscheinen läfst, die Erinnerung daran, dafs uns Entsprechendes schon im Leben begegnet ist, das dient auf diesem Gebiete in demselben Grade auch den Darlegungen des Forschers zur Bestätigung. Dem Studium der mündlichen Überlieferungen unseres Volkes steht immer noch viel zu sehr die Ehrfurcht vor dem Geschriebenen und Gedruckten im Wege. Völlig deckt sich doch auch die Sprache des wirklichkeitsdurstigsten Dramatikers nicht mit der des Lebens. Ohne Steigerung und einen gewissen Grad von Übertreibung kann er die Wirkungen, auf die es ihm ankommen mufs, nicht erzielen. Besonders mufs er auch solchen Affekten, die, wie der des höchsten Schmerzes, thatsächlich nur stumm im Innern arbeiten, sprachlichen Ausdruck geben. So hat denn auch der Verfasser unter die Umgangssprache einiges aufgenommen, was nicht sowohl zu dieser als zu den Kunstmitteln der dramatischen Rede gehört. Aber das betrifft allerdings nur einige Einzelheiten. Sonst spiegelt doch die geschickt ausgewählte Litteratur die Sprache des Umganges, oder wenigstens die des Dialogs im weiteren Sinne, wirklichkeitsgetreu wieder, und des Verfassers Verfahren hat andererseits das Gute, mit der Feststellung und Erklärung wesentlicher syntaktischer Eigenheiten dieser Sprache zugleich interessante Beiträge zur Charakteristik unserer realistischen Litteratur zu verbinden. Er hat dabei die einzelnen sprachlichen Erscheinungen geschickt unter Rubriken gruppiert, die es jedem leicht machen, Beobachtungen aus dem mündlichen Verkehr einzuordnen. Zusammenhang und Ursachen dieser Erscheinungen werden mit richtigem Blick sprachpsychologisch erklärt. Die Darstellung ist lebhaft und anregend. — Ein Kapitel über Rede und Schrift bereitet zunächst durch die Erörterung der Unterschiede dieser beiden Mitteilungsarten, die aus ihrer Bestimmung hier für das Ohr, dort für das Auge fliefsen, den Boden für die Darstellung von Besonderheiten der Umgangssprache. Zunächst werden die Eröffnungsformen des Gespräches behandelt, unter denen besonders Interjektion, Anrufung und Anrede hervortreten. Dann folgen die beiden umfänglichsten Abschnitte über den sparsamen und über den verschwenderischen Zug unserer Umgangssprache, die im wesentlichen eine Neubearbeitung des Aufsatzes zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels sind. Das fünfte Kapitel, 'Der Tauschwert unserer Formen und Formeln', handelt von Funktionsverschiebungen der Wortklassen und Wortformen, während das sechste, 'Altertümlichkeit der Prägung', dem-

gegenüber das Fortwirken alter Erscheinungen in dem Gebrauch der Neutralform des Pronomens, in der lockeren Satzverknüpfung und in gewissen Freiheiten der Wortstellung erörtert.

Zu einer Schrift, die wie die vorliegende aus einem sehr grofsen Gebiete nur eine Reihe besonders wichtiger Erscheinungen herausgreift, liefse sich ja natürlich im einzelnen gar vieles ergänzungsweise beibringen. Aber das wäre hier um so weniger angebracht, als ich gerade in der geschickten Beschränkung des Stoffes einen Vorzug des Buches sehe. Nur ein paar Bemerkungen zu einigen sprachhistorischen Punkten seien mir gestattet. Unter den nachträglichen Einschränkungen bespricht der Verfasser auch die 'excipierenden' Konjunktivsätze wie *der solte niemer komen hein, ern hete dâ den selben muot.* Mit vollem Rechte bemerkt er, dafs in solchen Fügungen in den Handschriften das *ne* häufiger fehlt als in unseren Textausgaben. Auch das *denne* ist in den Sätzen ohne *ne* keineswegs erforderlich, was selbst Paul, Mhd. Gramm. § 338 Anm. 1 nicht angiebt. Wenn aber Wunderlich diese Konstruktion gegenüber der mit *ne* für die ursprünglich deutsche erklärt und sie unter Berufung auf Sätze wie *nieman kan erwenden daz, ez tuo ein edeliu frouwe* hier wie schon früher aus dem Jussiv erklärt, so kann ich dem doch nicht zustimmen. Der Kreis der Fälle, die sich aus dem Jussiv nicht ableiten lassen, ist viel zu grofs, die Übertragung der Negation in solche Sätze als Jussivsätze zu unwahrscheinlich, dagegen das Schwinden des unbetonten *ne* anderweitig zu gut bezeugt, als dafs man nicht hier die negative Form für die ursprüngliche, die eigentliche Funktion des Konjunktivs für die rein hypothetische halten sollte. Ganz deutlich liegt die Entwickelung doch z. B. bei dem neuerdings oft erwähnten *täte, hette getan* in dem Sinne von 'wenn nicht gewesen wäre' vor Augen. Hier haben wir zunächst das mhd. *entete,* das nl. *endoe, endede, en hadde gedaen* in dem Sinne von 'wenn es nicht bewirkte oder bewirkt hätte, wenn nicht gewesen wäre, wenn es nicht gehindert hätte'; woraus sich dann nebeneinander einerseits Wendungen wie *wenn der Bauer nicht thet, wo die Verfolgung nicht tete,* andererseits solche wie *wenn unsre brüder täten, und hätten wir getan, thetet ir* entwickeln, alle ohne Unterschied in der Bedeutung 'wenn nicht wäre, nicht gewesen wäre'.[1] Gleichen Ursprunges ist das *ez tuo.* Die Verwendung von *müssen* in solchen Sätzen kann man nicht mit dem Verfasser für die Erklärung des Konjunktivs als Jussiv verwerten. Denn in den Belegen, die er als Beweise dafür beibringt, wie *Wer tot ist, der ist tot. Ich hätt's sehen müssen* und *Mer sait zua koi'm Stier Blüss, er muass zuam wenichsta a Sternla han* bezeichnet das *mufs* weder einen Wunsch noch eine Aufforderung, sondern lediglich die Notwendigkeit

---

[1] Zu den in der Zeitschrift f. d. Ph. an verschiedenen Orten von Verschiedenen beigebrachten Beispielen füge ich aus Ringwalts Speculum mundi Kvıııᵇ und Kvııᵃ *Ja lieben kinder, thetet jr* (wenn ihr nicht wäret), *wolt ich wol für mein junges leben nicht den geringsten Heller geben* und *Het ewer gros geschrey gethan* (wäre nicht . . . gewesen), *Ich wer wol blieben auff den plan.* Dagegen z. B. Fischart, Flöhhatz 2932 *Wie manchs gut weiblin het sehr lang am Belzlin, thät nicht euer trang.*

der Bedingung für das unausgesprochene Gegenteil der ersten Aussage: 'wenn die Toten nicht wirklich tot wären', 'wenn man zu einem Stier Bläss sagt'.

Zu dem Gebrauche des vorausgeschickten und durch ein Substantivum wieder aufgenommenen Pronomens wäre für die Allitterationspoesie (S. 169) besonders auf Heinzel, Q F 10, 7 f. zu verweisen, für das mhd. Volksepos auf Schmedes, Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Gudrun S. 17 ff. Ebendort S. 25 f. finden sich auch reichlich Beispiele für eine wichtige Form des von Wunderlich S. 138 f. besprochenen 'Nachtrages'.

Ein Buch, das auf richtiger Erkenntnis der Eigenheiten und Lebensbedingungen der Umgangssprache und ihres Unterschiedes von der Schriftsprache beruht wie das vorliegende, kann nur klärend und fördernd wirken in einer Zeit, wo man hier durch allerhand Sprachschulmeistereien eigener Mache, dort durch unklare Vermischung mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauches dem Schriftdeutsch aufhelfen zu müssen meint. So sei es jedem, der für das Leben unserer Sprache Interesse hat, besonders auch den Lehrern des Deutschen, bestens empfohlen.

Breslau. F. Vogt.

Greenough White, Outline of the Philosophy of English Literature. Part I: the Middle Ages. Boston, U. S. A., and London, Ginn & Comp., 1895. VI, 266 S. 8.

Die Philosophie des Mittelalters war zwar im wesentlichen die Theologie, dennoch hatte das obige Thema einen Boden angesichts der Boethius-Einflüsse in der ae. und me. Periode, der Einwirkung von Ovidischen und Lucanischen Gedanken seit Chaucer, von Lucian in der Erasmuszeit, von Plato in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: bis zum Tode der katholischen Maria 1557 läfst nämlich der Verfasser das Mittelalter reichen. Doch geht Whites Buch, so voll allgemeiner Bildung es sich auch zeigt, an diesen Hauptfragen vorüber. Was die ae. Periode betrifft, klagt der Verfasser, wie schwer es für den heutigen Engländer wäre, die ags. Sprache zu lernen (S. 11); er leugnet, dafs vom Ae. irgend ein Einflufs auf das Me. ausgegangen sei (S. 1); er findet im Ae. überhaupt nur am Beowulf Gefallen, wobei er dies Epos für einen Reflex der anglischen und sächsischen Einwanderung 'over the wild North Sea from their old to their new home' erklärt, während er im Grendel das tödliche Miasma der Marschen verkörpert sieht (S. 3). Dafs nach dem Siege Beowulfs über Grendels Mutter sofort 'the sunlight grows brighter' (S. 4), ist ein Mifsverständnis; '*lixte se lêoma*' (V. 1570) geht nur auf Beowulfs Schwert; vgl. 1516: 'geseah blâcne lêoman beorhte scînan.' — Auf me. Gebiete herrscht wenig Ordnung, das 'Poema Morale' wird nach Layamon und Orm, Langland nach Chaucer besprochen; drei Viertel der Darstellung gelten politischen oder kontinentalen Verhältnissen. Gefallen hat mir eine Bemerkung über Chaucers 'gentle pitee' und 'piteous joye' (S. 81—2).

Berlin. A. B.

James W. Bright, An Outline of Anglo-Saxon Grammar, published as an appendix to 'An Anglo-Saxon Reader'. London, Swan Sonnenschein & Comp., 1895. LXXIX S.

Im allgemeinen bietet Bright einen Auszug aus Sievers, für Schulzwecke kurz und kundig zusammengestellt, mit einiger Hinneigung zu Sweet in der Schreibung des *g* und der Längen. Ich unterschreibe nicht: dafs auch anlautendes *g* in Wörtern wie *grêat* und *gân* spirantisch gewesen sei (S. XI); dafs die durch vorangehende Palatalis hervorgerufenen Diphthonge, z. B. in *sceân* neben *scân*, *sceôc* neben *scôc*, im Aws. den Ton regelmäfsig auf dem ersten Bestandteil gehabt hätten (also *scēan, scēor*, S. XVI); dafs die den ganzen Sgl. beherrschende Endung *u* in Abstrakten wie *strengu, ieldu* lediglich eine Analogiewirkung (secondarily abstract) der â-Deklination sei (S. XXXI); dafs *eom* zu schreiben sei (S. LXXVII), statt *êom* mit Annahme von Vokalübertragung aus dem gleichbedeutenden *bêom*. Ferner möchte ich auch das red. Prät. *heht* anglisch nennen (S. LVII). Endlich dürfte es praktisch sein, für den sogenannten Rückumlaut der schwachen Verba die Regel aufzunehmen, dafs er auftritt, sobald der Stammauslaut im Prät. ein *l* oder *h* enthält (zu S. LXIX); sowie für das Vorkommen der *êo*-Form bei den red. Verben, dafs sie jenen Stämmen eigen ist, die im Inf. germ. entweder einen dumpfen Vokal (*ô, au*) hatten oder — nach anderem Vokal — einen dumpfen Konsonanten (*w, l*, festes *n*). Bei den Ausnahmen *wêox* und *swêop* ist vielleicht auf vorhergehendes *w* hinzuweisen.

Berlin. A. B.

The Crawford collection of early charters and documents, now in the Bodleian library, edited by A. S. Napier and W. H. Stevenson. (Anecdota Oxoniensia; Mediæval and modern series, part VII.) Oxford, Clarendon press, 1895. XI und 167 S. 4.

Diese neunzehn englischen Urkunden gehörten bis 1891 Herrn Crawford in der Grafschaft Cork und waren gröfstenteils unbekannt. Zwölf datieren von 739 bis 1023. Davon sind sechs Freibriefe der Könige Æthelheard, Æthelstan, Eadwig, Eadgar, Æthelred und Cnut für die Kirchen Crediton, Canterbury, Westminster und St. Albans; einer von Æthelred II. privilegiert Ealdorman Leofwine. Die Landgrenzen in diesen Stücken sind englisch geschrieben, ebenso wie eine Pfandsatzung von c. 1018, ein Bericht des Erzbischofs (Dunstan) an Æthelred II. über Güter des Bistums Cornwall und zwei Testamente von 998 und c. 1010. Den Schlufs machen Urkunden Bischof Wilhelms von Exeter († 1137), Graf Wilhelms von Chichester und fünf anderer Adeliger um 1150; mit diesen sechs Stücken beschäftigen sich die Sachnoten auf nur einer Seite, mit den angelsächsischen dagegen auf 110 Seiten.

Letztere sind für Ortsgeschichte, Biographie der Grofsen und Rechts-

altertümer vielfach wichtig. Schon 739 wird ein Kirchenland aller Staatslasten *immunis, nisi tantum expeditionalium rerum* erklärt: wohl das früheste Beispiel dieser Form, wenn der Text unverfälscht steht; Æthelstan befreit seine Schenkung von *expeditionis profectione, arcis, pontis constructione;* auch wenn der Grundbesitzer sein Vermögen verwirkt, verbleibe das Land der Kirche. (Die Anmerkung belegt den gegenteiligen Brauch, der Kirche Land wegen Verbrechen ihres Hintersassen zu konfiszieren.) Ecgberht besiegte den Aufruhr der *Westwealas* (Cornwall) und verzehntete ihr Land. Eadwig nennt Odo von Canterbury seinen Patron. Dunstan behandelt die Bischofseinsetzung anstandslos als Befugnis des Königs, bald allein, bald mit Rat der Witan. Der Bischof von Crediton vermacht 1008 bis 1012 dem Könige, aufser einem Schiffe zu 64 Rudern, fast genau so viel Waffen, Pferde und Geld, wie Cnut als Heergewäte des intimen Königsthegn fordert; er verfügt über Haushaltstücke, aus denen die Geschichte der Tracht erhellt, über seine liturgische Bibliothek, einen Rhaban (Maurus), die Sklaven seines Landgutes und einen persönlich Unfreien, läfst aber seine Strafhörigen sowie die erst durch ihn gekauften Sklaven frei. Der andere Testator vermacht das Herrenhaus seines Gutes (*heafodbotl*) an die Vaterschwester, die es dann nur innerhalb der Sippe weiter legieren darf. Um 1018 versetzt Eadnoth von Crediton Land[1] gegen ein Darlehn *þe on þam lande stent;* welches Geschäft er *cydde þam burhwiton on Exanceastre and to Tottanesse:* also eine Kundbarmachung der Satzung zu Nutzpfand beim Gericht der Nachbarstädte. Westminster spreizt sich um 1100, in seiner Eadgar untergeschobenen Fälschung, als *sedes regia et locus consecrationis regum antiquitus* (wie es in sein Exemplar der Krönungsurkunde Heinrichs I. *dignitates regiasque consuetudines* als bestätigt einschwärzte).

Der musterhaft sorgfältige Abdruck ahmt nach Art des Faksimile Siglen, Interpunktion, Majuskeln, Zeichen (selbst h' für *autem* ohne Erklärung) und [konsequent?] Worttrennung der Texte nach; für lateinische Stücke erschwert das unnütz die Übersicht, der übrigens auch Kopf, Randnoten und Tabelle hätten nachhelfen sollen. Allein der Abdruck, der auch nur ein Fünftel des Bandes füllt, bildet nicht dessen Hauptwert. Zu einer reichen Fülle von Namen und Wörtern wird hier der Lexikograph des Englischen und des Mittellatein vermittelst des guten Index eine philologisch wertvolle Erklärung schöpfen können; der Vorsicht beider Herausgeber in der Etymologie der Ortsnamen wünscht man überall zu begegnen. Hier berühren sich die von Napier übernommene philologische und die Stevenson zugefallene antiquarische Seite dieses Unternehmens. Wie bei gröfstenteils lateinischen Urkunden zu erwarten, überwiegt letztere. Wie vor einem Menschenalter Stubbs und Luard die festländische Methode der Chroniken-Edition in England einführten, so giebt nunmehr Stevenson als erster angelsächsische Urkunden mit dem Rüstzeuge wissenschaftlicher Diplomatik heraus. Mit Freuden finden wir

[1] Beispiele aus Domesday s. Pollock and Maitland, Hist. Engl. law II, 117.

endlich deutsche Arbeiten zur Urkundenlehre benutzt. Fortan wird kritikloser Abdruck auch in England nicht mehr erlaubt werden: das ist der Epoche machende Zug an diesem Hefte. Stevenson sucht die Formeln für jede Regierung festzustellen und gewinnt so ein Kriterium für die Echtheit der Urkunde oder den Terminus post quem ihrer Fälschung. War er zwar aus kleineren Aufsätzen als Beherrscher dieses Feldes bekannt, so staunt man nun doch über die Menge der von ihm bestimmten Urkunden: Birchs Abdrücke werden jetzt erst benutzbar, da Stevenson Echtheit, Datum, Orte, Personen, Formeln und Einzelausdrücke erklärt. Die Ära der Inkarnation komme erst mit Baeda auf,[1] der imperialistische Königstitel sicher erst mit Eadmund I. Westminster schmiedet um 1100 Freibriefe nach dem Muster der Fälschungen von Saint Denis.

Im übrigen beleuchten die scharfsinnigen und gelehrten Anmerkungen eine bunte, kaum zu kategorisierende Fülle von Gegenständen, u. a. die Bischofs- und Königsfasten von Wessex im 8. Jahrhundert, die Lokalgeschichte der Sprengel Crediton und Cornwall, Gewicht und Münze (78). Die Heerstrafse ist nicht immer römisch (aber vielleicht rechtlich durch Sonderschutz ausgezeichnet, daher *laupathe, legalis semita*) 46; in Worcestershire existiert eine Salzstrafse. Vom Grundbesitz des Doms scheidet man Bischofsgut schon Ende des 10. Jahrhunderts 132. Gegen frühe Entstehung des Hundred spricht S. 44.

Die den Angli auf dem Festlande nahen Warnen wollte man auch in England aus Ortsnamen nachweisen; dem widerspricht die Endung in *Wernan-*. Die Legende, dafs Sæberht Westminster an Stelle eines Tempels stiftete, taucht erst um 1100 auf. Die Westsachsen eroberten Exeter vor 700 und anglisierten die Umgegend Creditons vor 739, S. 44. Der Ort, wo Ælfred 878 siegte, ist Edington, Wilts. (Damit fällt die Erklärung im Wilts. archl. mag. 27, 109.) Schon Dunstan benutzt 985 den bisher erst um 1050 belegbaren konfusen Bericht, Papst Formosus († 896) habe 905, nachdem Wessex sieben Jahre ohne Bischof gewesen, Eadward I. verwarnt, und Erzbischof Plegmund nun fünf Bistümer statt zweier eingerichtet. Mit Hilfe nordischer Sagas untersucht Stevenson die Geschichte der Þingamen unter Swen und des Attentats gegen sie, das Leben Jarl Eglafs und Erichs von Northumbrien. (Dessen Exil schrieb wohl Huntingdon nicht dem Malmesbury nach.) In Worcestershire safsen Nachkommen von Swens Nährvater Palna-Toki; ihnen mag Florenz nordische Kunde verdanken. — Besondere Beachtung verdienen die mühevollen Forschungen zur Adelsgeschichte 950 bis 1030, z. B. über den Chronisten Æthelweard, Beorhtric mit anderen Helden von Maldon, und das Haus Leofrics.

Die Ausstattung zu loben ist unnötig bei einem Drucke der Clarendon press. Druckfehler: S. 38 lies *Theopold;* S. 102 1035 statt 1036.

Berlin. Dr. F. Liebermann.

---

[1] Earle führt Birch Nr. 61 von 681 nicht als Gegenbeweis an, weil er die Hand dem 9. Jahrhundert zuweist.

Leopold Wurth, Das Wortspiel bei Shakspere (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, unter Mitwirkung von K. Luick und A. Pogatscher herausgegeben von J. Schipper, Bd. I). Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1895. XIV, 255 S. 8.

Der erste Band dieser unter Prof. Schippers bewährter Flagge segelnden Sammlung, die hiermit freundlichst begrüfst sei, gilt einem oft genannten, aber bisher nie systematisch studierten Mittel Shaksperescher Stilkunst. Er zerfällt in zwei Teile: zuerst untersucht Wurth den Begriff des Wortspiels, namentlich gegenüber dem des Euphuismus, und klassifiziert dessen verschiedene Arten in sorgsamer Weise; dann geht er seinem Auftreten im englischen Drama und seiner Verwendung bei Shakspere nach. Er verfolgt es von Shakspere zurück bis auf Lilly und das Lillys Manier in vieler Hinsicht anticipierende Lustspiel 'Damon and Pythias'. In diesen hellenisierenden Stücken liegen in der That die Wurzeln für das gelehrt-geistreiche Wortspiel Shaksperes; das volkstümlich freilich kann man noch viel weiter zurück verfolgen; ich gebe aus älteren Stücken einige Beispiele aufs Geratewohl: Lawful, quod-a? ah, fool, fool! (Lusty Juventus, Dodsley II, 76); Hast thou a flat answer? Nay, a sharp answer (R. Roister Doister, Dodsley III, 103); It is turned from Nichol to Lick-hole (Like will to like, Dodsley III, 314). Wann kam wohl das Wortspiel in England aus der Komödie in die Tragödie? Es steht z. B. schon in Marlows 'Tamburlaine' IV, 4, wo stomack zuerst als Magen und dann als Verlangen gebraucht wird. Bei Shakspere nahm es, wie Wurth ausführt, mit den Jahren an Häufigkeit der Verwendung ab, an ironischer Kraft jedoch zu. Mit einigen interessanten Bemerkungen über die Abneigung der Folio gegen das Wortspiel, über die Herstellung strengeren Gleichlauts bei Wortspielen als textkritisches Princip und über Schlegels Schwierigkeiten beim Übersetzen (hier leider ohne Beispiele) schliefst das wohlgeordnete und ernst sachliche Buch.

Berlin. A. B.

Bailey Saunders, The Life and Letters of James Macpherson, containing a particular account of his famous quarrel with Dr. Johnson, and a sketch of the origin and influence of the Ossianic poems. London, Swan Sonnenschein & Comp., 1894. XI, 327 S.

Der heutige Stand der Macpherson-Ossian-Frage ist hier gut dargestellt und beurteilt. Saunders, obwohl Engländer, ist frei von der Animosität gegen Schottland, die einst Dr. Johnson zu ganz schiefen Voraussetzungen verführte. Er vermochte auch über die wissenschaftliche Skeptik der Talvy hinaus zu gehen, weil seit ihrer Zeit wichtiges neues Material veröffentlicht wurde, namentlich die älteste vorhandene Aufzeichnung hochschottischer Poesie, The Book of the Dean of Lismore, herausgegeben von Thomas M'Laughlan mit einer Einleitung von Skene 1862. Zugleich

hütet sich Saunders vor der sanguinischen Gutmütigkeit des jüngsten Ossian-Herausgebers Archibald Clark (1870), der noch jede Zeile als echtes Volksgut des 3. Jahrhunders retten wollte. Macpherson hat eine Menge geschriebener und gehörter Fragmente frei übertragen, verbunden und in die Empfindungsweise des 18. Jahrhunderts umgetönt; hat Motive, Einkleidung und Stil teils nachgeahmt, teils übertrieben; ist Übersetzer und Fortsetzer gewesen. Dankbar wäre es jetzt, das auf Grund äufserer Zeugnisse so gewonnene Resultat durch eine genaue Vergleichung speciell mit dem Book of the Dean of Lismore philologisch zu illustrieren.

Berlin. A. B.

Flügel-Schmidt-Tanger, Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache für Hand- und Schulgebrauch. Zwei Bände. Braunschweig, George Westermann, 1896. Bd. I: X und 968 S. Bd. II: X und 1006 S. Geh. M. 10; geb. in 2 Leinenbände M. 12,50, in 2 Halbfranzbände M. 13.

Nach jahrelanger sorgfältiger Arbeit liegt ein Buch vollendet vor, wie es seinem Zweck entsprechender nicht hat verfafst werden können. Nicht der ganze Sprachschatz in möglichster Vollkommenheit sollte gegeben werden, sondern von dem Vorhandenen mufste das ausgesucht werden, was für den Gebrauch des gröfseren lesenden Publikums und der Schule notwendig war. Mit Recht ist daher eine ganze Reihe rein wissenschaftlicher und technologischer Ausdrücke ausgeschlossen und die Wörter der vorelisabethschen Zeit nicht aufgenommen, die zum Verständnis der jetzigen Sprache nicht gerade notwendig sind. Provinzialismen und Slang sind in reichem Mafse herangezogen und Amerikanismen gebührend berücksichtigt. Da in solchen Ausdrücken die Mode schnell wechselt, ein Wort heute im Englischen entsteht und in wenigen Monaten oder Jahren ganz vergessen ist, so wird kein Wörterbuch in dieser Hinsicht je vollständig sein können. Mir fehlt hier das wohl schon seit zehn Jahren sehr gebräuchliche amerikanische Wort *dude*, das dem englischen *dandy*, *masher* entspricht. Bei *corker* wäre wohl noch die Slangbedeutung gleich *cur* oder *fool* zu erwähnen gewesen, die z. B. in Anstey, Vice Versa (S. 157 Asher's Collection) vorkommt: *If you choose to come back and play the corker, like this, it's your look-out.* Ebenso hätte bei *kettle-drum* darauf hingewiesen werden können, dafs es besonders für *five o'clock tea* gebraucht wird, ein Gebrauch des Wortes, der, wie mir von Engländern gesagt wurde, schon anfängt, unmodern zu werden. Weil bei botanischen und zoologischen Bezeichnungen der deutsche Name nicht immer ausreicht, sondern oft Verwechselungen hervorruft, da dieselbe Pflanze in verschiedenen Gegenden auch mit verschiedenen Namen bezeichnet wird, so ist mit Recht der lateinische Name hinzugefügt. In reichem Mafse sind Realien benutzt und kurze Sacherklärungen gegeben, wo die Übersetzung allein nicht ausreicht, z. B. bei den Universitätsausdrücken *don, fellow, proctor, scholar.* Es fehlt hier *censor* in der Be-

deutung von *official Head of the Non-collegiate or Unattached students.* Was dem Werke aber zum besonderen Verdienst gereicht, ist die geschickte Anordnung des Stoffes. Gleichlautende Wörter verschiedenen Stammes sind auch in anderen Schulwörterbüchern schon getrennt, aber der Versuch, die einzelnen Bedeutungen, von einem Grundbegriff ausgehend, in möglichst natürlicher Folge zu ordnen, ist wohl hier zuerst gemacht und trägt zur Übersichtlichkeit wesentlich bei. Es sind deshalb auch die zu den Bedeutungen gehörenden Idiome gleich dahinter angegeben.

Die Verfasser haben für die Bezeichnung der Aussprache keine phonetische Umschrift gewählt; denn diese würde den Gebrauch für die Kreise, für welche es bestimmt wird, nur nutzlos erschweren und nicht in so einfacher Weise wie hier den Nebenton erkennen lassen. Die Worcestersche Bezeichnung ist mit einigen Hinzufügungen zu Grunde gelegt, und sie wird niemand im Stich lassen. Eine weise Beschränkung der verschiedenen Aussprachen desselben Wortes auf das gewöhnlich Vorkommende ist auch hier anzuerkennen. Dasselbe gilt von der Orthographie. Was nützt es dem Schüler, wenn er weifs, dafs z. B. das Wort *mahlstick* oder *malstick* oder *maulstick* geschrieben wird? Eine Schreibart ist für ihn genügend.

Der zweite Teil des Buches ist von einer überraschenden Reichhaltigkeit, wie man leicht aus gewissen Artikeln, z. B. Auge, denken, gehen, gelten, lassen u. a., sowie aus den Präpositionen ersehen kann. Welche Fülle treffender Übersetzungen von deutschen Slang-Ausdrücken, sprichwörtlichen Redensarten u. s. w. hier aufgespeichert ist, kann man erst bei längerer Benutzung des Werkes erkennen. Dieser Teil wird besonders Engländern höchst willkommen sein. Erst nach sorgfältiger Prüfung und vielfachen Erkundigungen ist dem deutschen Worte oder Satze die entsprechende Übersetzung hinzugefügt.

Druck und Ausstattung des Werkes sind mustergültig.

Berlin. Ad. Müller.

M. Seamer, Shakespeare's Stories für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Saure. 3. Auflage. Berlin, Herbig, 1895. VIII, 154 S.

Wer sich vor die Frage gestellt sieht, ob er die Erzählungen aus Shakspere in der Bearbeitung von Lamb oder in der von Seamer lesen lassen soll, wird bei seiner Beurteilung nicht umhin können, auf die sprachliche Seite der Darstellung ein Hauptgewicht zu legen, und es nur als einen untergeordneten Zweck betrachten, die Schüler mit dem Inhalt und Gedankengange der zu Grunde liegenden Dramen bekannt zu machen. Letzterem Zwecke entspricht Lamb insofern besser, als er sich dem Original enger anschliefst und auch im Stil und in der Sprache ihm nahe zu bleiben bestrebt ist. Das bringt freilich den grofsen Übelstand mit sich, dafs der Lehrer auf Schritt und Tritt den Schüler auf unge-

bräuchliche Wendungen, veraltete Wortbedeutungen und unzulässige Konstruktionen aufmerksam machen mufs. Jedenfalls kann das Buch nur vorgerückteren Schülern in die Hand gegeben werden und eignet sich auch dann besser zur Privat- als zur Klassenlektüre, in der man wichtigere Werke lesen möchte. Seamers Bearbeitung hat den Vorzug gröfserer Kürze und Klarheit, einfacher Sprache und im ganzen moderner Ausdrucksweise. Was seine Behandlung von der Lambs unterscheidet, ist die häufige Anführung von Citaten aus Shakspere. Wenn nun der Herausgeber in seinen (die Vorzüglichkeit seiner eigenen Ausgabe preisenden) Vorreden dies Buch als 'erstes Lesebuch' betrachtet wissen will, so mufs ich dieser Ansicht entschieden widersprechen. Ist schon der Stoff für einen Untertertianer zum Teil zu hoch, so sind die vielen Citate ihm erst recht ein unübersteigliches Hindernis. Die Arbeit des Herausgebers besteht in Anmerkungen unter dem Texte; es sind teils Angaben der Aussprache, zumal der Eigennamen, zum bei weitem gröfsten Teil aber Übersetzungen von Vokabeln, hin und wieder findet sich wohl auch eine Erklärung einer Dichterstelle. Die Mehrzahl der Leser wird diese Art, dem Schüler zu helfen, indem man ihm von fünfzig oder sechzig unbekannten Vokabeln fünfzehn bis zwanzig in der Anmerkung übersetzt, nicht für die richtige halten. Für wen daher der Inhalt des Buches nicht bestimmend ist, der wird es um der Anmerkungen willen kaum lesen lassen.

Berlin. Opitz.

Englisches Lesebuch. Unterstufe. Von Wilhelm Victor und Franz Dörr. 4. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XXIV, 298 S.

Es ist vorauszusetzen, dafs den meisten Lesern des Archivs dieses Lesebuch bekannt ist, wenngleich eine Anzeige oder Besprechung nie in dieser Zeitschrift erfolgt ist. Der Umstand, dafs seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 jetzt schon die vierte Auflage nötig geworden ist, scheint zu beweisen, dafs die Herausgeber eine glückliche Hand bei seiner Zusammenstellung gehabt haben. Die vorliegende Auflage unterscheidet sich fast gar nicht von der dritten; auch hatten die Herausgeber meines Erachtens keine Veranlassung zu wesentlichen Änderungen. Prosaische Lesestoffe sind genug vorhanden, um für zwei Jahre (U. III u. O. III) auszureichen, auch ist ihr Inhalt der Altersstufe wohl angemessen; ein besonderer Vorzug aber besteht in der reichen Auswahl von poetischen Stücken, wie sie in solcher Fülle und Vortrefflichkeit kein neueres mir bekanntes Lesebuch bringt. Ich bin überzeugt, dafs eine gröfsere Berücksichtigung der poetischen Lektüre im Anfangsunterricht die Schüler mehr anregt und fördert, als einseitige Bevorzugung von prosaischen Stoffen. Dafs ein nicht kleiner Teil der Gedichte einen etwas kindlichen Charakter zeigt, halte ich mit den Herausgebern für keinen Fehler; dreizehnjährige Knaben oder Mädchen dürften immer noch Geschmack an heiteren Reimen finden.

Aus dem Vorwort entnehmen wir, dafs die Verfasser die Absicht hatten, den Text mit Bildern zu versehen, dafs aber aus Mangel an Zeit dieser Plan erst in der nächsten Auflage ausgeführt werden kann. Ob man dies gerade als eine Verbesserung des sonst so hübschen Buches ansehen wird, scheint mir zweifelhaft; auf einer bereits vorgerückteren Unterrichtsstufe sollten Bilderbücher wohl entbehrlich sein.

In dem sorgfältig gearbeiteten Wörterverzeichnis ist jedem Worte die Aussprache in Lautschrift beigegeben, welche sich im ganzen mehr als in den früheren Auflagen an die Murrays anschliefst. Die Abweichungen davon stellen sich meist als Vereinfachungen dar, wie sie in einem Schulbuch geboten sind; um so auffälliger ist es daher, wenn der Diphthong in *boy*, der früher mit *oi͡* bezeichnet wurde, jetzt in der Gestalt von *ǫi* auftritt, wo *oi* genügt hätte. Natürlich finden wir auch hier wieder — im Gegensatz zu Murray — für die unbetonten Vorsilben *em-*, *en-* und *ex-* die Bezeichnung *ĭm-*, *ĭn- und ĭgz* oder *ĭks-*, z. B. *ĭmplǫi*, *ĭndevər*, *ĭspai* und *ĭksel* nach Sweetschem Muster.

Soviel zur Kennzeichnung der vierten Auflage des Lesebuches, das einer weiteren Verbreitung wohl gewärtig sein kann.

Berlin. Opitz.

1. The Intuitive English Reader for Beginners in German Schools being a Selection of Readings in Prose and Poetry with Spelling and Pronunciation Lessons by Dr. Hubert H. Wingerath, Headmaster of Saint John's High-School, Strafsburg (Elsafs). Cologne, M. Dumont-Schauberg, 1895. XXVII und 144 S. kl. 8.
2. A Short English Vocabulary Arranged according to the Intuitive Method by Dr. Hubert H. Wingerath etc. VIII und 84 S. kl. 8.

Dieselbe Geschmacklosigkeit auf dem Titel eines deutschen Schulbuches, die in der Besprechung von Wingeraths New English Reading-Book im Archiv Bd. XCV, S. 189 gerügt worden ist, zeichnet auch die vorliegenden beiden Bücher desselben Verfassers aus. War jenes umfangreichere Lesebuch für Mittelklassen bestimmt, so soll The Intuitive Reader dem Anfangsunterricht dienen. Zu diesem Zweck hat der Verfasser die sogen. Object Lessons seines New English Reading-Book vollständig von neuem abgedruckt und aus einem Buche nunmehr zwei gemacht. Aber in dem richtigen Gefühle, dafs der darin enthaltene Lesestoff doch wohl zu einförmig und auf die Dauer nicht interessant genug ist, ist jeder der Abschnitte durch Hinzufügung kleiner Geschichten, Anekdoten und Gedichte erweitert, welche recht ansprechend und brauchbar sind. Das Büchlein reicht für zwei Jahre aus, so dafs die oben erwähnte 345 Seiten starke Chrestomathie dann eigentlich nur noch der dritten Stufe verbleibt. Den Lesestücken voran geht eine Aussprachebezeichnung nebst Bemerkungen über die Aussprache des Englischen; die letzteren wenden sich mehr an

den Lehrer als an den Schüler, sind aber in so hohem Grade dürftig, dafs sie hätten fortbleiben können. Von praktischerem Werte sind die neunzehn Seiten Leseübungen, die zur lautlichen Schulung der Schüler mit Vorteil zu benutzen sein werden. Zum Schlufs folgt eine Präparation, jedoch nur für die Lesestücke, welche in die Object Lessons eingestreut sind. Somit werden diejenigen, die dies Buch benutzen wollen, genötigt sein, das zweite oben erwähnte Büchlein, A Short English Vocabulary, anzuschaffen, welches wiederum nur die Vokabeln zu den Object Lessons enthält. Als Grund für diese Trennung führt der Verfasser seinen Wunsch an, das Vokabular auch unabhängig von seinem Lesebuch als Unterlage für Sprechübungen verwendet zu sehen, wozu sich nach des Referenten Ansicht zusammenhängende Darstellungen immer besser eignen werden. Es soll nicht bestritten werden, dafs das Vokabular sorgfältig gearbeitet und beide Bücher sehr gefällig ausgestattet sind, so dafs gegen ihre Benutzung nichts einzuwenden sein dürfte. Ob diese Vorzüge grofs genug sein werden, um andere bewährte Schulbücher zu verdrängen, wird die Zukunft lehren.

Berlin. Opitz.

Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie herausgeg. von H. Breymann und E. Koeppel. Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme).

IV. Heft: Dr. Gottfried Hartmann, Merope im italienischen und französischen Drama. 1892. X, 96 S. 8. M. 2.

V. Heft: A. C. Albert, Die Sprache Philippes de Beaumanoir in seinen poetischen Werken. Eine Lautuntersuchung. 1893. VI, 60 S. 8. M. 1,50.

VI. Heft: Dr. R. Peters, Paul Scarrons 'Jodelet Duelliste' und seine spanischen Quellen. Mit einer Einleitung: Die Resultate der bisherigen Forschung über den spanischen Einflufs auf das französische Drama des 17. Jahrhunderts. 1893. VIII, 102 S. 8. M. 2.

Hartmann untersucht die italienischen und französischen dramatischen Bearbeitungen der Merope-Fabel, wie das schon Gustav Wendt (Die italienischen und französischen Bearbeitungen der Merope-Fabel, Jenaer Dissert. 1876) und Gizzi (*La Merope e la tragedia,* Rom 1891) in weniger vollständiger Weise gethan hatten. Nach einer kurzen Einleitung über die bekannte Überlieferung des Stoffes aus dem Altertum nimmt Hartmann die in Betracht kommenden Dramen gruppenweise vor. Die erste Gruppe bilden naturgemäfs die drei italienischen Tragödien des *Cinquecento,* für die zunächst unter **a) Historisches** knappe Angaben über diese und andere Werke der betreffenden Dichter nebst etwaigen kurzen biographischen Notizen gemacht werden. Sodann werden unter **b) Motive und Kritik** einzelne charakteristische Züge oder Stellen der Dramen besprochen und die diesbezüglichen Urteile älterer und neuerer Kritiker, soweit sie eben Hartmann bekannt geworden oder zugänglich waren, ge-

drängt vorgeführt und beleuchtet, ohne dafs dem Leser durch eine kurze Inhaltsangabe der drei Dramen das Verständnis erleichtert würde. Wer sich nicht der Mühe unterzieht, sich die drei Dramen zu verschaffen und durchzulesen, der wird sich kaum in dieser Besprechung zurechtfinden, wo Einzelheiten oder Motive wie 'Thronerbe und Usurpator', 'Mutter und Sohn', 'Zwang zur Ehe', 'Chor', 'Form', 'Synthese' für die drei Dramen gemeinschaftlich und losgelöst vom Ganzen kurz charakterisiert werden. Etwas mehr hätte doch für den Leser geschehen dürfen. So scheint es mir beispielsweise ein billiges Verlangen, wenn S. 13 gesagt ist: 'Besser gelang der allen drei Autoren gemeinsame Vergleich mit einem Steuermann,' dafs dann hinzugefügt worden wäre, wer oder was mit einem Steuermann verglichen ist, von wem und an welcher Stelle, bei welcher Gelegenheit dieser Vergleich angestellt wird. — In derselben Weise, wie die erste Gruppe, werden dann die folgenden betrachtet, für jede wiederholt sich mit geringen, durch neu hinzutretende Motive u. ä. bedingten Änderungen dieselbe Einteilung. Dafs die spätere Gruppe jedesmal ihre Vorgänger kannte, scheint ohne weiteres vorausgesetzt; so auch für die drei französischen Merope-Dramen aus der Zeit Ludwigs XIV. mit Rücksicht auf die entsprechenden italienischen Tragödien des *Cinquecento.* S. 27 werden die Fortschritte besprochen, die die betreffenden französischen Dramen des 17. Jahrhunderts gegenüber ihren italienischen 'Vorbildern' aus dem 16. Jahrhundert aufweisen; es fehlt aber der Nachweis, dafs die drei französischen Dichter auch wirklich ihre italienischen Vorgänger gekannt und benutzt haben. Die schablonenhafte Art der Behandlung wirkt ermüdend auf den Leser, und der gar zu knappe Stil mit den komplizierten Sätzen, verbunden mit einer eigentümlichen und ungewohnten, mitunter direkt sinnstörenden Interpunktion, erschwert das Verständnis ungemein. S. 20 ist Gilberts Tyrann *Hermocrate* irrtümlich *Polyphonte* genannt. — In einem Anhang bespricht Hartmann ganz kurz noch einige neuere dramatische Bearbeitungen des Merope-Stoffes und druckt die Erzählung vom Tode und vom Überfall des Sohnes der Merope aus einer Anzahl Dramen ab.

A. C. Albert will blofs eine Lautuntersuchung der poetischen Werke *Philippes de Beaumanoir* geben, doch bietet er mehr als der Titel in Aussicht stellt, indem das letzte Drittel der Abhandlung von einer Formenlehre eingenommen wird, die sowohl Deklination als Konjugation begreift. Dem Verfasser ging Suchier bei seiner Untersuchung nicht genug ins einzelne, deshalb hat er es besser zu machen versucht, wie denn wohl überhaupt das Streben nach Vollständigkeit das Erscheinen dieser Arbeit veranlafst zu haben scheint. Vielleicht hätte man jedoch in dieser Beziehung manches entbehren können, wie z. B. dafs in *rendi* ein *n* bei Philippe eingeschoben ist (S. 34), in *estre* ein *t* (S. 36), dafs das *z* in *eglize* nicht $= t + s$ ist (S. 37), dafs vor flexivischem *s* das *c* in *blans, flans* (S. 39), das *p* in *dras* (S. 40) abfällt, dafs das *q* in *quart, quant, quar* etc. auf lat. *q* zurückgeht und man dafür auch *c* und *k* geschrieben

findet, dafs lat. *h* im Anlaut schwindet, germanisches aber nicht (S. 41), dafs der als Substantiv gebrauchte Infinitiv, wie z. B. *mengiers, dormirs,* das flexivische *s* erhält (S. 42), dafs vokalisch auslautende Feminina, wie *rose,* in den 'zwei Fällen' des Singulars ohne *s*, aber sowohl im Nom. als im Acc. der Mehrzahl mit *s* erscheinen. Auch die Accusative Singularis *clef, amour* (S. 44) und die Flexion des männlichen Artikels: *li, le, li, les* (S. 45) sind nicht gerade aufregend, ebensowenig wie die Thatsache, dafs die 'betonten' Formen des Possessivpronomens 'mit einem Artikel die unbetonten vertreten' können (*une soie fille,* das aber doch nicht das Gleiche ist wie *sa fille,* und *la soie amours,* S. 47). Längere Betrachtungen, die der Verfasser gelegentlich über lautliche Erscheinungen anstellt, zeugen von einer doch etwas zu weit gehenden Unbefangenheit in solchen Fragen, und recht unbeholfen erscheint er auch im sprachlichen Ausdruck. Ich setze voraus, dafs der Verfasser Deutscher ist; dann sind aber Sätze wie die folgenden nicht zu entschuldigen: 'Gegen die Behauptung Suchiers, dafs *leu* überhaupt nur in der Bedeutung von lupus vorkommt, ist mir die Form *leus JBl.* 422 in der Bedeutung von locus begegnet' (S. 25); oder: 'Der Kopist schreibt oft *w* für *vu: wide, widoil,* neben *vuit;* sonst ist das ursprüngliche germanische *w* zu *g (gu)* geworden' (S. 41; liegt denn etwa in *vuit, wide, widoit* auch ursprüngliches germanisches *w* vor?); oder auch: 'Der Diphthong *oi* ist in den drei Personen des Singularis und in der III. Pluralis selbst für die erste Konjugation' (S. 49) u. a. m. — Von recht bedenklichen Dingen, die sich in diesem Hefte finden, sei hier noch eine Auswahl vorgeführt: S. 7 ist gesagt, dafs in der durch die Reime erwiesenen lautlichen Identität des *a* und des *e* vor *n* + Konsonant 'ein Beweis liege, dafs die Sprache unseres Dichters in diesem Punkte von normannischem Einflufs frei war, denn diese zwei Laute sind in der normannischen Mundart streng geschieden'. (Dafs die beiden Laute, was im vorliegenden Falle zu konstatieren viel wichtiger war, auch im Pikardischen geschieden sind, weifs der Verfasser nicht. Vielmehr sieht er als pikardische Eigentümlichkeit an, wie wir noch sehen werden, dafs die beiden Laute in *ẽ* zusammenfallen. Es fragt sich aber doch sehr, in welchem Umfange und zu welcher Zeit?) Darauf schreitet der Verfasser zur Aufzählung einer Anzahl Reime von *ã* : *ẽ,* die er mit den Worten einführt: 'Beispiele von Nasalisation finden wir in folgenden Fällen.' (Also in den französischen Dialekten, wo *a* und *e* vor *n* + Kons. geschieden sind, waren die beiden Vokale in der betreffenden Stellung nicht nasaliert?) Nach Mitteilung einiger in Betracht kommender Reime fährt der Verfasser fort: 'Oft finden wir auch, dafs *a* vor *n* und Konsonant mit *e* vor *n* und Konsonant verwechselt wurde.' Als Beispiele kommen wieder Reime, aber solche, bei denen das eine Reimwort, statt des nach des Verfassers Meinung etymologisch einzig berechtigten *en,* mit *an* geschrieben ist. Dahin gehörte also z. B. *balance* : *panse Man.* 1677, was aber der Verfasser eigentümlicherweise schon in der vorhergehenden Abteilung gebracht hatte und gerade hier nicht erwähnt. Dagegen finden wir hier die Schreibung *tans,* was bekanntlich nicht viel

beweist, und zu unserem nicht geringen Erstaunen das Verbalsubstantiv *commant* (aus com + mando, *JBl.* 443), das also nach des Verfassers Etymologie *comment* lauten müfste! Noch schlimmer womöglich ist es, dafs auf derselben Seite (8) der Verfasser erklärt, *laiens* und *chaiens* (Komposita von intus!) seien aus älterem *laians*, *chaians* entstanden, wie denn überhaupt 'die pikardische Eigentümlichkeit, *ĕ* aus *ă* entstehen zu lassen, im Versinneren und auch sonst im Reim (das Versinnere befindet sich also auch im Reim!) häufig auftritt.' Dementsprechend ist dann auch auf S. 59 unter den Ergebnissen als drittes angegeben: '*ĕ* entsteht aus *ă* (*laiens* : *liiens*) neben *Jehans* : *leans*.' — S. 10 heifst es: 'Die Sprache des Dichters war frei von der Eigentümlichkeit, lat. *ē* (vulg. *ę*) in Position (in einigen Fällen auch klass. *i* in Position) zu *ie* werden zu lassen', und einige Zeilen weiter heifst es wieder ausdrücklich: 'lat. *ē* resp. vulg. *ę* in Position.' Der Verfasser hält also wirklich das *e* in Wörtern wie lat. terra = *tierre* für geschlossen! Weshalb wird dann aber noch extra hinzugefügt: 'in einigen Fällen auch klass. *i* in Position'? Es kann doch nur kurzes klass. *i* 'in Position' gemeint sein, und das ist ja gerade die Hauptquelle für das 'vulg. *ẹ* in Position' (abgesehen vom Sardischen). — S. 12 ist gesagt, die Form *teve* weise einen undiphthongierten Vokal auf 'nur aus dem Grunde, dafs auf östlichem Gebiete die Synkope vor der Diphthongierung stattfand'. Aber aus **tepdu*, **tebdu* hätte meines Erachtens niemals *teve* werden können (vgl. Romania XXI, 120). — Auf dieser selben Seite 12 heifst es über das vortonige *e* im Hiatus: 'Ferner ist es erhalten in *ne JBl.* 204, nicht ausgedrückt ist es in *encor* 738.' Sind dem Verfasser Belege dafür bekannt, dafs das 'vortonige *e*' in *encor* je ausgedrückt wurde? Die für die Erhaltung des 'vortonigen *e*' in *ne* citierte Stelle lautet: *Car il n'avoit pensé ne soing.* Ist das die einzige Stelle bei Philippe, wo man diese wichtige Erscheinung trifft? Giebt es überhaupt irgendwo Stellen, in denen vor konsonantisch anlautenden Wörtern das 'vortonige *e*' (wie gelehrt ist doch auch dieses 'vortonige *e*'!) von *ne* nicht erhalten ist? — S. 12 f. weifs der Verfasser nichts davon, dafs frz. *i* auch aus *ẹ* hinter *c* oder vlat. *j* entsteht, wie z. B. cera = *cire*, pagese = *païs* (vgl. z. B. schon Diez, Gr. III, 423, Romania VII, 357). Seine ganzen Auseinandersetzungen über *sarrazin* (für das zwei Erklärungen möglich sind, s. Cohn, Suffixwandlungen S. 221), *raisin* (s. Suchier, Grundr. I, 575, § 9 und Meyer-Lübke, Rom. Gr. I, § 105 und 116), *parchemin* (s. Meyer-Lübke, a. a. O. I, § 116, und Cohn, a. a. O. S. 219), *poussin* (s. Meyer-Lübke, a. a. O. I, § 116, und Cohn, a. a. O. S. 56 f.), *venin* (s. Meyer-Lübke l. c. und Cohn, a. a. O. S. 222 ff.), *marquis* (s. Meyer-Lübke, a. a. O. I, § 105), *pris* (sei es Perf. oder Part., s. schon W. Foerster, Zs. f. rom. Phil. III [1879], S. 494, Meyer-Lübke, a. a. O. I, § 79), *païs* (s. Meyer-Lübke, a. a. O. I, § 105), wären weggefallen, wenn der Verfasser in der einschlägigen Litteratur nicht gar zu unbewandert gewesen wäre. Ich habe bei dieser Gelegenheit nur auf solche Arbeiten hingewiesen, die jeder stets zur Hand haben mufs, und die Albert unbedingt hätte kennen sollen, solche also nicht citiert, die er

noch nicht kennen konnte, wie z. B. Suchier, Altfrz. Gramm. S. 26 f., Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, § 345 u. s. w.; übrigens handelt es sich ja um längst bekannte Dinge, die meist schon viel früher als an den wenigen oben angezogenen Stellen behandelt waren. — S. 17 heifst es gelegentlich der Form *tourne*: 'Bekanntlich entsteht in einigen Fällen ein geschlossenes *o*, wenn ein *r* + *m* oder *r* + *n* darauf folgt. ... Es wurde häufig die Ansicht ausgesprochen, dafs *m*, *n*, wenn auch vom betonten Vokal durch *r* getrennt, doch die Kraft gehabt haben, das offene *o* zu schliefsen', worauf dann noch eine längere unzeitgemäfse Betrachtung folgt, die der Verfasser sich vollständig hätte sparen können, wenn er gewufst hätte, was kaum mehr ein Geheimnis ist, dafs man das geschlossene *o* in *tornat* auf die geschlossene Aussprache des griechischen *o* zurückführt. — S. 17 ff. Was über *mot* = *muttum* (welch letzteres übrigens nicht klassisch ist) des längeren und breiteren gesagt wird, ist völlig wertlos. Übrigens hat prov. *mot* geschlossenes *o*, wie schon vor dreizehn Jahren Tobler hervorgehoben hat und auch aus dem dem prov. Donat angehängten Rimarium zu ersehen ist (ed. Stengel 58, 28); vgl. Tobler, Zs. f. rom. Phil. VI, 166, auch Meyer-Lübke, Rom. Gramm. I, S. 138). — S. 20. Bezüglich des Futurums *ferai*, 'einer Schreibart, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat', wie der Verfasser nicht hinzuzufügen versäumt, ist zu bemerken, dafs es sich durchaus nicht um eine blofse 'Schreibart' handelt, in der vortoniges *ai* durch *e* 'vertreten' wäre, sondern dafs es sich um ein in tonloses *e* übergegangenes lat. *a* handelt, da nicht facere + habeo, sondern fare + ajo zu Grunde liegt (s. jetzt Rydberg und G. Paris, Romania XXII, 570). — S. 22: '*Sengler* (im Gegensatz zum Neufranz. *sanglier*) gehört zu jener kleinen Anzahl von Wörtern, in welchen *-aris* für *-arius* zu Grunde liegt'; also singulariu = nfrz. *sanglier* wäre das Ursprüngliche, aus dem singulare = *sengler* erst durch Suffixvertauschung entstanden wäre! — S. 23. Trotzdem *oubliée JBl.* 2929 und *mariée* 6116 im Verse regelrecht viersilbig sind, sieht der Verfasser darin Ausnahmen von dem sonst in der Sprache des Dichters zu beobachtenden Gesetze, dafs der Diphthong *ie* + *ẹ* sich zu *ię* vereinfacht. 'Nach dem Reime *oubliëe* : *donee JBl.* 2929' könne man 'nicht läugnen, dafs eine gewisse francische Färbung zu Tage tritt'. Die einfachsten Lautgesetze kennt der Verfasser nicht! — S. 24 handelt der Verfasser von Formen wie *pri* und *proi*, *proier* und *prier*, und weifs nicht, dafs es sich hier um gegenseitige analogische Beeinflussung stamm- und endungsbetonter Formen handelt. 'Francische Urkunden weisen Doppelformen auf,' meint er, also liege 'kein Grund vor, hier Kontraktion des *oi* zu *i*, wie dies im Pikardischen geschieht, anzunehmen', worauf der Verfasser auf Metzke verweist, der sich auch 'gegen die Annahme dieser Kontraktion' ausspreche, 'indem er vielmehr die Form *prier* aus *preier* (Assimilation des *e* an *i*) ableitet'. 'Dieselbe Eigentümlichkeit wie *prier*,' fährt der Verfasser fort, biete auch *otrier*, das auch 'bald mit *oi*, bald mit *i*' vorkomme. Das Schönste aber ist, dafs er promiscue mit *otroie*, *otrie*, auch *detrie* citiert, das er somit als ein Kompositum des-

selben Simplex ansieht, aus dem auch *otroier* gebildet wäre; also *o-trier, de-trier?* — S. 25 werden zum Beweise dafür, dafs der Diphthong *ui* ein steigender war, 'die häufigen Schreibungen von *i* für *ui*, wie *li* : *embeli Man.* 1277, *li* : *desservi* 1555 ...' angeführt, während in den beiden Reimen *li* das betonte weibliche Pronomen ist. Dafs der Verfasser in der Flexion der Pronomina nicht Bescheid weifs, zeigt auch das weiter unten zu S. 46 und 47 Gesagte. — S. 33 wird uns folgende wichtige Thatsache mitgeteilt: 'in *mestier, poise ..., estrumens* und *maisnie* ist auch Abfall [des *n*] zu konstatieren.' Ob überall und schon in alter Zeit, ist nicht gesagt. Man könnte das auch für überflüssig halten (wie überhaupt die ganze Erwähnung dieser 'Eigentümlichkeit' der Sprache Philippes), wenn nicht unmittelbar ein Satz vorherginge, in dem es heifst: 'In einigen Wörtern ist *n* bereits auf vulgärlat. Gebiet abgefallen, nachdem es das vorangehende offene *o* geschlossen (!) hatte, wie in *couvenance, moustrance.*' Demnach scheint also der Verfasser *moustrance* von Fällen wie *maisnie* zu scheiden, während für ihn *couvenance* und *moustrance* zusammengehören, worauf auch eine in diesem Zusammenhang ganz sonderbare Auseinandersetzung über den Einflufs des *n* auf das ursprünglich offene *o* und über die Verwandtschaft zwischen *n* und *u* hindeutet. Also auch da wieder lauter verschwommene Begriffe. — S. 34 f. hält der Verfasser es wieder für angezeigt, uns ausführlicher über Dinge zu belehren, die er besser verschwiegen hätte, um so mehr, als die Form *malev,* die er 'erklären' will, bei Philippe gar nicht vorkommt. Ich gebe zunächst die Stelle wieder: 'Bekanntlich fällt intervokalisches *d* ab. Die Fälle, welche hier einen Dental zwischen Vokalen aufweisen, sind dadurch zu erklären, dafs dieses *d* im Lateinischen (*sic!*) durch einen Konsonanten geschützt war' — dann ist ja aber das *d,* oder in den hier behandelten Fällen richtiger *t,* fürs Romanische gar nicht intervokal! —, 'wie z. B. in *reter, malade,* einer echt francischen Form, in welcher genau wie in *tiede* (siehe S. 11) der Dental den Labial zum Schwinden brachte, im Gegensatz zur östlichen Form *malev,* wo umgekehrt der Dental dem Labial Platz machte. Es mufs nebenbei bemerkt werden, dafs im Francischen die durch Synkope entstandene Konsonantengruppe sich vereinfachte, noch bevor das *a* in *e* überging, während in östlichen Dialekten die Reduktion älter als der Übergang des *a* in *e* ist.' Also: das eine Mal vereinfachte sich die Konsonantengruppe noch bevor das *a* in *e* überging, das andere Mal ist diese Vereinfachung älter als der Übergang des *a* in *e.* Ich mag mein Denkvermögen noch so sehr anstrengen und finde zu meinem nicht geringen Entsetzen, dafs das beidemal genau dasselbe ist. Im übrigen vgl. das oben zu S. 12 mit Bezug auf *teve* Gesagte. — S. 36: 'Das auslautende *t* fällt vor dem flexivischen *s* ab in *mos, cens* etc.' Bis jetzt glaubte man allgemein, soviel ich weifs, dafs das *s* dieser Wörter vielmehr aus älterem *ts* = *x* hervorgegangen sei. — S. 36 f. Die Bemerkungen, die der Verfasser über *s* vor Konsonanten macht, zeigen, dafs er die Litteratur darüber, insbesondere Köritz und Romania XV, 614 ff., nicht kennt. 'Ent-

schieden mafsgebend für die Verstummung dieses *s'* soll u. a. auch der Reim *dit* : *respit JBl.* 769 sein, wo aber *dit* Part. perf. neutr. ist. — S. 37: 'Ferner ist *s* noch in folgenden Wörtern abgefallen: *sen* (sensus) *Man.* 10, *troi* 4798, 4831.' Aber *sen* ist nicht sensus, sondern germ. sin; *troi* ist an beiden citierten Stellen Nominativ! — In der Formenlehre ist S. 42 als Beispiel dafür, dafs die 'gleichsilbigen Substantiva mit ursprünglichem *s* ... im Nom. Sing. meistens mit *s* erscheinen', *sens Man.* 76 doppelt unglücklich gewählt, denn erstens ist es nicht Nom., sondern Accus. Sing., und zweitens hat es stammhaftes *s*. Hier liegt also sensu zu Grunde. — S. 42 unten: Da der Verfasser, wie wir S. 37 gesehen haben, als Etymon von *sen Man.* 10 ausdrücklich sensus angiebt, er aufserdem in dem Kapitel auf S. 42 ausdrücklich nur von lateinischen Substantiven der II., III. und IV. Deklination handelt, so hätte er hier eben das Beispiel *sen Man.* 10 für Auslassung des flexivischen *s* nicht anführen dürfen, da es sich ja nach seiner Etymologie um den von ihm S. 37 für diese selbe Stelle behaupteten Abfall des stammhaften *s* handeln würde. Aber wir haben ja eben schon gesehen, dafs er stammhaftes *s* von flexivischem nicht zu scheiden vermag. — S. 46 ist für den Verfasser das Pronomen der ersten Person *gié* nicht etwa eine syntaktisch von *je, ge, jou* geschiedene, sondern eine mit diesen gleichbedeutende Form, die Philippe offenbar blofs dem Reim zuliebe gebraucht hat. — S. 47. Dafs der Verfasser die Flexion der Personalpronomina nicht kennt, hatte ich schon zu S. 25 Gelegenheit hervorzuheben. Hier seien nun noch einige recht charakteristische Sätze angeführt: 'Vor einem Infinitiv wird *li* als Accusativ für das Femininum manchmal gebraucht, z. B. in folgenden Versen *Et de li bien servir li prie JBl.* 232, wo das erste *li* ein (*sic!*) Acc. Sing. Fem. vertritt, während das zweite ein Acc. Sing. Masc. ist.' Also dafs das erste *li* die gewöhnliche, in Philippes Sprache einzig richtige, betonte Form des weiblichen Cas. obl. ist, und dafs beim präpositionalen Infinitiv *la* überhaupt nicht stehen dürfte (interessanter wäre es daher gewesen, wenn der Verfasser uns Stellen citiert hätte, in denen Philippe bei einem Infinitiv den unbetonten pronominalen Accusativ *la* braucht, was ja nach dem Verfasser die Regel wäre), weifs der Verfasser ebensowenig, wie dafs das zweite *li* (vor *prie*) der unbetonte Dativ des männlichen Pronomens der dritten Person ist. Dann fährt der Verfasser fort: 'Dasselbe *li* steht auch für einen Dativ Masc. oder Fem. in *JBl.* 1516, 1757, 2230 etc.' An der ersten der drei citierten Stellen ist nun *li* tonloser Dativ des Mask.; an der zweiten steht *a li*, und ist *li* betonter Cas. obl. des Fem.; an der dritten endlich ist *li* der unbetonte Dativ des Fem. Also das schönste Durcheinander. Unmittelbar darauf heifst es dann: 'Als betonte Form für das Maskulinum wird *lui JBl.* 2189 angewendet.' Ist das das einzige Beispiel, das sich dafür bei Philippe findet? Nein, gewifs nicht. Warum wird es denn überhaupt erwähnt? Eher hätte hervorgehoben werden müssen, ob sich *li* für *lui* findet. — S. 52 heifst es zum 'Präsens Konjunktivi: Im Singular der Verba der schwachen Konjugation findet man das *e*, welches aus Analogie mit den anderen

Konjugationen bereits eingedrungen ist.' Also ist nur die Konjugation auf *-er* schwach, und sind *vendre, partir, florir* starke Verba? Weiter heifst es: 'Die regelrechten Formen der I. Person Singul. ohne *e* sind etwa bis Mitte des XIII. Jahrhunderts erhalten, von da an erscheinen sie vereinzelt.' Und bei Philippe? Davon freilich sagt der Verfasser kein Wort, sondern es werden nur Formen für die 3. Pers. Sing. des Konj. Präs. aufgeführt. — Zum Schlufs sagt der Verfasser (S. 60): 'Durch irgend einen Umstand ... hat sich der im pikardischen Sprachgebiete geborene Dichter später die francische Mundart angeeignet.' Ja,' wenn uns der Verfasser nur blofs sagen wollte, woher er weifs, dafs unser Dichter im pikardischen Sprachgebiete geboren ist. Suchier (S. CXXVII; vgl. auch S. VII f.) vermutet vielmehr, dafs Philippe in Lorris zur Welt kam. — In der 'Übersicht der benutzten Litteratur' — ganze 24 Bände, bezw. Hefte — finde ich als erstes Werk: 'Apfelstedt, Laut- und Formenlehre einer lothringischen Übersetzung (lies: Psalter-Übersetzung) des 14. Jahrhunderts. Diss. Bonn, 1888 (lies 1881), 8°.' Bekanntlich enthält diese Dissertation blofs die 26 ersten Seiten der ganzen Arbeit, etwa die Hälfte des Vokalismus, während der Rest des Vokalismus, der ganze Konsonantismus, die Flexionslehre, der Text, Anmerkungen und Glossar vollständig fehlen. War denn die ganze Arbeit so schwer zu beschaffen? Es ist doch nicht wohl anzunehmen, dafs gerade blofs die ersten 26 Seiten des Vokalismus wert waren, vom Verfasser benutzt zu werden. Während ferner Schwans altfrz. Grammatik in der 'Übersicht der benutzten Litteratur' aufgeführt ist, so suchte ich sowohl in dieser 'Übersicht' als auch unter den Citaten vergeblich nach irgend einer Spur von Schwans Arbeit über *Philippe de Remi*, in der ja auch die Sprache untersucht ist. Man wird also wohl kaum in der Annahme fehlgehen, dafs dem Verfasser diese im Jahre 1880 erschienene Abhandlung Schwans unbekannt geblieben ist. — Noch gar manches wäre zu erwähnen, und auch eine stattliche Reihe Druckfehler und falscher Citate wäre zu berichtigen, aber das glaube ich mir sparen zu dürfen, denn das Vorstehende genügt wohl, um jeden davon zu überzeugen, dafs diese 'Lautuntersuchung' nur mit äufserster Vorsicht in die Hand genommen werden darf, sowie es auch vollauf zu dem Urteile berechtigen dürfte, dafs dieser 'Beitrag zur romanischen Philologie' niemals hätte geschrieben, geschweige denn gar gedruckt werden sollen. *Assai sa, chi non sa, se tacer sa.*

Das VI. Heft, dessen Titel über den Inhalt genügend Aufschlufs giebt, wird man mit Interesse lesen. Die Arbeit Peters' ist als eine sorgfältige zu bezeichnen, und sie ist durchweg klar und übersichtlich geschrieben, so dafs man ohne grofse Mühe folgen kann, selbst wenn man die betreffenden Stücke nicht alle gelesen haben sollte. Der Quellennachweis zu Lamberts Komödie '*Les Sœurs jalouses ou l'Echarpe et le Bracelet*' (S. 34 f.) ist durchaus überzeugend, das Verhältnis von Scarrons '*Jodelet Duelliste*' zu seinen Quellen ist in sehr einleuchtender Weise klar gelegt; auch sonst finden sich beachtenswerte Mitteilungen und ist manches

vom Verfasser genauer bestimmt worden. Kleine Versehen finden sich vereinzelt, doch lassen sie sich leicht berichtigen; so steht S. 64, Z. 9 v. u. *Diègue* statt *Diego*, und S. 95 zweimal (Z. 1 und Z. 4) *Juan* statt *Gaspard*.

Jena. W. Cloëtta.

Le Patois Neuchâtelois. Récueil de dictons et de morceaux en prose et en vers, écrits par divers auteurs du pays. Neuchâtel, 1895.

Die *Société cantonale d'histoire* in Neuchâtel veröffentlichte Anfang September 1895 unter vorstehendem Titel einen stattlichen Band, in dem uns in bunter Reihe Erzählungen und Anekdoten in den verschiedenen Idiomen des Kantons vorgeführt werden. Sie sind teils direkt aus dem Munde der Bauern gesammelt, teils sind es früher schon in Zeitschriften oder sonst veröffentlichte Stücke in erneutem Abdruck. Schon seit 1892 hat die genannte Gesellschaft, unter dem Vorsitz des Professors Favre von der Neuenburger Akademie, an dieser Sammlung gearbeitet. Es hatte sich damals ein Komitee gebildet, das es sich zur Aufgabe machte, so viel als möglich von dem rasch aussterbenden Patois schriftlich zu retten. Schade, dafs bei der interessanten Arbeit so wenig wissenschaftlich vorgegangen wurde. Denn ein Blick in das Buch überzeugt uns, dafs wir es mit einem Werk zu thun haben, das mehr ins Gebiet der Belletristik als der wissenschaftlichen Forschung gehört. Ja, es mufs bei näherer Durchsicht dringend davor gewarnt werden, es zur Grundlage irgendwelcher dialektischer Studien zu machen. Die Zahl der Fehler (nicht nur Druckfehler) und Unrichtigkeiten ist geradezu verwirrend, und Einsicht in die Bedürfnisse des wissenschaftlichen Betrachters ist bei den Bearbeitern in äufserst geringem Mafse vorhanden. Zwar ist zum besseren Verständnis auf jeder Seite der schriftfranzösische Text beigedruckt, auch finden sich zahlreiche Anmerkungen, nur dafs diese, soweit sie Etymologisches bieten, besser weggeblieben wären. Den Dialektstücken steht voran eine Einleitung von M. Buchenel, jetzigem Pastor in Landeron. Er giebt mit feuilletonistischer Gewandtheit einen Überblick über die Vergangenheit des Patois. Er schildert, wie zum erstenmal während der Revolution 1789 von seiten der Franzosen der Versuch gemacht wurde, das Patois aus seinen althergebrachten Gebieten im Bergland zu verdrängen; aber das zähe Bergvolk wollte nichts 'von der neuen Freiheit und der neuen Sprache' wissen; das Patois hielt sich, so dafs noch 1812 M. de Pourtalès, als er Deputierte aus dem Val de Ruz empfing, sich des Patois bedienen mufste; ergötzliche Scenen gab es bisweilen, z. B. wenn ein Bauer aus dem Bergland in Boudry am See vor Gericht gestellt wurde und dann sich eines Dolmetschen bedienen mufste. Soweit M. Buchenels historische Schilderungen reichen, so weit geht auch der Wert seiner Einleitung; die sprachlichen Erörterungen, die darauf folgen, genügen nicht den bescheidensten Anforderungen; die angeführten Etymologien sind meist undiskutierbar. Wie aus früheren Jahrhunderten

mutet es uns an, wenn für Wörter des Patois griechische, ja hebräische Etyma mit der gröfsten Sicherheit ausgegeben werden; *morgier* (Steinhaufen im Felde) wird aus gleichbedeutendem frz. *montjoie* hergeleitet, *mai* von deutschem 'mehr' (!), *marmet* von 'Marktmann', *guinglet* von 'klein'; wenn auf dies Raten nach äufserem Schein einmal verzichtet wird, dann ist Littré die höchste Instanz.

Auf derselben Höhe steht das ganze übrige Werk. Die phonetische Schreibung ist absolut unzureichend; *-et* steht, wo ę̆ stehen sollte (*djet* = *gentem* anstatt *ǵę̄*); *ö* steht für ę̊, *ä* für ę̣; *ā* und *å* werden nicht geschieden, offener und geschlossener Charakter eines Vokals ist nur bei *e* sehr mangelhaft durch Gravis und Akut wiedergegeben; die Länge bezeichnet ein Cirkumflex, die Kürze wird nicht bezeichnet; Wortaccente fehlen ganz. Sehr verwirrend wirkt für den Sprachforscher auch, wenn ihm ein Mischpatois aus verschiedenen Ortschaften vorgesetzt wird. Gerade die Patois der Westschweiz zeigen von Dorf zu Dorf so erhebliche Differenzen im Lautbestand, dafs eine Verquickung mehrerer Idiome ganz unzulässig ist. So finden wir S. 296 eine Erzählung im *Patois de Bevaix et Boudry mélangés.* Nun ist Bevaix gerade der Grenzort für eine wichtige Lauterscheinung. Lat. ę in lateinischer und romanischer Position ergiebt in der ganzen Béroche bis Bevaix ī, in Boudry aber zeigt sich bereits das für Neuchâtel charakteristische ę̄; kein Wunder also, dafs uns in dem genannten Stück neben *mîmo, tîta, vos îte* auch *être* (einmal *étre*!) begegnet. Das Stück gehört mehr nach Bevaix als nach Boudry.

Die Bergdialekte sind ebenso vernachlässigt. Wir finden bisweilen (S. 74. 235. 327) die Überschrift *'Patois des montagnes'.* Welches ist gemeint? Für La Sagne lesen wir *à fian* (*à flanc* = *à côté*) neben *à chan* und *à tchamp, sôche* neben *sorte.* Ganz unbrauchbar ist das kleine, einzige Stück von Lignières (S. 307). Wir finden neben dem richtigen *coutchi* zwei Zeilen später *ecütche,* statt *u̯ardā́* steht *gardâ,* statt *vẹsọ̈́nẹ vezene,* ohne jegliche Bezeichnung. Einmal, S. 147, wird besonders angegeben, dafs das Stück *'en bon patois'* von einem Bauer, und nicht von einem *'Littérateur'* aufgezeichnet ist.

Andererseits ist es nicht zu verkennen, dafs die Bearbeiter durch Zusammenstellung und Übersetzung der historischen Dokumente sich ein Verdienst erworben haben; durch Erscheinen des Buches ist wieder einmal auf das interessante, im Verschwinden begriffene Patois aufmerksam gemacht, von dem ein Bearbeiter wohl in Vorausahnung gewisser Einwendungen von wissenschaftlicher Seite so spricht: *Il ne faut pas oublier que nos patois ne sont pas une langue de philologues, mais de paysans, de gens du peuple, qui la maniaient avec une complète liberté non seulement dans les verbes plus ou moins irréguliers, mais encore dans les noms communs ...*.

Das in dem Werke gegebene Material denke ich zum Teil wissenschaftlich nachzuprüfen, bevor ich es in einer Abhandlung über die Neuchâteler Dialekte mit verwerte.

Heidelberg. Hermann Urtel.

Il 'Gelindo', dramma sacro piemontese della natività di Cristo, edito con illustrazioni linguistiche e letterarie da Rodolfo Renier. Segue un' appendice sulle reliquie del dramma sacro in Piemonte. Torino, Clausen, 1896. IX, 254 S. 8. l. 6.

Obgleich in unserem Jahrhundert mehrmals gedruckt, ist der Gelindo in anderen als den Kreisen des piemontesischen Volkes, für welche die Ausgaben bestimmt waren, und namentlich aufserhalb Italiens kaum bekannt geworden. Ein sauberer, sorgfältiger Druck macht ihn jetzt allen denen leicht zugänglich, die der Pflege dramatischer Kunst unter dem Volke Teilnahme zuwenden; und ihm ist durch den unermüdlich und in verschiedenen Richtungen rührigen Herausgeber an Zuthaten nichts vorenthalten, was über des Werkes Art und Wert aufklären kann und ein volles Verständnis der in monferrinischer Mundart abgefafsten Teile desselben zu erleichtern geeignet ist. Das Werk stellt in seinen fünf Akten die heilige Geschichte dar von der Anordnung der Volkszählung an bis zur Flucht nach Ägypten mit Einschlufs dessen, was die Sage von dem Verhalten des Kaisers Augustus zur Erscheinung des Erlösers weifs, und dessen, was aus guten Quellen geflossen, aber auf weiten Wegen über den Ursprung und die Gefährdung der Herrschaft des Herodes zur Kenntnis des unbekannten Verfassers gelangt war. Gelindo ist der Name eines etwas ungeschickten, aber herzensguten Hirten, der dem heiligen Joseph und seiner Braut zu der Unterkunft im Stalle bei Bethlehem verhilft, dem bedrängten Paare herzliche Zuneigung schenkt und in Gemeinschaft mit seinem Weibe, seiner Tochter und seinem Knechte dem Neugebornen die erste fromme Huldigung und ärmliche aber wohlgemeinte Gaben darbringt, auch nachmals noch ein paarmal auftritt, nicht um den Fortgang der Handlung irgend zu fördern, sondern um durch den schlichten Ausdruck seiner harmlosen Frömmigkeit eine Zuhörerschaft zu erfreuen, die, Fleisch von seinem Fleische, zu ihm die Blicke so hoch nicht emporzurichten brauchte, wie zu Oktavian, Herodes und den heiligen drei Königen. Er und die Seinen, sowie eine zweite Hirtengruppe, die gleichfalls zur Anbetung des heiligen Kindes sich einstellt, sprechen monferrinisch und, wie das ihr Stand und die Mundart mit sich bringen, schlicht und ungeziert, während die übrigen Personen sich eines manchmal sehr gespreizten und auf Stelzen gehenden, oder auch eines unangenehm süfslichen Buch-Italienisch bedienen. Im ganzen haben wir es mit Prosa zu thun, doch treten einzelne strophische Stücke dazwischen, die Engeln oder der heiligen Jungfrau in den Mund gelegt sind, und gern werden längere Prosareden mit zwei gereimten Elfsilblern abgeschlossen. Solche längere oder kürzere Stücke gebundener Rede sind in der Regel nach Gedanken und Ausdruck wenig erfreulich, sehr oft auch den Forderungen richtigen Versbaues nicht entsprechend. Ein Zuhörer oder Leser, den nicht die religiöse Bedeutung der Vorgänge an sich gefangen nimmt oder schon das blofse Auftreten von Fürstlichkeiten und Höflingen in fremdartiger Tracht überwältigt, wird in dem Stücke schwerlich durch anderes

als durch das naturgetreue Reden und Gebaren piemontesischer Landleute sich angezogen fühlen, wie sie der unbekannte Verfasser um die Krippe des Heilands versammelt hat.

Der Text ist augenscheinlich mit grofser Sorgfalt abgedruckt; Satzfehler wie *cavalcavano* für *calcavano* 5, *fidaica* für *fidiaca* 100, *sariss* für *sarïss* 179 scheinen nur in ganz geringer Zahl der Nachprüfung entgangen zu sein. Zu bedauern ist, dafs die Mittel der Druckerei nicht eine den Bedürfnissen des Linguisten weiter entgegenkommende Art der Wiedergabe der mundartlichen Redeweise gestattet haben, dafs z. B. die verschiedene Qualität gewisser Vokale durch Accente über dem Schriftzeichen angegeben werden mufste, so dafs die Lage der Tonsilbe anzugeben keine Möglichkeit mehr blieb. Etwas sauberer hätte die grammatische Erörterung des Denkmals gehalten werden sollen. Nicht als ob das Wesentliche darin nicht zur Sprache gebracht wäre; aber mehr als einmal sind die Thatsachen an unrichtiger Stelle untergebracht, so ist § 4 von *côl* (= *quello*) die Rede, als ob das Etymon ein langes *e* enthielte, § 5 von *auẑlät* (= *uccelletto*), als ob hier ein kurzes lat. *e* offenes *e* ergäbe; ähnliches trifft man § 13, wo den lateinischen Grundlagen von *cònt* (*conto*), *ascônd, tòrn* langes *o*, § 14, wo derjenigen von *fïs* (*fosse*) langes *u* zugeschrieben ist. Zu der Darlegung des Formenbestandes der Mundart sei hier nur eine Bemerkung gestattet: Die in dem monferrinischen Idiom so häufig auftretende Pronominalform *a* (auch *o*) ist nach Gebühr berücksichtigt; es will mir aber scheinen, als ob bei genauerem Zusehen der Bereich ihrer pleonastischen Verwendung sich doch merklich verengere. Einmal halte ich dafür, dafs in sehr vielen Fällen, wo der Text *a l* oder *o l* oder *a r* getrennt bietet und damit den Schein eines zwiefachen pronominalen Subjekts erzeugt, es ratsamer sei, *al, ol* und *ar* zusammenzuschreiben; der Herausgeber hat selbst S. 146 Anm. 1 die Zulässigkeit solcher Auffassung anerkannt. Sodann möchte ich die Frage aufwerfen, ob man wirklich gut thue, in einer Wortgruppe wie *ché t'a ṇ' fassi pï l'óca* (*che tu non faccia più l'oca*) 54 das *a* als jenes aus *el* entstandene pronominale Subjekt anzusehen, das doch h i n t e r einem pronominalen Subjekte zweiter Person schwer denkbar ist, und ob es nicht die leichtere Annahme ist, *aṇ fassi* sei vermöge des nämlichen r e i n l a u t l i c h e n Vorganges aus *ne fassi* hervorgegangen, der *vení* (*venire*) zu *avní, levè* zu *alvè, nema* zu *aṇmá, almá* werden läfst; so könnte auch *a t' dig ch'a t' véni* (*ti dico che tu venga*) für *të dig ché të veni* als Ergebnis rein lautlichen Vorganges eingetreten sein, keine weiteren Redeelemente als dieses enthalten, in welchem Falle zusammengeschriebenes *at'* oder auch *at* ohne Apostroph eine weniger irreführende Schreibung sein würde. Gleiches gilt von *a v' sèv sbrigá?* (*vi siete* [*voi*] *sbrigato?*), wo ich wiederum lieber *av sèv* schreiben möchte.

An die grammatischen Erörterungen schliefst sich eine mit grofsem Fleifse ausgeführte Zusammenstellung des lexikalisch Bemerkenswerten an, die reichlich auf die sonstigen Quellen zur Kenntnis des norditalienischen Wortschatzes verweist, auch etymologische Belehrung nicht ausschliefst.

(*cavsè* möchte ich übrigens lieber mit [*rac-*]*capezzarre* als mit *calzare*, *psantè* lieber mit *absentare* als mit *exemplare* zusammenstellen.)

Endlich verbreitet sich der Herausgeber mit bekannter Belesenheit über die dauernde Volkstümlichkeit des Gelindo-Spiels, erörtert eingehend die zwischen den vier benutzten Drucken und einer handschriftlichen Fassung bestehenden Verhältnisse, den wahrscheinlichen Bestand der ursprünglichen, bisher nicht gefundenen Gestalt des Werkes, in der es schon im 17. Jahrhundert in die Welt getreten sein mag, und vergleicht es mit anderen italienischen und auswärtigen Behandlungen des Stoffes, wobei auch die Werke der bildenden Kunst nicht aufser acht bleiben.

Ein Anhang unterrichtet auf Grund ausgedehnter Nachforschung in Büchern und bei lebenden Zeugen über Anfang und Fortdauer dramatischer Aufführungen unter dem piemontesischen Volke und ergänzt damit in willkommener Weise D'Anconas treffliches Werk. Inhaltsangaben von Schauspielen und Proben daraus beleben die Darstellung.

Sprachwissenschaft, Litteraturgeschichte und Volkskunde erfahren durch Herrn Reniers jüngstes Buch gleich wesentliche Förderung.

Berlin. Adolf Tobler.

Li Proverbe au vilain. Die Sprichwörter des gemeinen Mannes, altfranzösische Dichtung nach den bisher bekannten Handschriften herausgegeben von Adolf Tobler. Leipzig, S. Hirzel, 1895. XXXIII, 188 S. 8. M. 5.

Über den früher nur teilweise und in wenig erfreulicher Gestalt gedruckten Text und verschiedene daran sich knüpfende Fragen hat der Herausgeber zu wiederholten Malen in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen geredet; und trotzdem, dafs in der dem Gedichte jetzt vorangestellten Einleitung das früher Gesagte in einigen Punkten vervollständigt und berichtigt ist, verzichtet er auf eine Darlegung des jetzt Gegebenen hier einzutreten und begnügt sich auf Archiv LXXI 417, LXXXVIII 398, XCIV 290 zu verweisen. Dem Texte, 280 Strophen, deren Überlieferungsverhältnisse die allerverschiedensten sind, folgt ein ausführlicher Kommentar, der an keiner Schwierigkeit vorüberzugehen sich zur Pflicht gemacht hat und für die in dem Gedichte behandelten Sprichwörter alle Stellen nachweist, wo sie in gleichem oder ähnlichem Wortlaute dem Herausgeber sonst begegnet sind; Parallelen aus anderen Sprachen daneben zu stellen erlaubte der Raum nicht. Ein befreundeter Leser hat den Herausgeber auf folgende Druckfehler aufmerksam gemacht: S. XVII, Z. 14 v. u. ist für 272 zu setzen 274; Str. 87, Var. zu Z. 6 nach *aussi p.* für F zu setzen A; Str. 96, Var. zu Z. 4 nach *Se il* für Eβ zu setzen Fβ; Str. 117, Z. 7 für *sou* schreibe *son*; Str. 147, Z. 7 für *e quiert* schreibe *le quiert*; Str. 149, Z. 7 für *Qni* schreibe *Qui*; Str. 150, Var. zu Z. 6 nach *refait* füge hinzu A; in Z. 2 der Anmerkung zu 31, 7 statt 'Fassung von H' schreibe 'Fassung von A'.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 1. Dezember 1895 bis zum 6. Januar 1896 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Bell, Alexander Melville, Note on syllabic consonants, read before the Modern Language Association of America, December 1894. Dedicated to the National Association of Elocutionists. Printed for the author, and published by the Volta Bureau, Washington, D. C. 10 S. 8.

Arte, revista internacional, directores Eugenio de Castro e Manuel da Silva Gayo, representante em França Louis Pilate de Brinn' Gaubast. T. I, N° 1. 2. Coimbra, Augusto d'Oliveira. Novembro, dezembro 1895. [Jährlich acht am 15. der Monate November bis Juni erscheinende Hefte von 32 bis 64 Seiten, Postverein 10 frs. Berichte über neueste dichterische und malerische Richtungen und Leistungen, und Proben von solchen; man mufs selbst zu den Jüngsten gehören, um von Zweifeln über den Wert, oft auch über den Sinn des Dargebotenen frei zu bleiben.]

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Herausgegeben von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XVI, Nr. 12.

Neuphilologisches Centralblatt. Herausgegeben von Dr. W. Kasten. IX, 12.

Die neueren Sprachen. Herausgegeben von Wilhelm Vietor. III, 6 [Fortsetzungen. Bericht von J. Caro über den Pariser Ferienkursus des Jahres 1895. Besprechungen von Lehrmitteln. Vermischtes]. 7 [J. Ackerknecht, Die Bindung im französischen Unterricht. H. Müller, Die Kanonfrage für französische und englische Schullektüre. Bericht von M. Prollius über die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Besprechungen von Lehrmitteln. Vermischtes].

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang, 1894. Dresden und Leipzig, C. Reifsner, 1895. 366 S. M. 6.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1894. XX. Norden und Leipzig, Diedr. Soltau, 1895. 168 S. 8.

Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. Erste Lieferung (A—Gebühr). Halle a. S., M. Niemeyer, 1896. 160 S. 8.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. XXX. Heft (Band III. Bogen 89—99). Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler, R. Schoch, A. Bachmann und H. Bruppacher. Frauenfeld, Huber, 1895. M. 2.

Brümmer, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Vierte völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig, Reclam (o. Jahr). 1. Lieferung. 96 S. kl. 8. M. 0,20 (soll in 20 Lieferungen bis Ostern 1896 vollständig erscheinen).

Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland (Fortsetzung) von k. k. Prof. J. J. Ammann. Krumau 1895. Zweiundzwanzigster Jahresbericht des Staats-Obergymnasiums in Krumau 1894/95. 24 S.

Jubiläumsschrift zum 200sten Geburtstage des Dichters Johann Christian Günther am 8. April 1895. Urkunden und Belege zur Günther-Forschung. Eine Ergänzung und Bestätigung meiner 'Neuen Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien' (Striegau 1881. LIV, 362 S. 8) von Gregor Konstantin Wittig. Striegau, August Hoffmann, 1895. 29 S. 8.

Englische Studien. Herausgegeben von Eugen Kölbing. Leipzig, Reisland. XXII. Band, 1. Heft. 384 S. [F. Holthausen, Zu den englischen Liedern und Balladen aus dem 16. Jahrhundert ed. Böddeker. L. Kellner, Shelleys 'Queen Mab' und Volneys 'Les Ruines'. Ph. Aronstein, Die Entwickelung der Lokalverwaltung in England im letzten Jahrzehnt. Miscellen: E. Kölbing, Eine bisher unbekannte me. Version von Pauli Höllenfahrt. Ders., Zu Byrons Manfred. Ders., Ein Brief Byrons an Shelley. J. Kluge, Der Beowulf und Hrolfs saga kraka. R. Sprenger, Kleine Bemerkungen. E. Kölbing, Hermann Hager, ein deutsches Dozentenleben in England. Vorlesungen über englische Philologie und ihre Hilfswissenschaften an den Universitäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz im Wintersemester 1894/95 und im Sommersemester 1895].

Wiener Beiträge zur englischen Philologie unter Mitwirkung von K. Link und A. Pogatscher herausgegeben von J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1895. I: Das Wortspiel bei Shakspere von Leopold Wurth. XIV, 266 S. 8. II: Grundrifs der englischen Metrik von J. Schipper. XXIV, 404 S. 8.

Historical outlines of English accidence, comprising chapters on the history and development of the language and on word-formation, by the late Rev. Richard Morris, M. A., L. L. D., revised by L. Kellner, Ph. D., with the assistance of Henry Bradley, M. A. London and New-York, Macmillan & Co., 1893. VII, 463 S. 8. sh. 6.

An outline of Anglo-Saxon grammar published as an appendix to 'An Anglo-Saxon reader' by James W. Bright, Ph. Dr. London, Swan Sonnenschein and Co., Paternoster Square, 1895. LXXIX S. 8.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. VII: Mittelenglische Grammatik von Lorenz Morsbach. Halle a. S., M. Niemeyer, 1896. Erste Hälfte. VIII, 192 S. 8. M. 4.

Flügel-Schmidt-Tanger, Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache für Hand- und Schulgebrauch. Unter besonderer Benutzung von Dr. Felix Flügels Allgemeinem Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch bearbeitet von Prof. Dr. Im. Schmidt und Dr. G. Tanger. Braunschweig, George Westermann, 1896. 2 Bände. 125 Bogen gr. Lex.-8. Geh. M. 10; geb. in Leinen M. 12,50, in Halbfranz M. 13 [einzelne Bände sind unter Erhöhung des Preises um M. 1 für den Band zu beziehen].

Outline of the philosophy of English literature von Greenough White, A. M., BD. Part I: The middle ages. Boston U. S. A. and London, Ginn & Co., 1895. VI, 266 S. 8.

Neuenglisches Lesebuch zur Einführung in das Studium der Denkmäler selbst nach den Handschriften und ältesten Drucken herausgegeben von Ewald Flügel. Erster Band: Die Zeit Heinrichs VIII. Halle a. S., Max Niemeyer, 1895. XII, 547 S. 8.

Die englische Hirtendichtung von 1596—1625. Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Hirtendichtung von Katharina Windscheid. Halle, Max Niemeyer, 1895. 114 S. 8.

Beitrag zur Kenntnis der volkstümlichen Musik, insbesondere der Balladen-Komposition in England. Strafsburger Dissertation von J. L. Limbert. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1895. V, 108 S.

Germanischer Bücherschatz herausgegeben von Alfred Holder. 12b. Beowulf herausgegeben von Alfred Holder. IIb: Wortschatz mit sämtlichen Stellennachweisen. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1896. 94 S. 8. M. 2.

Anecdota Oxoniensia. Texts, documents and extracts chiefly from manuscripts in the Bodleian and other Oxford libraries. Mediæval and modern series. Part VII: The Crawford collection of early charters and documents now in the Bodleian library. By A. S. Napier and W. H. Stevenson. Oxford, Clarendon Press, 1895. XI, 167 S. 8.

Über die Leges Edwardi Confessoris von J. Liebermann. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896. 139 S. 8 [Kap. I: Der ursprüngliche Text. II: Der Verfasser. III: Der litterarische Wert. IV: Der philologische Wert. V: Historische Nachrichten. VI: Allgemeine Verhältnisse in des Verfassers Zeit. VII: Die Kirche. VIII: Der König. IX: Stände. X: Bezirke und Verbände. XI: Gerichte. XII: Strafrecht. XIII: Bearbeiter. Handschriften, Kritiker].

Shaksperes zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyklus von Dr. E. W. Sievers. Mit einer Einleitung von Dr. W. Wetz. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard, 1896. XXIII, 256 S. 8.

The life and letters of James Macpherson, containing a particular account of his famous quarrel with Dr. Johnson, and a sketch of the origin and influence of the Ossianic poems, by Bailey Saunders. London, Swan Sonnenschein; New York, Macmillan, 1894. XI, 323 S. 8.

Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Aufzügen von Percy Bysshe Shelley. Deutsch in den Versmafsen des Originals und mit Anmerkungen versehen von H. Richter. Leipzig, Ph. Reclam. XXII, 153 S. 12. [Vorzügliche Übersetzung mit Einleitung und Anmerkungen.]

Was wir lieben und pflegen müssen. Eine Sammlung Naturansichten und Schilderungen aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jacob Feis. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. VII, 149 S. 8. [Eine warm geschriebene Einleitung von 24 Seiten giebt eine übersichtliche Skizze von Ruskins Leben und Wirken.]

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. kl. 8. Band M. 1,60.

Vols. 3095 and 3096. Memories and studies of war and peace by Archibald Forbes. 271 und 263 S.

Vol. 3097. The days of Auld Langsyne by Jan Maclaren. 294 S.

Vol. 3098. From the memories of a Minister of France by Stanley J. Weymann. 279 S.

Vols. 3099 and 3100. Casa Braccio by F. Marion Crawford. 285 und 280 S.

Methodische Fragen des englischen Unterrichts, den Mitgliedern des englischen Ferienkursus zu Berlin im Oktober 1895 vorgetragen von Dr. Wilhelm Mangold. Berlin, Julius Springer, 1896. 45 S. 8.

Kurzgefafstes Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Rudolph Degenhardt. Dritte Stereotyp-Auflage. Leseschule — Schulgrammatik — Lesebuch. Dresden, L. Ehlermann, 1895. VI, 384 S. 8.

Methode Gaspey-Otto-Sauer. Kleine englische Sprachlehre besonders

für Elementarklassen von Real- und Töchterschulen, sowie für erweiterte Volks-, Fortbildungs- und Handelsschulen von Dr. Emil Otto. Neu bearbeitet von H. Runge. Vierte durchgesehene Auflage. Heidelberg, Julius Groos, 1895. V, 227 S. 8.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch: The United States of America. Geographische und kulturgeschichtliche Charakterbilder über die Vereinigten Staaten. Ausgewählt und bearbeitet von Prof. J. J. Wershoven. Mit 21 Abbildungen und einer Karte. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1895. IV, 183 S. 12. M. 1,40 [gut ausgewählt und sehr hübsch illustriert].

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der neuen Lehrpläne herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, R. Gärtner. Abteilung II: Englische Schriften.

16. Bändchen: Triumphs of invention and discovery in art and science by Hamilton Fyfe. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Julius Leidolf. 1895. IX, 125 S. Dazu: Vollständiges Wörterbuch, 67 S.
17. Bändchen: The world's progress by Hamilton Fyfe. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von J. Ottens. 1895. VIII, 133 S. 8.
18. Bändchen: Romantic tales of olden times by Mrs. M. Corbet-Seymour. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper. 1895. VII, 78 S. 8.
19. Bändchen: History of commerce by Hamilton Fyfe. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erläutert von Dr. J. Péronne. 1895. VIII, 120 S. 8.
20. Bändchen: Station life in New Zealand by Lady Barker. Ausgewählt und erklärt von Dr. J. Hengesbach. 1895. VIII, 147 S. 8.
21. Bändchen: Home rule. Fünf Reden zur dritten Lesung der Home Rule Bill von 1893. Nach dem Bericht der Times herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Dr. G. Wendt. 1895. VIII, 109 S. 8.

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 16. 17. 18. Roma, Loescher, 1893—1895 [16. V. de Bartholomaeis, Di alcune antiche rappresentazioni italiane. C. Fratis, Ricerche sul 'Fiore di Virtù'. — 17. E. Teza, Un maestro di fonetica italiana nel cinquecento (Degli elementi del parlar toscano, trattato di Giorgio Bartoli, 1584). E. Gorra, Dell' epentesi di iato nelle lingue romanze. — 18. R. Renier, Una redazione della leggenda versificata di Santa Caterina. G. Gigli, Di una nuova questioncella dantesca (danach ist Proserpina, die regina dell' eterno pianto, Inf. IX, 44, die donna che qui regge, X, 80, insbesondere dem ersten Kreise der città di Dite, den Ungläubigen und Epikuräern vorgesetzt). C. Pascal, Note etimologiche (*balardo, barcollare, bousco, burlare, crocchio, desio, frusco, fuscello, gremire, grullo, inaffiare, pettegolo, rullo, sciatto, spantecare, spiare, spicciare, tracollare, zotico*)].

Romanische Forschungen ... herausgegeben von Karl Vollmöller. X, 1 [H. A. Rennert, Der spanische Cancionero des Brit. Museums, Ms. add. 10431, mit Einleitung und Anmerkungen zum erstenmal herausgegeben. G. Baist, *casamatta* (verficht gegen Romania XXIII, 619 die schon Rom. Forschungen VII, 414 vorgetragene Ableitung von *χάσματα*). K. Vollmöller, Zu Amadis (Beschreibung des jetzt dem Brit. Museum gehörigen Exemplars der Ausgabe Saragossa 1508)].

Romania, recueil trimestriel ... publ. par Paul Meyer et Gaston Paris. T. XXIV, No. 96 [F. Lot, Étude sur la provenance du cycle arthurien (Ier article). P. Meyer, *c* et *g* suivis d'*a* en provençal. Etude

de géographie linguistique (avec carte). Mélanges: Fr. Bonnardot, A qui Jacques de Longuyon a-t-il dédié le poème des *Vœux du Paon?* A. Thomas: Etymologies françaises: *chevène; hanse; hoque; orpailleur;* prov. mod. *rouis.* Ov. Densusianu: Fr. *bauçan.* G.-A. Nauta: La *Danse Macabré.* P. M.: La descente de s. Paul en enfer. A. Morel-Fatio, Esp. *yogar.* Comptes rendus. Périodiques. Chronique].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XVII, 8 [Referate und Recensionen 4]. XVIII, 1 [Abhandlungen 1: K. Wehrmann, Über die Technik Zolas. G. Krause, Zur Mundart des Departements Oise, mit Karte].

Storm, Joh., professeur à l'Université de Christiania, Dialogues français enseignant la grammaire et la phraséologie du français parlé. Cours moyen, troisième édition corrigée et augmentée. Copenhague, Gyldendal, 1895. X, 230 S. 8. (Norwegische Ausg.)

Gebhardt, Christoph, aus Kleinschmalkalden, Zur subjektlosen Konstruktion im Altfranzösischen. Dissertation aus Halle (auch in der Zs. f. rom. Philol. Bd. XX, H. 1). 26 S. 8.

Hamel, Friedrich Albert, Molière-Syntax. Dissertation aus Halle. 1895. 140 S. 8.

Les Enfances Vivien, chanson de geste publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Boulogne-sur-mer, de Londres et de Milan par Carl Wahlund et Hugo von Feilitzen, professeurs agrégés à l'Université d'Upsala, édition précédée d'une thèse de doctorat servant d'introduction par Alfred Nordfelt, docteur ès lettres. Upsala, libr. de l'Université; Paris, Bouillon, 1895. LI, 303 S. 4.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gärtner, 1895. 1896:

17. Histoire de Marie-Antoinette par E. et J. Goncourt. Im Auszuge für den Schulgebrauch herausgeg. und erklärt von Dr. A. Mühlan. Mit einem Bildnisse der Marie-Antoinette. VII, 168 S. 8. Geb. M. 1,50. Wörterbuch dazu gesondert 35 S. M. 0,30.
19. Une famille pendant la guerre 1870—1871 par B. Boissonnas (Ouvrage couronné par l'Académie). Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von H. Bretschneider, Oberlehrer. Mit 2 Kartenskizzen. VI, 116 S. Geb. M. 1,20.
21. Simples lectures scientifiques et techniques. Aus den Werken von Garrigues-Monvel und L. Figuier ausgewählt, mit Anmerkungen versehen und zur Schul- und Privatlektüre wie auch als Material für Sprechübungen herausgegeben von Dr. Arthur Peter, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz in Dresden. IX, 113 S. Wörterbuch dazu 47 S.

Bibliothèque française. Dresden, Kühtmann, 1895. 1896. kl. 8.

64. L'invasion, souvenirs et récits par Ludovic Halévy. In Auszügen mit Anmerkungen, Fragen und einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. V, 124, 45 S. Geb. M. 1,20.
65. La catastrophe de Sedan par Émile Zola. Auszüge aus 'La Débâcle'. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Richard Ackermann. Mit einer Karte. IV, 75, 32 S. Geb. M. 0,90.
66. En famille par Hector Malot. Tome premier. In Auszügen mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuche zum Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. 100, 86 (Wörter-

buch zu beiden Bändchen), 23 (Anmerkungen und Questionnaire zum ersten Bändchen) S. Geb. M. 1,40.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch. Dresden, Kühtmann, 1896. kl. 8.

28. La France. Lectures géographiques. Ausgewählt und bearbeitet von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 45 Abbildungen, einem Plan von Paris und einer Karte. 198 S. Geb. M. 2.

Werner, Dr. Moritz, Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets (Poésies nouvelles). Berlin, Vogt, 1896. 161 S. 8. M. 3,60 (Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie veröffentlicht von Dr. Emil Ebering. X, Roman. Abteilung Nr. 4. Ein Teil der Arbeit ist als Berliner Dissertation unter dem Titel 'Zwei Threnoi Alfred de Mussets' 1895 veröffentlicht).

Rebajoli, Dr. Gino, Grammatik der italienischen Sprache. München, Ackermann, 1896. 66 S. quer 8.

Il 'Gelindo', dramma sacro piemontese della natività di Cristo, edito con illustrazioni linguistiche e letterarie da Rodolfo Renier. Segue un' appendice sulle reliquie del dramma sacro in Piemonte. Torino, Clausen, 1896. IX, 254 S. 8. l. 6.

Hanſsen, Federico, Supplemento a la conjugacion de Berceo. Santiago de Chile, Imprenta Cervantes, 1895. 11 S. 8 (Publicado en los 'Anales de la Universidad').

Beermann, Dr. E., Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Nordhausen a. H., Novilatiin, un esaaje de proformaar il Latiin a un lingue usaabil al internasionaal relasioons de nostre tempor. Ein Versuch, das Latein zu einer für den internationalen Verkehr unserer Zeit brauchbaren Sprache weiterzubilden. Leipzig, Fock, 1895. 60 S. 8.

Thomas Carlyles
Abhandlung über den Goetheschen Faust.

Die vorliegende Abhandlung Carlyles über den Goetheschen Faust, welche in erster Linie für alle diejenigen, welche sich für Carlyles Entwickelungsgang interessieren, sodann aber auch für die Goethe-Forscher Wert besitzt, ist bisher den Gelehrten fast vollständig unzugänglich gewesen. Sie erschien zuerst ohne Angabe des Verfassers in der *'New' Edinburgh Review*[1] und ist trotz allen Drängens der Carlyle-Biographen[2] seitdem nicht wieder abgedruckt worden, obwohl diese Zeitschrift heute zu den gröfsten Seltenheiten gehört und z. B. in Deutschland, wie im Herbst vorigen Jahres durch Umfrage bei den Bibliotheken festgestellt wurde, in keinem einzigen Exemplare mehr vorhanden ist.

Die älteren Bibliographien[3] thun dieser Carlyleschen Abhandlung überhaupt keine Erwähnung, und auffallenderweise findet sich dieselbe auch in keiner der bisher erschienenen Ausgaben der Werke Carlyles, selbst die sonst gute vierbändige Ausgabe

---

[1] *Edinburgh: Printed for Waugh and Innes, ... and G. and W. B. Whittaker, London* ... u. a. (Januar — April 1822.) Bd. II, S. 316—334.

[2] Vgl. E. Flügel, Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwickelung und Weltanschauung (Leipzig, F. W. Grunow, 1887) S. 29 f., und W. Streuli, Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes (Zürich, F. Schulthefs, 1895) S. 33.

[3] So u. a. C. G. Wenzel, Aus Weimars goldenen Tagen ... (Dresden, Arnold, 1859) S. 71, und F. Peter, Die Litteratur der Faustsage bis ... 1850. 2. ... Auflage (Leipzig, F. Voigt, 1851).

der *Critical and Miscellaneous Essays,*[1] welche die sämtlichen anderen selbständigen Goethe-Aufsätze bis zum Jahre 1832 enthält,[2] bringt dieselbe nicht, so dafs ein Neudruck dieses Artikels einem oft empfundenen Bedürfnisse abhelfen wird.

Die Wiederveröffentlichung dieser verschollenen Abhandlung sollte ursprünglich den Inhalt einer kleinen Festschrift zum hundertsten Geburtstage Carlyles bilden, den vor wenigen Monaten — am 4. Dezember 1895 — die Gelehrtenwelt Grofsbritanniens unter ungewöhnlich warmer Beteiligung aller gebildeten Bevölkerungsklassen feierte. Die gelehrten Körperschaften veranstalteten Gedenkfeiern, die grofsen Revuen führten ihren Lesern das Bild und die Thätigkeit des seltenen Mannes, des Weisen von Chelsea, wie sie ihn drüben gern nennen, vor die Augen, an dem einsamen Grabe auf dem Kirchhofe des weltentlegenen schottischen Dörfchens Ecclefecchan fand eine erhebende Feier statt, und das bescheidene Wohnhaus Carlyles in Cheyne Row ward zu dauerndem Gedächtnis des Toten in ein Carlyle-Museum umgewandelt.

Auch Deutschland hat an diesen Feiern herzlichen Anteil genommen, denn der Tote, den sie dort drüben ehrten, war einer der unserigen, nicht nach dem zufälligen Rechte, das die Geburt verleiht, sondern auf Grund der Verdienste, die er, der Schotte, sich in seinem langen Leben um deutsche Wissenschaft und Litteratur und um die Geltendmachung deutschen Geistes in England erworben hat, durch die warme Liebe endlich, mit der er deutschem Wesen und deutscher Denkungsart zugethan war. Denn Carlyle hat für uns Deutsche nicht allein ein litterarisches Interesse, und der Kranz, den unser Kaiser vor wenigen Wochen auf das Grab dieses Feuergeistes niederlegen liefs, galt wohl nicht zum wenigsten dem Manne, dem wir neben seinem

[1] *Collected and republished by Thomas Carlyle,* Vol. I—IV (London, Chapman & Hall, 1857).

[2] In Bd. I: *Goethe's Helena* (entstanden 1828 und zuerst veröffentlicht in der *Foreign Review* Nr. 2). *Goethe* (1828, *Foreign Review* Nr. 3). In Bd. III: *Goethe's Portrait* (1832, *Fraser's Magazine* Nr. 26). *Death of Goethe* (1832, *New Monthly Magazine* Nr. 138). *Goethe's Works* (1832, *Foreign Quarterly Review* Nr. 19). Vgl. ferner Bd. I, S. 339 ff. und Bd. III, S. 303 ff., 316 ff., 324 ff.

Werke über den grofsen Preufsenkönig unermefslichen Dank schulden für die Gesinnung, aus der heraus er am 18. November 1870 jenen denkwürdigen Brief an die *Times* schrieb, den ihm schon unser alter Kaiser Wilhelm mit dem Orden *Pour le mérite* lohnte.

Heinrich von Treitschke hat im Sommer vorigen Jahres in seiner in der Aula der Berliner Universität gehaltenen Erinnerungsrede 'Zum Gedächtnis des grofsen Krieges' in kurzer, aber durchaus treffender Weise das Verhältnis Carlyles zu unserem Volke und seine Verdienste um dasselbe charakterisiert. Diese Verdienste aber sind ihm in Deutschland unvergessen geblieben und beeinflussen in hohem Grade unser Urteil über den englischen Gelehrten. So würden wir Deutsche, trotzdem wir den glänzenden Vorzügen Carlyles als Schriftsteller unbedingte Anerkennung entgegenbringen, ja, trotzdem sogar der Zauber seiner transcendentalen Träume, der einst so viele ernste und denkende Geister seiner Nation umfing, auch auf unsere heutige Generation noch bis zu einem gewissen Grade zu wirken vermag, dennoch kaum Veranlassung genommen haben, uns so häufig und eingehend mit diesem Manne zu beschäftigen, als dies thatsächlich in den vergangenen Decennien geschehen ist; aber wir haben über dem, was Carlyle seinem Volke war, nicht das vergessen, was er, der Biograph Schillers, der Übersetzer und Erklärer Goethes, der Geschichtschreiber Friedrichs des Grofsen und der begeisterte Herold einer deutschen Hegemonie in Europa, dem unserigen gewesen ist: einer der genauesten Kenner deutschen Wesens und deutscher Eigenart, ein treuer und zuverlässiger Freund in der Stunde der Not zu einer Zeit, da wir deren nicht gerade viele im Auslande besafsen. Deshalb sind auch die Worte der Begeisterung, mit denen man jenseit des Kanals zu einer Huldigungsfeier für den verstorbenen Denker am Tage der hundertsten Wiederkehr seiner Geburt aufforderte, nicht an den Grenzen des vereinigten Königreiches verklungen, sondern haben in den Ländern deutscher Zunge ein lautes Echo geweckt. So brachte auch in Deutschland das vergangene Jahr einen ansehnlichen Zuwachs der ohnehin schon bedeutenden Carlyle-Litteratur: die erste Sammlung seiner socialpolitischen Schriften in einer guten deutschen Übersetzung und mit einer

trefflichen Einführung,[1] ferner die gründliche Arbeit eines Schweizer Gelehrten[2] über Carlyles Stellung zur deutschen Litteratur, die in nahezu erschöpfender Vollständigkeit die Wechselbeziehungen zwischen der englischen und deutschen Litteratur während des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts bis zu Carlyles Auftreten aufdeckt, und endlich eine ganze Reihe mehr oder minder populärer Schriften und Aufsätze, welche Carlyles Wirken vom Standpunkte des Socialpolitikers, des Theologen,[3] Historikers oder Tagesschriftstellers beurteilen.

Besonders eingehend beschäftigt sich das Streulische Buch mit dem Verhältnisse des englischen Gelehrten zu Goethe; es verfolgt die ganze geistige Entwickelung Carlyles fast ausschließlich unter diesem Gesichtspunkte, seinen Werdegang von dem ersten Goethe-Aufsatz an, den wir im Folgenden zum erstenmal einem größeren Publikum zugänglich machen, bis zu seinem ersten Hauptwerke, dem *Sartor Resartus,* das er mit einem Goetheschen Motto beginnt, die ganze Zeit seines rührenden Briefwechsels mit Goethe bis zu dem Augenblicke, da er als 71jähriger Greis in der berühmten Edinburger Rektoratsrede, die wieder in einem Goetheschen Gedichte ausklingt, das Facit seines Lebens zieht und den Edelsten seiner Nation immer von neuem das Studium der Werke des großen Deutschen empfiehlt. 'Und kennst du keinen Propheten,' heißt es in seinem *Sartor Resartus,* 'selbst in dem Gewande der Umgebung und dem Dialekte unseres Zeitalters? Keinen, dem sich das Göttliche durch alle die niedrigsten und höchsten Formen des Alltäglichen offenbart hat, und von dem es wieder prophetisch offenbaret worden; in dessen begeisterter Melodie selbst in diesen Lumpen sammelnden Tagen das menschliche Leben, und wäre es auch nur von

[1] Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, ... Bd. 1. 2 (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1895. 1896).

[2] Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes. Von Wilhelm Streuli (Zürich, Fr. Schulthefs, 1895).

[3] Hierher gehört als wichtigste die kleine Schrift von Christian Rogge: Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1895).

ferne, wieder göttlich zu werden beginnt? Kennst du keinen solchen? Ich kenne ihn und nenne ihn — Goethe.'

Allein obwohl in dem Streulischen Buche mit besonderer Vorliebe alles berücksichtigt ist, was Carlyle zu Goethe hinzog und ihn zu einem Anhänger Goethescher Weltanschauung machte, so hat der Verfasser doch über dem, was diese beiden Geister verband, nicht versäumt, auch die tiefgehenden Gegensätze in Rechnung zu ziehen, die sie trennen. Übrigens hat auch Hensel,[1] meines Erachtens mit vollem Recht, darauf hingewiesen, dafs in der landläufigen Behauptung, Carlyle sei ein Anhänger Goethescher Weltanschauung gewesen, zwar viel Wahres, aber doch nicht die ganze Wahrheit liege. Und der vorliegende Faustaufsatz bestätigt dies in mehr als einer Beziehung und läfst an mehreren Stellen zwischen den Worten begeisterter Anerkennung die Selbständigkeit Carlylescher Denkungsweise unverkennbar durchblicken. Bemerkenswert in dieser Beziehung ist auch die Stellungnahme Carlyles zu der Faust-Manfred-Kontroverse, die den Schlufs des Aufsatzes bildet.

Carlyles Beschäftigung mit den Werken Goethes geht bis in das Jahr 1821 zurück, und die vorliegende, im Herbst dieses Jahres entstandene Abhandlung über den Goetheschen Faust ist somit die erste aus einer längeren Serie Carlylescher Studien, die sich ausschliefslich mit Goethe beschäftigen. Obwohl dieselbe in der *New Edinburgh Review* ursprünglich anonym erschien, so kann doch Carlyles Autorschaft nicht angezweifelt werden, da er selbst in einem Briefe diesen Aufsatz als von ihm herrührend erwähnt. Am 12. Januar 1822 schreibt er an seinen Bruder Alexander in Mainhill:[2] ... *After returning [from Kirkcaldy], I set to on a criticism on Faust, which the Review people were wanting. They have now agreed to pass it till the next number, and I go on more leisurely. I shall send it whenever it is printed; though it will be very poor, being written on a subject which I have never expressed myself about before, and hence with no small difficulty. It will be far too good, however,*

[1] A. a. O. S. XIX.

[2] *Early letters of Thomas Carlyle edited by Charles Eliot Norton,* Bd. II, 1821—1826 (London, Macmillan & Co., 1886), S. 25.

for the place it is going to. The dogs have paid me nothing yet — nothing but smiles and fair words, which being hollow are worse than none.

Neuerdings gab Flügel im Anhange seiner Carlyle-Biographie[1] kurze Citate aus dem Carlyleschen Aufsatze, und auch Streuli[2] verfehlte nicht, unter Anerkennung des Wertes dieser Erstlingsarbeit eine kurze Inhaltsangabe derselben zu geben.

Die äufsere Veranlassung zu dieser Arbeit war der Wunsch Carlyles, einer für das Ansehen Goethes und speciell für eine gerechte Wertschätzung seines Faustdramas in England verhängnisvoll wirkenden Publikation energisch entgegenzutreten. Nach den Zeichnungen von Moritz Retsch[3] hatte nämlich ein Engländer Namens Moses 26 Kupferstiche angefertigt und dieselben im Jahre 1820 nebst einem kurzen erläuternden Text herausgegeben,[4] welch letzterer indessen so bald vergriffen war, dafs die Firma Boosey & Sons in London sich bereits im folgenden Jahre veranlafst sah, dem englischen Publikum ein neues Textbuch zu dem gleichen Zwecke vorzulegen.[5] Es ist dies eine farblose englische Übertragung von Bruchstücken des ersten Teils der Tragödie in Blankversen, deren Zusammenhang und Verständnis durch einen kurzen verbindenden Text in Prosa angestrebt wird. Alle Stellen, und es sind deren sehr viele, welche mit den ästhetischen Anschauungen zartbesaiteter Engländer hätten in Konflikt kommen können, sind natürlich ohne weiteres unterdrückt. So sind z. B. gleich im Anfange Vorspiel und Prolog mit der kurzen Motivierung fortgelassen, dafs *both in conception and execution, are repugnant to notions of propriety such as are entertained in this country.*

Gegen dies Machwerk beabsichtigte nun Carlyle mit seiner Abhandlung zu Felde zu ziehen, und er glaubte dies mit nicht mehr Aussicht auf Erfolg thun zu können, als dadurch, dafs er

[1] A. a. O. S. 203—205.

[2] A. a. O. S. 33—35.

[3] Vgl. *The Foreign Quarterly Review*, Bd. 18 (London 1837), S. 63 ff.

[4] *Faust, an Analysis of Goethes Tragedy of Faust, in illustration of Retschs series of outlines engraved by H. Moses* (London 1820).

[5] *Faustus: from the German of Goethe* (London, Boosey & Sons … and Rodwell & Martin …, 1821).

selbst seinen Landsleuten genaue Angaben über den Inhalt und Aufbau des Goetheschen Dramas gab; auch zieht er eine Parallele zwischen dem Goetheschen und dem älteren Marloweschen Faust, welche natürlicherweise zu gunsten des ersteren ausfällt; zum Schlusse glaubt er noch Byron energisch gegen den Vorwurf des Plagiats in Schutz nehmen zu müssen, den Goethe zu seinem, Carlyles, grofsen Bedauern in einem Augenblicke eifersüchtiger Anwandelungen dem englischen Dichter wegen des Zusammenhanges zwischen dessen Manfred und seinem Faust gemacht hatte.

Zu einer eigenen Übersetzung des Goetheschen Faust, die Carlyle mehrfach plante, ist er leider nie gekommen, doch zeugen die späteren Abhandlungen über denselben Gegenstand, wie sehr ihn der Faust auch in den folgenden Jahren noch beschäftigte. Vielleicht ist in diesen neueren Arbeiten Carlyles ganze Auffassung eine reifere, seine kritische Methode eine schärfere — man kann auch darüber verschiedener Meinung sein —, für seinen Entwickelungsgang ist die Kenntnis dieser ersten Arbeit über Goethe indessen in keinem Falle zu entbehren.

Text.

Aus: *The New Edinburgh Review. January — April 1822.* ... [Motto.] Bd. II. *Edinburgh: Printed for Waugh and Innes, ... and G. and W. B. Whittaker, London* ... u. a. [s. a.]. Art. II, S. 316—334.

Art. II. — *Faustus: from the German of Goethe.* London, Boosey and Sons, 1821. 8vo. 86 S.

The title-page of this work excites expectations which the work itself is very little calculated to fulfil. It is no translation of Faust; but merely a pretty full description of its various scenes, interspersed at frequent intervals with extracts of considerable length, rendered into clear and very feeble blank verse, — generally without great violence to the meaning of the original, or any attempt to imitate the matchless beauties of its diction; — the whole intended mainly to accompany a series of plates illustrative of Faust, which have lately been engraved by Mr. Moses from the drawings of Retsch, a German artist. 'The slight analysis, drawn up as an accompaniment to Retsch's Outlines, being out of print, the publishers felt desirous to supply its place with a more careful abstract of Faust,

which, while it served as a book of reference and explanation for the use of the purchasers of the plates, might also possess some claims to interest the general reader. With this view, ...' &c.

We entertain no prejudice whatever against this 'more careful abstract'. It seems to be a solid inoffensive undertaking, founded on the immutable principles of profit and loss, and is accomplished quite as well as could have been expected. But we have felt mortified at seeing the bright aërial creations of Goethe metamorphosed into such a stagnant, vapid *caput mortuum:* and we cannot forbear to caution our readers against forming any judgement of that great foreigner from his present representative; or imagining that 'Faustus' affords even the faintest idea of the celebrated drama, the name of which it bears. An avowedly prose translation of the passages selected, would have been less unjust to all parties. It would have enabled the author to express the sense of his original with equal graceful-[*S. 317*]ness, and far more precision, without inviting such of his readers as know the genuine Faust to institute comparisons so distressing, — or leading such of them as do not know it to form so erroneous an estimate of its merits. According to this plan, it seems impossible that any stanza like the following —

Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wuthend [*so!*] *nach dem Abgrund zu**

could have been transformed so miserably as into

— Oh! am I not
The fugitive — the houseless wanderer —
The wild barbarian without an *object*?
Or like a cataract that from rock to rock
With eager fury leaps *heralding ruin*!

---

* This simile is fast degenerating into what Voltaire called *un Suisse,* — a simile ready to move at any one's bidding. We have met with it repeatedly of late, both in poetry and prose, — in Manfred, Anastasius, The Apostate, — not to speak of others. Byron and Hope spin it into a fine allegory, each in his own fashion: Mr. Sheil, by introducing *frost* into his cataract, has contrived to illustrate very forcibly some doctrines of Martinus Scriblerus on the Art of Sinking. *Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.*

Poetical license, and the trammels of verse, are all that can be pleaded in extenuation of this and a thousand such unhappy failures. There are others for which an humbler plea must serve. *'Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,'* the author knows full well, cannot mean, 'Oh! learn to dally with your misery': nor, on reconsidering the matter, will he fail to discover that *'alle sechs Tagewerk'* signifies the universe, not 'a whole week's business'; or that —

> *Und dann die hohe Intuition —*
> *Ich darf niht* [*so!*] *sagen wie — zu schliefsen —*

cannot be translated by

> — And then the high
> The wond'rous intuition? — I dare not
> Proceed.

If such inaccuracies as these had been avoided; if the book had borne a humbler title, and been sober prose in shape, as it is in substance, — though it could not have interested, it would not have offended 'the general reader'; and purchasers of Retsch's Outlines would have taken it with them not the less, — which is nearly all the circulation it has any right or chance ever to obtain under any form.

Perhaps we are too severe on this slender performance: but the sight of it renewed our wish to see Faust in an English dress; while the perusal of it mocked all such anticipations. A suitable version of Faust would be a rich addition to our literature; but the difficulties which stand in the way of such an un-[*S. 318*]dertaking amount to almost an absolute veto. The merits of a good translation, especially in poetry, always bear some kindred, though humble, relation to those of the original; and in the case before us, that relation approaches more nearly to equality than in any other that we know of. To exhibit in a different tongue any tolerable copy of the external graces of this drama, — the marvellous felicity of its language, and the ever-varying, ever-expressive rhythm of its verse, would demand the exercise of all that is rarest and most valuable in a poet's art; while the requisite familiarity with such thoughts and feelings as it embodies, could not exist but in conjunction with nearly all that is rarest and most valuable in a poet's genius. A person so qualified is much more likely to write tragedies of his

own, than to translate those of others: and thus Faust, we are afraid, must ever continue in many respects a sealed book to the mere English reader.

Certainly, it is not with the hope of doing much to open it, that *we* have taken up the subject. But if we can succeed in describing — though we cannot pretend to exhibit — any of the characteristic features of a work so generally famous, our efforts will not perhaps prove unacceptable to many who know it only by name: and for ourselves, Faust is so great a favourite with us, that a few hours can scarcely be spent more agreeably than in lingering amid the endless labyrinths of thought, to which a fresh perusal of it never fails to introduce us.

Goethe is likely to figure in after ages, as one of the most remarkable characters of his time; and posterity will derive from this tragedy their most lively impressions, both of his peculiar excellencies and defects. Faust was conceived while its author was passing from youth to settled manhood, — a period of inquietude in every life, — frequently, as in his case, of a darkness and despondency but too well suited to furnish ideas for such a work. It was executed when long culture and varied experience had ripened his powers; and under a splendour of reputation, which admitted the most confident, even careless exertion of them: its object is to delineate whatever is wildest and most mysterious in the heart and the intellect of man; and its chief materials are drawn from the heart and the intellect of the writer. In perusing it, accordingly, we seem to behold the troubled chaos of his own early woes, and doubts, and wanderings, — illuminated in part, and reduced to form, by succeeding speculations of a calmer nature, — and pourtrayed by a finished master, in all its original vividness, without its original disorder. In studying the scenes of Faust, we incessantly discover marks of that singular union of enthusiasm with derision; of volatility [*S. 319*] with strength and fervour; of impetuous passion, now breaking out in fiery indignation, now in melting tenderness, now in withering sarcasm, with an overflowing gaiety, not only sportive and full of the richest humour, but grotesque to the very borders of absurdity, or beyond them, — which appears to belong exclusively to Goethe. In Faust too, we trace the subtle and restless understanding, which, at one period or another of its history, has pene-

trated into almost every subject of human thought; the sparkling fancy, and, as a necessary consequence, the boundless command of language and allusion — to clothe and illustrate, as if by enchantment, all the conceptions of a most capricious, though lofty and powerful imagination.

Qualities so exquisite have long placed Goethe at the head of German poets; and given him a kind of literary autocracy in his own country, to which nothing with us bears any resemblance. Unlimited power is said to injure the possessor of it; and here, as in more important instances, it has produced its natural effect. Goethe has suffered, as well as profited, by the want of criticism; and traces of his having written for a much too indulgent public, are visible in Faust no less than traces of his wonderfull genius. There is a want of unity in the general plan of the work, and there are numerous sins against taste in the execution of it. We do not allude to any of the three superannuated *unities* of Aristotle, or the French school: but there is not in Faust that unity of interest, which we are taught to expect in every work of fiction. The end has too slight a connection with the beginning, the parts with each other: and the general effect is more than once entirely suspended by the insertion of certain incoherent scenes, which it would not be easy to admire anywhere; and nowhere — it might seem at first view — more difficult than here. They resemble the *disjecta membra* of wit and satire, much more than wit and satire themselves; and though not without some gleams of meaning independently of the local and ephemeral topics to which they refer, they are given out in so raw a state of preparation as would undoubtedly expose them to very brief and harsh treatment from any critic but a German one. It were unfair, however, to deny that this strange mixture of pathos, and horror, and drollery, acquires, on reflection, a secondary beauty, sufficient to cancel much of its original rudeness and apparent incongruity. Faust is not constructed on the common dramatic principles, or at all adapted for theatrical representation. It seems to aim at holding up not only a picture of the fortunes and feelings of a single character, or group of characters; but at the same time, a vague emblem of the great vortex of human life; and in this point of view, its heterogeneous [*S. 320*] composition and abrupt variations, even its occasional extravagance, have a subordinate propriety, as significant of

the vast, and confused, and ever-changing object, which the whole in some degree is meant to shadow forth.

The 'Tragical History of Doctor Faustus', by Marlow, is grounded on the same tradition with this play of Goethe's; but the two pieces have little else in common. The genius of Marlow was of a kind very dissimilar and very inferior to that of Goethe; and the structure and plan of his 'Tragical History' point to an age, with many of whose feelings and opinions we are fast losing all sympathy. Marlow's play derives its chief interest from delineating the gloomy and mysterious connection of man with the world of spirits: and presupposes a certain degree of belief in magic and apparitions. He has, in fact, done little more than cast into a dramatic form the story of the 'Devil and Doctor Faustus', which used so powerfully to harrow up the soul in the childhood of our grandfathers, and which still produces a pleasing, though far milder effect, on the more sceptical urchins of the present age. The characters are not more happily imagined, than the incidents which are intended to display them. His demon is a paltering rueful craven, whom we feel much readier to pity and despise, than to hate or fear. Faustus himself has few qualities to interest us. He is animated indeed by a boundless thirst for power and pleasure; but it is power and pleasure of the lowest sort that he covets. His anticipated delights are corporeal; and he longs for the pomp and circumstance of authority, — scarcely at all for the bold energies which serve to earn it, and, as exercising which, it is alone, or chiefly valuable, to a high mind. He hopes that

As Indian Moors obey their Spanish lords,
So shall the spirits of every element
Be always serviceable to us three:
Like lions shall they guard us when we please,
Like Almain Ritters with their horsemen's staves,
Or Lapland giants trotting by our sides.
Sometimes like women or unwedded maids,
Shadowing more beauty in their airy brows
Than have the white breasts of the Queen of love.

It is less the uncertainty of human knowledge, than the limited emoluments of a Wittenberg Professorship, that disgusts him; and he concludes a mad bargain with the devil, bartering his everlasting

happiness against four and twenty years of sensual enjoyment, and of vulgar power; which he uses in a way worthy of the bargain, — in playing conjuror's tricks to irritate the Pope or amuse the Emperor, in cheating jockies, and eating loads of hay; and when the hour is come, he falls prostrate before his fate, with a frantic terror analogous to the brutal inso-[*S. 321*]lence with which he had spent the days of his prosperity. Marlow's work is not without some touches of the sublime, and many passages of a luxurious beauty; but it never could affect the reader deeply, as a whole, and its power of so affecting him is lessening daily.

Goethe's conception, both of Faust and Mephistophiles, bears not only far more relation to the habits of a refined and intellectual age, but is also far more ingenious and poetical in itself. The introduction of magic is but accessory to the main result: it is intended merely to serve as the means of illustrating certain feelings, and unfolding certain propensities, which exist in the mind, independently of magic; and the belief we are required to give it is of the most loose and transient nature. Indeed, if we can only conceive that an assemblage like his *dramatis personæ,* so discordant, and so strangely related to each other, has been formed by any means, the author appears to care little whether we believe in it at all; and throughout the play, glimmering indications frequently become visible of the ridicule with which the characters themselves, whatever they profess in public, inwardly regard the whole subject of *diablerie* in all its branches. Nor does Faust's misery, at any period of his history, spring from so common a source as the dread of his future doom; 'this sun shines on all his sorrows,' and it would hardly alleviate them perceptibly, if the hereafter were to be for him an everlasting blank. Mephistophiles, too, is a much more curious personage than formerly. 'The progress of improvement,' as he himself observes, 'has been so considerable of late, that is has extended even to the devil — the northern phantom with horns, and tail, and claws, being no longer visible upon earth.' He is a moral, not a physical devil; and the attributes of his character harmonize with the rest of the intellectual machinery by which Goethe undertakes to work upon our feelings. It is machinery of a much finer and more complex sort than that employed by Marlow; the management of it is infinitely more difficult; but the effect which he makes it produce is

also much more ennobling, and reaches much farther into the mysteries of our nature.

Faust is first presented to our notice, seated at his desk, in a narrow Gothic chamber, dimly illuminated by his solitary lamp. Surrounded with all the materials of study, he is meditating on the vanity and utter worthlessness of all they can lead him to. In early life, he has entered upon the search of truth with the fearlessness natural to his ardent temper, solicited by such an object; spurning those consecrated barriers which, though they tend to repress the freedom of thought, often serve also to con-[*S. 322*]centrate its exertions, and thereby increase its results — he has attempted to penetrate the most secret recesses of physical and mental nature: he has now examined all, and nowhere found one satisfactory conclusion. From each keener effort to devine the essence of things, his mind has returned back more faint and full of doubt: and when philosophy, in all its departments is explored to the utmost limits of human research, Faust finds himself as ignorant as at the outset. Words will not satisfy him, and of real existences he cannot gain the knowledge. There are no first indubitable principles to guide him; and still the universe, study it as he may, appears before him a dark entangled riddle, the meaning of which, if it have any, is impenetrably hid from men. Nor is it to *know* only that he strives; the sensibilities of his heart have been embarked in this undertaking as well as the faculties of his intellect — he would *feel* as well as understand; and he cherishes vague and vehement longings for some unspeakable communion with the great powers of nature, whose magnificence expands his soul, while their mysteriousness confounds and repels it.

Faust's natural and acquired endowments are high, but his ideas of excellence are vastly higher. All that he *can* appears as nothing in comparison of what he *should*; and this enormous disproportion between what he is, and what he aims with such intense volition to become, forms a never-failing source of agitation to his mind. He has gifts which would bear him forward triumphantly to the acquisition of every thing that man is permitted to acquire; but all will not satisfy, if he cannot overstep the limits with which nature itself has circumscribed him.

Meanwhile, those secluded struggles, in which the flower of his

days is already spent, have estranged him from the cheerful ways of men. Immured in his closet, among books and instruments, and all the dead machinery of art, he has long ago forsaken the sunny fields of life; friendship, and love, and worldly preferment, have alike been sacrificed at the shrine of science; and science has requited him with vain delusions and baseless chimeras. The spirit which longed to mingle with the cherubim, and explore the darkest arcana of the universe, is shut up within narrow cell of a college, and reduced to conduct a few boys through the juggling sophistry of scholastic learning. Nor does the magic, to which, in the bitterness of his disgust, he has devoted himself, avail him any thing. The beings whom he summons from the vasty deep, refuse to admit him to their fellowship. He shudders and sinks when the 'flaming countenance' of the spirit of the earth is turned towards him, and finds [*S. 323*] himself too justly reproved for vain glory in imagining that his nature could be raised to a level with it.

Cheated of this forlorn hope, Faust abandons himself to utter despair — he has no longer an object upon earth, and still no rest. The sources of feeling are changed into sources of self-torment; the acuteness of his sensibility, and the force of his will, serve only to augment his sufferings; his superhuman attainments lift him above human sympathy; he envies the sluggish happiness of those around him, still more than he despises the materials of it. His heart is stung to madness, when he thinks of what he is, and what he wished to be — 'an equal of the gods?' exclaims he, 'I am an equal of the worm, which crawls through the dust; which, as it lives and feeds upon the dust, the traveller's step annihilates and buries.'

In this tumultuous agony, his eye lights on a phial of poison, and one lurid ray of joy breaks in upon him, as he determines on self-murder. There is a stern pathos, a wild grandeur in the feelings with which he surveys *this* undisputed proof of human knowledge, this essence of all kind sleepy juices, by which the pangs of humanity are to be quieted at once and for ever. The lofty hopes of another world dawn upon him, where the soul's ethereal essence shall no more be clogged and cramped by its bodily fetters — where its lordly feelings shall no more be blighted and confounded in the low turmoil of earth. The stream of life is carrying him nearer and nearer to the great ocean; the mirror-wave is glancing at his feet; new

day beckons him to brighter shores. He knows the fearful risk, but there is no alternative; he must boldly turn his face away from this terrestrial sun, and venture through that pass 'around whose narrow mouth all hell is flaming', whithersoever it may lead. The cup into which he has now poured the poison, recalls to memory his father's house, and the festive nights in which a *different* use was made of this old relic. One last paroxysm of awakened sympathies! — but he dashes them away, and the cup is at his lips. At this instant, the choir assembled in the neighbouring church to celebrate the Easter Festival, commence their hymn in worship of our Saviour. Its simple tones, and the solemn warning which the words address to mortals, toiling in this vale of tears, arrest the hand of the suicide; the remembrance of many happy days of pious childhood breaks through that of the agitated and unhallowed scenes which have succeeded; his seared and tortured heart is melted into natural feeling; 'tears flow; the earth has back her son.'

But Faust's miseries are suspended only for a time. Next [*S. 324*] day we find him in company with his amanuensis, Wagner — a quiet gerund-grinder, a collator of manuscripts and speculator on classical affairs, 'the poorest of all the sons of earth,' — whose phlegmatic character and dull pursuits are strongly contrasted with the fervid temperament and unearthly longings of his master. They wander about the fields, now covered with lively groups of the city population, high and low, come out to enjoy the holiday, and make merry according to their respective inclinations. Faust rejoices to find himself 'a man among men'; but as evening approaches he falls into his usual reveries; pours out his eloquent impassioned aspirations over the setting sun; and returns home to solitude and gloom as before. The world again appears to him a mournful prison-house, in which a thousand cares are let loose to prey upon the heart, and mock all its higher purposes. He knows not whither to turn for comfort or instruction. The New Testament occurs to him, and he eagerly determines to translate it into his native language, and study it more attentively than ever. But a difficulty stops his progress at the very threshold. 'In the beginning was the word,' is a statement which he cannot comprehend, and no alteration he can make on the passage will render it intelligible to him.

In the midst of this perplexity, an evil spirit, Mephistophiles,

appears to Faust, and counsels him to lay aside all such vain speculations, to go forth into the world, and enjoy those real pleasures with which its votaries are rewarded. With cold malice, he leads Faust's imagination to contemplate the hopeless barren disquietudes of his actual condition. Faust admits that he has no hope; that, day or night, his anguish never ceases; that existence is a burden to him; and death his only hope. 'And yet,' rejoins the demon, with a spiteful apathy worthy of him, 'a certain man one night did *not* drink out a certain liquor!' Faust's heart is cut by the remembrance of all that he has suffered, and the anticipation of all that he has yet to suffer, — he breaks forth into a bitter and indignant malediction upon life and every thing connected with it.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süfs bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in dieser Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müfsigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
*Und Fluch vor allem der Geduld!**

* We are sorry, that to most of our readers, instead of those beautiful verses, we have nothing to shew but the following very dim and distorted image of them:

Tho' from my heart's wild tempest
A sweet remember'd tone recovered me,
And all my youth's remaining hopes responded

The tempter now changes his tone. Having worked his victim up to the proper pitch of fierce and desperate scorn for all his earthly lot, he proceeds to set before him the boundless joys he may still secure, by listening to advice and accepting assistance from *him*. Faust hears him — but contemptuously: 'How can a wretched fiend,' he asks, 'comprehend or find enjoyment for the lofty mind of man?' 'Yet if it could be so — if I shall ever lie at ease upon this bed of torture; if thy delusions shall ever once cheat me into self-complacency, once betray me with enjoyment; if I shall ever say to any moment, Linger! thou art sweet! — then cast me into fetters, then hurl me down to ruin: I shall not refuse to go. The great spirit of the earth has spurned me: Nature veils herself from my examination: can the future world be worse than this? Living here, I am a slave: [*S. 326*] What matters whether thine or whose?' Mephistophiles grasps at the offer. The contract is ratified with the usual formalities. He is to be Faust's while *here*, Faust is to be his *hereafter*.

Except the character of Faust himself, that of his new associate is by far the most striking and original in the whole of this wonderful drama. Mephistophiles is not the common devil of poetry, but one much more adapted to his functions. It is evident that he was

---

With the soft echo of joys long gone by,
Yet do I curse them all — all — all that captivates
The soul with juggling witchery, and with false
And flattering spells into a (this) den of grief
Lures it, and binds it there. Accursed be
All the proud thoughts with which man learns to pamper
His haughty spirit — cursed be those sweet
Entrancing phantoms which delude our senses —
Cursed the dreams which lure us to the search
Of fame and reputation — cursed all
Of which we glory in the vain possession,
Children and wife, and slave and plough — accursed
Be Mammon, when with rich and glittering heaps
He tempts us to bold deeds, or when he smooths
The pillow of inglorious dalliance —
Accursed be the grape's enticing juice —
Cursed be love, and hope, and faith — and cursed,
Above all cursed, be the tame dull spirit
Which bears life's evils patiently.

a devil from the first and can be nothing else. He is emphatically 'the Denyer': he fears nothing, complains of nothing, hopes for nothing. Magnanimity, devotion, affection, all that can sweeten or embellish existence, he looks upon as childish mummery. His powerful intellect enables him to understand all those sentiments and their modes of acting upon men: but the idea of them excites no pleasure in his mind; and he regards all their manifestations as the most weak and ridiculous anility. Pride would be a thing too noble for him; yet his servile conduct proceeds less from natural sycophancy, than from an utter contempt of moral distinctions. He feels it no more disgraceful to cringe and fawn, that he may avoid the trouble of asserting and commanding, than it would be to go round the base of a mountain, that he might avoid the trouble of going over its summit; it is the easiest mode of accomplishing his purpose in both cases, and nothing more. He might be accused of inordinate vanity, but his unfeigned disregard for the approbation of others gives to his self-esteem a character more sinister than that of ordinary vanity. He cares for the suffrage of no one — irony is the only tone in which he speaks of all things; and the universe itself appears in his eyes little better than a huge puppet-show, and its whole history a paltry farce, in which there is nothing to excite any feeling but derision from a rational thinker. He does not even appear to hate any one very deeply. His aim with Faust seems rather that of an *amateur,* than of a regular demon: he tempts him chiefly as an intellectual recreation. No doubt, his motives, like all motives, are mixed; but he seems in the course of his operations to display, not so much the rancour and envy natural to his profession as a desire purely scientific — a curiosity to see how ridiculous the empty dreamer, with all his elevations and refinements, his imaginary woes and still more imaginary joys, will look at last. In many respects Mephistophiles resembles some French *philosophe* of the last century. There is the perfection of the intellectual faculties with a total absence of the moral; the extreme of fanciful pleasantry and acute thought, with the extreme of arid selfishness and contemptuous apathy. Upon all those passions and emotions which [*S. 327*] men are ennobled by experiencing, he reasons with the keen sagacity and easy disdain of the most accomplished cynic. The sciences fare still worse with him. Logic, medicine, law, theo-

logy, as they pass in review before him, are ridiculed till they seem hardly even worth despising. His wit, and knowledge, and gaiety, and humour, are boundless; but in his hands they do not illuminate — they consume. 'It is written on his front that he never loved a living soul.' He cannot pity, or admire, or worship — he can only mock. His presence is like a moral Harmattan, the 'mortifying wind' of the desert, under which every green thing is parched and dies.

From the moment when Faust connects himself with such a being, his character and conduct become degraded; we pity him not the less, but much of our respect is gone. He seems as if he had thrown away the crown of his manhood, which, though it galled his brow, was still a crown. He has become a slave that he might avoid the duties of a king; and the pleasures of a slave are not suited to his nature. It was himself still more than his circumstances that required change: the wildness of his desires still more than the scantiness of their gratification produced his misery; and the vulgar enjoyments of the world may contaminate him more, but will satisfy him even less than the high though infatuated struggles he has now relinquished. Accordingly, he traverses 'the bustling inanity of life: food hovers before his eager lips; but he begs for nourishment in vain.' His heart is alternately wounded by the sneers, and betrayed by the wiles of the scoffing demon who guides him; and he loses his dignity without finding peace.

Faust has given up the pursuit of knowledge in disgust; but he has not yet become a mere man of pleasure. Mephistophiles listens with a smile to his vast project of participating in the pains and joys of all the human race, and filling his soul with human sympathy, since it cannot be filled with the perception of truth, and the sympathy of higher natures. All this, according to Mephistophiles, proceeds from the imperfection of his pupil's understanding. The search of truth is but like 'thrashing straw', it leads to no result; and those ambitious aspirations serve only to make the fool, who entertains them, no better than 'a beast driven about by an evil spirit within a circle of withered heath, while green pastures lie all around it.' To command the services of others, he thinks at least equal to sympathizing with their feelings; and therefore, a wise man should plunge into the rushing crowd of the week-day world;

should court power, and the only genuine pleasures — those of sense.

With such views, the two set out together on their travels: [*S. 328*] they are first transported to a scene of boisterous merriment in a Leipsic tavern. The rude jollity of these blackguards appears more amusing as depicted in the graphic poetry of Goethe, than it would if actually exhibited in Auerbach's Keller. It speedily disgusts Faust; and his mentor, after entertaining the topers with an indescribable song, and at last confounding them by some feats of conjuring, conducts him to a witch's cave. The purpose of their visit is to have Faust restored to youth by the spells of this Hecate: and they wait during her absence considering the singular furniture of her establishment.

There is nothing of the sublime in Goethe's mode of treating sorcery — scarcely any thing of the horrible. A kind of solemn absurdity marks all his witches; they have not the malevolence usually imputed to that class of persons; and they appear to live on a very friendly footing with their master, shewing no wish to quit his service now or afterwards. All that distinguishes them from common mortals is the extreme absurdity and coarseness of their general character, and its adaptation to the peculiarity of their position, mid-way, as it were, between the world of spirits and that of men. The latter circumstance also gives them a tendency to survey life and human nature, in the abstract — to take comprehensive views of things; and this tendency, combined with the dimness of their intellectual vision, furnishes a copious supply of the most ludicrous hallucinations — tinged with a slight shade of preternatural horror, which increases its effect. Perhaps, in the present era, this is the best use that can be made of witchcraft. So far as we know, it is peculiar to Goethe.

The return of youth, which Faust greeted as the highest blessing, becomes the means of sinking him into wretchedness for ever; and deeper wretchedness than ever, because it is now mingled with remorse. In crossing the street he first beholds Margaret; and their earthly fortunes are thenceforth indissolubly connected. Margaret possesses no qualities to call forth our admiration; yet the poet has contrived to make us warmly interested in her favour. She is poor and simple — nothing but a young artless girl in humble life. Yet

the meek gracefulness of her nature, her innocence of heart, the strength and purity of her first affection — when contrasted with the dark fate that impends over her — excite our pity keenly; and we regret that a class of interests so touching in their lowly completeness, should have been desolated by the intrusion of the wicked and tumultuous passions of a world, from which she seemed so far withdrawn. Faust her lover, — for he loves her truly, and with a fervour originating not in her qualities but his own character, — [*S. 329*] is aware of their relative situation. In the delirium of his feelings, he does not forget that the innocent creature, who views him with such adoration that her whole being is, as it were, swallowed up in his, must participate in the ruin which overhangs him. He utters many a bitter self-reproach, and forms many a strenuous resolution to tear himself away. But the violence of his attachment still retains him; the arts of the fiend — whom he despises and hates, yet listens to — at length prevail; and poor Margaret's ruin is completed.

The succeeding scenes exhibit Margaret in a state of anguish gradually darkening to despair. She has unwittingly destroyed her mother, — a drug intended to be only soporific, having by the treachery of Mephistophiles proved a deadly poison: and Valentine, a brave soldier, her brother, and now her only surviving relative, hearing of his beloved sister's disgrace, and hastening to avenge it, dies by the hand of Faust. Valentine appears before us only for a moment, and then expires: but the qualities he displays in that moment make us regret that we see him no more. He reminds us of Shakspeare's Mercutio. He speaks, with his dying breath, to his sister, in a tone of bitter levity, more cutting than the most indignant declamation. Her own heart but too well seconds his reproaches. Alone and unprotected — her friends all killed by her own hand — her seducer fled to escape from justice — and infamy approaching to cover her, — Margaret has now no stay on earth. Religion itself, which once formed the balm of her life, is now become its bane. In the church, where the choir is chaunting a solemn hymn expressive of the terrors of the last day, an evil spirit is represented as standing behind Margaret, and, applying the most fearful of the denunciations to her; it asks where her mother is? where her brother? and pronounces a woe against her, because their blood is on her hands.

Faust and his companion, meantime, are assisting at a very different scene. They have hastened to the Brocken in the Harz mountains, where the sorcerers' Sabbath, the Walpurgisnight, or night of the first of May, is receiving due celebration from innumerable witches and wizards of every age and rank. It is impossible to convey any idea of this extraordinary convention, or of the plan which Goethe has taken to depict it. We behold the mountain, and the adjacent forests gleaming with a faint, lugubrious light; and witches in full motion towards it from every point — crowding, jostling, treading each other under foot — sailing in troughs, riding on swine, or broomsticks — and capering in all the frantic jollity of their brutish carneval. Goethe appears to have aimed at imitating in his verse the wild [*S. 330*] uproar, which it was his task to describe. It is the *Saturnalia* of poetry as well as of witchcraft. An *intermezzo* is represented before the infernal audience, on the summit of the mountain. Its title is *Oberon's golden marriage:* it treats, like Quevedo's book, *de omnibus rebus et quibusdam aliis.* The interlocutors, who deliver each one verse, are from all quarters of the animal, vegetable, astronomical, theatrical, and metaphysical world, — scene-shifters of Weimar, will-o'-wisps, weathercocks, fairies, the Genius of the age, and snuffings of the stars. It is 'a universal hubbub wild, of stunning sounds and voices all confused'. Feeble glimpses of meaning occur here and there; but the whole wavers between sense and utter nothingness, and leaves an impression like the first dawnings of thoughts in the mind, before they can at all be converted into propositions capable of being contradicted or affirmed.

Faust mingles in this satanic revelry more than we could wish: yet he soon grows tired of it; and we can almost pardon him for having snatched a few moments of enjoyment, or at least forgetfulness, from a source however mean, when we reflect that they are the last allotted to him. The riotous pastime being ended, he discovers that Margaret has been imprisoned for the crimes which she had committed on his account, and is condemned to die. The agonies of remorse take hold of him at the comparison of her recent miseries and hard doom, with the wretched fooleries which have lately occupied him. But the tempest of his feelings moves not Mephistophiles. It is vain for Faust to imprecate a thousand curses

on the head of this wicked spirit: the demon listens with profound composure; the victim is now within his toils; and the aid he at last proffers serves only to bring on a more torturing catastrophe. Faust is furnished with the keys, and conducted to the door of the prison, where Margaret is confined, while his companion stupifies the jailor, and agrees to wait with his phantom-steeds in readiness to convey them all, ere morning, out of danger. But the efforts of Faust prove fruitless. On exploring his way to the cell where Margaret lies confined, he discovers that hardship has already crazed her brain: she is singing a rude ballad when he enters, and mistakes him for her executioner. Few situations can be conceived more excruciating than Faust's. Before him are the ruins of that young mind whose innocence he has destroyed, whose world, just opening, with enchantments of which experience had not yet proved the vanity, he has changed into a waste howling wilderness; and his last hope of saving her even from an ignominious and painful death is rendered vain. He conjures her to fly, and he will yet love her and watch over her: but his words [*S. 331*] suggest no definite idea to her mind; the power of thought is gone, while that of feeling subsists in more than its original strength; the wrecks of memory are confusedly mingled with abrupt sensations of the present, and hurried anticipations of the future, and over all is heard the wail of blind and degraded woe, more piercing because it is blind and degraded — without claims to respect or hope of remedy. Goethe has pictured the insanity of Margaret with an almost frightful air of reality. There is a tinge of coarseness intermingled with the wild expression of her distracted feelings: it is not the insanity of poetry, but that of life. She recognizes her lover; and her first sentiment is a burst of joy: but her perceptions have no permanency; she replies to his renewed and more earnest supplications for departure, with a 'Whither? — without is the grave' — she alludes to her murdered child, which she calls upon him to make haste and save; wishes she were past the hill where her mother sits wagging her old grey head, which is heavy with sleep; tells affectingly, how she herself would be buried to-morrow, — and relapses into dreams which transport her back to the earlier periods of their intimacy. He begs her, if she would not kill him, to come away — 'the day is dawning'; — 'Day!' she exclaims, 'yes, it is day — the last day

is dawning; it should have been my wedding-day! Tell no one that you have been with Margaret — Alas! for my garland — it is gone! We shall see each other again; but not at the dance. The mob is rushing, yet I hear them not — the square, the streets, are crowded with them; they hurry me to the block — how they bind and tie me! — the bell is tolling — the judgment-wand is broken, every neck shrinks as the axe severs mine — The world lies dumb as the grave!' Mephistophiles appears at the door to chide their 'useless lingering and prating' — his horses shiver in the morning breeze, he will wait no longer. Margaret shrieks at sight of him; she fervently appeals to the judgment of heaven; and prefers death and the loss of her last earthly friend to being where he has any power. The demon observes that 'she is judged'; a voice, from above, adds, that 'she is saved'. Mephistophiles calls Faust to him and departs; the voice of Margaret is heard from within crying after the latter — but in vain — their earthly history is done, their lots are divided, they meet no more.

The work, of which we have traced this brief and imperfect sketch, is undoubtedly one of the most singular that have ever appeared in Europe. We scarcely know under what class to arrange it, or how to mark out its rank in the scale of literary dignity. As a mere drama, its faults are many; and its beauties, though of a high order, are not of the highest. There is not [*S. 332*] plot sufficient to create dramatic interest; and though many scenes are of great power, and many situations of high tragical effect, they hang too loosely together to constitute a perfect work of this class. Perhaps the most striking peculiarity of the whole performance is the wonderful versatility of talent which it implies. To group together the wicked scornful malignity of Mephistophiles with the pastoral innocence of Margaret, the chaotic gaiety of the Brocken, and the impetuous enthusiasm of Faust, was a task which few could have meditated, and none but Goethe could have accomplished. It presupposes a union of poetical and philosophical powers, such as have rarely met together in the history of mind.

It is to the character of Faust, however, as displayed in the opening scenes of the play, that we turn for the highest proof of Goethe's genius. They give us the most vivid picture we have ever seen of a species of mental convulsion, at once in the extreme

degree moving and difficult to paint. It is the destruction of a noble spirit by the force of its own thoughts; a suicide of the mind, far more tragical than that of the body. Faust interests us deeply at first; he is at the utmost pitch of misery, and has no feeling of self-accusation; he possesses all the grandest attributes of our nature, and has meant to use them well. His fault seems but the want of worldly wisdom, and the lofty, though unhappy constitution of his mind; he has been born with the head of a sceptic and the heart of a devotee; in grasping at the sublime, he has lost even the useful; when his earthly hopes are all blasted, no moral consolation is in store for him; 'he has not an object, and yet he has not rest.' The sleepless agitation, the arid tearless wretchedness, natural to a human being so situated, have been delineated by Goethe with a beauty and verisimilitude, to which there are few parallels, even in easier subjects. An unlimited supply of the finest metaphors and most expressive language, combines with the melody of the verse to make the earlier part of Faust one of the richest spots in the whole circle of modern poetry.

Faust and Mephistophiles personify the two propensities, as implanted by nature, and modified by education — to admire and to despise, to look at the world on its poetical or on its prosaic side — which by their combination, in different proportions, give rise to so many varieties of moral disposition among men. It is not without reluctance, that in the play before us, we behold the inferior principle triumphant in the end. Faust's crimes are many, but his will seems to have had little share in them; even after his connection with the fiend, he feels virtuously, even nobly, though he acts ill; and, when we see Mephistophiles at [*S. 333*] length succeed in ruining a being so greatly his superior in all respects, it seems as if the spirit of evil were made victorious over that of good, the lower part of man's nature over the higher. But if such be our feeling, it is not with the poet that we must quarrel. 'The soul that sinneth, it shall die' is the law of nature as well as of revelation; and acts of desperate rashness, though without any purpose morally bad in the author of them, as they produce fatal consequences to the individual or to others, must be punished accordingly. Faust's criminality existed long before he forsook his retirement, or addicted himself to the converse of spirits; it began when

he allowed his desires to reach beyond the boundaries wherewith nature had circumscribed them, when he allowed his mind to wander — even in the search of truth — till it doubted the existence of a Providence, and the foundation of moral distinctions. All his subsequent miseries and crimes originated in this — at first view, so pardonable a transgression; and the concluding lines of Marlow may be applied to his conduct and history, with a sense more extended than Marlow meant them to bear —

Cut is the branch that might have grown full straight;
And burned is Apollo's laurel bough,
That some time grew within this learned man;
Faustus is gone: regard his hellish fall,
Whose fiendful fortune may exhort the wise
Only to wonder at forbidden things —
Whose deepness doth entice such forward wits
To practise more than heavenly power permits.

We cannot take leave of Faust, without adverting to the controversy which has arisen respecting its connection with Manfred. The charge of plagiarism, which Goethe brought forward against Byron, some time ago, in a German Journal — and still more his mode of bringing it forward — gave us pain; we thought it unworthy of Goethe; it shews too much of the author, too little of the man. Goethe may be at ease about his laurels. It has been his fortune to live through a change of dynasty in European poetry, and to be himself, more than any other, instrumental in causing that change. He has created a new literary era in his own country; and none will dispute him the glory not only of having furnished many scattered ideas — but what is far more honourable — much important intellectual training, to every one of the great minds, with whose fame all Europe, and particularly England, 'rings from side to side'. The man whose writings served to nourish and direct the genius of Sir Walter Scott, — whose *Götz von Berlichingen* paved the way for the poetizing of Border Chivalry, and thus prepared, afar off, the elements of the Scots Novels, has no need to higgle with Byron about even [*S. 334*] the property of Manfred. It is not our business at present to enter upon the discussion of the point in dispute. A cursory perusal of Faust and Manfred, we think, will satisfy any one, that both works stand related to each other, — that if Faust

had never seen the light, neither in all probability would Manfred. Yet it does not appear to be as parent, but as forerunner, that Faust is related to Manfred. The idea of man's connection with the invisible world is the same in both; but in Byron it is treated solemnly; in Goethe it often furnishes matter of laughter. Manfred, too, is not the same character with Faust; he is more potent and tragical, less impetuous and passionate, and the feeling of remorse is added to that of the uncertainty of human knowledge. In the management of the plot, the two peaces have no similarity, and the impressions they leave on the reader are as different as possible. Byron is not a copyist, but a generous imitator, who rivals what he imitates. We have not heard that Goethe has given in any claim to a right of property in Don Juan. Perhaps he might, with some prospect of success; but the advantage of succeeding would be small. Mephistophiles is, unfortunately, not a character very difficult to conceive; nor has our countryman presented it under a form likely ever to become very pleasing, or permanently useful. The German devil is a much shrewder fellow than the biographer of Don Juan; he sneers as keenly and as comprehensively; he despises with fully more sprightliness and tact; and the taste for physical impurity in all its most disgusting shapes, which his English rival manifests so strongly, is one of the few qualities which the great 'Denyer' seems to have acted wisely in denying.

Berlin. Richard Schröder.

Théophile de Viau.

(Fortsetzung.)

IV. Kapitel. (1621 bis 28. September 1623.)

Als Théophile von dem König und dem Herzog von Luynes Erlaubnis erhielt, wieder an den Hof zu kommen, war er durch Schaden, wenn nicht klug, so doch gewarnt worden und wufste, dafs die rechtgläubige Kirche ihn im Auge hatte. Deshalb war es seine Absicht, sich nicht nur mit dem König und dem Herzog, sondern auch mit den Jesuiten gut zu stellen. Man hat bisher angenommen, dafs er dieses durch einen plötzlichen Übertritt zum Katholicismus versuchte, und die zeitgenössische Flugschrift *La Prise de Théophile* läfst ihn allerdings gleich nach seiner Rückkehr aus England bei den Jesuiten zur Beichte gehen,[1] was eine Unmöglichkeit ist.

Trotzdem aber hat sich die Tradition festgesetzt, dafs Théophile de Viau bereits im Anfang des Jahres 1621 die protestantische Religion abschwor.[2] Auf Grund eigener Angaben des Dichters ist diese Annahme nun dahin zu berichtigen, dafs Théophile de Viau allerdings seit seiner Rückkehr aus der Verbannung sich in den Lehren der katholischen Religion unterweisen liefs, und zwar erst von dem Kapuzinerpater Athanasius, dann von dem Beichtvater des Königs, dem Père Arnous, und auch wirklich seine frühere Religion beim Père Séguirant, der seit Ende 1621 Nachfolger des Père Arnous war, abgeschworen hat, aber nicht eher als Ende 1622.[3]

---

[1] Alleaume I, CXVI. [2] Ebendaselbst I, XXIX.

[3] Vgl. *Interrogatoire du 22 mars 1624: Enquis depuis quel temps il estoit de la Religion catholique et apostolique, a dit qu'il y a 18 mois et*

Wie Théophile in seiner lateinisch geschriebenen Apologie[1] angiebt, ist es vor allem der Pater Athanasius gewesen, der ihm den Gedanken seiner Bekehrung nahe gelegt hat. Er war ein Mann von hoher und reicher Geburt, der alle Vorzüge seiner Lebensstellung aufgab, um einfacher Franziskaner zu werden, in dieser Stellung aber eine grofse Beredsamkeit entwickelte und Gewalt über die Menschen zu üben wufste, so dafs Théophile sagt, er habe durch sein Wort mehr Ketzer bekehrt, als der König mit seiner ganzen Kriegsmacht, und dann fortfährt: *Ille mihi, in haereseos tenebroso caeno caliganti, primos Ecclesiae catholicae spiritus afflavit, ac semel in horto regio secum spatiantem nihilque minus quam de tam prospera mei mutatione cogitantem adortus est, eo sermone qui et admirationem sui quam plurimam, catholicae fidei incredibilem amorem intimis praecordiis effudit.*[2]

Diesem Bericht zufolge scheint es fast, als ob das erste Motiv zur Bekehrung Théophiles nicht weltliche Rücksicht, sondern die Bewunderung eines grofsen, seiner Sache hingebend dienenden Menschen gewesen sei; vielleicht auch der Zauber, den die katholische Kirche durch die imposante Ruhe, mit welcher sie das Seelenheil der Welt auf ihre Schultern nimmt, auch auf Ungläubige ausübt. Interessant ist aber das Bild des Franziskaners und des Libertins immerhin, wie sie sich im Garten des Louvre oder der Tuilerien ergehen: der eine gläubig überzeugt, von Bekehrungseifer glühend, der andere an allem zweifelnd, vom Leben eben hart geschüttelt und vielleicht in seinem Denken schon an dem Punkte angelangt: 'Und sehe, dafs wir nichts wissen können!' Jedenfalls darf man in der Bekehrung Théophiles nicht ausschliefslich eine weltliche Berechnung sehen. Auch hier, wie in der Gesellschaft der Libertins, war es ihm wieder um das Denken an sich zu thun. Wenigstens, scheint mir, spricht hierfür die lange Zeit, die er auf seine katholisch-religiöse Unterweisung verwendet hat. Im Grunde wäre es

---

que auparavant il estoit de la Religion P. R. Et enquis de qui il a pris instruction pour se convertyr a dit qu'il a pris instruction premièrement du Père Athanase, Capuchin, et depuis du Père Arnoux et finallement a fait abjuration de la Protestante ès mains du Père Séguirant.

[1] *Théophilus in Carcere* II, 258 ff. [2] Alleaume II, 263.

ja viel weltklüger und praktischer gewesen, er hätte sofort die 'Formalität'[1] des Abschwörens vorgenommen, statt etwa anderthalb Jahre in seinem halb hugenottischen, halb katholischen Zwitterzustand herumzulaufen.

Théophile de Viau befand sich damals wirklich in einer argen Klemme: das freie Denken auf den Spuren eines Giordano Bruno, das Ausarbeiten des Materialismus und Determinismus, der Zweifel Montaignes und die moderne Resignation vor den Thatsachen der Natur, wozu seine Veranlagung ihn drängte, waren unerlaubt. Sich den Weg dorthin zu erkämpfen, als Philosoph und Schüler Giordano Brunos, als Vorläufer Gassendis in den Wissenschaften aufzutreten, dazu war Théophile de Viau wiederum zu sehr Hofmann und zu wenig Mann der Wissenschaft.

An seinem ererbten Protestantismus festzuhalten, hatte er keine Ursache, denn im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts hatte der französische Protestantismus seinen idealen Schwung völlig verloren.[2] Vom Märtyrer war er zu einem Geduldeten und zuletzt zu einem übermütigen, unliebenswürdigen Zänker geworden, der seinerseits anfing, Andersgläubige zu bedrücken. Den Herzog von Rohan und Duplessis-Mornay ausgenommen, waren die protestantischen Groſsen in nichts besser, uneigennütziger oder patriotischer als die katholischen Herren: hatten Condé, Soissons, Conti und andere dem Staat von 1610 bis 1617 zusammen über sechs Millionen zu entreiſsen gewuſst, so hatte der protestantische Herzog von Bouillon doch auch eine Million ins Trockene gebracht. Wenn die La Force in der Gascogne Protestantenführer blieben, so hatte ihre persönliche Gekränktheit daran ebensoviel Anteil wie ihr Glaubenseifer; die Soubise und La Trémoille wurden im entscheidenden Augenblicke nur von Rohan mitgerissen, und der Herzog von Lesdiguières trieb öffentlich mit seinem Glauben Schacher. Rechnet man dazu den Vorgang Heinrichs IV., dem Paris wohl eine Messe wert war, so dürfte

[1] Alleaume braucht diesen Ausdruck und betrachtet die Sache in diesem Lichte I, XXIX.

[2] Vgl. für die ganze folgende Darstellung Henri Martin, a. a. O. Bd. XI, S. 171 ff.

man sich selbst nicht wundern, wenn eine verhältnismäfsig doch so kleine Persönlichkeit wie Théophile de Viau sich aus rein weltlichen Gründen mit einer Messe die Ruhe seines Lebens, Fortkommen in dieser Welt und das ewige Heil in jener zu sichern versucht hätte. Seine Umgebung gab ihm das beste Beispiel niedriger Interessenpolitik.

Und Théophiles Vorteil lag auf der katholischen Seite, das sollte ihm bald klar werden. Die Lage der französischen Protestanten war durch die Ereignisse des Dreifsigjährigen Krieges eine solche geworden, dafs sie alles vermeiden mufsten, was die Regierung gegen sie aufbringen und Zweifel an ihrer Treue erwecken konnte. Eine Protestantenversammlung in La Rochelle jedoch fafste die weitgehendsten Entschlüsse: Aufstand, Bewaffnung der protestantischen Bevölkerung, wo nötig auf eigene Faust, ohne Mithilfe der Grofsen, kurz das Aufgebot eines hugenottischen Landsturmes. Rohan stand zur Sache, seine Entschiedenheit bestimmte die anderen, und so erlebte Frankreich im April 1621 den ersten gröfseren Religionskrieg seit 1598. Der König ging dabei sehr mafsvoll vor: während er starke Rüstungen gegen die Aufständischen betrieb, versicherte er die friedlichen Protestanten in einem königlichen Erlasse seines Schutzes. Ein grofser Teil der Reformierten hielt sich denn auch ruhig, besonders die hohen Herren *peu désireux de risquer leurs biens et leur vie pour obéir à des prêcheurs, des gentillâtres et des bourgeois fanatiques.* Die Existenz dieser königstreuen Protestantenpartei, die nichts gegen die Regierung unternahm, läfst es erklärlich erscheinen, dafs der schon im Proselytentum stehende Hugenott Théophile de Viau den König auf seinem Zuge von 1621 begleitete. Immerhin befand sich der Dichter durch diese Zeitereignisse in einem neuen Dilemma, und wenn man ihn vom Standpunkte der theoretischen Moral verurteilen will, weil er gegen eine Kirche zu Felde zog, aus der er offiziell noch nicht ausgetreten war, so mufs man sich andererseits die sehr verwickelten Verhältnisse Frankreichs und des Hofes vergegenwärtigen. Das Edikt von Nantes hatte in Frankreich Kompromifsverhältnisse geschaffen; als nun ein Teil der einen Partei den Kompromifs brach, war es für den anderen Teil nicht leicht, sofort eine reinliche Auseinandersetzung mit dem Bestehenden

zu finden. Darum handelte, bei Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, der *Gentilhomme de la Chambre du Roy,* der Pensionär des katholischen Königs und des katholischen Herzogs von Montmorency, der halbe Konvertit Théophile de Viau nicht gegen seine Ehre, wenn er als königstreuer Unterthan gegen Rebellen zog.

Leichten Herzens mag er es auch so nicht gethan haben, denn die ganze kriegerische Bewegung, die ihn in inneren Zwiespalt versetzte und ihm äufsere Unbequemlichkeiten verursachte, mufste ihm sehr ungelegen kommen. Ein Epigramm, das er wahrscheinlich bald nach seiner Rückkehr aus England schrieb, zeigt, wie er damals gerade anfing, sich bei Hofe wohl zu fühlen. Es drückt eine so naive Freude an der wiedererworbenen Gunst und dem lange entbehrten Wohlleben aus, dafs ich es hersetzen will. Das Epigramm, anscheinend an Paul de Viau gerichtet, lautet:

Mon frere, je me porte bien,
La Muse n'a soucy de rien,
J'ay perdu ceste humeur prophane;
On me souffre au coucher du roy,
Et Phœbus tous les jours chez moy
A des manteaux doublez de pane.
Mon ame incague les destins!
Je fay tous les jours des festins;
On me va tapisser ma chambre;
Tous mes jours sont des mardy-gras,
Et je ne bois point d'hypocras
S'il n'est faict avecques de l'ambre. I, 282 f.

Also ein wahres Götterleben: königliche Gunst, warme Kleidung, gute Wohnung, fröhliches Treiben und dazu einen Wein, der mindestens dem Nektar gleichkommt! Da meiner Ansicht nach auch die Geliebte des Dichters sich damals schon in Paris befand, mufs ihm der Aufbruch des Königs, Ende April 1621, schmerzlich genug gewesen sein.[1]

Aber nicht nur er, sondern das ganze Land hatte eine schmerzliche Überraschung zu gewärtigen. Vor Ausbruch des Krieges erhob der König den Herzog von Luynes zum Connétable von Frankreich, ein Schritt, für den Henri Martin nur den kurzen, aber kräftigen Satz hat: *C'était à arracher au tombeau les*

[1] Für letztere beide Annahmen vgl. S. 155 dieser Arbeit.

mânes indignés des Du Guesclin et des Clisson.[1] Dann ging er rasch ins Feld.[2] Die protestantischen Sicherheitsplätze jenseit der Loire fielen fast ohne Schwertstreich, und der Weg nach Süden lag offen. St-Jean-d'Angély kapitulierte; die La Force vermochten den königlichen Truppen nicht standzuhalten, einzig Clairac verteidigte sich hartnäckig,[3] mufste aber am 4. August 1621 doch kapitulieren. Durch seinen Erfolg angefeuert, rückte der König vor Montauban, wo der neue Connétable und sein einer Bruder, die nichts weniger als grofse Strategen waren, sich in ihrer traurigen Unwissenheit zeigten und den Spott ihrer adligen Umgebung erregten. Der Herzog von Montmorency, als Statthalter von Languedoc, unterstützte den König nach Kräften; in seinem oder des Königs Gefolge mufs sich auch Théophile de Viau befunden haben.

Da der Dichter später angiebt, von einem Ort St. Jeyr (?) nach Clairac geschickt zu sein, um im Namen des Königs wegen der Übergabe der Stadt zu verhandeln, scheint er sich damals wirklich der Hofgunst erfreut zu haben.[4]

Die Belagerung von Montauban rückte jedoch nicht fort: das königliche Heer rieb sich auf; niemand aber wagte, dem König den Rat des Rückzuges zu geben, bis Bassompierre diese nicht ungefährliche Mission auf sich nahm, und der König, der sich überhaupt während dieser ganzen Zeit in einem sehr vorteilhaften Lichte zeigt, am 12. November 1621 den guten Rat annahm. Doch hatte der Herzog von Luynes, dessen Ungeschicklichkeit Ludwig zum Teil für das Mifslingen der Belagerung verantwortlich machte, seitdem bei ihm verspielt. Die königlichen Truppen zogen bis zum Ende des Jahres noch im Süden herum, bald hier, bald da in kleinen Unternehmungen verstreut. Eine

---

[1] Vgl. Henry Martin, a. a. O. Bd. XI, S. 172.

[2] Vgl. für das Folgende Henry Martin, a. a. O. Bd. XI, S. 175.

[3] Und weil diese Verteidigung Clairacs 1621 ein grofses Ereignis war, ist es mir wahrscheinlich, dafs Théophile de Viau sein Sonett (II, 54) schon 1621, statt 1622, geschrieben hat.

[4] Vgl. *Interrogatoire du 7 juin 1624.* Der Name St. Jeyr (?) ist unleserlich. Ein Datum für diese Sendung giebt der Dichter nicht an; somit vermag auch dieses Protokoll die Unsicherheit, ob 1621 oder 1622, nicht zu entscheiden. Ich neige auch hier wieder zu 1621.

solche war die Belagerung von Monheur, während welcher der Connétable von Luynes am 14. Dezember 1621 an einem Fieber starb. Der zweite französische Günstling, der innerhalb der letzten sechs Jahre ein trauriges Ende gefunden hatte! Die nächsten drei Jahre sind ein Zwischenakt, während dessen Richelieu seinen glänzenden Einzug auf dem Theater der Weltgeschichte leise und geschickt vorbereitet; anscheinend ist es aber der junge König, der die Schicksale des Landes durch die Hugenottenkriege zu entwirren sucht. Wenigstens bleibt bis 1624 Ludwig XIII. die offizielle Vordergrundsfigur, und der große Richelieu hält sich noch weislich zurück.

Am 28. Januar 1622 war der König aus dem Süden zurückgekehrt. Der Dichter scheint damals an eine neue Ausgabe seiner Werke gegangen zu sein; die erste von 1621 war in seiner Abwesenheit gedruckt worden.[1] Aber lange dauerte die Ruhepause nicht: die La Force in Guyenne brachen von neuem los, und Soubise, Rohans Bruder, suchte, von den Rochellensern unterstützt, sich eine uneinnehmbare Stellung im unteren Poitou zu schaffen. Am 20. März 1622, also nach kaum zwei Monaten, brach daher der König, der das Kriegsspiel liebte und Mut besaß, von neuem von Paris auf. Ob Théophile de Viau an dieser zweiten Expedition teilgenommen hat, vermag ich dokumentarisch nicht zu erweisen.[2] Falls ja, so müssen wir uns den Dichter entweder vor La Rochelle oder vor Montpellier denken, denn um diese beiden Festungen konzentrierten sich die Hauptheere, während kleinere Gefechte und Belagerungen um die minder wichtigen Protestantenplätze des Südens stattfanden. Eine dieser kleineren Unternehmungen richtete sich auch wieder gegen Clairac. Dort war 1621 eine königliche Besatzung zurückgelassen worden, die von den Protestanten bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten überrumpelt wurde, und zwar unter Leitung des Protestantenführers Paul de Viau, Théophiles Bruders, dessen Name seit 1622 in den Hugenottenkriegen rühmend ge-

---

[1] Brunet, *Manuel du libraire,* spricht von dieser Ausgabe von 1622, die Alleaume nicht mehr hat auftreiben können (I, CVI), und die auch ich weder auf der Bibliothèque Nationale, noch auf dem Arsenal in Paris habe erhalten können.

[2] Alleaume nimmt es an auf Grund der Elegie II, 45.

nannt wird,[1] so daſs wir das eigenartige Schauspiel zweier Brüder haben, die in verschiedenen Parteien dienen, fast schon verschiedenen Religionen angehören und trotzdem in ihrer warmen Neigung füreinander verharren.

Wir haben über den Gemütszustand der beiden Brüder in dieser Zeit ein treffliches Dokument: einen lateinischen Brief Théophiles: *ad Paulum Fratrem Carissimum,* der leider nur keinen Ortsnamen trägt.[2] Anlaſs zu dem Schreiben gab Pauls ausgezeichnete Haltung und schwere Verwundung bei der Belagerung von Tonneins. Freunde Théophiles, die den Verletzten unter den Leichen erkannten, lieſsen ihn gegen ein Lösegeld frei. Und nun schreibt Théophile dem Bruder: 'Du hast lange nichts von mir gehört, denn du warst mein Feind, dem ich eigentlich Gruſs und Heil nicht entbieten konnte. Wie weh hat mir das gethan! Da ich nun so viel von deiner Seelengröſse erzählen höre, muſs ich dir schreiben.' Er sucht dann den Bruder zu überreden, Partei und Religion zu wechseln: *Vide, quæso, quæ sit magnatum tuum fides; quam illi profitentur pietatem, fucus est et imperitorum esca.* Dann fährt er fort: 'und du, der von Gott einen so klaren Verstand erhalten hat, willst dich in niedriger Dunkelheit verbergen? Deine Religion ist ja, wenn du genau zusiehst, gar nicht die deine, sondern die deiner Amme und deiner Lehrer, die dich aus Gewohnheit lehrten, was ihnen selbst Gewohnheit war,'[3] Zeilen, die Théophiles Bekehrung in einem neuen Licht erscheinen lassen, als eine des Denkers würdige Befreiung von ererbter Gewohnheit.

So weit gehen uns etwa die Kriegsereignisse jenes Jahres hier an. Der Aufstand endigte mit einem für die Protestanten sehr ungünstigen Friedensschluſs: sie verloren alle ihre Sicherheitsplätze, auſser La Rochelle und Montauban, 'und,' sagt Henri Martin, 'die Regierung brauchte ihnen diese nur noch zu nehmen, so wurde die Partei eine Sekte.'[4]

---

[1] Vgl. *Bulletin historique et littéraire de la Société du Protestantisme en France,* 1892, S. 281 ff.

[2] Wäre das der Fall, so könnte vielleicht entschieden werden, ob Théophile de Viau den Zug von 1622 mitgemacht oder seinem Bruder von Paris aus geschrieben hat.

[3] II, 433 ff. [4] A. a. O. Bd. XI, S. 192.

Am 10. Januar 1623 kehrte der König im Triumph nach Paris zurück; falls Théophile de Viau den Zug mitgemacht hatte, er voraussichtlich auch.[1]

Mit der Rückkehr des Hofes nach Paris begann dort ein sehr munteres Leben, worüber Théophile sagt:

Boisset[2] *prépare des concers*
Et moy des vers a vos (des Königs) *louanges.*
Paris ne fut jamais si beau. II, 36.

Der Dienst des Herzogs von Montmorency drückte Théophile de Viau nicht. Von Anfang an hatte der Dichter sich gegenüber dem Mäcen volle Freiheit gewahrt. In der so schönen und charakteristischen Elegie an den Herzog, die von vor 1621 datiert, sagt er:

Je ne puis estre esclave et vivre en te servant
Comme un maistre d'hostel, secrétaire ou suivant:
Telle condition veut une humeur servile
Et pour me captiver elle est un peu trop vile!
I, 228.

Er spricht es unumwunden aus, daſs er des Herzogs Dichterpensionär nur geworden ist, weil *loing du Pérou la Fortune le prit,*[3] und daſs die wahre Aufgabe eines Mäcens sei, dem Dichter Muſse zu verschaffen:

Donne moy du repos, et ne viens point choisir
A mes conceptions les lieux ny le loisir:
Ores j'ayme la ville, ores la solitude,
Tantost la pourmenade et tantost mon estude,

---

[1] Ein Argument könnte übrigens noch gegen des Dichters Teilnahme an der Expedition von 1622 angeführt werden: daſs er nämlich, laut Aussage des Protokolls vom 22. März 1624, etwa im Herbst 1622 zur katholischen Kirche übertrat, indem er seine frühere Religion *ès mains du Père Séguirant,* Beichtvater des Königs, abschwor. Doch ist auch dieses Argument nicht entscheidend: der Beichtvater befand sich wahrscheinlich im Heerlager des Königs, und somit braucht die Ceremonie der Abschwörung nicht gerade in Paris stattgefunden zu haben. Was mich hauptsächlich glauben läſst, Théophile habe den Zug von 1622 nicht mitgemacht, ist, wie bereits gesagt, die Ode *Au Roy, sur son retour de Languedoc,* die ich auf des Königs Rückkehr von 1623 beziehe.

[2] Tallemant nennt ihn *le génie de la musique douce*; er war *Intendant de la Chambre du Roy et de celle de la Reine,* a. a. O. Bd. I, S. 322.

[3] I, S. 228.

Bref si tu ne me tiens pour un fascheux rimeur,
Tu souffriras un peu de ma mauvaise humeur.

I, 233.

Und falls man nicht annimmt, dafs eine Anzahl von Gedichten Théophiles, die er besonders für die Montmorency geschrieben hätte, verloren sind,[1] so hat Théophile an dem Herzog Heinrich wahrlich einen sehr uneigennützigen Protektor gehabt: er hat drei Gedichte an denselben gerichtet, einige Ballettverse für ihn geschrieben; der Herzogin von Montmorency die zehn Oden der *Maison de Silvie* gewidmet, und in seinem Briefwechsel finden wir sieben Schreiben an die Adresse der Montmorency.[2] Das ist, verglichen mit den dreiundvierzig Gedichten und den sieben Briefen an Caliste, gewifs nicht der Löwenanteil von Théophiles Produktion.

Hatte er auf dieser Seite völlig freie Hand, so hatte er auf der anderen Seite zahlreiche Freunde, die ihm seine Mufse mehr oder weniger einträglich verbringen halfen. Ich habe den Kreis bereits in einem früheren Kapitel geschildert. Nichts beweist, dafs Théophile sich seit seinem Übertritt zum Katholicismus von dem Kreise der Libertins zurückgezogen habe: er hatte sich nur äufserlich mit der bestehenden Religion ausgesöhnt, ging zur Messe, beobachtete die äufseren Vorschriften,[3] änderte im übrigen aber nichts an seinen Lebensgewohnheiten.

Und Paris war schon damals die Stadt des Vergnügens, und wie reiche junge Leute damals lebten, das erzählen Berthod und Fr. Colletet in ihren amüsanten Schilderungen *La Ville de Paris* und *Les Tracas de Paris.*[4] Über das litterarische Leben der Zeit finden sich dann einige Andeutungen bei Sorel,[5] gleichfalls über das Hofleben.[6] Und aus all diesem läfst sich entnehmen, dafs Théophile de Viau jener Zeit das gewöhnliche Leben

[1] Wofür jedoch eine Stelle in Mairets *Advis au lecteur (éd. des lettres 1641)* und Alleaume II, 297: *Il y a fort longtemps* etc., spricht.

[2] Vgl. Index, Bd. I und II der Ausgabe Alleaume. Man vergleiche damit die prachtvollen Bände von Lobgedichten, die z. B. Boisrobert dem Kardinal Richelieu widmete.

[3] *Apologie* (Alleaume II, 273), *Theophilus in Carcere* (II, 263).

[4] *Paris ridicule et burlesque au 17ème siècle.* Paris, Garnier Frères, 1878.

[5] *Francion,* Amsterdam 1647, l. V, S. 113 ff.

[6] Ebendaselbst S. 147 ff.

der *jeunesse dorée* mitmachte, zechte, raufte, Ständchen brachte, Ballettverse dichtete, mit Standes- und Berufsgenossen diskutierte, den ehrsamen Bürgern ein Greuel war, bei Hofe aber wohl gelitten und zugleich eifrig bemüht, dort sein Glück zu machen, und zwar womöglich durch Ballettverse.[1] Doch waren solche Feste nicht die einzige Gelegenheit für einen Hofdichter, sich auszuzeichnen oder angenehm zu machen. Huldigungsgedichte, Liebesklagen für hochgestellte Personen waren vielbegehrt. So hat Malherbe Heinrichs IV. Leidenschaft für Charlotte von Montmorency besungen.[2] Théophile de Viau hat, aufser dem König und Montmorency, Oranien, Buckingham und Luynes, längere Gedichte hauptsächlich an die Herren von Lozières, du Fargis und den Marquis de C.[3] gerichtet. Einige wenige Elegien und Stanzen sind auch Damen vom Hofe gewidmet,[4] so Mlle de Rohan.[5] Die anderen Damen sind nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnet, oder der Titel des Gedichtes lautet einfach: *Pour une amante irritée, Pour une amante captive,*[6] und jedesmal sind es starke Ausdrücke der Leidenschaft, die Théophiles Ausspruch: *Pour m'approcher un peu du naturel des dames, il m'a fallu beaucoup esloigner du mien,*[7] rechtfertigen. Er hat sich aber in mehreren nicht genug von seinem Naturel entfernt, und wie das numerische Verhältnis seiner Hofdichtungen und bestellten Dichtungen zu seinen rein persönlichen zeigt, lag ihm das Verseschmieden für andere nicht, was er auch deutlich ausgesprochen hat.[8]

So hat er auch der jungen Königin, Anna von Österreich, ebensowenig gehuldigt wie früher der Regentin Maria von Medici, und doch war die Gnade der zwar devoten, aber auch koketten Spanierin, deren Umgebung junge und zum mindesten leicht-

---

[1] Welchen grofsen Wert man auf die Ballette legte, zeigt z. B. der auf der Bibliothèque Nationale befindliche, das *Ballet des Bacchanalles* enthaltende Band. Es ist ein Prachtwerk aus der königlichen Druckerei, enthält eine grofse Zahl anderer Ballette mit Angabe der Dekorationen, Kostüme und Ansichten königlicher Schlösser in ungewöhnlich schönen, oft künstlerisch vollendeten Kupfern.

[2] Vgl. *Œuvres de Malherbe, éd. des Grands Écrivains* Bd. I, S. 156 ff. [3] I, 164 ff. 234 ff. 224 ff. [4] I, 196 ff. 212. [5] I, 196. [6] II, 54. 55. [7] II, 334.

[8] Bd. I, S. 235: *Tant il est malaisé d'escrire pour autruy.*

lebige Frauen bildeten, und die selbst des wenig galanten und wenig liebenswürdigen Königs überdrüssig war, gewiſs nicht zu verachten.[1]

Aber es fehlt in Théophiles Werken das Porträt so mancher zeitgenössischen Gestalt von Ruf. So ist Bassompierre mit keinem Wort erwähnt, der doch neben Henri von Montmorency als der vollendetste Kavalier des Hofes galt, und dessen unanständige Reden bei Tallemant des Réaux einen Begriff von dem Ton geben, in dem die vornehme Gesellschaft sich damals wohl fühlte.

Aus diesem Ton, aus der von Freiheiten und Zweideutigkeiten wimmelnden Umgangssprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts heraus begreift man erst die Bestrebungen des Hôtels von Rambouillet, begreift man vor allem, welch einen seltsamen Eindruck der melancholische, kalt zurückhaltende König auf seinen eigenen Hof hat machen müssen. Dieser kalten Natur mag die Tugend nicht sehr schwer geworden sein, aber es war doch immerhin eine strengere Lebensführung, eine reinere Sittlichkeit, die er auf den Thron brachte, die man dort nicht mehr gewöhnt war, und die einer gewissen königlichen Würde, eines gewissen kriegerischen Glanzes doch auch wiederum nicht entbehrte, weshalb denn die Lobsprüche, die Théophile de Viau des Königs Frömmigkeit, Mut, Tugend und auch seiner Gerechtigkeit spendet, nicht einzig als Schmeichelei und Berechnung des Dichters zu betrachten sind: Ludwig XIII. wird in der Geschichte durch die Nachbarschaft Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. unverdient verdunkelt. Unter diesem König und an diesem Hof nun lebte Théophile de Viau, wie er sich ausdrückt:

Dans un plein repos de sa vie, II, 145.

als,

D'un traict de foudre inopiné
Que jetta le ciel mutiné
Dessus le comble de ma joie,
Mes desseins se virent trahis
Et moy d'un mesme coup la proye
De tous ceux que j'avois hays.[2]

---

[1] Henri Martin, a. a. O. Bd. XI, S. 218.
[2] *Requeste au Roy* II, 145.

Der Anlafs war folgender: Wir dürfen nie vergessen, dafs Théophile de Viau *a marked man* war, ein Mann, auf den die Zeitgenossen im Guten wie im Bösen ein Auge hatten; Alexis Piron und Voltaire sind später auf ähnliche Art die Sündenböcke ihrer Zeit gewesen. Er war jemand, der bei der Kirche, trotz seiner Bekehrung, nicht gut angeschrieben stand, und dessen Rückkehr aus der Verbannung seinen Gegnern ein Ärgernis war. Von diesen früheren Gegnern war der eine, Luynes, 1621 vor Monheur gestorben; die anderen aber, die Jesuiten, lebten noch, davon sollte Théophile bald einen Beweis erhalten. Im Jahre 1622 war nämlich eine Sammlung von Gedichten verschiedener Autoren erschienen, betitelt: *Le Parnasse Satyrique.*[1] Sammlungen von Werken verschiedener Autoren waren damals nichts Seltenes; sie vertraten die Musenalmanache des 18., die Revuen des 19. Jahrhunderts. Ihr Charakter war vielfältig: bald rein litterarisch und unschuldig,[2] bald satirisch und geistreich,[3] bald gemein und schmutzig;[4] die Verleger machten auch ein Ragoût aus diesen drei Arten zurecht, nach dem Grundsatz: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.

Ein solcher Sammelband war jedesmal eine buchhändlerische Spekulation, bei der es darauf ankam, das Publikum zum Kaufen anzulocken. Die Lockmittel wurden denn auch nicht gespart, und was an sich schon keine reinliche Unternehmung war — denn es bedeutete Ausbeutung der Autoren durch die Verleger —, wurde durch die Anwendung grobsinnlicher Mittel noch unsauberer.

Der *Parnasse Satyrique* von 1622 nun war ein Sammelband, der nach dem gemischten Rezept zusammengestellt war. Obgleich die meisten der den Band bildenden Gedichte ohne Verfassernamen gedruckt wurden — erschien doch der Parnafs überhaupt ohne Angabe des Druckortes und Verlegers —, so waren einige

---

[1] Die Einzelheiten über diese Ausgabe von 1622 habe ich dem Neudruck des *Parnasse Satyrique* (Paris, Gand, 1861) entnommen, dessen Herausgeber die Ausgabe von 1622 noch benutzt zu haben angiebt.

[2] Etwa wie: *Le nouveau Parnasse* von 1609; *Le séjour des Muses ou la Cresme des bons vers.* Rouen 1627.

[3] *Le Parnasse des plus excellents poètes de ce temps* 1618.

[4] *Le Cabinet Satyrique* 1618.

Dichter doch namhaft gemacht worden: neben unberühmten, wie De Courde, Bergeron, de la Porte, de la Ronce, die bekannteren Berthod, Colletet, Frénicle, Passerat, und sogar die Gröſsen älterer und zeitgenössischer Dichtung: Ronsard, Régnier, Malherbe, Maynard und Théophile.

Von letzterem waren vier auch in der ersten Ausgabe seiner Werke abgedruckte Gedichte in den *Parnasse* aufgenommen: 1) das Epigramm *Ceste femme a faict comme Troye*; 2) *Chère Philis, j'ai bien peur que tu meures*; 3) *L'infidélité me desplaist*; endlich 4) die zweite Satire: *Cognois-tu ce fascheux,* mit einer längeren Variante.[1]

Diese vier Gedichte nun, von denen wir wissen, daſs Théophile sie geschrieben hat, sind in dem *Parnasse* von 1622 ohne seinen Namen abgedruckt. Hingegen erscheint unter seinem Namen — und das ist das einzige Mal, daſs er in dem Index genannt wird — ein Sonett, das in Théophiles Prozeſs eine traurige Berühmtheit erlangt hat.[2] In den von ihm anerkannten Ausgaben steht es nicht. Hat er es dennoch geschrieben? oder ist es ihm nur von dem Verleger auf Grund seiner Stellung als Libertin zugeschrieben worden? Das sind Fragen, die hier vorläufig erst gestellt, aber noch nicht beantwortet werden können.

Der *Parnasse Satyrique* war früher schon unter anderen Titeln erschienen,[3] ein Zeichen dafür, daſs diese Art Litteratur ihre Käufer fand. So enthält die Ausgabe des *Parnasse* von 1622 denn ein Vorwort des Herausgebers, in welchem er sagt: *C'est pourquoy, amy lecteur, je ne me puis non plus lasser de rechercher curieusement les pieces qui sont sorties et qui sortent journellement de tous ces beaux esprits pour te les communiquer, que je sçai assurément que tu ne te peux lasser de les lire et en les lisant, ad-*

---

[1] Vgl. Alleaume I, 272. 245. 258. 241 ff.; auch die Variante ist von Alleaume abgedruckt. Die Frage ist: Woher hatten die Verleger diese Variante? Doch wahrscheinlich aus einem Manuskript Théophiles; hatte er es ihnen selbst gegeben? oder hatten sie sonst eine Abschrift davon bekommen? Der Punkt bleibt dunkel, selbst in ersterem Falle braucht Théophile jedoch weder der Verfasser des Sonetts noch der Herausgeber des *Parnasse* zu sein.

[2] Vgl. Alleaume II, 437. Garasse nennt es *Le sonnet sodomite.*

[3] *Les Delices* und *La Quintessence satyrique,* vgl. Alleaume I, xxxiii.

mirer les pointes et les traits incomparables qui s'y rencontrent. Trois impressions, qui se sont faictes en moins de 2 années du Cabinet Satyrique, tesmoignent assez avec quel applaudissement tu l'as reçu.[1]

Aus dem ähnlichen Erfolg des *Parnasse* erklärt es sich auch, daſs im Jahre 1623 eine neue Auflage des Buches erschien, wieder ohne Orts- und Verlegernamen, aber unter folgendem Titel: *Le Parnasse des Poètes Satyriques ou dernier Recueil des Vers picquans et gaillards de nostre temps, Par le Sieur Théophile.* Dieser letzte Zusatz war die einzige Neuerung an der Ausgabe, aber eine Neuerung folgenschwerster Art. Die Herausgeber wünschten anscheinend nur damit anzudeuten, daſs der 'Sieur Théophile' die Sammlung kompiliert und einige Stücke selbst beigetragen habe; sie haben demnach die Vorrede weggelassen, die sie für die erste Ausgabe in ihrem eigenen Namen geschrieben hatten.[2]

Die Frage ist nun: hatten sie ein Recht dazu? Augenscheinlich nicht; die Ausgabe von 1623 war nur eine Wiederholung derjenigen von 1622, und diese wiederum wiederholte schon früher Gedrucktes: als Kompilator der ganzen Sammlung ist Théophile de Viau also nicht zu betrachten. Dann bleibt immerhin noch zu untersuchen, ob er das Sonett geschrieben hat, das als erstes Stück der Sammlung von 1622 und unter seinem Namen figuriert, wodurch dann dem Herausgeber die Idee gekommen sein kann, Théophile die ganze Sammlung zuzuschreiben.

Wir haben über diesen Punkt die Aussagen eines Belastungszeugen, Pierre Rocollet, *marchant librayre,* in Paris. Derselbe hat darüber folgendes zu Protokoll gegeben:[3]

---

[1] Vgl. Ausgabe von 1861, S. IV. Der Herausgeber derselben sagt: *Tout fait supposer que cette préface est de Th. de Viau.* Das ist energisch abzulehnen: erstens spricht der ganze Stil dagegen; zweitens hätte sich Théophile nie, wie es am Ende der *Préface* geschieht, *celuy qui a voué toute son industrie à servir le public* genannt. Diese Vorrede ist von dem Herausgeber und Verleger der Ausgabe von 1622 geschrieben worden, auf den obige Bezeichnung ja sehr gut paſst.

[2] Vgl. die vorhergehende Note. Das Weglassen der Vorrede in der Ausgabe von 1623 ist entscheidend.

[3] *Information du 24 avril 1624.*

Etwa im Jahre 1621 druckten die Verleger Estoc und Sommaville die *Délices Satyriques* und später die *Quintessence* und den *Parnasse Satyrique 'qui ne sont quasy qu'une mesme chose, fors quelques vers qui y ont été adjouxtés.'* Bei Gelegenheit dieses Druckes hat Estoc den Rocollet gebeten, ihm gegen Anteil an dem Gewinn Papier und Geld zum Druck der Bücher zu leihen. Rocollet that dies und fragte Estoc dann, welche neuen Verse in die Drucke mit aufgenommen werden sollten. Die Antwort war: einige Verse von einem Dichter la Mothe und einige von Théophile, die ganz vorn stehen sollten. Es handelt sich demnach hier noch um die Ausgabe von 1622.

Der Aussage des Zeugen zufolge hätte dieses Gedicht von Théophile — es ist das Sonett — schon damals die Aufmerksamkeit des Staatsanwalts auf sich gezogen, und Théophile de Viau, von den Nachforschungen unterrichtet, wäre nachts in Begleitung Bewaffneter bei Estoc erschienen, um das Manuskript von ihm zurückzuverlangen. Estoc, eingeschüchtert, hätte es ihm dann ausgeliefert. Théophile de Viau sagt hierüber jedoch,[1] dafs er das Sonett weder geschrieben, noch das Manuskript von Estoc zurückgefordert hat; dafs er dessen Wohnung nicht kannte und sich nach ihr nur erkundigt hat, um Estoc gerichtlich verfolgen zu lassen.

Denn, hatte Théophile de Viau die Ausgabe des *Parnasse* von 1622 nicht beanstandet — entweder weil ihm das Sonett nicht zu Gesicht gekommen war, oder weil er es für ungefährlich hielt —, so war er gegen die Ausgabe von 1623, die seinen Namen mifsbrauchte und ihn aufs ärgste blofsstellte, sofort gerichtlich vorgegangen. Wir haben darüber vier Zeugnisse,[2] von denen die Aussage des Dichters vor Gericht das ausführlichste ist, in welcher er erklärt, *qu'il n'a fait fayre ladite compillasion, ny composé ledit sonnet et que, au contraire, ayant veu ledit livre entre les mains d'un librayre qui tient boutticque dans le Pallay et leu ledit sonnet prohibé, deschira le feuillet où il estoit escript pour*

---

[1] *Interrogatoire du 24 mars 1624.*

[2] *Le Mercure français* Bd. XI, S. 1013 ff., abgedruckt bei Alleaume II, 234, Note 1. Théophiles *Apologie au Roy* (II, 239). Die Vorrede zur Auflage von 1623, II. Teil, bei Alleaume II, 7. 8. Das *Interrogatoire du 22 mars 1624.*

rayson de quoy il eut querelle contre le librayre et mesme présenta requeste au Prévost de Paris,[1] *par laquelle il feit plainte contre Estocq imprimeur, et obtint jugement contre luy, portant deffenses de le plus imprimer.*[2]

Über die Glaubhaftigkeit sowohl der Zeugenaussagen wie des Angeklagten in diesem Prozeſs läſst sich hier ein Urteil noch nicht fällen. Das Urteil des Châtelet spricht entschieden ebenso zu gunsten Théophiles, wie der freche Zusatz *Par le Sieur Théophile* gegen die Verleger.

Eine Ausgabe von Théophiles Gedichten: *Recueil de toutes les Pièces de Théophile,* 1624 (nicht zu verwechseln mit einer anderen auch von 1624: *Recueil de toutes les Poésies faites par Théophile*), enthält folgendes zeitgenössische Zeugnis: *L'opinion de beaucoup de personnes,* heiſst es da, nachdem der *Arrest du Parlement* abgedruckt ist, *est que quelques libraires, désireux de gagner, voyant que les Vers les plus Satiriques estoient ceux qui se vendoient le mieux, compillèrent eux mêmes les plus vilains, mettans les uns sous le nom de Théophile et les autres de Berthelot, ou de Colletet, selon qu'ils les croyaient en vogue.*

Der Umstand, daſs sich vier anerkannt von Théophile herrührende Gedichte im *Parnasse* finden, ist allerdings kein Beweis dafür, daſs er wissentlichen Anteil an der Kompilation genommen. Ich stimme also in diesem Punkt vollkommen mit Alleaume, wenn er sagt: *Rien ne démontre que Théophile a participé à la publication du Recueil.*[3] Wie die Zeitgenossen darüber gedacht haben, wird sich im Verlauf des Prozesses zeigen. Gleich hier möchte ich aber das Zeugnis Ménages als eines kritischen und Théophiles Zeit noch nahestehenden Mannes anführen. Er sagt: *Il est au reste très constant qu'il n'est point l'auteur du 'Parnasse Satyrique'.*[4] Ménage, wie dann später das ganze 18. Jahrhundert,[5] hat also an die Unschuld Théophiles in dieser Hinsicht

---

[1] Der Prozeſs wurde am Châtelet geführt.

[2] Vgl. *Interrogatoire du 22 mars 1624.*

[3] I, XXXIV.

[4] Ménage: *L'Anti-Baillet,* Paris 1690, Bd. I, S. 366.

[5] Vgl. Baillet: *Jugements des sçavants,* Paris 1732, Bd. V, Art. 14. 18. Titon du Tillet: *Parnasse français,* Paris 1732, S. 197 ff. Nicéron: *Mémoires,*

geglaubt: als Kompilator des *Parnasse* galt er ihnen nicht; die weiteren Detailfragen haben sie nicht mehr diskutiert, wohl ein Beweis, dafs diese der Zeit aus dem Gedächtnis geschwunden waren und die öffentliche Meinung sich im ganzen doch zu gunsten Théophiles ausgesprochen hatte.

Mit dem Verbote, das Théophile de Viau gegen Estoc und Sommaville erwirkte, war die Sache aber noch lange nicht abgethan. Der *Parnasse* wurde nichtsdestoweniger weiter verkauft, wenn auch heimlich, und hatte er vorher schon die Aufmerksamkeit des Staatsanwalts Mathieu Molé auf sich gelenkt,[1] so erregte er jetzt die Aufmerksamkeit und Empörung des Jesuitenpaters François Garasse.[2]

Garasse stammte aus einer angesehenen Familie in Angoulême; 1585 geboren, trat er 1601 in den Jesuitenorden ein, wirkte mehrere Jahre als Lehrer, auch als Balzacs, ging dann in die Laufbahn des Kanzelredners über und zeichnete sich dort durch seine Gelehrsamkeit und zügellose Verve aus. So war er 1622 gegen das Andenken Estienne Pasquiers zu Felde gezogen; anläfslich einer Neuauflage von Pasquiers *Recherches* veröffentlichte Garasse *Les recherches des recherches et autres œuvres de M. Estienne Pasquier* mit dem charakteristischen Zusatz *pour la défense de nos Rois contre les outrages, calomnies et autres impertinences dudit auteur.*[3]

Das Werk zerfiel in fünf Bücher: *Le Mesdisant, l'Impertinent, l'Ignorant, le Libertin, le Glorieux*;[4] und der Anlafs zu diesen Angriffen gegen einen Toten war eine 1564 von Pasquier gegen die Jesuiten gehaltene Rede.

Garasses Auftreten gegen Pasquier ist für die Beurteilung seines Auftretens gegen Théophile sehr wichtig: es waren meiner Ansicht nach weder das eine noch das andere Mal persönliche

---

Paris 1736, Bd. 36, S. 46 ff. Voltaire, *éd. des Grands Écrivains,* Bd. VI, 568. 569. Moréri: *Dictionnaire historique,* Paris 1759, Bd. X, S. 130.

[1] Vgl. die Aussagen von Pierre Rocollet: *Information du 24 avril 1624.*

[2] Vgl. *Mercure français,* abgedruckt bei Alleaume II, 235, Note.

[3] Paris 1622.

[4] Vgl. hierfür und für die Biographie von Garasse: Backer-Carayan, *Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus,* Paris 1866, Bd. I, S. 2031—35.

Motive, die den streitbaren Jesuiten veranlafsten, vom Leder zu ziehen; er sah in Pasquier einen Feind seines Ordens, in Théophile einen Feind seines Glaubens, und wie gegen den einen die *Recherches des Recherches,* so schrieb er gegen den anderen *La Doctrine Curieuse des beaux-esprits de ce temps.* Derselbe Garasse, der sich dann im Kampf gegen Théophile jesuitisch und pfäffisch genug erweist, dem kein Wort zu grob, keine Anklage zu roh erscheint, ist wiederum da, wo es sich nicht mehr um Glaubensfeinde handelt, gütig und aufopfernd gewesen; so starb er denn auch bei der Pflege Pestkranker in Poitiers 1631.

Diesem leidenschaftlichen, aber in seinen Beweggründen nicht unedlen Manne fiel nun der ungesetzlich weiterverkaufte *Parnasse Satyrique* in die Hände. Wäre der angebliche Verfasser des Buches nicht bereits ein gezeichneter Mann gewesen, gegen den die Gesellschaft Jesu schon seit 1619 etwas auf dem Herzen hatte, der streitbare Pater wäre wohl nicht so eifrig gewesen, und der *Parnasse* hätte, wie seine Nachfolger und Vorgänger, einer Giftblume gleich, in halber Öffentlichkeit ruhig weiterblühen dürfen. Nun handelte es sich aber um diesen Libertin und Atheisten Théophile de Viau; derselbe hatte im gleichen Jahre, 1623, neben dem ersten auch den zweiten Teil seiner Werke veröffentlicht,[1] und in diesen Werken fand der Pater Garasse gleichfalls Anstöfsiges sowohl wie Ketzerisches.[2] Er machte sich also ans Werk und schrieb den dicken Band der *Doctrine Curieuse,* auf die ich des näheren noch eingehen werde.

Während Garasse beim Schreiben war — und die 1025 grofsen Quartseiten wurden natürlich nicht in einem Tage fertig —, scheint Théophile de Viau erfahren zu haben, dafs man diesen Schlag gegen ihn im Schilde führte, und dafs, ungeachtet seines Einschreitens gegen die Verleger und seiner Desavouierung des Buches, Garasse ihn von neuem in den Augen der Welt zum

[1] Paris 1623, bei Billaine, Rue St. Jacques, à la bonne foy; der zweite Teil enthielt: *Fragments d'une histoire comique;* einige Gedichte; *Pyrame et Thisbé* (s. Alleaume II, 7—142). Dieser zweite Teil ist trotz sorgfältiger Nachforschung weder auf dem Arsenal noch in der Bibliothèque Nationale zu finden gewesen.

[2] Besonders im *Traité sur l'Immortalité,* vgl. *Mercure français* Bd. XI, S. 1013 ff., bei Alleaume abgedruckt II, 235, Note.

Verfasser oder mindestens Herausgeber des *Parnasse* stempeln wollte. Er wandte sich, da er die Gefahr wohl erkannte, sofort von neuem an das Gericht und erhielt die Erlaubnis, den Druck des gegnerischen Werkes sistieren zu lassen. Es scheint, daſs er sich über das ganze Vorgehen des Pater Garasse bei dem Jesuitenoberen, dem Père Margastant, bitter beklagen ging, damit die Sache aber nur verschlimmerte, indem nun Garasse wiederum Erlaubnis erhielt, den sistierten Druck fortzusetzen.[1] Als ein bisher noch unbekannter Zwischenfall in diesem Drama ist folgendes zu erwähnen: Sehend, daſs er allein gegen die Jesuiten nicht durchdringt, begiebt sich Théophile de Viau mit dem Herzog von Montmorency und dessen Hausmeister Hureau zum Procureur général. Dort bittet er ihn *de luy rendre justice contre le Père Garasse qui avoit composé un livre· contre luy, accusé, plein de calomnies, lequel il* (Théophile) *avoit desja fait suprimer par sentence du Chastelet et par l'advis du P. Séguirant, confesseur du roy, lequel se disoit aussi estre interessé dans les calomnyes dudit livre. Le dit Procureur Général lui dit qu'il estoit un menteur et que le P. Séguirant avoit escript que l'on imprimast ledit livre. Il répondit audit Sieur procureur général qu'il n'estoit menteur et qu'il avoit coustume de dire la verité et qu'il voyoit bien qu'il ne lui voulloit rendre justice.* Nach einer scharfen Antwort des Procureurs, worin dieser meint, warum der Dichter sich wegen einer Sache, an der er unschuldig sei, entschuldige, spricht der Herzog von Montmorency mit Mathieu Molé allein, *lequel luy dit qu'il estoit vray que le P. Séguirant avoit consenty et donné advis que le livre du P. Garasse fust suprimé et qu'il luy donnoit sa foy qu'il ne toucheroit point à l'affayre de luy, accusé, sans l'en advertyr, laquelle promesse l'ayant receu par la bouche du Sieur de Montmorency l'a rendu plus négligeant à la poursuitte.*[2]

Die Rolle des P. Séguirant in der Sache wäre damit klargestellt, die Mathieu Molés nicht. Er hatte versprochen, den Dichter zu unterrichten, wenn weiter gegen ihn vorgegangen würde, ein Versprechen, das sich mit der Rolle eines Staats-

[1] Vgl. *Mercure français* Bd. XI, S. 1013 ff., bei Alleaume II, 235, Note.
[2] Vgl. *Interrogatoire du 7 juin 1624.*

anwalts an und für sich schlecht verträgt, das er aber noch weniger geben durfte, falls er gesonnen war, es zu brechen. Dafs ihm aber nichts daran lag, Théophile de Viau zu schonen, beweist der Umstand, dafs man den Père Garasse sein Buch ruhig weiterdrucken liefs, so dafs es am 18. August 1623[1] fertig war. Dafs Mathieu Molé selbst aber während dieser Zeit gegen den Dichter arbeitete, beweist ein erstes Urteil, das am 1. Juli 1623 gegen Théophile de Viau und seine Mitschuldigen gefällt wurde.[2] Es lautete auf Tod durch Verbrennen und war gegen Théophile als Hauptverfasser des *Parnasse Satyrique* gerichtet; doch wurde dieses Urteil ohne handschriftliche Beweise, nur nach Zeugenaussagen, gegen den Dichter gefällt, und zwar zu einer Zeit, wo das Parlament wegen einer Pestepidemie aufgelöst war, man zu aufserordentlichen Mitteln greifen mufste, um die nötige Zahl der Richter herbeizuschaffen, und dann die ganze Sache an einem Morgen abmachte, eine wahrhaft kamerunische Gerichtsbarkeit, über die der Dichter sich bitter beklagte.[3]

Dieses Verfahren der Staatsanwaltschaft und des Parlaments, das meines Wissens nie bestritten worden, ist ein sicherer Beweis dafür, dafs es der Obrigkeit — der weltlichen wie der geistlichen — daran lag, den Dichter unschädlich zu machen; dafs sie aber zugleich gegen ihn nur darum so vorgegangen sind, weil er schon seit langem bei ihnen schlecht angeschrieben war und sie, wie später Richelieu an Montmorency, an Théophile ein Exempel statuieren wollten: gegen den Freidenker, den *chef des libertins,* den Vertreter einer feindlichen Geistesrichtung, richtete sich die ungesetzliche und überaus harte Mafsregel vom 19. August 1623.

Das Urteil ist ein für unsere Begriffe überaus rohes; aufser gegen Théophile de Viau richtete es sich noch gegen Berthelot, G. Colletet und Frénicle,[4] drei Dichter der Zeit, deren Namen im *Parnasse* gleichfalls figurierten, und von deren Bestrafung man sich wohl einige abschreckende Wirkung versprach. Das

[1] Vgl. Alleaume I, XXXV. [2] Vgl. ebenda I, CLII ff.

[3] *Apologie au Roy* (II, 239). Die Pest erklärt auch die lange Verschleppung vom 11. Juli bis 19. August 1623.

[4] In dem Urteil des Parlaments wie bei Garasse wird er 'Frenide' genannt.

Urteil[1] erklärt die Angeklagten schuldig, 'die Majestät Gottes durch Verfassung lästerlicher Verse gegen die Ehre des Herrn, der Kirche und den öffentlichen Anstand beleidigt', also Gotteslästerung verübt und öffentliches Ärgernis gegeben zu haben. Als Begründung der Anklage diente nicht nur der *Parnasse,* sondern auch die zwei Bände von Théophiles Werken. Da die vier Angeklagten sich wohlweislich dem Parlament nicht gestellt hatten, erklärt *la dite Cour . . . lesdits Théophile, Berthelot et Colletet, vrays coustumax, atteints et convaincus du crime de lèze-majesté divine et pour réparation les a condamnez et condamne sçavoir: les dits Théophile et Berthelot à estre menez et conduits des prisons de la Conciergerie en un tombereau au devant la principale porte de l'église Nostre Dame de ceste ville de Paris, illec, à genoux, teste, pieds nuds, en chemise, la corde au col, tenans chacun en leurs mains une torche de cire ardente, du poids de 2 livres, dire et déclarer que très meschamment et abhominablement ils ont composé, fait imprimer et exposer le livre intitulé 'Le Parnasse Satirique' . . . Ce fait, (ils seront) menez et conduits en place de Greve de ceste ville, et là le dit Théophile bruslé vif, son corps réduit en cendres, icelles jettées au vent et lesdits livres aussi bruslez, et ledit Berthelot pendu et estranglé à une potence ....*

Falls man der Personen der Angeklagten nicht habhaft wird, soll das Urteil an Théophile *par figure et représentation* ausgeführt werden, d. h. eine ähnlich wie er gekleidete Strohpuppe verbrannt, Berthelot dagegen *in effigie* gehängt werden. Ihre Güter sollen beschlagnahmt, eine Bufse davon erhoben werden; Colletet wird auf neun Jahre aufserhalb des Reiches verbannt; gegen Frénicle soll die Untersuchung erst noch weiter fortgeführt werden. Der *Parnasse Satyrique* wird verboten,[2] die Verleger des *Parnasse,* Estoc und Sommaville, sowie Théophiles Verleger, Billaine und Quesnel, sollen gefänglich eingezogen und verhört, falls sie entfliehen, an Gut und Ehre gestraft werden, bis sie sich den Gerichten stellen. Dieses das Urteil.[3]

---

[1] Abgedruckt bei Alleaume I, CXII ff.

[2] Vgl. Alleaume I, XXXV, Note 1. Die Ausgabe von 1623 ist denn auch weder auf dem Arsenal, noch in der Bibliothèque Nationale zu finden.

[3] Aufser dem bei Alleaume erwähnten Druck desselben von 1623 ist noch einer von 1624 erhalten.

Man darf sich über dessen Schärfe nicht wundern: auf Gotteslästerung stand damals in Frankreich, je nach der Schwere des Verbrechens, Geld-, Körper- oder Todesstrafe.[1] Eine alte Bestimmung des heiligen Ludwig diente den Gerichten bis 1624; dann trat, wahrscheinlich durch den Fall Théophile de Viau, eine provisorische Verschärfung der Bestimmungen ein, die 1666 unter Ludwig XIV. einem noch schärferen Gesetze Platz machte, während gleichzeitig ganz neue Bestimmungen gegen die Atheisten, Deisten, Theisten etc. auftauchen und letztere alle als *perturbateurs du repos public et corrupteurs de la jeunesse* mit dem Tode gestraft werden sollen. 'Und so,' sagt Muyard de Vouglans, der Verfasser eines vortrefflich geschriebenen, die historische Entwickelung berücksichtigenden französischen Strafrechts, 'so haben auch früher die Parlamente diese selben Verbrechen schon geahndet,' und er citiert den Fall Vanini in Toulouse, um dann fortzufahren: *nous en avons aussi plusieurs du Parlement de Paris qui s'est toujours distingué par son attention particulière à écarter tout ce qui pourroit tendre à favoriser le progrès d'une secte aussi dangereuse* ... (wie die Atheisten).[2]

Sehen wir vom Standpunkte modernen Denkens von diesseit des 18. Jahrhunderts auf Théophile de Viau und seine angeblich 'gotteslästerlichen' Anschauungen — und nur dies kann hier für uns in Frage kommen, da seine Beteiligung an der Herausgabe des *Parnasse* entschieden abzuweisen ist, seine Autorschaft in betreff des Sonetts stets unentschieden bleiben wird, dieser Teil der Anklage für die Nachwelt also wegfällt —, betrachten wir Théophiles angebliche Gotteslästerungen vom modernen Standpunkt aus, so können wir nichts darin entdecken, als das Streben eines feinen Kopfes, sich eine Weltanschauung zu bilden, in welcher die Natur und natürliche Veranlagung des Menschen als die Basis, als das einzig Wahre und Sichere angesehen werden und ein starker Zug Resignation neben einem starken Zug Leidenschaft hergeht. Heute würde Théophile de Viau einfach als ein

[1] Vgl. hierfür und für das Folgende: *Les Lois Criminelles en France* von Muyard de Vouglans, Paris 1780, Buch III, Kap. I u. III, S. 92—95 und 98—99.

[2] A. a. O. S. 99.

schönheitsanbetender Materialist und Determinist gelten, der vor dem Jenseits ein grofses, erstaunt wehmütiges Fragezeichen macht. Und die moderne Welt würde ihm das Fragezeichen nicht übelnehmen.

Ganz anders dazumal. Es waren noch Kirchenzeiten anfangs des 17. Jahrhunderts, oder besser, waren wieder Kirchenzeiten: man mufste glauben, durfte die Heilswahrheiten nicht beiseite schieben, um auf eigene Hand die Lösung der Rätsel zu suchen; durfte der eigenen Natur und Individualität nicht folgen, weil solche Beispiele gefährlich sind. Nicht gegen Théophile de Viau, wie er uns heute erscheint, nicht gegen eine längst eingebürgerte, bekannte und zahlreiche Menschengattung ist damals das Parlament vorgegangen, sondern gegen eine Ausnahme, einen Neuerer, einen *Corruptor juventutis.* Was der kirchlich gesinnte Teil der Zeitgenossen in Théophile sah, das ist mit einer erstaunlichen Penetration in der *Doctrine Curieuse* des Pater Garasse aufgezeichnet.

Dies Buch erschien 1623 und trug als vollen Titel: *La Doctrine Curieuse des beaux esprits de ce temps ou prétendus tels. Contenant plusieurs maximes pernicieuses à l'État, à la Religion et aux bonnes mœurs. Combattue et renversée par le Père François Garasse de la Compagnie de Jésus. Confirma me, Domine Deus in hac hora. Judith 13. A Paris 1623. Avec Privilège et Approbation.* Ein Stich zeigt dann Judith, den dem Holofernes abgeschlagenen Kopf in einen Sack steckend. Auf der inneren Seite des Titelblattes stehen Worte des dreizehnten Psalms. Das auf der Bibliothèque Nationale erhaltene Exemplar ist ein Prachtband: grofs Quart, in gegerbtes Leder gebunden, mit Goldschnitt, die bourbonischen Lilien darauf und das Wappen Ludwigs XIII.,[1] ein Zeichen, dafs der König sich mit der Sache beschäftigte und die Anklageschrift selbst besafs; ob aber auch des Angeklagten eigene Werke, bleibt zweifelhaft. Die auf der Bibliothèque Nationale vorhandenen Bände sind einfach in Schweinsleder gebunden und rühren meist aus Klosterbüchereien her.

In einem Vorwort *à l'ami lecteur* sagt Garasse, dafs vor-

---

[1] Édition de la Réserve, Bibliothèque Nationale, Inventaire D. 5733, D. 7248.

zeitig Fragmente des gedruckten Textes in die Öffentlichkeit gelangten: *J'ay appris que durant mon absence, n'étant qu'à demi conçu, ton importunité pressante l'avoit arraché de la Presse de l'Imprimeur. Tu voyois, la larme à l'œil, l'Athéisme se glisser peu à peu dans l'imagination de plusieurs âmes trop libertinement curieuses.*

Thatsächlich datiert die Approbation der Oberen vom 8. März 1623; beendigt ist der Druck am 18. August 1623, so dafs er den ganzen Sommer 1623 gedauert und die öffentliche Meinung während dieser Zeit in Atem gehalten hat, was auch Théophiles Klage beim Procureur général erklärt.

Und in der Vorrede bereits wendet Garasse sich an Théophile selbst, ein Verfahren, das durch das ganze Buch geht, welches man denn auch den *Anti-Théophile* genannt hat. Es genügt den strengen Grundsätzen des Père Garasse nicht, dafs Théophile den *Parnasse* hat beschlagnahmen und ein Verbot gegen weiteren Druck desselben ergehen lassen; es befriedigt Garasse nicht, dafs Théophile *a pardonné à des ignorants, qui n'ont abusé de son nom que pour l'utilité de la vente de leurs livres,*[1] sondern Théophile soll die Verleger weiter verfolgen *pour tout-à-fait se retirer du soupçon trop vraysemblable qu'il est autheur des abominations qu'ils lui attribuent.* Er soll des weiteren nicht nur den *Parnasse,* sonden auch den zweiten Teil seiner Werke verbrennen lassen, worin sich eine Menge von *propositions indignes d'une plume chrétienne* finden, *tracées par une plume trempée dans l'Athéisme, l'impiété et le libertinage;* er soll sich vor dem Parlament von allem Verdacht reinigen und dann, *quand il se sera lavé entièrement et monstré par un véritable amendement tout autre qu'il n'est à présent,* dann wird der Père Garasse sich Théophiles als eines Beispiels bedienen, *pour exhorter efficacement ses semblables à suivre en un si honorable chemin celuy qu'ils ont imité en une façon de vivre et d'ecrire si abominables.*

Nun beginnt in acht Büchern die Darstellung der *Doctrine Curieuse,* welche die Schön- und Freigeister der Zeit lehren. Garasse stellt über jedes Buch eine Maxime der Atheisten, und

---

[1] *Théophile au lecteur,* Vorrede zur Ausgabe von 1623; bei Alleaume II, 7.

zwar in der Fassung, die ein Freigeist ihr geben würde — ein sehr geschickter Zug; denn, da die Freidenker eine kleine, aristokratische Gemeinde bildeten, sahen sie natürlich von ihrer geistigen Höhe auf den Glauben gewöhnlicher Sterblicher herab, und da niemand von oben herab behandelt werden mag, bewirkt Garasse durch diese Fassung der Maximen von vornherein beim Leser eine gewisse Gereiztheit gegen die Freidenker.[1] Der erste Grundsatz der Libertins ist nach dem Pater Garasse folgender: Es giebt, sagen die Libertins, nur wenig kluge Leute auf der Welt, die Dummen, d. h. die gewöhnlichen Menschen, sind unserer Lehre nicht gewachsen, und deshalb mufs man davon nicht öffentlich sprechen, sondern heimlich *parmi les bons esprits, confidans et cabalistes.*

Im zweiten Buch erklärt der Pater — und das ist vielleicht einer seiner genialsten Blicke —, dafs ein Schön- und Freigeist nur aus Weltklugheit und politischen Gründen an Gott zu glauben vorgiebt; im dritten, dafs ein Freidenker eben in seinem Denken **frei** ist und sich nicht leicht die Lügenmärchen und blöden Geschichtchen (*la créance commune du tout plein de petits fatras*) aufbinden läfst, womit man das Volk abspeist. Ein Freigeist, fährt er fort, glaubt nicht leicht an die Göttlichkeit Christi, noch an das Abendmahl, noch die Auferstehung, noch Himmel, noch Hölle; dagegen um so mehr an das Schicksal.

Buch IV führt aus, dafs im Geist des Freidenkers ein ewiges, unerbittliches Schicksal Welt und Menschen beherrscht und der freie Wille eine Fabel ist.[2]

Buch V spricht im freigeistigen Sinne von der Bibel: Die Bibel ist, sagen die Atheisten, ein nettes Buch, *un gentil livre,* worin viel gute Sachen stehen; aber dafs man gezwungen sei, bei Strafe ewiger Verdammnis alles zu glauben, was darin

---

[1] Ein Auszug der *Doctrine Curieuse* findet sich bei Alleaume I, XXXIX–LVIII. Er ist recht ausführlich und ziemlich genau; ich werde in Folgendem stets beide Seitenzahlen, die im Original und die bei Alleaume, angeben.

[2] Hier steht ein Druckfehler bei Alleaume I, XL: statt *et cruel* mufs es heifsen *éternel* (*Doctr. Cur.* S. 327).

steht, bis auf den Schwanz vom Hunde des Tobias, das wäre etwas Neues.

Wohl aber, so entwickelt Buch VI die freigeistige Lehre weiter, giebt es eine Macht, der alle Menschen blindlings zu gehorchen haben, das ist die Natur, *laquelle il faut contenter en toutes choses, sans rien refuser à nostre corps, ou à nos sens de ce qu'ils désirent en l'exercice de leurs puissances et facultez naturelles.* Aus welchem Satz Buch VII die Folgerung zieht: gesetzt nun, es gebe einen Gott, was man gut thut zuzugeben, um sich nicht fortwährend mit den Abergläubischen (= die Gläubigen) in den Haaren zu liegen, so folgt daraus doch noch nicht, dafs es auch rein geistige Geschöpfe gebe. Sondern alles, was zur Natur gehört, besteht aus stofflichen Teilen, daher giebt es nicht Engel, nicht Teufel, und die Unsterblichkeit der Seele steht nicht fest.

Endlich Buch VIII gelangt zu dem Schlufs: obgleich man glücklich nur ist, wenn man die Stimme des Gewissens und alle Vorurteile erstickt, so darf man doch weder gott- noch sittenlos **erscheinen**, um nicht den Armen an Geist Anstofs zu geben, noch sich des Verkehrs mit den Abergläubischen zu berauben.

In dieser Darlegung des freigeistigen Glaubensbekenntnisses hat Garasse meiner Ansicht nach ein Meisterstück geleistet und den Nagel auf den Kopf getroffen: ganz so dachte der Libertin zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Um eine Befreiung der Individualität im Sinne der Natur handelte es sich für Théophile de Viau und seinen Kreis; das Princip der Befolgung natürlicher Impulse ist von ihm selbst in seinen Dichtungen aufgestellt worden; die Grenze der Freiheit zu ziehen, war einem jeden selbst überlassen, und diese persönliche Willkür war es, die Staatsanwalt und Kirche aufschreckte.

Dieses freigeistige Credo, diese acht Kapitelüberschriften hätte, so scheint mir, Théophile de Viau dem Pater Garasse, wenn sie sich einmal ruhig hätten unterhalten können und letzterem nicht gleich Scheiterhaufen, Galgen und Rad als Hintergrund gedient, als sein Credo ruhig zugegeben.

Was aber nun Théophiles Stellung zu Garasse zu einer so durchaus feindseligen machte, was ihn während seines ganzen

Prozesses, in all seinen Apologien in ein entschiedenes Leugnen der obigen Grundsätze, ja seiner eigenen Werke hineindrängen wird, war erstens jene rächende Haltung von geistiger und weltlicher Obrigkeit; zweitens die Übertreibung, mit welcher der Pater Garasse jene acht Grundsätze ausgeführt hat.

Bei der Ausführung zeigt sich der Pfaffe und der Fanatiker: Théophile de Viau ist Garasse von Anfang bis Ende der Verfasser des *Parnasse Satyrique* und vor allem des *Sonnet sodomite.*[1] Er gehört zu den *libertins, yvrongnes, moucherons de tavernes ... qui n'ont autre dieu que leur ventre, qui sont enroolez en cette maudite confrérie des bouteilles, apprentifs de l'athéisme.*[2]

Niemand ist, wenn man den bösen und unglücklichen Vanini ausnimmt, so eitel auf sich und seine Vorzüge, wie dieser sogenannte Freund Gottes (*Θεόφιλος*), der eine Schule von jungen Kälbern, *de jeunes veaux,* gegründet hat,[3] mit denen er sich sittenlos die Zeit vertreibt. Diese Leute, diese neuen Epikuräer, gleichen auch nicht übel dem fabelhaften Vogel Greif: *animal énorme et hideux, demi-cheval et demi-oiseau;* oder es sind *des amphibies de la taverne et de l'hostel de Bourgogne,* die, wenn sie etwas zu essen bekommen, *mangent jusques à crever, tesmoings les cabarets d'honneur, quand ils peuvent trouver place à la suitte de quelque jeune seigneur prodigue qui les traicte à deux pistoles pour teste.*[4] Sie kommen auch in der Zechbrüderschaft zusammen, *Confrérie des bouteilles. Le lieu de leur rendez-vous a esté 2 ou 3 fois dans cette petite chapelle, qui est en l'île du Pont de Bois*[5] *en laquelle ils ont commis des profanations et sacrilèges horribles, quelques défenses et excommunications qu'on ait pu jeter contre eux.*[6]

In diesem Tone geht es weiter. Die Anklagen auf Sittenlosigkeit sind untermischt mit persönlichen Anzüglichkeiten: Théophile ist der Sohn eines Schenkwirts, ein *pauvre serpent, qui s'est traisné depuis Clairac jusques dans Paris et maintenant fait du dragon, tranche du noble, va vestu de soye comme seigneur et accompagné comme des princes malaisés.*[7] Man hat ihn gekannt

---

[1] Vgl. *Doctrine Curieuse* S. 419. 483. 489. 533. 778. 781. 782. 908 etc.
[2] *Doctrine Curieuse* S. 37 — Alleaume S. XLI. [3] S. 45. 46 — S. XLI. XLII.
[4] S. 738. 739 — S. XLVII. [5] Ein bekanntes Restaurant der Zeit. [6] S. 756 — S. XLIX. [7] S. 738 — S. XLVII.

pauvre scholaris à Saumur vivotant et se traisnant sur le ventre, doch hat er *si bien faict et s'est si bien engressé de plusieurs petits serpenteaux qu'il est devenu le grand dragon et le gros crocodile, escumeur sur les eaux et bandolier sur la terre.*[1]

Dann wendet der gelehrte Pater seine Aufmerksamkeit gewissen Stellen in Théophiles Werken zu und weifs die Worte so zu drehen, dafs aus den lyrischen und poetischen Klagen theologische Sünden werden: der Atheist wagt es, seine Verbannung mit den Leiden Hiobs zu vergleichen,[2] er schreibt eine 'Larissa', *pièce grandement deshonneste;*[3] der *traité sur l'Immortalité de l'Ame* ist nur geschrieben *pour relever un peu les breches de sa reputation;* er hat darin *fait l'hypocrite au despens de Socrate,* während seine Thaten doch wie vorher waren: *boire, manger, s'enyvrer; au partir de là bon esprit et saint personnage.*[4]

Dieser Théophile nun und seine Genossen bestärken sich in ihren elenden Grundsätzen, indem sie Autoren wie Pomponatius, Machiavel, Charron, Vanini, Martial, Petron, Bèze und Rabelais lesen, daraus kann denn allerdings keine andere Frucht wie ein *Parnasse Satyrique* entstehen.[5] Zugleich aber meint der Pater, dafs die Schuld am ganzen Treiben der Atheisten eigentlich an ihrer Hungerleiderei liegt; dafs sie so lästerlich nur reden, um die jungen Herren vom Hofe zu belustigen, also: *venter creat has omnes miserias.*[6] Nichtsdestoweniger hat er nur folgende Verwünschung für sie: *A la bonne heure, meschans, que ce soit vostre destin! Sçachez que vostre destin vous rendra malheureux, que vous ne trouverez pas toujours la nappe mise chez les Seigneurs qui se servent de vous comme bouffons. Sçachez que les tavernes et cabarets d'honneur ne seront pas toujours en vogue. Sçachez, prodigues, qu'après les Banquets et les impudicitez, viennent les caloffes des pourceaux et les estables. Sçachez qu'au lieu de la Pomme de Pin vous n'aurez que des pommes d'angoisses. ... Sçachez, que les pensions des grands tariront, que leurs libéralités s'épuiseront, que leurs volontés se changeront et que quand ils vous auront cogneus, ils vous haïront plus que jamais ils ne vous ont aymez. ... Sçachez que vos brutalitez seront cogneues d'un chacun, vos blasphèmes seront des-*

---

[1] S. 741 — S. XLVIII. [2] S. 873 — S. LI. [3] S. 885 — S. LIII. [4] S. 886 ff. — S. LIII. [5] S. 1010 ff. — S. LVII. [6] S. 1006.

criés, vos impiétez en horreur, votre nom en proverbe, votre mémoire en abomination, votre doctrine Anathème, votre esprit en risée, votre salut au désespoir: tel est le licol que vos Parques vous ont filé, tel est le destin que vous avez fait et formé vous-mesmes.[1]

Man sieht, Garasse war ein eifriger Bibelleser, guter Kanzelredner und — böser Gegner. Als ein besonderer Punkt verdient noch folgendes hervorgehoben zu werden. Man entsinnt sich des Epigramms, das Théophile in der Freude seines Herzens 1621 schrieb: *Mon frère, je me porte bien.*[2] Dort stand unter anderem:

Mon âme incague les destins.

Garasse, als er über das Epigramm spricht, setzt statt des Wortes *incague,* das so viel bedeutete wie *braver,* Punkte, so dafs der Leser glauben mufste, hier habe ein anstöfsiger Ausdruck gestanden. Ähnlich verfährt Garasse in der Elegie an Thyrsis.[3]

Aus

Un divertissement qu'on doit permettre à l'homme
Et que sa Sainteté ne punit pas à Rome ...

macht der Jesuit *ne permet pas.* Théophile sagt darüber in der lateinischen Apologie: *atque ubi torquere sensum modo et verborum seriem invertere non sufficit ad calumniam, integras meas lineas pungis, tuas reponis, unde tua crimina meo nomine in lucem eant.*[4] Der Jesuit, dem der Zweck die Mittel heiligte, steckte also auch in Garasse, und gegen diese betrügerischen Kniffe wendet Théophile sich mit Recht.

Mit Recht auch gegen die ins Ungeheuerliche übertriebenen Anklagen: er fühlte sich nicht als das Scheusal von Korruption, nicht als den Hungerleider, Aufschneider, Hofnarren und Schenkwirtssohn, als den man ihn geschildert. Rechnen wir dazu, dafs er ausdrücklich von sich sagt: *la passion la plus forte que je puisse avoir, ne m'engage jamais au poinct de ne la pouvoir quitter un jour;* da er an derselben Stelle die blinde Hingabe an Leidenschaft als *fureur et brutalité*[5] bezeichnet, so wird es klar, dafs er persönlich sich auch beim Befolgen der Natur eine

---

[1] S. 457. [2] I, 282. [3] II, 156 ff., der citierte Vers S. 158.
[4] II, 264, auch in der *Apologie au Roy* (II, 251) spricht er davon.
[5] II, 16.

Grenze gesetzt hatte. Allerdings mehr eine durch Empirie gewonnene, ästhetische Grenze als wie eine durch Kirchenautorität verbürgte, moralische Grenze; ein neuer Beweis dafür, dafs sich in Garasse und Théophile de Viau die Vertreter von zwei feindlichen Weltanschauungen, der mittelalterlichen und der modernen, gegenüberstanden.

Über die Tragweite der *Doctrine Curieuse* waren sowohl der Verfasser wie der Angegriffene sich klar: man wird nicht ungestraft als ein *je ne sçai qui, faquin, escorniffleur, meschant bélistre, coupeur de bourses, boémien, homme de néant, gausseur de religion* hingestellt.[1] Ein zeitgenössischer Roman fafst die Sachlage denn auch in die Worte zusammen: *ce livre (la Doctrine Curieuse) n'est pas et ne doit pas estre la seule et suffisante cause pour condamner Ayme-Dieu* (Théophile); *il est toutesfois certain qu'il luy nuira infiniment à sa Justification et luy portera un notable préjudice. Car que ne peut point la plume d'un Ignatien (estans tous estimez gens de bien, comme à la verité ils le sont, ou il n'y en a point au monde) contre un homme prisonnier et qui ne luy peut respondre?*[2]

Zur Zeit, als die *Doctrine Curieuse* vollständig erschien, August 1623, war Théophile de Viau aber noch kein Gefangener. Ob ihn Mathieu Molé damals, dem Versprechen gemäfs, davon unterrichtet hatte, dafs trotz der Desavouierung des *Parnasse* weitere Schritte gegen Théophile unternommen wurden, wissen wir nicht; jedenfalls hat Théophile noch im Juli 1623 Paris verlassen, wahrscheinlich schon vor dem ersten Urteil des Parlaments vom 11. August 1623.[3]

War Montmorency vorher für ihn bei Molé eingetreten, so bot er ihm jetzt einen Zufluchtsort in Chantilly. Chantilly, im Departement de l'Oise gelegen, heute mit der Linie du Nord zu erreichen, war Stammsitz der Montmorency und damals, wie auch

---

[1] Mit diesen Namen bezeichnet Garasse nach und nach Théophile und die Atheisten. Von seinen groben, aber oft gelehrten Schimpfereien giebt der Auszug bei Alleaume genügende Beispiele.

[2] Jean de Lannel: *Le Roman Satyrique*, Paris 1624, S. 1091.

[3] Garasse läfst ihn sagen: *un je ne sais qui — disoit il n'y a pas un mois: je campe depuis le retour du Roy* (*Doctrine Curieuse* S. 931 — Alleaume S. LVI).

heute noch, durch seinen herrlichen Wald berühmt. Sarrazin und La Bruyère haben sich später dort auch aufgehalten. Dafs Théophile Mitte August 1623 dort war, wird durch einen Brief Montmorencys wahrscheinlich gemacht, der, von Chantilly am 16. August 1623 datiert, folgende Bitte an den Procureur général richtet:

Monsieur, je vous continueray par ces lignes la supplication que je vous ai faitte pour Theofile, et vous supplieray du meilleur de mon cœur de le favoriser en ses affaires de ce qui sera en votre pouvoir. L'innocence que je connois en luy, m'oblige à désirer de l'en voir dehors, oustre que je croy que de son esprit on en peut tirer de l'avantage pour le public.

Tenez-moy en vos bonnes graces et me croyez plus que personne, Monsieur, votre plus humble Serviteur

Montmorency.[1]

De Chantilly ce 16me aout 1623.

Der Brief ist ein Zeugnis zu gunsten Théophiles, das schwer genug wiegt. Ebenso zu seinen Gunsten spricht überhaupt der Umstand, dafs er, der öffentlich Gebrandmarkte, dem man solch ein Schmutzbuch wie den *Parnasse* zuschrieb, es damals wagen durfte, der Herzogin von Montmorency einen Cyklus Oden, *La maison de Sylvie,* zu widmen,[2] die er während jenes Aufenthalts in Chantilly begann, und die 1624 bereits mit anderen Gedichten gedruckt wurden.[3]

Die Herzogin von Montmorency nimmt ja bekanntlich unter ihren Zeitgenossinnen eine sehr hohe Stellung ein, so hoch, dafs nicht einmal Tallemant des Réaux ihr etwas anzuhängen wagt. Er sagt allerdings, dafs diese Marie Félicie des Ursins *n'était pas une fort agréable personne,*[4] womit er wahrscheinlich ihr Äufseres meint, und wir wissen aufserdem durch Simon du Cros, dafs Heinrich von Montmorency und die Herzogin sich nicht

---

[1] Vgl. *Les 500 de Colbert,* Bd. II, S. 68, abgedruckt bei Alleaume I, LXIII, Note 1, mit einigen Ungenauigkeiten besonders in der Orthographie.

[2] Alleaume II, 193—230.

[3] Vgl. *Recueil de toutes les pièces de Théophile commençans à l'arrest de la Cour et généralement tout ce qui s'est fait pour et contre luy depuis sa prison jusques à présent à Paris 1624.* Der Band enthält bereits alle zehn Oden, so dafs Alleaume sich irrt, wenn er annimmt, der Cyklus sei erst 1625 in Chantilly beendigt. Vgl. II, 304, Note 1.

[4] A. a. O. Bd. II, S. 308.

aus Neigung heirateten; aber derselbe du Cros sagt auch: *elle vécut toujours avec lui avec de si grands égards et de si grandes marques d'affection qu'on peut dire d'elle sans flatterie qu'elle a été de toutes les femmes celle qui a le mieux aimé son mari.*[1] Dann mufs es ihr um so schwerer gefallen sein, dem Herzog gegenüber so zu handeln, wie Tallemant es schildert: *elle devint bientôt jalouse de lui ... cependant pourvu qu'il lui fît confidence de ses galanteries, elle ne lui donnait point de peine; mais elle ne voulait pas qu'il lui mentît.*[2]

In der Gesellschaft dieser hochstehenden Frau lebte Théophile de Viau, nachdem er sich aus Paris geflüchtet. Dafs es eine Flucht war, hat er selbst gesagt: *Mon absence qui n'estoit que de peur, a donné des soupçons de crimes, et la fuitte que je prenois par respect de mes ennemis, a authorisé leurs persécutions.*[3] Wenigstens glaubte sich der Dichter in Chantilly sicher. Es scheint, dafs Montmorency mit dem König gesprochen und die Antwort erhalten hatte: *Que Sa Majesté aimoit Théophile autant à Chantilly qu'à Londres.*[4] Natürlich hielt Théophile trotzdem den Blick etwas sorgenvoll auf Paris gerichtet, und seine Freunde liefsen es sich auch angelegen sein, den Bedrohten zu besuchen, um ihn auf dem Laufenden zu erhalten. So dürfen wir aus einem Gedichte Théophiles[5] schliefsen, dafs Desbarreaux, durch einen Traum erschreckt, am selben Tage, da das Parlament sein erstes Dekret erliefs, also am 11. Juli 1623,[6] Théophile in Chantilly besuchen kam:

---

[1] A. a. O. S. 79. [2] A. a. O. Bd. II, S. 308. [3] II, 240.

[4] *Apologie au Roy* II, 241.

[5] Ode V. VI der *Maison de Sylvie* II, 207 ff.

[6] Vgl. Alleaume I, CXII. Der Besuch Desbarreaux' ist in diese Zeit zu verlegen; denn als das zweite Urteil des Parlaments vom 19. August 1623 bekannt, aber noch nicht ausgeführt war, scheint Desbarreaux sich von Théophile zurückgezogen zu haben: vgl. *Plainte de Théophile à un sien amy, pendant son absence;* der Freund wird 'Thirsis' genannt. Théophile sagt zu ihm:

Tu sçais bien qu'il est vrai que mon procès s'achève
Qu'on va bientost brusler mon pourtraict à la Grève

und:

Tircis tu cognois bien dans le mal qui me presse
Qu'un peu d'ingratitude est jointe à ta paresse. II, 156.

La Furie de mon destin
Lui parut au mesme matin
Qu'elle respandit sa bruine;
Car le décret du Parlement
Se donnoit au mesme moment
Que Thyrsis songeoit ma ruine. II, 212.

Damals begann Théophile in Chantilly auch die *Maison de Silvie.*[1]

Doch lange sollte Chantilly Théophile nicht als Asyl dienen. Seit am 19. August 1623 das Urteil des Parlaments verkündet und ausgeführt war, konnte oder wollte selbst der Herzog von Montmorency den Dichter nicht mehr in Chantilly behalten. Das Königswort: *Que sa Majesté l'aimoit autant à Chantilly qu'à Londres,* war nicht respektiert worden; das Urteil machte Chantilly als Aufenthalt unmöglich, und das einzige, was das Wohlwollen des Monarchen und das Ansehen Montmorencys dem Dichter noch sichern konnten, war, dafs das Parlament, statt ihn sofort aufheben und in Paris einkerkern zu lassen, *lui permettoit de fuir lentement.*[2]

Wie ungern Théophile fortging, wie hartnäckig der eben noch Gefeierte und Angesehene, der unschuldig Verurteilte am Glauben an des Königs Gnade und den Einflufs seiner Gönner festhielt, wie wenig er seine Gegner kannte, sieht man aus seiner *Apologie au Roy.* Darin sagt er:

Le Parlement imitoit votre bonté et par une cognoissance particulière de vos intentions me permettoit de fuir lentement et donnoit assez de loisir à mes ennemis pour se desdire d'une poursuite qui n'a fini qu'à leur confusion. J'estois desja sur la frontière en méditation de quitter ma patrie et dans l'incertitude d'y plus revenir, et cette contrainte d'esloigner vostre Cour tenoit mon esprit dans des troubles qui me rendoient indifférentes et la capture et l'évasion ... aussi m'en allois-je avecques des inquiétudes et des paresses qui tesmoignoient assez que le danger de mourir en vostre royaume m'affligeoit moins que le regret d'en sortir. Cette apprehension ne laissoit point de repos en mon âme.[3]

---

[1] In diesem Werke hat Théophile auch auf diejenigen Anspielungen des Père Garasse geantwortet, die sich auf seine Intimität mit Desbarreaux beziehen. Er bezeichnet die Freundschaft als eine durchaus reine. Vgl. Alleaume II, 205. 206.

[2] *Apologie au Roy* II, 241. [3] Ebendaselbst.

Die weltliche Gerechtigkeit hätte Théophile wahrscheinlich entfliehen lassen. Aber die Geistlichkeit zeigte sich unnachsichtlich. In den Pariser Kirchen hallte es wieder von Angriffen und Bekanntmachungen gegen ihn.

On a veu, sagt Théophile, *mes accusateurs en leurs sermons faire de longues digressions et quitter la prédication de l'Evangile pour prescher au peuple leurs méditations frénétiques, et par des injures d'athée, d'impie et d'abominable, imprimer dans l'âme de leurs auditeurs l'aigreur et l'animosité particulière qu'ils avoient contre moy.*[1]

Die ganze Pariser Bevölkerung geriet auf diese Art in Erregung, nahm teil an dem grofsen Skandal, der durch das Urteil vom 19. August 1623 öffentlich geworden war; die ganze Bevölkerung wurde auf diese Art von der Geistlichkeit bearbeitet, und dieser Taktik verdanken wir die Zeugenaussagen eines Gabriel d'Anget, eines Claude Anisy, Anthoyne Vitré und Martin du Breuil, die alle angeben, in den Kirchen ihrer Sprengel die Bekanntmachungen gegen Théophile gehört zu haben[2] und dadurch zu ihren Aussagen veranlafst zu sein.

Der Dichter hatte inzwischen Chantilly verlassen: zu Pferd, einige Habe mit sich, worunter auch seine Werke, teils gedruckt und teils im Manuskript, begleitet von seinem Diener Isaac la Pause, suchte er von der Picardie aus die Grenze zu gewinnen.[3] Seit dem 1. September 1623 hielt er sich in der Nähe des Castelet auf und blieb dort etwas mehr als vierzehn Tage in der Gemütsstimmung, die er oben geschildert hat. Das war unvorsichtig genug, denn der Staatsanwalt hatte alle königlichen Gendarmerieobersten anweisen lassen, den Flüchtigen anzuhalten. Da Théophile sich nach der Picardie wandte, war es Jacques Trousset, *lieutenant criminel de robe courte à St. Quentin,* der diese

---

[1] *Apologie au Roy* II, 237.

[2] Die Zeugen nennen die Kirchen St. Médéric und St. Etienne du Mont.

[3] Vgl. hierfür und für das Folgende: *La prise de Théophile par un prévost des mareschaux dans la citadelle du Castelet en Picardie. Amené prisonier en la Conciergerie du Palais le jeudy 28 de ce mois. A Paris. Vitray 1623;* abgedruckt bei Alleaume I, CXIV ff. Ferner: *Procès verbal de l'emprisonnement de Théophile présenté à la Cour par le prévost des marechaux,* Paris, Bamier, 1623; abgedruckt bei Alleaume I, CXVIII.

Aufforderung durch den Staats- und geheimen Rat in St. Quentin, den Herrn von Caumartin, erhielt. Dieses war die amtliche Aufforderung, welche Trousset am 28. August 1623 wurde, und an deren Ausführung er sich in Begleitung von Gerichtsschreiber und Polizeisoldaten bereits am 29. August machte.

Er hatte aber noch eine Privatmitteilung über Théophile durch den königlichen Polizeilieutenant Le Blanc erhalten, der angiebt, den Dichter früher in Südfrankreich gesehen und seine Gotteslästerlichkeit erkannt zu haben.[1] Dieser Le Blanc hatte, vielleicht auf seine Bekanntschaft mit Théophile hin, Fühlung mit den Jesuiten, besonders dem Père Voisin gewonnen.[2] Le Blanc liefs es sich also angelegen sein, da ihm selbst die Verfolgung nicht aufgetragen war, wenigstens seinen Kollegen nach Kräften zu instruieren. So unterstützt und bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Le Blanc in der Nähe des Castelet durch ihn davon unterrichtet, dafs sich Théophile seit vierzehn Tagen in der Nähe aufhalte,[3] begab sich Trousset mit seinen Leuten vor das Schlofs du Castelet, das der Herr von Mesnilier als Gouverneur befehligte, und wohin, wie er nach seinem Zusammentreffen mit Le Blanc von Bauersleuten erfahren hatte, sich Théophile soeben zurückgezogen.

Der Gouverneur gestand oder gestand auch nicht,[4] '*que ledict Théophile s'estoit retiré dans un cassemate du chasteau du dict lieu*'. Jedenfalls wurde Théophile dort gefunden[5] und *amené devant ledict sieur de Caumartin qui estoit à la porte du dict cassemate et du dict Castelet,* und von dort wurde *ledict Théophile amené et conduict ès prisons royales du dict St. Quentin.* Dieses geschah am 17. September; am 18. bereits schickte der Herr

[1] *Information du 11 octobre 1623.*

[2] *Apologie au Roy* II, 253.

[3] Trousset spielte überhaupt eine traurige Rolle bei der Sache; nicht er, sondern Le Blanc ist die Seele der Verfolgung.

[4] Die Berichte differieren; vgl. Alleaume I, CXVII und CXX. CXXI.

[5] Folgendes ist ein interessantes Detail: Trousset läfst Laternen in die Kasematte bringen *et nottez que ledict Théophile estant là-dedans suivoit toujours les archers sans estre recogneu et n'eust esté qu'on apportât de la paille allumée, on ne l'eust que difficilement apperceu* (I, CXVIII). Wir werden in seinem Prozefs Stellen finden, die an diese Geistesgegenwart in der höchsten Gefahr erinnern.

von Caumartin, auf den der Ruhm dieser glorreichen Gefangennahme nun natürlich zurückstrahlte, wenn schon er thatsächlich nur an der Thür des Castelet gestanden und zugesehen hatte, dem König einen Kurier. Den Gefangenen liefs er Tag und Nacht bewachen, bis am 26. September, laut Bestimmung des Pariser Parlaments vom 22. September, Théophile und la Pause einer Gerichts- und einer Polizeiperson von der Schützencompagnie des Herrn Deffontis (auch Defunctis), *lieutenant criminel de robe courte en la prévosté et vicomté de Paris,* überliefert und in Begleitung dieser, sowie des Herrn Trousset und anderer Augenzeugen, nach Paris in die Conciergerie abgeführt wurden.

Diese Gefangennahme Théophiles war ein grofses Zeitereignis. Bazin in seiner Studie über Théophile führt den Titel eines Buches an, der lautet: *Histoire des choses mémorables advenues tant en France, qu'en Italie, Espagne, Angleterre, Allemagne etc. depuis l'an 1618 jusqu'à la condamnation de Théophile.*[1] Konnte seine Verurteilung solcher Art als Markstein in der Zeitgeschichte dienen, so war die Erregung über seine Festnahme gewifs nicht minder, und der Dichter selbst war sich diesmal darüber sehr klar, dafs es ihm an den Hals ginge. In dieser Hinsicht ist ein Umstand bezeichnend: auf dem Wege vom Castelet nach St. Quentin, im Dorfe Vuitry, läfst Théophile den Herrn von Caumartin ersuchen, *d'oster — entre les papiers qu'il avoit trouvé en sa malle ceux qu'il jugeroit qui luy pourroient nuire.*[2] Théophile hatte ja in der *Doctrine Curieuse* Beweise genug davon erhalten, auf wie geschickte Art die Gegner seine Worte zu verdrehen verstanden; er mag unter seinen Sachen auch Privatpapiere gehabt haben, in denen er sich freier aussprach, als er es öffentlich zu thun pflegte, und aus jedem losgerissenen Satz, jedem Wort kann man ja zuletzt einem Beschuldigten einen Strick drehen. Théophile fühlte sich aber noch nicht als Sünder, sondern noch als Hofdichter und Edelmann, und es war der *poète de Cour* und *gentilhomme de la Chambre du Roy,* der den Standesgenossen Caumartin um eine unter Weltmännern nicht nur zulässige, sondern hier geradezu gebotene Dienstleistung

[1] Bazin, a. a. O. S. 267.

[2] *Déposition de Trousset,* abgedruckt bei Alleaume I, CXXIV.

anging, von der wir nicht wissen, ob der Staats- und Geheimrat Caumartin sie gestattete.

Und dieser selbstbewufste Zug, dieser Trotz gegen die Anklage verläfst den Dichter während der nächsten zwei Jahre nicht. Er scheint von Anfang an, da man die öffentliche Meinung gegen ihn anrief, entschlossen gewesen zu sein, die gleiche Macht zu seinen Gunsten anzurufen. Verse machend, die ihn rechtfertigen sollten, wurde er im Castelet gefunden.

Es ist die *Plainte de Théophile à un sien amy pendant son absence,* deren Abfassung durch die Ankunft Troussets unterbrochen, und die gleich darauf, 1623, noch unvollendet, gedruckt wurde.[1] Er hat auch selbst seine ganze Gefangennahme und Überführung nach St. Quentin erstens in einer 1624 veröffentlichten *Requeste au Roy,*[2] dann 1625 ein zweites Mal in seiner *Apologie au Roy*[3] geschildert. Die Verse der *Requeste* sind ebenso hübsch wie boshaft:

Après 5 ou 6 mois d'erreurs[4]
Incertain en quel lieu du monde
Je pourrois asseoir les terreurs
De ma misère vagabonde,
Une incroyable trahison
Me fit rencontrer ma prison —
Où j'avois cherché mon azile:
Mon protecteur fut mon sergent.
O grand Dieu, qu'il est difficile
De courre avecques de l'argent! I, 146.

Der Verräter wäre demnach der Herr von Mesnilier gewesen, und der Grund des Verrats Geldgier; denn der Dichter, scheint es, war mit barer Münze gut ausgestattet, und er hat allerdings nie etwas davon wiedergesehen.[5]

---

[1] Vgl. Alleaume II, 156 ff. und die Notiz S. 161 f. [2] Ebd. II, 145 ff. [3] Ebd. II, 234 ff. — Hiermit beginnt die Serie von Flugschriften, die von 1623 bis 1626 von, für und gegen Théophile de Viau verfafst worden sind. Es sind Büchlein von 8 bis 30 Seiten kl. 8°, auf grobem Papier, mit unregelmäfsiger Orthographie, ohne Orts- und Verlegernamen gedruckt und fast vollzählig auf der Bibliothèque Nationale zu finden.

[4] Danach hätte Théophile Paris dann schon im März — Beginn des Druckes der *Doctrine Curieuse* — verlassen.

[5] *Lettre à M. de Bellièvre* II, 319.

Aber die Hand der Geistlichkeit hat der Dichter selbst auch schon hierin verspürt, und was er im Folgenden sagt, geht wohl auf den Père Voisin und seine Anhänger Trousset und Le Blanc:

Le billet d'un religieux
Respecté comme des patentes,
Fit espier en tant de lieux
Le porteur des Muses errantes,
Qu'à la fin deux méchans prévosts,
Fort grands voleurs et très devots,
Priant Dieu comme des apostres,
Mirent la main sur mon collet,
Et, tous disans leurs patenostres,
Pillèrent jusqu'à mon valet. II, 147.

Dafs die Hand der Jesuiten bei seiner Gefangennahme im Spiele war, sagt er einige Strophen weiter frei heraus:

On avait bandé les ressorts
De la noire et forte machine,
Dont le souple et vaste corps
Estent ses bras jusqu'à la Chine. II, 148.

Er nennt dann als seine Gegner: *le gaillard Père Guérin, ce vieux bateleur desguisé,*[1] und wendet sich dann an M. le Cardinal, damit er *après m'avoir fait tant de mal, pour l'amour de Dieu se retienne.*[2]

Dieser Kardinal war François de la Rochefoucauld (1558 bis 1645), Bischof von Clermont, Kardinalbischof von Senlis, eine Zeit lang Präsident des Staatsrats, dann ausschliefslich Geistlicher. Stark ultramontan, arbeitete er an der Reform der geistlichen Orden[3] und hatte seiner Zeit eine geheilte Besessene in grofsem Triumph durch Frankreich geführt.[4] Er mufste deshalb schon dem Teufelsleugner Théophile nicht gewogen sein. Noch mehr gegen ihn eingenommen wurde er wahrscheinlich durch den Père Voisin,[5] der gut bei ihm angeschrieben war, und dafs

[1] II, 149. Wir finden ihn als Zeugen bei der Vernehmung vom 6. Mai 1624. Er war übrigens Minime, und nicht Jesuit.

[2] II, 150.

[3] Vgl. Charles Nisard, *Mémoires du Père Garasse* S. 74 ff.

[4] Vgl. *Mercure français* Bd. X, S. 398.

[5] Vgl. Charles Nisard, a. a. O. S. 73 ff.

viel von dem angehäuften Gift durch den damaligen königlichen Beichtvater Caussin bis zu Ludwig XIII. drang, ist mit Sicherheit anzunehmen.

Dann schildert Théophile die Überführung nach St. Quentin:

Sans cordon, jaretieres ny gans,
Au milieu de dix hallebardes,
Je flattois des gueux arrogans
Qu'on m'avoit ordonné pour gardes,
Et non obstant, chargé de fers,
On m'enfonce dans les enfers
D'une profonde et noire cave,
Où l'on n'a qu'un peu d'air puant
Des vapeurs de la froide bave
D'un vieux mur humide et gluant. II, 147. 148.

Er fährt dann fort:

Dedans ce commun lieu de pleurs
Où je me vis si misérable,
Les assassins et les voleurs
Avoient un trou plus favorable;
Tout le monde disoit de moi
Que je n'avoys ny foy ny loy,
Qu'on ne cognoissoit point de vice
Où mon âme ne s'adonnât,
Et quelque traict que j'escrivisse,
C'estoit pis qu'un assassinat. II, 148.

Das persönliche Namhaftmachen, die spöttische Empörung, der Galgenhumor dieser Verse waren eine neue Unvorsichtigkeit des Gefangenen, sind aber sehr bezeichnend für ihn, den oft der kategorische Imperativ seiner Natur zwang, im falschen Augenblick das rechte Wort zu sagen.

Über die wahre Stimmung der ersten Stunden und Tage giebt jedoch die allerdings erst 1625 geschriebene und veröffentlichte *Apologie au Roy* Auskunft. Aus ihr erfahren wir, daſs nach dem ersten Verhör im Castelet selbst der Herr von Caumartin dem Dichter die tröstliche Verheiſsung gab, *qu'il estoit mort,*[1] und daſs Théophile darauf antwortete: *que le roy estoit juste et luy innocent.*[2]

[1] II, S. 244.
[2] Ebendaselbst.

Einmal im Kerker aber:

Je vous confesse, Sire, sagt er, *que je ne me trouvay ny assez brutal, ny assez philosophe, pour me résoudre promptement en un accident si outrageux. Je sentis un grand désordre en tous les mouvements de mon âme; mon unique recours dans cette solitude si serrée et si obscure, ce fut ma prière ardente que j'adressay au fils du Dieu vivant, et les vœux que je fis à sa mère. ... Et combien que ma dévotion sembloit alors forcée, elle estoit pourtant véritable.* (II, 245.)

Um dieses, sowie die ganze weitere Entwickelung Théophiles zu verstehen, mufs man sich immer sagen, dafs er sich von Anfang bis Ende seines Prozesses für unschuldig gehalten und erklärt hat; für unschuldig am *Parnasse Satyrique,* für *en règle* mit den äufseren Gebräuchen der Kirche, daher auch für unschuldig ihr gegenüber. Wir dürfen auch nicht jene Scene im Garten des Königs vergessen, als der Père Athanase in Théophile die Sehnsucht nach dem Katholicismus erweckte: damit ist uns in Théophile de Viau die Möglichkeit einer Gefühlsbekehrung zum Glauben angedeutet, einer Gefühlsbekehrung, die mit dem dogmatischen Christentum sehr wenig zu thun zu haben brauchte, die den skeptischen Verstand unberührt weiter grübeln und den Dichter wohl leicht zu der Auffassung eines persönlichen Gottes und allliebenden Vaters kommen liefs, der sich aber weit milder zu seiner Kreatur stellte, als seine Stellvertreter auf Erden, der ihr weder ihre natürlichen Triebe nehmen, noch das Denken verwehren wollte, und der nach Théophiles Ansicht zweifelsohne das Streben und Irren eines selbständigen Freigeistes der beschränkten Selbstgenügsamkeit und dem rohen Fanatismus seiner sogenannten Diener vorzog. Ich glaube, in dieser Richtung liegt thatsächlich die weitere Entwickelung des Dichters, und es schien mir hier schon geboten, dieselbe wenigstens anzudeuten, weil die einzelne, von mir oben citierte fromme Stelle leicht die Meinung erwecken könnte, Théophile de Viau habe sich zu einer niedrigen Heuchelei gezwungen. Er schildert in der *Apologie* dann noch seine Freude darüber, dafs er vom Pariser Parlament gerichtet werden sollte,[1] und dann die Art seiner Überführung nach Paris:

[1] Eine Zeugenaussage widerspricht dem.

J'estois monté encore plus mal que de l'ordonnance de M. de Commartin (damals ritt er *un cheval foible et boiteux*[1]) *et attaché tout le long du voyage avec des chaisnes, sans avoir la liberté du sommeil ny du repos, et sans quitter les fers ny nuict, ny jour; on ne suivit jamais le grand chemin et, comme s'il y eust eu des desseins partout à m'enlever, les trouppeaux ou les arbres un peu esloignez leur donnoient quelques alarmes assez ridicules. … Estant arrivé à la Conciergerie, dont la presse du peuple m'empeschoit l'entrée, je fus enlevé dans la grosse tour* (Montgomery) *et porté tout d'abord dans le mesme cachot où le plus exécrable parricide de la mémoire a esté gardé* (Ravaillac).[2]

Die Reise von St. Quentin nach Paris hatte zwei Tage gedauert; am 28. September 1623 gegen 5 Uhr abends wurde Théophile de Viau in der Conciergerie hinter Schlofs und Riegel gesetzt.[3] Damit beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens.

[1] II, S. 244. [2] II, S. 246. [3] Alleaume I, CXVIII.

Paris. Käthe Schirmacher.

(Schlufs folgt.)

Anmerkungen zu Jakob Rymans Gedichten.

VIII. Teil.

CXII.

Mariä Verkündigung.

Dieses Gedicht stimmt fast ganz wörtlich mit den ersten elf Strophen von Nr. I *überein. Die Abweichungen bestehen, abgesehen von der in* I *zweizeiligen, in* CXII *nur einzeiligen Überschrift, darin, dafs in dem Kehrreim in Nr.* I *noch* Alma *vor* redemptoris mater *steht; ferner dafs* I, 2, 2 In ... affrayde *st.* Of ... aferde (*s. zu* CXI, 3, 2), 5, 2 That *st.* And, 6, 1, 2 And god shall geve hym Dauid see, And in Iacobes howse *st.* And in the sete of mageste (*s. zu* CXIII, 7, 1) Of his fadere ay, 7, 1 Mary ... to *st.* Sche ... vnto (*so dafs* CXII, 7, 1 = CXIII, 4, 1. CXIX, 4, 1 *ist*), 7, 3 purpose *st.* entende *und* 9, 3 *vor* 9, 2 *hat.*

CXIII.

Mariä Verkündigung.

Berührt sich am nächsten mit Nr. CXIX (*s. zu Str.* 2. 3. 4. 5. 8. 9).

Ü. **Heyle**; *s. zu* I, 1, 2. — **Mary, meyden meke and mylde**; *s. zu* LXXXVII, 3, 6. IV, 6, 1. — **Thou shalte conceyue and bere a chylde** = 1, 4. 2, 4. 3, 4. 5, 4. 6, 4. 7, 4 = II, 3, 2. III, 3, 3; *s. zu* I, 4.

Str. 1. *V.* 1. 2; *s. zu* LXXXVII, 1, 1. 2. — *V.* 1 **An angelle, thatte was fayre and bryght**; *s. zu* LXI, 7, 4. — *V.* 2 **Came to Mary with fulle grete lyght**; *s. zu* XXXII, 1, 3. — *V.* 3 **fulle ryght**; *s. zu* I, 11, 2.

Str. 2. *V.* 1—4 **When she hurde this, that blessid meyde, Sore in here mynde she was afreyde Of theys wordys, thatte he hadde seyde: 'Thou schalt conceyue'** = CXIX, 2, 1—4. *S. zu* I, 2. — *V.* 1 **that blessid meyde** *auch* CXIV, 13, 3; *ferner* CLIX, 1, 1 O blessid mayde.

Str. 3. *V.* 1—4 **'Drede notte,' he seide, thatt angelle bright; 'Thou hast founde grace in goddys sight: Withyn thy wombe by his grete myght Thou schalt conceyue'** = CXIX, 2, 1–4. *S. zu* I, 3. — *V.* 2 **in goddys sight**; *s. zu* XLIII, 3, 1. — *Mit V.* 3 *f. vgl. auch* CXIV, 6, 1 In thy wombe thow shalt conceyue now A chylde. *S. zu* VII, 5, 2. — **by his grete myght**; *s. zu* XXXV, 1, 3.

Str. 4. *V.* 1—4 **She seide vnto the angell than** (= CXII, 7, 1): **'Hou shall this be (telle, if thou can), Sith I purpose to knowe no man, Thus to conceue'** ∾ CXIX, 4, 1—4 Sche seide vnto thatte angelle than: 'Hou shalle this be (telle, if thou can), Sith I entende to know no man And shall conceue.' *S. zu* I, 7.

Str. 5. *V.* 1—4 **He seyde: 'God, thatt is withowte ende, The holigost to the shall sende, And by grace, thatt he shall extende, Thou shalt conceyue'** = CXIX, 5, 1—4. *S. zu* I, 8. — *V.* 1 **thatt is withowte ende**; *s. zu* LVI, 4, 3. — *V.* 2; *vgl.* CXXXII, 3 The holigost he didde us sende. — *V.* 3 **by grace**; *vgl.* CL, 6, 3 Of the sowle by grace thatt art defense; CLI, 4, 3 Goode lorde aboue, defende us by grace; CLIX, 5, 1 Thatte we by grace so may procede. *S. auch unten zu* 9, 3. — **thatt he shall extende**; *vgl.* CXXXVIII, 3, 3 Therfore thy grace to us extende; CLXVI, b[3], 4 Thy grace to us extende.

Str. 6. *V.* 1 **Thou shalte calle hym Ihesus by name, A chylde of grete vertu and fame**; *s. zu* I, 4, 2. 3. — *V.* 3 **The sonne of god shalbe the same** ∾ CXLI, 7, 3. 4 Altissimique filius Callyd shall be the same.

Str. 7. *S. zu* I, 7. *V.* 1—3 **In the highe sete of mageste Of his fadere ay reigne shalle he; Of whoys kyngdome none end shall be** ∾ CXII, 6, 1—3 And in the sete of mageste Of his fadere ay reigne shal he; Of whois kyngdome none ende shal be. *Vgl. auch die zu* I, 6 *angeführten Stellen* CXIV, 7. CXLI, 8, *wo auch* A sete of mageste *vorkommt.*

Str. 8. *V.* 1—4 **Sche answerde hym, that meyden fre: 'As thou hast seide, be done to me. The wille of god fulfyllyd be Thus to conceyue'** = CXIX, 7, 1—4 (*nur V.* 1 meyde so fre *statt* meyden fre). *S. zu* I, 10. — *V.* 1 **thatt meyden fre**; *s. zu* I, 2, 1. — *V.* 3; *auch* = CXVI, 5, 3; *s. zu* X, 3, 2.

Str. 9. *S. zu* I, 11. — *V.* 1. 2 **He toke his leve, thatte angelle bright, Of here and went to blysse full right** = CXIX, 8, 1. 2. I, 11, 1. 2 (*vgl. Anm.*). CIII, 5, 1. 2. CXII, 11, 1. 2. — *V.* 1; *auch* =

III, 9, 1. — *V.* 3 **And by the grace of god almyght**; *vgl.* CXLII, 4, 2 Nouam scripsit regulam By goddis grace and wylle; *ebenda* 5, 2 Tres ordines hic ordinat By goddis grace to be. *Im übrigen s. zu* LVIII, 4, 3. LXXXII, 7, 6. XCI, 6, 2. CXIII, 5, 3. — **god almyght**; *s. zu* II, 7, 3.

CXIV.

Mariä Verkündigung.

Ü. **Thys ys fulle tru, þis ys fulle tru (Who can sey 'Nay' to thys?): Mary ys modere of Ihesu, And god hys fadere ys** ∾ CLXV *Ü.* I bryng tydyngys, thatte be fulle tru *u. s. w.*

Str. 1—3; *s. zu* I, 1.

Str. 1. *V.* 1. 3; *s. zu* CXVI, 1, 1. — *V.* 1 **An angelle bright came downe with light** = CXV, 2, 1; *s. zu* I, 11, 1 *und* XXXII, 1, 3. — *V.* 3 **Vnto that meyde**; *s. zu* XIX, 1, 1. — *V.* 3. 4 **and thus he seyde Fulle mekely here vnto**; *s. zu* LXXXVII, 4.

Str. 2. *V.* 1 **Haylle**; *s. zu* I, 1, 2. — **Mary mylde**; *s. zu* V *Ü.* — **ay vndefylde** = XIX, 4, 1; *s. zu* II, 3, 3. — *V.* 2 **The lorde god**; *s. zu* LXXXVI, 2, 6. — *V.* 3 **so meke and mylde**; *s. zu* IV, 6, 1.

Str. 3. *V.* 2 **Thatte was so meke and fre**; *vgl.* CXIX *Ü.* Mary so mylde, so meke, so fre; CLXIV, 6, 1 O swete Mary most meke and fre. — *V.* 3 **bothe grete and smalle**; *s. zu* LXX, 15, 2.

Str. 4. *S. zu* II, 2, 1. — *V.* 1 **Off that tydyng, thatt he dydde bryng**; *s. zu* LXXXVII, 1, 3. — *V.* 3 **thatte hyghe kyng**; *vgl.* CLV, 3, 1 O highe prynces; *ferner* CXLV, 1, 4 And kyng of high regalite; LXXXVI, 4, 5 Whose high kingdome is eternall. — **þatt made althyng** = CI, 5, 2; *s. zu* IV, 7, 1. — *V.* 4 **wombe**; *s. zu* VII, 5, 2.

Str. 5. *S. zu* I, 3. — *V.* 1 **Thatte angelle bright**; *s. zu* I, 11, 1. — **full right**; *s. zu* I, 11, 2. — *V.* 2 **Mary so fre**; *vgl.* XXV, 1, 4 virgyne Mary fre. — *V.* 3 *f.* **Thou hast founde grace before the face Of god**; *vgl.* CXLIII, 8, 6 Thatt clerly then they may appere Before thy face; CXLVII, 3, 3 Therfore before thy sonnys face For us make thou thy mone. — *V.* 4 **god in persons thre**; *s. zu* I, 3, 3.

Str. 6. *S. zu* I, 4. — *V.* 1. 2 **In thy wombe thow shalt conceyue now A chylde and bere the same**; *vgl. zu* CXIII, 3, 3. — *V.* 3 **Of highe degre this childe shall be**; *s. zu* I, 1, 1. — *V.* 4 **Ihesus shalle be his name** = CXLI, 2, 6. 6, 6. 7, 6. 8, 6; *s. zu* XLII, 2, 2.

Str. 7. *S. zu* I, 6. — *V.* 1—4 **The lord of alle to hym gyffe**

shalle A sete of mageste, Above in blysse ..., Wheroff none ende shall be = CXLI, 8, 1—4 Et dabit illi dominus A sete of mageste Regnis in celestibus, Wherof none ende shall be. — *V.* 1 **The lorde of alle**; *s. zu* LXI, 5, 2. — *V.* 2; *vgl. zu* CXIII, 6, 1. — *V.* 3 **Above in blysse**; *s. zu* XXIX, 4, 3. — **as right itte ys**; *s. zu* XXII, 4, 1. — *V.* 4; *s. zu* LXXXIII, 6, 5.

Str. 8. *S. zu* I, 7. — *V.* 1 **Telle, if thou can** = I, 7, 2. CXII, 7, 2. CXIII, 4, 2. CXIX, 4, 2. — *V.* 2 **How this dede shall be wrought**; *vgl. unten zu* 11, 3. — *V.* 3 **offende**; *s. zu* XCVII, 7, 1. — *V.* 4 **in dede ne thought**; *s. zu* XVII, 7, 3.

Str. 9. *S. zu* I, 8. — *V.* 1. 2 **The holigost ... Fro blysse shalle lyght in the** ∾ CXVI, 4, 1. 2 The holigost Fro blysse aboue shall lyght in the; *vgl. zu* I, 8, 2. XIII, 1, 2. XVIII, 5, 2. — *V.* 1 **The holigost of myghtys most** = CXV, 6, 1; *s. zu* X, 4, 2. — *V.* 3 **By whoys vertu**; *vgl. zu* CIX, 5.

Str. 10. *S. zu* I, 9. — *V.* 1 **Beholde**; *s. zu* XVII, 2, 1. — *V.* 1. 3. 4 **Elizabeth ... In here old age by highe suffrage Hath conceyuyd Saynt Ihon** ∾ CXIX, 6 Elyzabeth by highe suffrage Hath conceyuyd in here old age A chyld.

Str. 11. *S. zu* I, 9. — *V.* 1 **Thatt kyng and lord**; *s. zu* IV, 9, 1. — **with a worde**; *s. zu* XXV, 4, 4. — *V.* 2 **Hath made althyng of nought**; *s. zu* IV, 7, 1. — *V.* 3 **This dede in the now do shall he**; *vgl.* CXV, 4, 3 And so fulle sone this dede was done; *oben* 8, 2 Hou this dede shalle be wrought. — *V.* 4 **Atte his wylle**; *s. zu* LXV, 3, 1. — **with a thought**; *s. zu* XXI, 5, 4.

Str. 12. *S. zu* I, 10. — *V.* 1 **'Beholde,' she seyde, 'goddis handmeyde'** = CXV, 5, 1. — *V.* 2 **thatt maydyn mylde**; *s. zu* II, 3, 1. — *V.* 3 **Thy worde in me fulfyllyd be** = III, 8, 3. — *V.* 4 **And soo she was with chylde** ∾ CXV, 5, 3. 4 And anon ryght by goddys myght That tyme with chyld was she; *s. zu* LXXXVIII, 3, 5.

Str. 13. *S. zu* I, 11. — *V.* 3 **as he seyde** ∾ CIII, 5, 3 as he behight = CXIX, 8, 3. — *V.* 3. 4 **thatt blessyd meyde** (*s. zu* CXIII, 2, 1) **The modere of god ys**; *s. zu* III, 10, 3.

CXV.

Mariä Verkündigung.

Ü. V. 1 **A meyden mylde hath born a chylde** = XLII, 1, 1. — *V.* 2 **Mankynde ayene to by** ∾ LXXXV, 13, 8 Thy soule ayene to

bye; *s. zu* IV, 7, 3. — *V.* 3. 4 **Hys name Ihesus ys callyd thus** (*vgl. zu* CV, 6, 3. 4) **And here name mylde Mary**; *s. zu* I, 12, 3. — *V.* 4 **mylde Mary**; *s. zu* V *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **O man of molde**; *s. zu* LXXVI, 5, 3 *und* LIV, 1, 1. — *V.* 2. 4 **Hou god mankynd hath take ... Of a meyde**; *s. zu* VIII, 5, 1. — *V.* 3 **As prophetis told** = CXVII, 5, 3; *s. zu* XL, 4, 1. — **many a folde**; *vgl.* CXVI, 5, 2 'Ecce, ancilla,' then seyde she And thankyd god manyafold; *Engl. Studien* XIII, 154, 5, 8 The Turkes and the paynyms bolde He felled doune many a folde; *während die Drucke Wynkyns de Worde und Skots in Thystorye of Iacob and his twelve sones Str.* 96, *V.* 4 These bretherne thanked hym many folde *geben, steht in der Ausgabe Alldes am Ende des Verses* many a folde. *In dem zusammengesetzten Worte* manyfolde (*s. zu* II, 9, 1) *erblickte irregeleitetes Sprachgefühl ein zusammengerücktes* many folde *und schob daher nach* many *vor dem substantivisch aufgefafsten* folde *ein* a *ein. So erklärt sich auch* CXLIII, 3, 4 O iudex homo mencium In many dyuerse folde.

Str. 2. *V.* 1 **An angelle bright came downe with light** = CXIV, 1, 1. — *V.* 2 **True tydyngys forto telle**; *s. zu* LXXXVII, 1, 3. — *V.* 3 **full right**; *s. zu* I, 11, 2. — **The kyng of myght**; *s. zu* I, 11, 3.

Str. 3. *Vgl. zu* I, 4. — *V.* 2 **Thou shalte conceyue a chylde** = CXLI, 2, 4; *s. zu* XLI, 3, 4. — *V.* 4 **A meyden vndefylde**; *s. zu* II, 3, 3.

Str. 4. *V.* 1 **Of this thatt meyde was sore afreyde**; *s. zu* I, 2, 4. — *V.* 2 **inclyne**; *s. zu* XXIV, 1, 4. — *V.* 3 **this dede was done**; *s. zu* CXIV, 11, 3. — *V.* 4 **By goddys grace dyuyne**; *s. zu* LVIII, 4, 3.

Str. 5. *S. zu* I, 10. — *V.* 1 = CXIV, 12, 1. — *V.* 3 **And anon ryght by goddys myght** ∼ XXXI, 1, 3 And anon right thurgh goddis myght. — *Wegen* by ... myght *s. zu* XXXV, 1, 3. — *V.* 4 **with chyld was she**; *s. zu* CXIV, 12, 4.

Str. 6. *Vgl. zu* I, 11. — *V.* 1 **The holigost of myghtys most** = CXIV, 9, 1. — *V.* 2 **in dede**; *s. zu* LVIII, 4, 1. — *V.* 3 **To conceyue**; *s. zu* LXX, 1, 2. — **bothe god and man**; *s. zu* IV, 1, 3. — *V.* 4 **wythowten mannys sede** = CXVIII, 4, 1; *s. zu* XX, 1, 3, 4.

Str. 7. *V.* 1 **Bothe day and howre** = XXXV, 2, 3; *s. zu* XVII, 8, 4. — **honowre**; *s. zu* XVI, 7, 3. — *V.* 2 **Mary, thatte meyden mylde** = LXXXVIII, 4, 2; *s. zu* II, 3, 1. — *V.* 4 **defylde**; *s. zu* II, 3, 3.

CXVI.

Mariä Verkündigung.

Ü. V. 1 **Mary so myld**; *s. zu* V *Ü.* — **scripture seyeth thus**; *s. zu* XVII, 1, 3. — *V.* 2 **namyd Ihesus**; *s. zu* XLIV, 1, 1.

Str. 1. *S. zu* I, 1. — *V.* 1 **An angelle came vnto thatte mayde** ∾ CXVIII, 2, 1 An angelle came to thatte meyde so fre; *vgl.* CXIV, 1, 1. 3 An angelle … came … Vnto that mayde *und s. zu* LXXXVII, 1, 1. 2. — **thatte mayde**; *s. zu* XIX, 1, 1. — *V.* 2 **kne**; *s. zu* XXII, 4, 2. — *V.* 3 **And vnto here mekely he seyde** = LXXXVII, 1, 4.

Str. 2. *V.* 1; *s. zu* I, 1. — *V.* 2 **Thou shalt conceyue and bere also** = CIII, 1, 2; *s. zu* I, 4. — *V.* 3 **o lady fre**; *s. zu* I, 8, 1. — *V.* 4 **Withowten peyn, dolowre and woo**; *s. zu* XVIII, 4, 3. LXXXII, 5, 3.

Str. 3. *S. zu* I, 7. — *V.* 2 **Hou I shalle conceyue and bere a chyld**; *s. zu* I, 4. — *V.* 4 **clene, vndefyld**; *s. zu* XII, 5, 2. II, 3, 3.

Str. 4. *S. zu* I, 8. — *V.* 1. 2 **The holygost Fro blysse aboue shall lyght in the**; *s. zu* CXIV, 9, 1. 2. — *V.* 2 **Fro blysse aboue**; *s. zu* XXIX, 4, 3. — *V.* 3 **And goddys sone of myghtis most**; *s. zu* XCIX, 4, 4. — *V.* 4 **By his vertu**; *s. zu* CXIV, 9, 3.

Str. 5. *S. zu* I, 10. — *V.* 1 **'Ecce ancilla,' then seyde she** = LXXXVII, 3, 1. — *V.* 2 **And thankyd god**; *vgl.* CXVII, 6, 4 And lete us thanke oure lorde of thys. — **manyafold**; *s. zu* CXV, 1, 3. — *V.* 3 **The wille of god fulfyllyd be**; *s. zu* CXIII, 8, 3. — *V.* 4 **as thou hast told**; *s. zu* II, 9, 3.

Str. 6. *V.* 1 **And, as god wold, so itte was done**; *vgl. zu* III, 10, 2. — **By here mekenes**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 4 **The secunde persone in trinite** = VIII, 3b, 2. CLXVI, a^2, 1, 3. 2, 3.

CXVII.

Weihnachtslied.

Ü. V. 1 **Now lete us syng** = XXXI, 8, 1. CXXXIV, 1, 3; *vgl. auch* LXXXVII, 4, 6 But lete vs singe and make alle myrth. — *Wegen* **mery be** *s. zu* XXXVIII *Ü.* — *V.* 2 **Crist, oure kyng**; *s. zu* XX, 5, 2. — **haþe made us fre**; *s. zu* VII, 2, 3.

Str. 1. *V.* 1 **I holde it best** = LXXXIV, 2, 6. — *V.* 2 **And lete alle care and sorowe goo** = CLXVI, b^2, 1; *vgl. auch* CXXXIX, 3, 3 In care and woo, sorowe and stryffe (*s. zu* XI, 1, 3). — *V.* 3. 4 **For Crist, oure kyng** (= *Ü.* 2), **nowe in þis fest Was born** ∾ XXXVI *Ü.*

Nowe in this fest ... Saluator mundi natus est. — *V.* 4 **Was born to bryng us owte of woo** ∾ XLIV, 4, 2 Now borne to bring vs out of woo; *s. zu* VII, 3, 3.

Str. 2. *V.* 1 **Thatte blessyd chyld**; *vgl.* CLVI, 5, 2 Vnto Ihesu, thy blessid chylde. — **tok flesshe and bloode**; *s. zu* X, 1, 1. — *V.* 2 **By vertu of the holigost**; *s. zu* XCIX, 4, 1. — *V.* 3 **Of Mary myld, thatte meyde so goode**; *s. zu* V *Ü.* — *V.* 4 **To saue mankynde, the whiche was lost**; *s. zu* CI, 1, 4.

Str. 3. *V.* 1 **When he was born**; *s. zu* XXXII, 1, 1. — **of thatte myld meyde**; *s. zu* II, 3, 1. — *V.* 2 **Thatt blessyd lord**; *s. zu* XXV, 2, 1. — **lord and heuen kyng**; *s. zu* IV, 9, 1. — **heuen kyng**; *s. zu* LVII, 5, 1. — *V.* 3 **As long beforn prophetys hadde seyde**; *s. zu* XL, 4, 1. — *V.* 4 **With on accorde angellis didde syng** = LXXV, 3, 3. CXXXIII, 2, 3. CXXXV, 2, 3.

Str. 4. *S. zu* XXXI, 5. — *V.* 1. 2 **Ioy mot be to god**; *vgl. zu* XXI, 8, 1. — *V.* 2 **To god aboue in heuen blys**; *s. zu* XXIX, 4, 3. — *V.* 4 **offended**; *s. zu* XCVII, 7, 1. — **done a mys**; *s. zu* VII, 2, 1.

Str. 5. *V.* 1. 2; *s. zu* XXXI, 1. — *V.* 1 **The shepherdis than kepyng there folde**; *s. zu* XXXII, 1, 2. — *V.* 2 **sweete songe**; *s. zu* LV, 4, 1. — *V.* 3 **god and man**; *s. zu* IV, 1, 3. — **as prophetis told** = CXV, 1, 3.

Str. 6. *V.* 1 **Syth man ys take ayen to grace**; *vgl.* CXLV, 4, 3 Kyng Assuere for loue of the Hath take mankynde ayen to grace ∾ CXXI, 2, 3 Kyng Assuere for loue of the Hath take mankynd vnto his grace. — *V.* 2 **And brought ayen to ioye and blys**; *s. zu* IV, 7, 3. **ioye and blys**; *s. zu* XVI, 2, 2. — *V.* 3 **myrþe**; *s. zu* XXVI, 4, 4. — **solace**; *s. zu* LV, 2, 1. — *V.* 4 **thanke**; *s. zu* CXVI, 5, 2.

CXVIII.

Christus von einer Jungfrau geboren.

Ü. V. 1 **Mirabile misterium** = *Kehrreim.* — *V.* 2 **The sone of god ys man becum** = XLVIII *Ü.*, 1.

Str. 1. *V.* 1. 3. 4 **The faders sone of heuen blys ... Of a pure meyde man becum ys To saue mankynd** = CXXXIII, 1, 1—3 (*vgl. zu* XXI, 7, 3). — *V.* 1. 3 *auch* = XLVI, 1, 1. 2 (*vgl. Anm.*). — *V.* 4 **To saue mankynd, the whiche was lost**; *s. zu* CI, 1, 4.

Str. 2. *S. zu* I, 1. — *V.* 1. 2 **An angelle came to thatte meyde**

so fre (*s. zu* CXVI, 1, 1) **And seide** ∾ CXIX, 1, 1 An angelle seide to thatte meyde so fre. — *V.* 1 **thatte meyde so fre**; *s. zu* I, 2, 1. — *V.* 3 **The lord of alle**; *s. zu* LXI, 5, 2. — *V.* 4 **In hert, in wombe and euery place** ∾ LXV, 6, 3 In myende, in wombe and euery place.

Str. 3. *S. zu* I, 8. — *V.* 1 **withowten bost**; *vgl.* CXXXVII, 1, 7 With contrite hert withowten bost Te deum verum laudamus. — *V.* 3 **By vertu of the holigost**; *s. zu* XCIX, 4, 1. — *V.* 4 **Thowe shalt conceyue**; *s. zu* XLI, 3, 4. — **boþe god and man**; *s. zu* IV, 1, 3.

Str. 4. *S. zu* I, 11. — *V.* 1 **withowten mannys sede** = CXV, 6, 4; *s. zu* XX, 1, 3. 4. — *V.* 2 **By vertu of the holigost**; *s. zu* XCIX, 4, 1. — *V.* 3 **Sche hath conceyuyd and born**; *s. zu* I, 4, 1. — **in dede**; *s. zu* LVIII, 4, 1. — *V.* 4 **The sone of god of myghtis most** = XCIX, 4, 3.

Str. 5. *S. zu* VII, 9. — *V.* 1 **The glasse is more pure, and itte wasse.** *Im New English Dictionary* I, 317c *ist der früheste Beleg für* and *nach dem Komparativ* = than *aus dem Jahre* 1463. *Älter ist wohl noch die Aufzeichnung des Sprichworts in Fairfax* 16 (*Skeat, Chaucer, The Minor Poems S.* 391) Better is to suffre and fortune abyde, And hastely to clymbe and sodeynly to slyde (*vgl. Archiv* XC, 252, *Anm. zu* 34). *Ob die* 317 b *gegebene Erklärung, dafs dieses* and *sei* an erroneous literary expansion of northern dial. 'an, en 'than', *ist mir angesichts der Thatsache sehr zweifelhaft, dafs auch im Deutschen* unde *und* und *und im Lateinischen* atque *schon bei Plautus nach negierten Komparativen, später bei Horaz und einmal vielleicht schon bei Cicero ohne vorhergehende Negation gebraucht wird. Vgl. Ziemer, Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparative* 199 *f.*; *Sandvofs, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang* 1892, *Heft* XVI, *Nr.* 5, *S.* 69. *Schon das Altenglische kennt* and *nach* gelîc (*Mätzner, Engl. Grammatik* II², 534), *wie das Altnordische* ok *nach* iafn, samr, líkr *u. s. w.* (*Cleasby-Vigfusson* 465 b). — *V.* 4 **by grace dyuyne**; *s. zu* LVIII, 4, 3.

Str. 6. *V.* 1—3 **Aaron yerde withowte moystowre, Thatte longe was sere, a flowre haþe born: So sche hath born oure sauyoure** ∾ XX, 1, 1—3 As Aaron yerde withoute moistoure Hath florisshed and borne a floure, So hath she borne oure savyoure; *s. zu* V, 4, 1. VII, 3, 2. — *V.* 4 **To saue mankynde, thatt was forlorn**; *s. zu* XXVII, 3, 4.

Str. 7. *S. zu* XVII, 7. — *V.* 3 **A meyden pure in dede and wille** ∾ LXXV, 2, 2 Of a pure mayde in dede and thought = CXXVIII, 1, 2; *s. zu* XVII, 1, 2 *und ebenda* 7, 3. — *V.* 4 **the lord of euery londe**; *s. zu* LXXVI, 4, 2.

CXIX.

Mariä Verkündigung.

Berührt sich nahe mit Nr. CXIII (*s. zu Str.* 2. 3. 4. 5. 7. 8, 1 *f.*), *in Str.* 6 *mit* CXIV, 10.

Ü. V. 1 **Mary so mylde, so meke, so fre**; *s. zu* V *Ü.* IV, 6, 1. CXIV, 3, 2. — *V.* 2 **a chylde of hyghe degre** = CXLI, 6, 2 ∾ CXIV, 6, 3; *s. zu* I, 1, 1. — *V.* 3 **And his name ys Ihesus**; *s. zu* XLII, 2, 2.

Str. 1. *S. zu* I, 1. — *V.* 1; *s. zu* CXVIII, 2, 1. — *V.* 4 **Thou shalt conceyue Ihesus** = 2, 4. 3, 4. 5, 4. 6, 4; *s. zu* XLI, 3, 4.

Str. 2. **When she hurde this, thatt blessid meyde, Sore in here mynde she was afreyde Of theys wordys, thatte he hadde seyde: 'Thou shalt conceyue'** = CXIII, 2, 1—4. *S. zu* I, 2.

Str. 3. **'Drede not,' he seide, thatte angelle bryght; 'Thou hast founde grace in goddys syght: Withyn thy wombe by his grete myght Thou shalt conceyue'** = CXIII, 3, 1—4. *S. zu* I, 3.

Str. 4. **Sche seide vnto thatte angelle than: 'Hou shalle this be (telle, if thou can), Sith I entende to knowe no man And shalle conceyue'** ∾ CXIII, 4, 1—4 She seide vnto the angell than: 'Hou shall this be (telle, if thou can), Sith I purpose to knowe no man, Thus to conceue.' *S. zu* I, 7.

Str. 5. **He seide: 'God, thatt is withoute ende, The holigost to the shalle sende, And by grace, thatte he shalle extende, Thou shalt conceyue'** = CXIII, 5, 1—4. *S. zu* I, 8.

Str. 6. *S. zu* I, 9. — *V.* 1—3 **Elyzabeth by highe suffrage Hath conceyuyd in here old age A chyld** ∾ CXIV, 10, 1. 3. 4 Elizabeth, loo, … In here old age by highe suffrage Hath conceyuyd saynt Ihon. — *V.* 3. *Ich weiſs nicht, was* **bondage,** *das* CXL, 1, 3 *in dem gewöhnlichen Sinne von 'Knechtschaft'* (*vgl. zu* XXXV, 7, 1. 2) *steht, an unserer Stelle bedeutet: ob vielleicht 'Wochenbett', indem sich* bondage *an in diesem Sinne gebrauchtes* band *und* bende (*s. Mätzner und Murray*) *angelehnt hätte* (*vgl. zu* XVIII, 4, 3)?

Str. 7. **Sche answerd hym, thatt meyde so fre: 'As thou hast**

seide, be done to me; The wille of god fulfyllyd be Thus to conceyue' = CXIII, 8, 1—4 (*nur* meyden fre *statt* meyde so fre). *S. zu* I, 10.

Str. 8. *S. zu* I, 11. — *V.* 1. 2 **He toke his leue, thatt angell bryght, Of here and went to blysse full ryght** = CXIII, 9, 1. 2. — *V.* 3. 4 **And forthwithall ... Sche conceyuyd Ihesus**; *s. zu* XLI, 6, 4. — *V.* 3 **as he behyght**; *s. zu* XXXV, 8, 3.

CXX.

Marienlied (Mater misericordie).

Zeigt mehrfach Übereinstimmung mit CXLV (*s. zu Str.* 1, 1—3. 2, 1—3. 5, 1—3).

Ü.; s. zu CV *Ü.*

Str. 1. *V.* 1—3 **O Iesse yerde florigerat, The fruyte of lyff is sprunge of the, The prynce of peas desiderate** = CXLV, 1, 1—3. — *V.* 1; *s. zu* V, 1, 3. — **florigerate** *finde ich nicht in den Wörterbüchern; es scheint falsch gebildet; vgl. Klemming* II, 34 Virga Iesse florigera. — *V.* 2; *s. zu* XIV, 1, 3. — *V.* 3; *s. zu* XVII, 8, 1. — **desiderate** *kennen die mittelenglischen Wörterbücher gar nicht, die neuenglischen nicht in adjektivischer Bedeutung.*

Str. 2. *V.* 1—3 **O quene of blisse celestiall, Childryn of Eve, we call to the Here in this vale terrestriall** = CXLV, 2, 1—3. — *V.* 1; *s. zu* I, 12, 1. VI, 8, 3. — *V.* 2. 3 ∾ CXXXVIII, 1, 1—3 Childryn of Eve ..., Here in this vale of wrechidnesse ... to the we call; *s. zu* LXXVIII, 2, 5. XII, 1, 3. — *V.* 3; *s. zu* XLIX, 4, 1. LXXXIX, 3, 3.

Str. 3. *V.* 1 **When all mankynde for syn was lost**; *s. zu* VI, 4, 3. VII, 4, 1. — *V.* 2 **The kyng of grace**; *s. zu* XXI, 6, 2. — *V.* 3 **By vertu of the holygost**; *s. zu* XCIX, 4, 1.

Str. 4. *V.* 1. 2 **As the sonne beame goith through the glasse, The sonne of god passid throughe the** = CV, 8, 1. 2; *s. zu* VII, 8. — *V.* 3 **bothe god and man**; *s. zu* IV, 1, 1.

Str. 5. *V.* 1—3 **Thatte lord, thatte in thy wombe did rest, The whiche hath made and create the, Thou hast fedde with thy holy brest** = CXLV, 3, 1—3. — *V.* 1; *s. zu* VII, 5, 2. VIII, 3 a, 3. — *V.* 2; *vgl.* CXXVI, 1, 2 For thou hast made and create us; *s. zu* LXXVI, 5, 3. — *V.* 3; *s. zu* XVI, 8, 2.

Str. 6. *V.* 1 **Thatte Eve hath take a wey fro us**; *s. zu* LXXXVIII, 5, 1 *und* LXIV, 10, 3. 4. — *V.* 2 **thi fruyte Ihesus**; *s. zu* XIV,

1, 3. — *V.* 3 **Therfore thy name is callyd thus**; *s. zu* I, 12, 3. CV, 6, 3. 4.

Str. 7. *V.* 1 **The ierarchies with ordres nyne** = LXXV, 5, 1. CXXVIII, 3, 1 ∾ (of *statt* with) CXXVI, 2, 1. — *V.* 2 **For cause**; *s. zu* LXXX, 6, 5. — *V.* 3 **They honowre the with laude dyuyne** ∾ LXXV, 5, 3 And honoure hym with laude diuine; *s. zu* XVI, 7, 3. XXII, 6, 1.

Str. 8. *V.* 1 **Besiche**; *s. zu* XXII, 5, 1. — **kyng of myghtis most** = X, 4, 2. CXXXVII, 1, 4; *s. zu* X, 4, 2. — *V.* 2 **The whiche hath take mankynd of the**; *s. zu* VIII, 5, 1. — *V.* 3 **For oure syn thatte we be not lost**; *s. zu* VII, 4, 1.

CXXI.

Marienlied (Mater misericordie).

Berührt sich teilweise nahe mit Nr. CXLV (*s. zu Str.* 2, 1—3. 3, 1—3. 8, 1—3).

Ü.; s. zu CV *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **O stronge Iudith**; *s. zu* VI, 5, 1. — **so full of myght**; *s. zu* XXI, 3, 1. — *V.* 2 **By thy vertu**; *s. zu* CIX, 5. — **we be made fre**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 3 **For thou hast putte oure foo to flyght**; *s. zu* LXXI, 7, 1.

Str. 2. *V.* 1—3 **O meke Hestere so fayre of face, Kyng Assuere for loue of the Hath take mankynd vnto his grace** ∾ (*nur* ayen to grace *am Schlufs*) CXLV, 4, 1—3. — *V.* 1 **O meke Hestere**; *s. zu* VI, 4, 1. — **so fayre of face**; *vgl.* CLII, 2, 1 O quene of grace most fayre of face = CLV, 2, 1. — *V.* 2; *s. zu* IV, 2, 1. — *V.* 3; *s. zu* CXVII, 6, 1.

Str. 3. *V.* 1—3 **O benigne meyde, modere and wyff, Oure ioye is wonne only by the: Sothly, thou art the gate of lyff** = CXLV, 3, 1—3. — *V.* 1 **benigne**; *s. zu* LXXIX, 2, 2. — **meyde, modere and wyff**; *s. zu* III, 10, 3. — *V.* 2; *s. zu* LXXXVI, 8, 5. — *V.* 3; *s. zu* V, 1, 1. 4, 3.

Str. 4. *V.* 1—3 **Whom alle this world, þatt ys so wyde, Myght not receyue, he lyght in the And became man** ∾ VII, 5, 1—3 Hym, that of hevyns not take myght be, With thy wombe thou hast geve, most free, Bothe god and man (*vgl. Anm.*). — *V.* 2 **light**; *s. zu* XIII, 1, 2. — *V.* 3 **gyde**; *s. zu* XXIX, 5, 3.

Str. 5. *V.* 1. 2 **We be most fre, that were most þrall, By thi mekenes**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 2 **o lady fre**; *s. zu* I, 8, 1. — *V.* 3. 4 **Wherfore of right** (*s. zu* XI, 1, 1) **þus we þe call: 'Mater misericordie'**; *s. zu* CV, 6, 3. 4.

Str. 6. *V.* 1. 2 **Sith thou hast born oure sauyowre And alle oure trust is leyde in the** ∾ CXXII, 8, 1. 2 Sith thou hast borne the kyng of grace And alle oure trust restith in the. — *V.* 1; *s. zu* VII, 3, 2. — *V.* 2; *s. zu* XI, 6, 1. — *V.* 3 **Defende us ay fro all dolowre**; *s. zu* LXXXI, 1, 7.

Str. 7. *V.* 1—3 **Lete notte the fende with all his fraude Make thrall, thatt thy sone hath made fre, In blysse thatte we may gyff you laude** ∾ CLXIV, 8, 1—4 Lete notte the fende with alle his fraude Brynge us to payn and endles woo, Butte thatte to god we may gyff laude In blysse. — *V.* 1 **fraude**; *s. zu* XIX, 4, 3. — *V.* 2; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 3 **laude**; *s. zu* XXII, 6, 1.

Str. 8. *V.* 1—3 **Pray Crist, thy sonne, that high iustyse, Thatte we may dwell with hym and þe In the sweete blysse of paradyse** = CXLV, 6, 1—3 (*nur* thy sweete *st.* Crist thy). — *V.* 1; *s. zu* LXXXI, 3, 5. — *V.* 2; *s. zu* V, 8. — *V.* 3; *vgl. auch* CXXIII, 1, 3 Fro the swete blysse of paradyse.

CXXII.

Marienlied (Mater misericordie).

Ü.; s. CV *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **O fayre Rachel semely in syght**; *s.* 1 *Mos.* XXIX, 17 Sed Lia lippis erat oculis, Rachel decora facie et venusto aspectu. — **in syght**; *s. zu* XLIII, 3, 1. — *V.* 2 **Ther is no spotte of syn in the** ∾ XVI, 4, 2 And spotte of synne in the noon is. — *V.* 3 **of ryght**; *s. zu* XI, 1, 1. — *V.* 3. 4 **thy name shall hight 'Mater misericordie'** ∾ VI, 6, 3 'Full of alle grace' sith thy name hight; *vgl. Anm.*

Str. 2. *V.* 1 **As holy writte thus concludith**; *s. zu* XVII, 1, 3. — *V.* 2 **For cause**; *s. zu* LXXX, 6, 5. — **oure helthe is wonne by þe**; *vgl.* XXI, 3, 4 By whome oure goostly helth is won; *s. zu* XXI, 5, 2. — *V.* 3 **Thou art bothe Ester** (*sonst immer* Hester; *s. zu* VI, 4, 1) **and Iudith** (*s. zu* VI, 5, 1); *vgl.* VII, 7, 1 O stronge Iudith, o Hester meke ∾ LXXX, 2, 1 O stronge Iudith, ... O meke Hester.

Str. 3. *V.* 1 **Holofernes**; *s. zu* VI, 5, 1. — **the fende**; *s. zu* X, 3, 3. — *V.* 2 **o lady fre**; *s. zu* I, 8, 1.

Str. 4. *V.* 1 **Aman**; *vgl. Esther* XVI, 18 Pro quo scelere ante portas huius urbis ... ipse ... pendet in patibulo. — **the fende, oure foo**; *s. zu* XXII, 5, 4. — *V.* 2 **vppon a tre**; *s. zu* VIII, 6, 2. — *V.* 3 **Thus thou hast brought mankynd fro woo**; *s. zu* X, 5, 3.

Str. 5. *V.* 1 **O spowse of Crist so sweete and dere** ∾ XII, 3, 3 O spowse of Criste moost swete and dere; *s. zu* V, 6, 1. — *V.* 3 **In heuen ne erthe**; *s. zu* VII, 6, 3. — **no pere**; *s. zu* IV, 2, 3.

Str. 6. *V.* 1 **honowre**; *s. zu* XVI, 7, 3. — *V.* 3 **For thou hast born oure sauyowre**; *s. zu* VII, 3, 2.

Str. 7. *V.* 1 **Blessid thou be of wommen alle** = LXXVII, 3, 2; *s. zu* I, 1, 3. — *V.* 2 **fruyte**; *s. zu* XIV, 1, 3. — *V.* 3 **Hath made us free, thatte ay were þralle**; *s. zu* VII, 2, 3.

Str. 8. *V.* 1. 2; *s. zu* CXXI, 6, 1. 2. — *V.* 1 **Sith thou hast born the kyng of grace** = CXLVII, 1, 1. CLX, 1, 1; *s. zu* XXI. 6, 2. — *V.* 2 **And alle oure trust restith in the**; *s. zu* XI, 6, 1. CXLIII, 5, 1 *ff.* — *V.* 3 **In blysse cause us to haue a place** ∾ LXXIX, 2, 3 Cause us in blysse to haue a place; *s. zu* XII, 5, 3. XI, 2, 3.

CXXIII.

Marienlied (Mater misericordie).

Ü.; s. zu CV *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **Adam and Eve**; *s. zu* VII, 4, 2. — *V.* 2. 3 **Were putte ... Fro**; *s. zu* VII, 2, 2. — *V.* 3 **the swete blysse of paradyse**; *s. zu* CXXI, 8, 3.

Str. 2. *V.* 1 **thy swete sone**; *s. zu* V, 8, 2. — **Ihesus so good**; *s. zu* CI, 4, 2. — *V.* 2 **To bring us fro captiuite** = X, 5, 3 (*vgl. Anm.*). — *V.* 3 **Hath sufferd deth and shed his blood** ∾ XLV, 4, 2 Suffred vile deth and shed his bloode; *vgl. zu* XLIII, 5, 3. LXXXIX, 4, 5 *f.*

Str. 3. *V.* 1; *s. zu* 2, 1. — **and no moo**; *s. zu* LVII, 2, 2. — *V.* 2 **Thatte kyng of alle felicite**; *vgl.* XCVI, 5, 3 *f.* a crowne ... of alle felicite. — *V.* 3 **Hath take us fro derknes and woo**; *s. zu* LXIV, 10, 3. 4 *und vgl.* CXLVIII, 6, 1 In derknes, peyn, dolowre and woo Olde faders made grete mone; CLVI, 3, 3 Into thatte place thatt we not goo, Where is derkenes and endles woo.

Str. 4. *V.* 1 **By vertu**; *s. zu* CIX, 5. — **woundes wyde**; *s. zu* LIII, 5, 2. — *V.* 2 **humylyte**; *s. zu* XV, 2, 2. — *V.* 3 **ouercome**; *s. zu* LXXVII, 2, 4.

Str. 5. *V.* 1. 2 **Pray Crist, thatte he us not forsake For oure syn and iniquite**; *vgl. zu* I, 13, 2. XXIII, 2, 4. — *V.* 3 **Butte into blysse thatt he us take**; *s. zu* XLIV, 10, 2.

CXXIV.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI. *Berührt sich am meisten mit Nr.* CXXVI (*s. zu Str.* 2. 4. 5).

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **O fader of eternall blys**; *s. zu* XXVII, 5, 4. LXVI, 6, 2. — *V.* 3 **Of whom alle grace procedyng ys**; *s. zu* XLVII, 5, 3.

Str. 2. *V.* 1. 3. 4 **O kyng of myght** (*s. zu* I, 11, 3) **and lyght of ly**ȝ**t** (*s. zu* LXXIV, 4, 4) ..., **By day and nyght, as itte is ry**ȝ**t** (*s. zu* LXXI, 2, 1), **Te deum laudamus** = CXXVI, 3, 1. 3. 4.

Str. 3. *V.* 3 **To bryng us owte of payn and woo**; *s. zu* LXXX, 6, 6.

Str. 4. *V.* 1. 3. 4 **Of the fadere and sone in dede** (*s. zu* LXXIV, 5, 2) ... **Eternally thatte doist procede** (*s. zu* XLVII, 4, 3), **Te deum laudamus** = (*nur* thou *statt* thatte *V.* 2) CXXVI, 4, 1. 3. 4.

Str. 5. *V.* 1. 3. 4 **Fadere and sone and holigost** (*s. zu* XXI, 8, 1), ... **Bothe .iij. and .i., of myghtis most** (*s. zu* X, 4, 2. LXXIV, 1, 1. 3), **Te deum laudamus** = CXXVI, 5, 1. 3. 4. CXXIX, 8, 1. 2. 4. — *V.* 2 **Alpha et .oo. quem credimus**; *s. zu* LXXII *Ü.*

CXXV.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI.

Ü.; s. zu LXXI *Ü.*

Str. 1. *V.* 1. 3 **O endles god of mageste** (= CXXVII; *s. zu* XXVIII, 4, 1), ... **Lord of alle thyng** (*s. zu* LXI, 5, 2), **we knowlege** (*s. zu* XXII, 4, 4) = CXXIX, 1, 1. 3. *Vielleicht ist das Komma hinter* thyng *zu streichen.*

Str. 2. *V.* 1 **O sone of god namyd Ihesus** = CLXI, 2, 1; *vgl. zu* XLIV, 2, 1. — *V.* 3 **That sheddist thi bloode forto ese us**; *s. zu* LXXXIX, 4, 5 *f.*

Str. 3. *V.* 1. 3 **O holygost, ... Of them bothe .ij. þat doist procede**; *s. zu* XLVII, 4, 3. — *V.* 1 **in dede**; *s. zu* LVIII, 4, 1.

Str. 4. *V.* 1. 3 **Fadere and sone and holigost, ... Bothe .iij. and .i., of myghtis most**; *s. zu* LXXIV, 1, 1. 3.

Str. 5. *V.* 1. 3 **O lorde and kyng, to blysse us bryng, ... Withowte endyng, þatte we may syng** = CXXVII, 5, 1. 3 ∾ IV, 9, 1. 3 (*vgl. Anm.*).

CXXVI.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI. *Zeigt teilweise Übereinstimmung mit* CXXIV (*s. Anm. zu Str.* 3. 4. 5).

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **Fader of blisse**; *s. zu* XXVII, 5, 4. — **omnipotent**; *s. zu* LXXII, 6, 3. — *V.* 2 **made and create**; *s. zu* CXX, 5, 2. — *V.* 3 **with on assent**; *s. zu* LXXII, 6, 2.

Str. 2. *S. zu* LXXV, 5. — *V.* 1 **The ierarchies of ordyrs nyne** ∾ LXXV, 5, 1 The ierarchies with ordres nyne = CXX, 7, 1. CXXVIII, 3, 1. — *V.* 2 **They sey: 'Sanctus, sanctus, sanctus'**; *vgl.* CXXXVII, 2, 4 The ordres .ix. of angellis bright ... Sey: 'Sanctus, sanctus, sanctus' to the of right; *s. Is.* VI, 3 Et clamabant alter ad alterum et dicebant: 'Sanctus, sanctus, sanctus dominus'; *Apok.* IV, 8 'Sanctus, sanctus, sanctus dominus'. — *V.* 3 **Lorde of vertu**; *vgl.* CXXIX, 3, 3 Lorde of vertu omnipotent = CXXXVI, 3, 3 ∾ CXXXV, 5, 3 O lorde of vertu omnipotent; *ferner* CLVI, 6, 2 Holy moder of Crist Ihesu, Thatte is the lorde of alle vertu. — **with laude diuine**; *s. zu* XXII, 6, 1.

Str. 3. *V.* 1. 3. 4 = CXXIV, 2, 1. 3. 4. — *V.* 2 **Ihesu, that hast redemyd us**; *s. zu* IV, 7, 3.

Str. 4. *V.* 1. 3. 4 ∾ CXXIV, 4, 1. 3. 4. — *V.* 2 **scripture seieth thus**; *s. zu* XVII, 1, 3.

Str. 5. *V.* 1. 3. 4 = CXXIV, 5, 1. 3. 4. — *V.* 2 **holy chyrche**; *s. zu* LXXII, 10, 2.

CXXVII.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI.

Ü. = LXXIV.

Str. 1. *V.* 1 **O endles god of maieste**; *s. zu* CXXV, 1, 1. — *V.* 2 = *Ü.* 1. — *V.* 3 **Of whoys kyngdom none ende shall be**; *s. zu* I, 6, 3.

Str. 2. *V.* 1 **O sone of god, thatt Ihesus hight**; *s. zu* VI, 6, 3. — *V.* 2 **For thou camyst downe to geue us light**; *s. zu* XX, 5, 1.

Str. 3. *V.* 1. 3 **Fader and sone and holigost, ... Bothe .iij. and .i., of myghtis most**; *s. zu* LXXIV, 1, 1. 3.

Str. 4. *V.* 1; *s. zu* LXXI, 2, 1.

Str. 5. *V.* 1. 3 = CXXV, 5, 1. 3.

CXXVIII.

Te deum laudamus.

S. zu LXXI. *Berührt sich mehrfach mit Nr.* LXXV (*s. zu Str.* 1, 2 *f.* 3, 1 *f.* 5).

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **The sonne of god, thatte all hath wrought** = XX, 3, 6; *s. zu* IV, 7, 1. — *V.* 2. 3 **To take nature he lothyd nought Of a pure meyde in dede and thought** ∾ LXXV, 2, 1. 2 To become man he lothed nought Of a pure mayde in dede and thought.

Str. 2. *V.* 1 **This lorde was born in an oxe stalle**; *s. zu* XXVI, 2, 3. — *V.* 2 **To make us fre, the which were thralle**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 3 **Therfore syng we** = 3, 3; *s. zu* XIII, 1, 3. — **bothe sum and alle**; *s. zu* XLI, 1, 4.

Str. 3. *V.* 1. 2 **The ierarchies with ordrys nyne To hym assiste and ay inclyne** = LXXV, 5, 1. 2 (*vgl. Anm.*). — *V.* 3 **Therfore syng we** = 2, 3. — **with laude dyuyne**; *s. zu* XXII, 6, 1.

Str. 4. *V.* 2 **scripture seyeth thus**; *s. zu* XVII, 1, 3. — *V.* 3 **And his name is callyd Ihesus** = LXVIII, 1, 3.

Str. 5 **Alle holy chirche with melodie, As it is right, dothe magnyfie His holy name and glorifie: 'Te deum laudamus'** = LXXV, 6.

CXXIX.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI. *Berührt sich besonders mit Nr.* CXXXVI (*s. Anm. zu Str.* 3. 4. 5. 6. 7).

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1. 3 **O endles god of maieste, ... Lorde of all thyng, we knowlege þe** = CXXV, 1, 1. 3 (*vgl. Anm.*). — *V.* 2 **On in godhede, in persons thre**; *s. zu* XLII, 3, 3 *f.*

Str. 2. *V.* 1 **Angellis of heuen, that be so bryght**; *s. zu* LXXII, 3, 2. — *V.* 2 **potestates**; *s. zu* LXXI, 3, 3. — **so full of myght**; *s. zu* XXI, 3, 1. — *V.* 3 **as itt is ryght**; *s. zu* XXII, 4, 1.

Str. 3 = CXXXVI, 3; *s. zu* LXXII, 6. — *V.* 1 **Cherubyn and seraphyn with loue ardent** *auch* = LXXII, 6, 1. CXXXV, 5, 1. — *V.* 2 **with on assent**; *s. zu* LXXII, 6, 2. — *V.* 3 **Lord of vertu**; *s. zu* CXXVI, 2, 3. — **omnipotent**; *s. zu* LXXII, 6, 3.

Str. 4 **With endles voice they seye to the: 'Heuyn and erthe, lorde, replete be With glorie of thy maieste: Te deum laudamus'** = CXXXVI, 4. — *V.* 2. 3; *s. zu* LXXXV, 8, 2.

Str. 5 **The quere of the apostlys dere Laudeth the ay with voicis clere, And thus they say with louely chere: 'Te deum laudamus'** ∾ CXXXVI, 5 The quere of thy apostlys dere Laudith the ay with louely chere, And thus they seye with voicis clere: 'Te deum laudamus'. — *V.* 1; *s. zu* IV, 8, 1. — *V.* 2; *s. zu* IV, 8, 3. — *V.* 3; *s. zu* XII, 12, 1.

Str. 6 **The number of the prophetis alsoo Laudeth the ay with many moo Seying to the, alpha et .oo.: 'Te deum laudamus'** ∾ CXXXVI, 6 The number of thy prophetis alsoo Geuyth the honowre with many moo, And thus they seye, alpha et .oo.: 'Te deum laudamus'. — *V.* 1; *s. zu* LXXI, 6, 3. — *V.* 2; *s. zu* IV, 8, 3 *und* XXXI, 5, 1. — *V.* 3; *s. zu* LXXII *Ü.* 1.

Str. 7 **The hoste of martirs bright and clere Laudeth þe, lorde, thatt hast no pere, And thus they seye to the in fere: 'Te deum laudamus'** = CXXXVI, 7 (*nur V.* 2 ay *st.* lorde). — *V.* 1; *s. zu* LXXI, 7, 3. XII, 3, 1. — *V.* 2; *s. zu* IV, 8, 3. IV, 2, 3. — *V.* 3; *s. zu* IV, 8, 3.

Str. 8. *V.* 1—3 **Fadere and sonne and holigost, Bothe .iij. and .i., of myghtis most, We knowlege the in euery cost** ∾ LXXIV, 1, 1. 3. 2 (*vgl. Anm.*).

CXXX.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI.

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **O swete Ihesu, we knowlege this** = CXXXVII *Ü.* 3; *vgl. zu* LXXII, 14, 1. XXII, 4, 4. — *V.* 2 **Thatte thou art kyng of heuen blis**; *vgl. zu* LXIV, 2, 3. — *V.* 3 **And endles god the fader is**; *s. zu* XXVIII, 2, 1.

Str. 2. *S. zu* LXXVI, 1. — *V.* 1 **The virgyns wombe**; *s. zu* VII, 5, 2. — *V.* 3 **Man, thatte was bonde, fre forto make**; *s. zu* LIII, 1, 3. 4.

Str. 3. *V.* 1 **Deth ouercome**; *vgl.* CXLIV, 2, 5 Mortem uicit. —

V. 3 **heuens**; *s. zu* VII, 5, 1. — **feithfull men**; *s. zu* XXII, 1, 2. — **thatt the abyde**; *s. zu* LIII, 5, 3.

Str. 4. *V.* 1 **Thou sittist atte thi faders right honde**; *s. zu* XLIV, 9, 2 *und* CL, 4, 2. — *V.* 2 **Aboue in blisse**; *s. zu* XXIX, 4, 3. — **we vnderstonde**; *vgl.* CXLVIII, 8, 3 Born of a meyde, I vnderstond, To saue mankynde alone. *Aufserdem braucht Ryman* vnderstonde XXXIX, 7, 2. XCVII, 1, 1. — *V.* 3 **The iuge to be of euery londe**; *s. zu* XXII, 5, 2. LXXVI, 4, 2.

Str. 5. *V.* 1 **thou lorde so goode**; *s. zu* IV, 4, 1. — *V.* 2 **Thatt hast bought us with thi hert bloode**; *s. zu* IV, 7, 3. — *V.* 3 **with mylde moode**; *s. zu* IV, 4, 1.

Str. 6. *V.* 1 **goode lorde Ihesu** = 7, 1; *s. zu* XXV, 5, 1. — **most fre**; *s. zu* XCVI, 4, 3. — *V.* 2 **endles ioye**; *s. zu* XXV, 5, 1. — *V.* 3 **With thy saynctys in blysse with the**; *s. zu* XVI, 7, 3. XXIII, 4, 3 *f.*

Str. 7. *V.* 1. 2 **Saue us ... And defende us fro endles woo**; *s. zu* XI, 3, 3. — *V.* 1 **goode lorde Ihesu** = 6, 1. — *V.* 2 = LXXXIII, 6, 6. — *V.* 3 **Into thi blisse thatte we may goo**; *s. zu* LXIV, 13, 2.

Str. 8. *V.* 1 **Goode lorde**; *s. zu* XXV, 5, 1. — **by day and eke by nyght**; *s. zu* XIX, 6, 1. — *V.* 2 **laude and prayse**; *s. zu* IV, 8, 3. — **with oure myght**; *s. zu* XIII, 1, 3. — *V.* 3 **And blisse thy name**; *die Schreibung* blisse *statt* blesse *kommt bei Ryman nur hier vor.* — **as itt is right**; *s. zu* XXII, 4, 1.

Str. 9. *V.* 2 **Forto kepe us fro syn**; *s. zu* XI, 3, 3. — *V.* 3 **for ay**; *s. zu* XIX, 6, 3.

Str. 10. *V.* 1 **mot**; *s.* XXIII, 4, 4. — *V.* 2 **Thatte with thy bloode hast made us fre**; *s. zu* VII, 2, 3. — *V.* 3 **Sith we do trust only in the**; *s. zu* L, 2, 3.

CXXXI.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI. *Str.* 2 *und* 3 *kehren in Nr.* CXXXVI *wieder* (*vgl. auch zu Str.* 1, 1).

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *S. zu* LVII, 1, 1—3. — *V.* 1 **O fader of high maieste** = LXXIII, 1, 1 ∾ CXXXVI, 8, 1 O highe fader of mageste. — *V.* 3 **On god, one lyght**; *s. zu* XLVII, 6, 2. — **knowlege**; *s. zu* XXII, 4, 4.

Str. 2 **O sonne of the fader of myght Ay procedyng of hym by right, As god of god and lyght of lyght, Te deum laudamus** = CXXXVI, 9. — *V.* 1 *auch* = LXXIV, 4, 1. — *V.* 2; *s. zu* XLVII, 4, 2. 3. — *V.* 3 *auch* = LXXIV, 4, 3.

Str. 3 **O holigost, thatte doist procede Of the fadere and sonne in dede Only by loue, as seyeth oure crede, Te deum laudamus** = CXXXVI, 10. — *V.* 1—3 *auch* ∾ (*nur V.* 3 this is *statt* as seyeth) LXXIV, 5, 1—3.

CXXXII.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI.

Ü.; s. zu LXXIII *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **oure lorde Ihesus** = XLIII, 5, 1. — *V.* 2 **Ys man becum for love of vs** = LXVIII, 1, 2. — *V.* 3 **Therfore syng we** = 2, 3; *s. zu* XIII, 1, 3. — **syng we and sey we**; *s. zu* CXXXVIII *Ü.* 1.

Str. 2. *V.* 1 **He hath bought us**; *s. zu* IV, 7, 3. — **that lorde so goode**; *s. zu* IV, 3, 1. — *V.* 2 **made us fre**; *s. zu* VII, 2, 3. — **hert bloode**; *s. zu* IV, 4, 3. — *V.* 3; *s. zu* 1, 3. — **with mylde moode**; *s. zu* IV, 3, 1.

Str. 3. *V.* 1 **The holigost he didde us sende**; *s. zu* CXIII, 5, 2. — *V.* 2 **withowte ende**; *s. zu* LVI, 4, 3. — *V.* 3 **And fro alle ille us to defende** ∾ LVI, 4, 2 Vs fro alle ille for to defende (*vgl. Anm.*).

CXXXIII.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. CXXI. *Str.* 2 *steht auch in Nr.* LXXV *und* CXXXV, *Str.* 1 *zeigt Ähnlichkeit mit* XLVI, 1 *und* CXVIII, 1.

Ü.; s. zu LXXIII.

Str. 1. *V.* 1—3 **The faders sonne of heuen blis Of a pure meyde man becum ys To saue mankynde, thatte did amys** ∾ XLVI, 1, 1—3 (*nur V.* 3 forgeve man *für* saue mankynde) ∾ CXVIII, 1, 1. 3. 4 (*nur V.* 4 the whiche was lost *statt* thatte did amys); *vgl. die Anmerkungen zu diesen Stellen.*

Str. 2 **When he was born, thatt lorde and kyng, Owte of thraldome mankynde to bryng, With on accorde angellis didde synge: 'Te deum laudamus'** = LXXV, 3. CXXXV, 2; *vgl. die Anm. zu der ersten Stelle.*

Str. 3. *V.* 1 **Cherubyn** (*im Text ein Druckfehler*) **and seraphyn**; *s. zu* LXXI, 4, 3. — *V.* 2 **Tronis** *braucht Ryman von Engeln nur hier.* — **potestatis**; *s. zu* LXXI, 3, 3. — **many moo**; *s. zu* XXXI, 5, 1. — *V.* 3 **sweetly sunge**; *s. zu* LV, 4, 1.

CXXXIV.

Te deum laudamus.

S. zu Nr. LXXI.

Ü. **Te patrem inuocamus, Te deumque laudamus**; *s. zu* LXXI *Ü.*

Str. 1. *V.* 1 **thatte lorde and kyng**; *s. zu* IV, 9, 1. — *V.* 2 **Of whois kyngdome is none endyng** = LXXIV, 3, 2. — *V.* 3 **melody**; *s. zu* XXXVI, 4, 4.

Str. 2. *Vgl. zu* LXXVI, 1. — *V.* 1 **Thatt blessid lorde**; *s. zu* XXV, 2, 1. — *V.* 2 **To his godhede mankynde to take**; *s. zu* VIII, 5, 1 *und* XXVIII, 2, 2. — *V.* 3 **Man, thatte was bonde, most fre to make**; *s. zu* VII, 2, 3 (*Ende*).

Str. 3. *V.* 1 **The bitternes of dethe**; *s. zu* LXXXIX, 2, 5. — *V.* 2 **with peyn and woo**; *s. zu* LXII, 1, 4. — *V.* 3 **To take us fro the fende, oure foo**; *s. zu* LXIV, 10, 3. 4. XXII, 5, 4.

Str. 4. *V.* 1 **His sowle went downe tho into helle**; *s. zu* XLV, 1, 3. — *V.* 2. 3 **toke oute man ... Fro**; *s. zu* LXIV, 10, 3. 4. — **the fowle fende**; *s. zu* CX, 7, 7.

Str. 5. *V.* 1 **He rose ayen on the .iij^{de} day** ∾ XLIII, 3, 2 And rose ayene on the iij^{de} daye = XLIV, 6, 3 ∾ XLVI, 7, 2. 3 And rose ayene ... On the iij^{de} daye ∾ XLVIII, 6, 2. 3 And the iij^{de} day ... He rose ayene; *vgl. zu* XIII, 3, 3. — *V.* 2. 3 **the ioyfull way To heuen blisse**; *vgl.* XIX, 6, 3 To blis ... the redy waye. — *V.* 3 **To heuen blisse, thatt lastith ay** = XV, 6, 3. LIV, 6, 2.

Berlin. *Julius Zupitza.*

Kleine Mitteilungen.

Zur deutschen Handwerkerpoesie. Die poetischen Aufzeichnungen, die Herr Dr. A. Schmidt im 95. Bande des Archivs 353 bis 384 aus dem Meisterbuch der Frankfurter Goldschmiede-Innung veröffentlicht hat, werden jedenfalls drei Gruppen bilden, 1) eigene Dichtungen der Meister, 2) Dichtungen, welche die Meister sich zum Zweck der Eintragung in das Album haben machen lassen, und 3) Verse, welche die Meister schon vorhandenen Dichtungen entnommen haben.

Zur letzten Gruppe gehört z. B. auf S. 373 aus dem Jahre 1729:

Hilff, dafs ich rede stets, womit ich kan bestehen!
Lafs kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen;
Und wenn in meinem Amt ich reden sol und mufs,
So gieb den Worten Krafft und Nachdruck ohn Verdrufs!

Es ist die 3. Strophe von Johann Heermanns Gedicht: O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben etc. Wackernagel, Deutsches Lesebuch II³ 407 giebt die Strophe so:

Hilf, dafs ich rede stæts, womit ich kann bestehen;
Lafs kein unnützlich Wort aus meinem Munde gehen;
Und wenn in meinem Amt ich reden soll und mufs,
So gieb den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdrufs.

Die Verse auf S. 379 aus dem Jahre 1750:

Wies Gott gefällt, so gefällt mirs wohl in allen meinen Sachen,
Was Gott versehen hatt einmahl, wer kann das anders machen.
Er giebt umsonst Geld, Witz und Kunst, es hilfts nichts Haar ausrauffen.
Murrt oder beifst — solls seyn, so seys, wirds doch den Weg nauslauffen!

sind eine Entstellung der 3. Strophe eines Gedichtes von Ambrosius Blaurer, betitelt: Ein Christlich lied, darinnen er all sachen dem gnedigen willen Gottes befilcht.

Bei Wackernagel a. a. O. 132 so:

Wiefs Got gefelt, so gfelts mir wol
in allen minen sachen.
Was Got fursehen hat einmal,
wer kan das anderst machen?
Drumb als umbsunst,
welt witz und kunst;
hilfft auch nit har aufsrauffen:
murr oder beifs,
sols sin, so seifs,
wils doch sin weg muofs lauffen.

Der Schlufs, den der Meister angefügt hat, ist wohl veranlafst worden durch den Anfang der 6. Strophe:

Wiefs Got gefelt, da laufts hinaus.

Auf S. 380 in der Aufzeichnung aus dem Jahre 1614:

Wer Tugent hatt, ist wolgeborn,
Ohne Tugendt ist der Adel verlohrn.
Adel bey Tugendt gar wol steht:
Tugent fur allen Dingen geht.

stammen die ersten beiden Verse aus Freidank, s. Grimm[2] 34:

swer rehte tuot (andere Lesart: *tugende hât*) *derst wol geborn:*
ân tugent ist adel gar verlorn.

Die beiden letzten Verse sind vielleicht nach den bei Freidank vorhergehenden gebildet:

swer swachen muote widerstât,
diu tugent vor allen tugenden gât.

Die Verse auf S. 381 aus dem Jahre 1743:[1]

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ists überwunden!
Wer Gottes Rath
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüfsen!

sind die erste Hälfte der 6. Strophe und die zweite Hälfte der 5. Strophe von Gellerts: Auf Gott und nicht auf meinen Rath etc.

Das um 1734 geschriebene Gedicht (S. 384):

Lafs mich dich
Mich und die Welt erkennen:
Dich, dafs du mir mein alles bist,
Mich, dafs ich Staub und Asch zu nennen,
Die Welt, dafs sie mein Kerker ist.

[1] Diese Zahl dürfte ein Druckfehler sein; Gellerts Geistliche Oden und Lieder erschienen erst 1757.

Wer dich, sich und die Welt recht kennt,
Der macht ein richtig Testament.

ist aus dem Liede: Herr Gott, du kennest meine Tage etc. von Senfft zu Pilsach genommen. Die 7. Strophe lautet:

Laſs dich, mich und die Welt erkennen:
Dich, daſs du mir mein Alles bist,
Mich, daſs ich Staub und Nichts zu nennen,
Die Welt, daſs sie mein Kerker ist.
Wer dich, sich und die Welt erkennt,
Der macht ein richtig Testament.

Als Beiträge zur Handwerkerpoesie können natürlich nur diejenigen Dichtungen gelten, die erwiesenermaſsen von den Meistern selbst herrühren.

Berlin. H. Willert.

Die englische Gilde im achten Jahrhundert. Im Gesetzbuche Aelfreds und Ines[1] tritt die Gilde nur in zwei Fällen auf: wird einer ihrer Genossen Totschläger oder erschlagen, so zahlt, bezw. empfängt sie Wergeld für ihn, statt oder neben der Sippe, und leistet unter gewissen Umständen dem Toten Eideshilfe, indem sie seine Unschuld beschwört. Dagegen erwähnt jenes Gesetzbuch nichts von der religiösen Form der Gilde, von ihrem Trinkgelage oder ihrer eidlichen Verbrüderung. So konnte die irrige Meinung entstehen, die englische Gilde des 10. und 11. Jahrhunderts, welcher die letzteren drei Züge eignen, trage nur den gleichen Namen mit der westsächsischen Gilde, hänge aber im Wesen nicht mit dieser zusammen.[2]

Allein zunächst ist das Trinkgelage unter religiösen Formen samt dem Namen *gild* ein Rest der Opferfeste germanischer Heidenzeit,[3] nicht etwa erst nach Aelfred aufgekommen. — Die Pflicht, für den erschlagenen Genossen Rache zu üben und dem Gildenbruder, der einen Totschlag begangen hat, bei Zahlung des Wergeldes zu helfen, eignet der Cambridger[4] wie der nordischen[5] Gilde des 11. und 12. Jahrhunderts. — Zur Eideshilfe füreinander ist die langobardische Verbrüderung wie manche spätere Gilde verbunden.[6] — Wergeld sühnte oft gerade den ohne Vorbedacht verübten Totschlag, bildete dann also eine Art unverschuldeten Vermögensver-

---

[1] Ine 16. 21; Af. 27 f.

[2] Hiergegen siehe Deutsche Zs. f. Geschichtsw. II (1889), 512, womit Hegel, Städte u. Gilden I, 20 stimmt.

[3] Letzthin Hegel I, 5; E. H. Meyer, German. Mythol. 198.

[4] Thorpe, Dipl. Angl. 611: vielleicht unter Einfluſs der Dena lagu.

[5] Pappenheim, Altdän. Schutzgilde 90. 346; Hegel I, 135. 163.

[6] Brunner, Deutsche Rechtsgesch. II, 382. Gerichtliche Beihilfe anderer Art gewähren die Gilden von Berwick und Southampton; Hegel I, 98. 455.

lustes, gegen welchen die religiöse Trinkgilde eine gegenseitige Versicherung der Genossen bietet. Diese wechselseitige Haftung für verlorene Fahrhabe läfst sich in England erst unter Aethelstan[1] nachweisen, gilt aber in der Gilde des Frankenreiches schon 779 bis 884.[2] — Auch bindet bereits diese Gilden beide Länder der Eid,[3] durch den ja die freiwillige Genossenschaft überhaupt erst ins Dasein tritt.[4] — *Cniahta gegildan* zu Canterbury bezeugen schon um 863 eine Urkunde,[5] bilden also eine dauernde, geschäftsfähige Genossenschaft. — An der Identität der Gilde aus Ines Zeit mit der späteren zweifelte der Anglonormanne um 1114 nicht, welcher im 'Quadripartitus'[6] die Stellen Aelfred-Ines über *gegildan,* so gut wie die Aethelstans, mit *congildonibus* übersetzte.

Bisher unbeachtet scheint jedoch ein ausdrückliches und höchst glaubwürdiges Zeugnis, zeitlich in der Mitte zwischen Ine und Aelfred, dafs schon vor 800 in England volkstümliche, freiwillige Eidgenossenschaften bestanden, welche Trinkgelage auf Hügeln abhielten in religiösen, zum Teil kirchlichen (und daher für strenge Hierarchen verdächtigen) Formen, und einen bestimmten Namen führten, der im Kirchenlatein *coniuratio* übersetzt wurde. Zwei Briefe Alcwines berichten davon; Dümmler[7] hat sie einsichtig hintereinander geordnet. Der eine ist an Erzbischof Aeđelheard von Canterbury adressiert, datiert also von 793—804; der andere nur *patri ill. archiepiscopo* überschriebene scheint Dümmler an denselben gerichtet. Aber warum sollte Alcwine zweimal dieselbe Klage in anderen Wendungen vor dem einen Erzbischof erhoben und den anderen nicht ebenfalls gewarnt haben? Durch Geburt und Erziehung fühlte er sich mehr zu York als zu Canterbury hingezogen; häufig schickte er dem Erzbischof Eanbald II., seinem eigenen Schüler, Ermahnungen; mit Yorks Bibliothek und Schule blieb er dauernd in Verbindung.[8] Er beglückwünschte 796 Eanbald, *quem ego erudirem, præesse thesauris sapientiæ,* d. h. Yorks Bibliothek zu leiten; er schrieb ihm 801: *habes libellos abundanter.*[9] So passen trefflich auf Eanbald II. von York

[1] Schmid, Ges. der Angels. 156.

[2] Die fränkische *Coniuratio* versichert 779 gegen *naufragium* wie die dänische Gilde des 12. Jahrhunderts und die zu Coventry 1340; Hegel I, 1. 103. 137.

[3] Ausdrücklich erwähnt wird er erst in der Cambridger Gilde (siehe Anm. 4 auf voriger Seite); und *mid weddum gefæstnod* in Aethelstan VI, Prolog bezieht sich vielleicht auf den Vertrag zwischen Gilde und Behörde. Allein die Worte *ealle swa on anum freondscype swa on anum feondscype* entstammen wohl der alten Gelöbnisformel.

[4] Gierke, Rechtsgesch. Dt. Genossensch. I, 224.

[5] Birch, Cartul. Saxon. n. 515.

[6] Daraus Leg. Henr. I. 75, 10.

[7] Monum. Germ., Epistol. Karol. II (1895), n. 290 f.

[8] Epist. n. 121. 226 u. a. [9] Epist. 114. 226.

die Worte des zweiten hier in Rede stehenden Briefes: *Habes plurimorum libros patrum, in quibus vestræ auctoritatis sanctitatem optime eruditam esse novi.*

Beide Briefe tadeln mehrere Mifsbräuche des englischen Volkes, die Alcwine selbst beobachtet hat. Es sind nicht rein weltliche Unsitten, sondern sie bestehen in der abergläubischen Verwendung von heiligen Wörtern, Formeln und Gegenständen, die dem reinen Glauben schade, da sie in der katholischen Lehre teils nicht zu belegen, teils verdammt sei. Aber nur zwei Mifsbräuche beschreibt Alcwine in beiden Briefen. Erstens tragen sehr viele Leute am Halse in (magischen) Verknotungen ein für heilig erachtetes Amulett in Form eines Säckchens, das Heiligengebeine und Zettel mit Schriftworten des Neuen Testaments enthalte; Augustin verpöne das als Teufelsvertrag. Augustin an der gemeinten Stelle[1] sagt statt Teufel: Dämon; er, und vielleicht auch Alcwine, wittert mit Recht darin einen Rest des Heidentums. Dem Mittelalter erschienen ja oft die Götzen der vorchristlichen Zeit nicht als Hirngespinste, sondern als lebendige Mächte der Hölle. In England mochte jenes Amulett auf germanischen Glauben zurückgehen: die Nordendorfer Spange enthält Götternamen;[2] Runenzauber kennt der Mytholog bei allen Germanen; in England[3] läfst sich an Zwischengliedern nachweisen, wie dieser Zauber christliches Gewand annahm. Katholischen Ursprungs ist also aufser den Reliquien und der Auswahl der magischen Wörter vielleicht nichts an jenem Amulett der Angelsachsen. Dafs der Rest der Form wie der Grundgedanke des Ganzen unchristlich war, sagt Alcwine deutlich; fraglich bleibt, ob er die Spur alten Germanentums witterte: weder Mytholog noch Historiker, weit mehr Lateiner im Geiste als Germane, suchte dieser Lehr- und Zuchtmeister der Kirche jedes ihr schädliche Gewächs auszurotten, wahrscheinlich ohne über dessen ethnologische Wurzel nachzudenken.

Gleich hinter dem Amuletttragen beklagt nun Alcwine einen anderen Brauch, der ebenfalls im englischen Volke herrsche, äufsere Formen trügerisch von der Kirche borge und ihr innerlich widerstreite. Dessen germanischen Ursprung verkannte er schwerlich; möglicherweise deutet er diesen durch die Zusammenstellung mit dem Amulett an. Hier seien die betreffenden Sätze aus beiden Briefen nebeneinander gestellt:

Et illa conventicula, in quibus deceptus est populus, æcclesias relinquentes et montana petentes loca, ibi

Sed et conventus singulares,[4] *quos solent habere et nominant coniurationes, omnino Deo non placere cer-*

[1] Dümmler führt sie an.
[2] Mogk bei Paul, Grundr. Germ. Philol. I, 984. 1137.
[3] Fischer, Aberglaube unter Angelsachsen (Progr. Meiningen 1891) 19; Ducange, Gloss. med. Latin., s. v. *ligatura phylacteria;* Wilda, Strafrecht 965. 972. [4] Absonderliche.

non orationibus sed ebrietatibus servientes; dicente ipso Christo: 'Si quis dicat vobis in desertis quae sunt Christi, non in aecclesia, qui foras facit congregationes[1] *et Christi amittit*[2] *aecclesias.' tissimum est ... Pura fides absque ulla inmissione malarum consuetudinum debet esse in populo christiano.*

Das germanische Altertum kennt aufser der Gilde keinen Verein, auf den diese Beschreibung pafst. Er geniefst weite Verbreitung in der Südprovinz Englands, und, wenn jene Adresse richtig vermutet wurde, auch in der anderen Provinz. Er ist örtlich gebunden, aber offenbar nicht an die damals seltenen Städte,[3] wogegen auch sein Tagen auf Hügeln spräche. Er trägt einen besonderen Namen. Er entspringt dem freien Willen des Volkes, nicht staatlichem[4] oder kirchlichem[5] Gesetze, auch nicht blofs natürlicher Verwandtschaft oder einem vorübergehenden Festesanlasse.[6] Sondern er verknüpft auf die Dauer eidlich viele Mitglieder, also nicht etwa nur ein paar Schwurbrüder.[7] Er tritt regelmäfsig zusammen, aufserhalb der Kirche, an bestimmten Orten. Er bedient sich dabei, doch wohl mit Hilfe von Geistlichen,[8] der Wendungen christlicher Glaubenslehre,[9] vermengt mit anderen Bräuchen, und erregt durch diese halbreligiöse Einkleidung das Ärgernis des strengen Kirchenmannes. Die Hauptsache bei der Zusammenkunft ist das Trinkgelage. Den Zweck der Genossenschaft giebt Alcwine nicht an; er hielt ihn nicht für rein politisch[10] noch auch für absichtlich der Kirche entgegen-

[1] Ich möchte hier den Nachsatz beginnen, also Komma setzen.

[2] Vernachlässigt, schädigt.

[3] Gilden kleinster Orte, denen Woodbury voransteht, erwerben um 1100 die Brüderschaft des Doms von Exeter [Earle, *Hand-book to the landcha.* 264]; die Gilde von Fersfield (Norfolk) gewinnt um 1120 die der Abtei Ramsey [Chron. Ramsei ed. Macray 237]; bei allen Gilden der Angelsachsen findet keinerlei Beziehung zu Stadtgemeinden Hegel I, 35.

[4] Alcwine hätte sich sonst, wie er das in anderen Fällen that, an Könige und Witan gewendet.

[5] Sonst würde Alcwine den Erzbischöfen bestimmte Canones tadeln.

[6] Dafür hatte der Engländer Wörter, die aus *beor, ealu* gebildet waren und nicht von Alcwine durch *conspiratio* übersetzt werden konnten.

[7] Die (in Deut. Zs. Geschichtsw. II, 512. VI, 168. VII E, 23 abgewiesene) Herleitung der Gilde von der Blutsbrüderschaft verwirft auch Hegel I, 253.

[8] Deren Teilnahme an Gilden steht für das 11. und 12. Jahrhundert fest; Gross, *Gild merchant* I, 189.

[9] Das *non* vor *orationibus* heifst 'nicht allein', 'nicht hauptsächlich', 'nicht richtig'. Denn eine Art feierlicher christlicher Rede fand statt, laut des Folgenden. Die Synode von Nantes, Anfang des 9. Jahrhunderts, fordert die *confratrias* (*vel geldonias* erklärt Hincmar 852) zu *orationibus* auf; Hegel I, 2.

[10] Hegel II, 502 betrachtet die angelsächsische Gilde zwar mit Recht als ein Zeichen des 'unfertigen oder aufgelösten Staates' [sagen wir: des

gesetzt,[1] denn sonst hätte er in jenem Falle sich an die staatlichen Organe gewendet, in diesem mehr als blofs die Formen getadelt.

Den technischen Namen des Vereins giebt Alcwine nicht auf Englisch, sondern übersetzt ihn *coniuratio.* Das Wort heifst im Mittellatein 'beschworene Vereinigung', nicht notwendig in tadelndem Sinne. Als eine private Genossenschaft zu gegenseitigem Schutz und Beistande mit jährlichem 'Konventikel', also im wesentlichen als eine Schutzgilde, wird die Conjuratio auf südfranzösischen Synoden noch des 13. und 14. Jahrhunderts[2] verdammt. Seit dem 12. Jahrhundert bedeutet *Coniuratio* freilich auch die städtische Kommune besonders in Nordfrankreich[3] und den Nachbarlanden. Allein Alcwine meint offenbar nicht blofs die paar Städte, welche in England um 800 an bürgerliche Selbständigkeit überhaupt hätten denken können. Das *coniuratio* zu Grunde liegende Wort braucht also kein städtisches Element zu enthalten. Wohl aber mufs es, gleichgültig wie viele Bedeutungen ganz anderen Sinnes es aufserdem habe, unter Genossenschaften eine notwendig eidliche bedeuten. Der Angelsachse bildete kein Wort für Eidgenossenschaft aus *að* oder *swerian.*[4] Die Wörter *hired, hiwan* heifsen wohl *conventus,* doch nur eines Stifts, oder *familia* eines Haushalts; nie bedeuten sie Gilde; nie werden sie *coniuratio* übersetzt; Alcwine hätte *fraternitas, congregatio* dafür gesagt. Die Gilde zu Exeter heifst später *gesamnung;*[5] der Vereinstag heifst hier *(ge)mitting,* in Dänemark *mot,*[6] was man auch in England so verstanden haben würde.[7] Aber für solche und ähnliche Wörter besafs Alcwine *conventus,* dem er als weiterem Begriffe den hier gemeinten Namen erst unterordnet. Die Gildenmitglieder und ihr Verein hiefsen in England wie anderswo Brüder und Brüderschaft;[8] aber ein aus *broðor* gebildetes Wort für Verein hätte Alcwine mit *fraternitas, confratria* übertragen. Für die englischen Gilden seit dem 10. Jahrhundert ist *geferscipe, geferræden* ein häufiger Name; die Londoner *friðgegyldan* unter Aethelstan[9] nennen sich z. B. einen *geferscipe,* die *gegyldan* von Abbotsbury *geferræden.*[10] Aber auch

---

nicht völlig über die Gesellschaft siegreichen]. Als Gefahr für die Regierung erscheine sie aber erst unter Wilhelm I., und nur wegen ihres nationalen Elementes. [Auch dies ist nur Vermutung.]

[1] Gegen blofse Trunkenheit im *beorscipe* predigen die Geistlichen als Seelenschaden, aber nicht als Kirchengefahr; [sog.] Wulfstan ed. Napier 297.

[2] Ducange s. v. *confratria.*

[3] Hegel II, 114; meine *Leges Angl. Lond.* S. 18.

[4] Im Gegensatz zu nordischem *eidbrøðr, svarabrøðr.*

[5] Ed. Thorpe 613.

[6] Hegel I, 141, lateinisch *conventus.*

[7] Doch scheint *(ge)mot* einer Gilde nicht belegt.

[8] *broðorræden* heifst die Gilde von Woodbury, bei Thorpe 609.

[9] VI As 1, 1.

[10] Ed. Thorpe 605.

dieses Wort kann neben Gilde ferner *societas, associatio* anderer Art, z. B. des geistlichen Stifts, des fürstlichen Gefolges, des kriegerischen Zuges, der Reise Fremder bedeuten. Es giebt nur ein Wort im Altenglischen, das überall, wo es überhaupt 'Verein, Genossenschaft' übertragen werden kann,[1] stets im besonderen 'Gilde' heifst, nämlich *gild.*[2] Seit dem 11., 12. Jahrhundert ist von Gildhallen[3] und Gildhäusern die Rede, wo *gild* entweder Trinkgelage, das dort abgehalten wird, oder aber Gilde bedeutet; es kommt ein *Cnihta-*, ein *þegnagild*[4] vor und ein Hohlmafs *gildsester:* überall bedeutet da *gild* eine besondere Art von Verein, nämlich die Gilde. Das Entsprechende gilt von den Wörtern für Gildenmitglied: *gilda, gegilda, friđgegilda:* nur sie haben diese enge Bedeutung und nur sie nie die weitere eines *socius* auch in anderen Beziehungen.

Allein Alcwine war auch nicht der erste,[5] der das deutsche Wort Gilde mit *coniuratio* übersetzte; zweifellos kannte er das 779 erlassene Kapitular seines königlichen Freundes und Herrn, Karls des Grofsen, von den *sacramentis per gildonia invicem coniuranti[um].* Vielleicht veranlafste ihn sogar dieses fränkische Verbot der Gilden, ein ähnliches für England herbeizuführen.

Hielt Alcwine die fränkische Gilde mit der englischen im wesentlichen für identisch, so wächst die Wahrscheinlichkeit, dafs diese schon um 800 diejenigen Züge der angelsächsischen Gilde des 10. und 11. Jahrhunderts getragen habe, welche aus der fränkischen bekannt sind. Während nur aus obiger Überlegung[6] zu folgern war, dafs die englische Gilde um 800 Wergeld für den Genossen unter bestimmten Umständen und in gewissen Teilen zahlte oder empfing und Eideshilfe leistete — Beziehungen, die im Frankenreiche nicht nachgewiesen sind —, darf also aus der Übereinstimmung zwischen dem Charakter der karolingischen Gilde und dem der spät-angelsäch-

---

[1] Also wenn es nicht Zahlung, Vergeltung, Tribut, Opfer, Gottesdienst, Götze, Festschmaus bedeutet. 'Opfergelage' scheint für England nicht nachgewiesen wie für den Norden; vgl. Maurer in Krit. Viertjschr. 28 (1886), 344; Amira in Gött. Gel. Anz. 1886, 663. Es ist eine unbewiesene Vermutung Peacocks (Archæol. Journal 40 [1883], 1), dafs *churchale* und *scotale* (vgl. Stubbs Constit. hist. I [1874], 628) vom Opferfest herstamme.

[2] Von *gegild, gildrœden, gildscipe* gilt dasselbe.

[3] *Gihalla burgensium* zu Dover vor 1066 (Domesday I, 1a; *gegyldhealle* zu Abbotsbury (Thorpe 605); *Edricus Wilde* [c. 1070] *venatu rediens per Denis* [Dean im westl. Gloucesters.], *ad domum in ora nemoris magnam delatus est, quales Anglici in singulis singulas habebant diœcesibus bibitorias, ghildhus Anglice dictas* W. Map 79.

[4] Zu London (Gross, Gild I, 186; vgl. Chron. Ramsei 241) und Canterbury bezw. Cambridge; vgl. oben S. 333, Anm. 4; Birch n. 515.

[5] Spätere Beispiele sind zahlreich: in Schleswig heifsen die Genossen des *convivium* (auch *gilde*): *fratres coniurati;* in Roeskilde heifst die Gilde: *convivium coniuratum;* Hegel I, 163. 207.

[6] S. oben S. 333.

sischen vermutet werden, dafs schon zu Alcwines Zeit die Gilde eigenes Vermögen besafs oder doch Einkommen aus Beiträgen der Genossen, hauptsächlich (oder vielleicht nur) in Naturalien, bezog. Aus diesem wurde der Trinktag bestritten, aber auch Almosen[1] gereicht und die Kirche beschenkt, besonders bei der Totenfeier für Genossen, die sich vielleicht zum Teil an die der heidnischen Gilde anlehnte.[2] Auch die persönliche Teilnahme der Einzelnen erzwangen Vermögensbufsen oder die Gefahr der Ausstofsung, welche die Gilde dem Ausbleibenden androhte: freilich steht das in den fränkischen Quellen nicht, nur in den englischen seit dem 10. Jahrhundert, darf aber, als durch die Logik der Verhältnisse erfordert, ergänzt werden. Von gegenseitiger Vermögensversicherung werden in beiden Ländern nur zwei parallele Fälle erwähnt, nämlich die Hilfe bei Hausbrand[3] und der Schutz gegen Diebe.[4]

Freilich trug eine freiwillige gesellschaftliche Bildung gewifs nicht aller Orten dieselbe Gestalt zu einer Zeit, da England in Kleinstaaten und Stammesgaue gespalten war und selbst die staatlichen und gesetzesrechtlichen Einrichtungen, geschweige denn das Gewohnheitsrecht, durchaus nicht in einheitlicher Ordnung besafs.

Die Gilde tagt nach Alcwine auf Hügeln. Dafs die Germanen zum Gericht und Volksrat[5] sich auf Hügeln versammelten, ist bekannt,[6] wenn auch für England nicht früh[7] belegt. Alcwine meint offenbar Orte, die (nicht etwa wie die Dorflinde auf niedriger Anhöhe dicht bei der Kirche) von Wohnstätten abgesondert[8] lagen. Vielleicht will er auch in der Wahl des Ortes etwas Ketzerisches[9] brandmarken; möglicherweise leitete er, wie andere Autoren des Mittelalters, den Namen der Montanisten irrig von *montana*[10] ab. Ohne Zweifel wufste er, wie Karl der Grofse die eben bekehrten Sachsen des Festlandes strafte, *si*[11] *quis ad lucos votum fecerit aut ad honorem dæmonum commederet.* Die den Dörfern fernen Hügel unterlagen im allgemeinen dem Ackerbau zuletzt und trugen um 800 zumeist wohl noch Wald. Dafs Gildenhäuser, die wir nach den bisher bekannten, aber durchweg späteren Zeugnissen nur in bevölkerten Orten zu suchen gewohnt sind, noch um 1070 in hügeligem Walde, fern allen Menschenwohnungen, mehrfach in England

[1] *elemosinis* Karl 779. [2] Amira in Gött. Gel. Anz. 1889, 263.
[3] *incendio* Karl 779; *husbryne* Exeter.
[4] *villan(orum) geldam contra illos qui aliquid rapuerint* Karlmann 884; VI Aethelstan 1 ff.
[5] Hügelopfer erwähnt E. H. Meyer, Mythol. 138.
[6] Grimm, Rechtsalt. 800; Sohm, Fränk. Reichsverf. 66.
[7] *gemotbiorh* Birch n. 702; *bergmote* Halliwell, Diction. of archaic.
[8] *in deserto; singulares.*
[9] Dann trüge *montanus* einen ähnlichen tadelnden Nebensinn wie *silvestris* und (stärker und früher) *paganus.*
[10] Ducange s. v. [11] Mon. Germ., Leg., Capitul. Franc. I, 69.

vorkamen, ist Walter Map zu glauben.[1] Er erzählt ein Volksmärchen vom Elfenreigen, der nächtlich im Gildenhause tanze. Verbanden sich also Vorstellungen des germanischen Heidentums noch im 12. Jahrhundert mit jenen einsam gelegenen Orten, an denen das Volk seine Gilde hielt, so hatte der strenge Kirchenmann Alcwine einen Grund mehr, vor der Gilde zu warnen. Auch dieser Zug mag künftig für die Herleitung des Gildengelages vom germanischen Gottesdienste angeführt werden. Die Erhaltung des Festschmauses aus letzterem, und zwar an den altgewohnten Stellen,[2] also teilweise in heiligen Hainen, hatte gerade für England Gregor I. begünstigt,[3] indem er am 18. Juli 601 anordnete, die Feste der Tieropfer,[4] nur unter Verwischung des heidnischen Gedankens, zu *conviviis religiosis* unter Laubhütten, vor den zu Kirchen geweihten Tempeln, zu verwandeln und an Kirchweih- oder Heiligentagen abzuhalten. Ähnlich verfuhr Olaf der Heilige († 1030) mit den Opfergelagen Norwegens. Wenn aber für diese christlichen Feiertage der germanische Festschmaus von der kirchlichen Obrigkeit erlaubt blieb,[5] wie sollte er aus der von unten her im Volke sich bildenden Gilde schwinden? Auch die Erinnerung an die Lage der alten Kultstätten mufste sich so erhalten. Dagegen hängt die Benennung der Gilden nach Heiligennamen[6] wohl nicht mit Gregors Gebot zusammen. Zwar verbietet schon Karl 789 *coniurationes per s. Stephanum;* allein in England ist die Beziehung zu einem Heiligenpatron im Namen oder in der Wahl der Feierzeit oder der zu beschenkenden Kirche erst im 11. Jahrhundert nachweisbar; und sie konnte schwerlich von Alcwine oder im Aethelstanschen Statut für London verschwiegen werden.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] S. oben S. 338, Anm. 3. Die gegenseitige Versicherung der Gilden begrenzt zwar in Dänemark der Bistumssprengel, und auf Gotland deckt sich die Grenze der Opfergemeinschaft mit der des politischen und Gerichtsbezirks (Hegel I, 154. 297). Dafs dagegen jeder Sprengel Englands nur eine Gildenhalle hatte, ist an sich unwahrscheinlich und z. B. dadurch im einzelnen widerlegbar, dafs zu Dover eine eigene Gildhalle bestand neben der Gilde zu Canterbury. — In Dänemark heifst das Haus *Gildehus* (Hegel I, 154). Das Haus der Gefolgsmannengilde hiefs nicht immer Gildhalle, sondern *cnihtaheall;* Gross I, 188.

[2] In Norwegen gab es öffentliche Gildenhäuser wohl auch auf dem Lande, und Olaf Kyrres Neuerung (Hegel I, 411. 439) war wohl nur die Verlegung in Städte.

[3] Auch Hegel I, 108 sieht in dieser Verfügung ein Mittelglied zwischen heidnischem Opferfest und kirchlichem Gelage.

[4] Ihre Erhaltung im festländischen Sachsen 775—90 s. vor. S. Anm. 10.

[5] Die durch Guthrum, Aethelred und Cnut verbotenen Spuren des Heidentums gehören wahrscheinlicher den nordischen Einwanderern als den Angelsachsen; Edw. Gu. Prol. 1. 2; V Atr. 1. 34; VI 1. 6; VIII 44; II Cn. 5.

[6] In Dänemark und Norwegen lenkte die Kirche den Minnetrank der Gilden für die Götter auf Heilige; Hegel, Städte I, 151. 409. 439.

Cowpers 'Winter evening' und Coleridges 'Frost at midnight'. R. E. Neill Dodge in Anglia XVIII, 132 hat eine Jugendentlehnung von Coleridge aus Sidneys Arcadia nachgewiesen, die hoffentlich noch zu einer Reihe ähnlicher Beobachtungen anregt. Ich möchte aus diesem Anlafs auf einen Einflufs Cowpers auf Coleridge hindeuten, der mir bei Abfassung meines Versuches über Coleridge entgangen ist, so sehr er auf der Hand liegt.

In *The winter evening* V. 267 ff. schildert Cowper — hier selbst ein Nachgänger von Miltons *Penseroso* V. 79 ff. — die Stimmung, die ihn zur Dämmerstunde vor dem Kaminfeuer überkommt. Von einem Spaziergang eben heimgekehrt, hat er noch die herbstlich öden Wiesen vor dem inneren Auge; er hört *the freezing blast* draufsen; er weifs, dafs durch diesen jetzt, während der Nacht, ein grofser Wechsel in der Landschaft bewirkt wird, *a total change, though silently performed and slowly, and by most unfelt.* Dieselbe Situation liegt Coleridges *Frost at midnight* zu Grunde, wo der Dichter die Beschreibung der Landschaft und des träumerischen Abends vor dem Kamin mit den Worten einleitet: *The Frost performs its secret ministry, unhelped by any wind.*

Such a gloom, heifst es ferner bei Cowper, *suits well the thoughtful or unthinking mind,* der dann wechselt zwischen *fancy ludicrous and wild, a waking dream, self creating,* und *indolent vacuity of thought, the mood lethargic with a mask of deep deliberation. How calm is my recess, and how the frost raging abroad;* und ebenso zwiefach ist das Spiel seines Geistes, der dabei lernt zu *sympathise with others.* Ähnlich Coleridge: *'Tis calm indeed — hark the owlet's cry; meditation — disturbed; interspersed vacancies and momentary pauses of the thought; a toy of thought; dim sympathies.*

Die Übereinstimmung aber, die am meisten charakteristisch ist, weil am meisten konkret, betrifft *the stranger,* ein eigentümlich leuchtendes Kohlenstück, das nach dem Volksglauben fremden Besuch ankündigt. Beide Dichter fühlen sich durch sein Flimmern an die eigene Jugendzeit erinnert, in der solcher Glaube ihre Sehnsucht weckte und äffte. Cowper sagt:

Nor less amused have I quiescent watched
The sooty films that play upon the bars,
Pendulous, and foreboding, in the view
Of superstition, prophesying still,
Though still deceived, some stranger's near approach.

Coleridge schiebt ausgemalte Jugenderinnerungen dazwischen:

Only that film, which fluttered on the grate,
Still flutters there, the sole unquiet thing. —
How oft, at school, with most believing mind,
Presageful, have I gazed upon the bars,
To watch that fluttering stranger! —
For still I hoped to see the stranger's face — —.

Bei der Bewunderung, die Coleridge kurze Zeit vorher für *the divine chit-chat* Cowpers ausgesprochen hatte (vgl. J. D. Campbell zum Jahre 1796), sind nicht besondere Wortübereinstimmungen noch erforderlich, um seine Abhängigkeit zu erhärten. Das Motiv mit dem *stranger,* das mir sonst in der englischen Litteratur vor Coleridge nicht bekannt ist, kam offenbar seinem und Wordsworths damaligem Bestreben, auch in gewöhnlichen Dingen etwas Transcendentales zu wittern, glücklich entgegen, und als er es eines Abends in Wirklichkeit beobachtete, stellten sich die Nachbargedanken aus Cowpers Versen mit ein. Freilich, während es in Cowpers umfangreicher Dichtung nur eine flüchtige Episode bildete, hat es Coleridge durch Einbeziehung seines Söhnchens, das in der Wiege neben ihm schlummerte, und des Wunsches, diesem bessere, naturfrohere Jugendeindrücke zu gewähren, zu einem gehaltvollen selbständigen Gedicht erweitert. A. Brandl.

Doppelter ethischer Dativ im Französischen. Im heutigen volkstümlichen Französisch, wie auch in der derben Umgangssprache, ist eine eigentümliche Verdoppelung des sogenannten ethischen Dativs aufgekommen und ganz geläufig geworden. Es verbindet sich nämlich der Singular *te* mit dem Plural *vous.* Man hört sehr häufig Ausdrücke wie z. B. *il te vous fait une grimace!* er schneidet dir ein Gesicht hin! u. s. w.

Kürzlich spielte mir ein glücklicher Zufall einen gedruckten Beleg in die Hände. Der durch seine rohe Derbheit bekannte Journalist Henri Rochefort schreibt gegen die Journalistin Séverine polemisierend in seiner Zeitung *L'Intransigent, 22 Janvier 1896,* folgendes:

Comment! elle [Séverine] laisse imprimer, dans le journal même où elle écrivait, le libellé d'un traité de collaboration passé entre elle et M. „de" Labruyère! Elle n'élève alors aucune réclamation, c'est-à-dire qu'elle le reconnaît et l'avoue; puis, quand ledit Labruyère est au dépôt, sous l'inculpation de tentative d'extorsion de fonds, et que ce collaborateur devient gênant et même dangereux, elle te vous le flanque par dessus bord, comme un bébé phonographe qu'un enfant jetterait par la fenêtre.

[1] *bébé-phonographe* oder *poupée-phonographe* ist eine mit einem Phonographen versehene Puppe, die man sprechen lassen kann.

Paris. Alfred Bauer.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 8. Oktober 1895.

Zu Ehren der verstorbenen Herren Zupitza und Michaelis I, sowie des verstorbenen Ehrenmitgliedes Herrn von Tauchnitz erheben sich auf Anregung des stellvertretenden Vorsitzenden die anwesenden Mitglieder der Gesellschaft von ihren Sitzen.

Die ganze Sitzung war dem Andenken des dahingeschiedenen Vorsitzenden der Gesellschaft, des Herrn Professors Zupitza, gewidmet. Zunächst schilderte Herr I. Schmidt ausführlich den Lebensgang des Verstorbenen. Julius Zupitza, am 4. Januar 1844 in Kerpen bei Ober-Glogau in Oberschlesien geboren, besuchte das Gymnasium in Oppeln und die Universitäten Breslau und Berlin, wo er hauptsächlich Vorlesungen über klassische Philologie und Germanistik hörte und sich besonders eng an Müllenhoff anschlofs. Nachdem er einige Jahre an dem Gymnasium in Oppeln, dann am Matthias-Gymnasium in Breslau thätig gewesen war, ging er als Privatdozent an die Universität zu Breslau über. Als solcher las er über die deutsche Heldensage und das Altnordische und hielt althochdeutsche, ja sogar altfranzösische Übungen ab. In Breslau verheiratete er sich auch. Obgleich er in Wien, wohin er als aufserordentlicher Professor für nordgermanische Sprachen berufen war, im Jahre 1875 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, folgte er doch 1876 gern einem Rufe nach Berlin. Die ersten sieben Jahre der hiesigen Wirksamkeit wurden von dem Redner als die Glanzperiode der philologischen Schriftstellerei Zupitzas bezeichnet. Fallen doch in diese Zeit die Herausgabe des *Guy of Warwick,* der *Elene,* des *Beowulf,* des Prologs zu den *Canterbury Tales,* einer neuen Auflage der Kochschen Grammatik, sowie der Grammatik Ælfrics u. a.

Als 1889 Herrig starb, wurde Zupitza Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen redigierte er seit 1890, zuerst mit Waetzoldt, dann mit Tobler. Den fünften Neuphilologentag

leitete er 1892 in Berlin als erster Vorsitzender. In der deutschen Shakespeare-Gesellschaft bekleidete er die Stelle des Vicepräsidenten. Dem Deutschen Schulverein gehörte er als thätiges Mitglied an. Gedacht wurde auch seiner Ehrung seitens der Universität Cambridge, die ihm als einzigem Deutschen den neuen Ehrengrad eines Doktor der Litteratur verlieh.

Mit einem kurzen Blick auf den Charakter und das glückliche Familienleben des Verstorbenen schlofs der Redner.

Nachdem Herr Roediger das, was Zupitza für die Germanistik geleistet hat, des genaueren gewürdigt hatte, entrollte Herr Tobler ein Bild desselben als Menschen. Er schilderte seine rastlose Wirkenslust, die allerdings öfters verkannt worden sei. Aber nicht vorgedrängt habe er sich, sondern nur viel Arbeit übernommen, und überall sei er mit ganzem Herzen dabei gewesen. Wo er guten Willen und reines Streben gefunden habe, sei er ein milder Beurteiler gewesen. Nur wo die Wahrhaftigkeit, die sein eigenes Wesen durchdrungen habe, verletzt worden sei, habe er scharf, ja schroff werden können. Bei zwangloser Geselligkeit, der er hold gewesen, habe er gern sein Herz erschlossen und erschliefsen dürfen, weil kein Arges darin war. Besonders in Wahrhaftigkeit und werkthätiger Liebe habe sein Menschenwert bestanden.

Der durch Acclamation einstimmig zum Vorsitzenden gewählte Herr Tobler nimmt diese Wahl an.

Es wird beschlossen, Frau Prof. Zupitza das für diese Sitzung angefertigte Bild ihres verstorbenen Gatten zugehen zu lassen. Für die Gesellschaft ein Bild zu malen, erbietet sich Herr Palm.

Sitzung am 22. Oktober 1895.

Herr I. Schmidt bespricht einen Aufsatz von Professor Dr. W. Preyer im Septemberheft der 'Zukunft' unter dem Titel 'Eine Geheimschrift von Bacon-Shakespeare'. Frau Henry Pott hat im Britischen Museum unter den Manuskripten von Francis Bacon ein Blatt Papier gefunden mit folgendem Schriftdreieck:

ho
hono
honori
honorifi
honorifica
honorificabi
honorificabili
honorificabilitu
honorificabilitudi
honorificabilitudini
honorificabilitudinita
honorificabilitudinitati
honorificabilitudinitatibus

Die 24 Buchstaben des Monsterwortes deutet er *Francis Bacon Viscount St. Alban.* Es wird gezeigt, daſs, wenn 183 Buchstaben, wie in dem Dreieck, gegeben sind, die paarweis je 13, 12, 11, 10 ... 1mal vorkommen, wie in

Francis Bacon Viscount St. Alban
13 13 12 12 11 11 10 10 9 9 8 8 7 7 6 6 5 5 4 4 3 3 2 2 1 1 1

jenes Dreieck als Schlüssel dienen könne, um durch Zählen des Vorkommens sie zusammenzustellen, vorausgesetzt, daſs die Zerlegung von Summen der mehrmals sich findenden Buchstaben, wie a = 12 + 9 + 1, n = 12 + 8 + 4 + 1 u. s. w. gelingt. Für das Resultat *Francis Bacon Viscount St. Alban* fehlt die Grundlage anderer 183 Buchstaben. Für die Zeit der Abfassung des 1598 gedruckten Stückes *Love's Labours lost,* in welchem (V, 1) das Wort *honorificabilitudinitatibus* vorkommt, paſst der Titel *Viscount St. Alban* nicht. Das gegebene Schema soll nun angewendet werden auf die Ansprache der 1. Folio *To the Reader. This figure, that thou here seest put* etc., mit der Unterschrift B. I., die unzweifelhaft Ben Jonson bedeutet, zumal da das kleine Gedicht sich auch in dessen *Underwoods* findet. Davon ist jedoch bei Preyer gar nicht die Rede. Indem statt der erwarteten Anwendung des Schemas die Wörter mit groſsen Anfangsbuchstaben herausgenommen und umgestellt werden, indem ferner *It His* in *I This* geändert und das I der Unterschrift mit benutzt wird, erhält Preyer:

Not This Figure Shakespeare But
I This Booke O Reader Print Where‿in All Nature I As Graver Picture.
B.

Der Vortragende protestiert gegen die Deutung *This Figure* als die Maske, der Strohmann Shakespeare, sowie gegen *As Graver,* als Künstler. Er zeigt, wie man die Worte anders zusammenstellen kann, auch, wie es von Preyer geschehen ist, zu dreimal je 27 Buchstaben, ohne alle die erwähnten Willkürlichkeiten, ohne die Trennung von *Wherein,* freilich mit Benutzung des I der Unterschrift; nur ist der Sinn auch keineswegs ein vielsagender. Die weiteren Auseinandersetzungen Preyers, die sich auf die Typographie der Verse *To the Reader* beziehen, hat der Vortragende nicht verstehen können; er weist indessen nach, daſs sie von einer falschen Zählung ausgehen. Die auf typographische Andeutungen zurückgeführte, aber keineswegs motivierte Änderung

I *Not This figure Shakespeare But*
II *I This booke did vvrite did Print*
III *Wherein as Graver life I Picture*
IV *Francis Bacon Viscount St. Alban* (mit ganz neuer Zählungsweise)
10 10 9 9 8 8 7 7 6 6 5 5 4 4 3 3 2 2 1 1 1 1 1 1 1 1 1

enthält immer noch die nach Ansicht des Vortragenden anzufechtende Wendung: *as Graver life I Picture.* Indem noch eingegangen

wird auf Ben Jonsons Äußerungen über Bacon in *Discoveries,* kommt zur Erwähnung, daß in einer dieser Stellen die Wendung sich findet: *insolent Greece, or haughty Rome,* welche auch in dem bekannten Gedicht *To the Memory of my Beloved Master William Shakespeare, and what he hath left us* benutzt ist. Es steht zu erwarten, daß die Anhänger der Shakespeare-Bacon-Theorie diese Zufälligkeit für ihre Beweisführung benutzen werden.

Herr Kabisch berichtete, daß er die Romanze der Hanne im 'Winter' von Haydns 'Jahreszeiten' ('Ein Mädchen, das auf Ehre hielt') in der Schweiz von Studenten aus Genf hat französisch singen hören (*Il était une fille, Une fille d'honneur*). Sie ist, mit der durchaus volkstümlichen Melodie, für vier Männerstimmen abgedruckt in 'Schweizer-Liederbuch (*Chansonnier Suisse*)' von G. A. Kölla (Zürich und Leipzig, Gebrüder Hug). Herr G. A. Kölla, Direktor der Musikschule zu Lausanne, hat Herrn Kabisch mitgeteilt, daß die Älpler der französischen Schweiz wenig Lieder haben, und daß diese wenigen Lieder aus Frankreich von Soldaten, die aus französischem Heeresdienst zurückkehrten, oder aus dem Berner Lande eingeführt sind. Der französische Text des Liedes macht das auch für diese Romanze höchst wahrscheinlich. Nun findet sich dieselbe Romanze in einer Oper von J. F. G. Beckmann, 'Lukas und Hannchen', welche in Hamburg 1782 zum erstenmal aufgeführt worden ist, und in einem in der Nähe von Koburg gesungenen Volksliede. In beiden zeigt die Übersetzung *embrasse-moi* = 'umarme mich' die französische Herkunft des Liedes. Die Namen Hannchen und Lukas, die Baron van Swieten bei der Herstellung des Textes zu den 'Jahreszeiten' (nach Thomson) den beiden Personen seiner Handlung gab, zeigen, daß ihm die Beckmannsche Oper dabei vorschwebte; und diese hat ihn sicher auf die französische Romanze geführt. Denn der Text des heutigen Schweizer Volksliedes ist fast wörtlich derselbe, wie der einer Romanze Favarts, des Kuchenbäckers und Mitarbeiters am *Théâtre forain,* abgedruckt in *Recueil de Romances* etc. 1767. Dieselbe kann dann sehr wohl auf dem von Herrn Kölla angegebenen Wege als Volkslied in die Schweiz gekommen sein. Die Melodie des letzteren ähnelt stark der des Koburger Volksliedes, die in der Oper, im Oratorium und bei Favart sind von ihr und untereinander ganz verschieden. Das bibliographische Material zu dieser Sache giebt ausführlich Franz Magnus Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen Nr. 167a und 167b, der auch den Text und noch eine weitere Übersetzung der Favartschen Romanze (von O. L. Wolf) bringt. Auch im Köllaschen Liederbuche ist eine deutsche Übersetzung beigegeben.

Herr Tobler fügte hinzu, daß Haydns Text wahrscheinlich Chr. Felix Weißes Übertragung der Oper *Annette et Lubin* der Mme Favart entnommen sei.

Herr O. Schultz berichtete über die 43. Philologenversammlung in Köln, indem er zunächst auf die erfreuliche Thatsache hinwies, dafs die neuphilologische Sektion über hundert Mitglieder umfafst habe. Nachdem er sodann auf die hauptsächlichsten in dieser Sektion gehaltenen Vorträge aufmerksam gemacht hatte, gedachte er der kleineren Häkeleien, die die Inanspruchnahme der dominierenden Stellung seitens der Altphilologen hervorgerufen habe. Aufgefallen sei ihm, dafs in den allgemeinen Sitzungen eigentlich nur die Altphilologie zu Worte gekommen sei.

Herr F. Strohmeyer wurde in die Gesellschaft aufgenommen. Zum Eintritt in dieselbe meldete sich Herr Professor Brandl.

Sitzung am 12. November 1895.

Zu Ehren des verstorbenen Mitgliedes der Gesellschaft Herrn Prof. Langenscheidt erheben sich auf Anregung des Vorsitzenden die Anwesenden.

Herr Tobler berichtete über die im Auftrage des Roxburghe Club durch Prof. Stürzinger herausgegebene Fassung von Guillaumes de Deguileville (jetzt Digulleville, Dép. Manche?) *Pelerinage de vie humaine,* welcher die zweite Fassung nebst deren mittelengl. Wiedergabe, sowie die zwei weiteren Pilgerfahrten des nämlichen Dichters folgen sollen. Er wies auf die weite Verbreitung hin, die Guillaumes Werke in seiner Zeit gefunden haben müssen, und die Anregungen, die von ihnen später noch ausgegangen sind. Es wurde auf die Aufschlüsse aufmerksam gemacht, welche sich über des Dichters Geburtszeit, Heimat, Abstammung und die Zeit der Abfassung aus Stellen der ersten Pilgerfahrt ergeben. An die Übersicht des Inhalts der vier Bücher schlofs sich die Charakteristik des Dichters an, den an Jean de Meung und andererseits an Dante zu messen nahe liegt. Kann er durch ernsten Eifer, Festigkeit der Überzeugung einnehmen, erfreut er wenigstens stellenweise durch Lebendigkeit der Darstellung, und erscheint er leidlich unterrichtet, mit der Bibel und sogar mit etwas aufserkirchlicher Litteratur einigermafsen vertraut, so erweist sich sein Schilderungsvermögen freilich aufser stande, auch nur von ferne sich Dantes Kraft der Veranschaulichung zu nähern. Seiner Vision fehlt planmäfsige Einheitlichkeit, wie der Gegenstand sie forderte, völlig; und keine Fruchtbarkeit im Erfinden von Symbolen kann dafür entschädigen, dafs dem Pilger alle individuale Bestimmtheit ebensosehr abgeht, wie des Dichters sittlich-religiöse Gedanken durch den Verzicht auf jedes Heranziehen konkreter Zeitverhältnisse und realer Persönlichkeiten an Wirksamkeit verlieren. Was die Äufserlichkeiten seines Dichtens angeht, so ist sein Reim aufserordentlich wenig sorgfältig. Ist bei der Gestalt des Textes wirklich zu verbleiben, in der er jetzt durch Stürzinger vorliegt

(worüber man sich erst wird aussprechen dürfen, nachdem der Herausgeber sein Verfahren begründet haben wird), so herrscht bei Guillaume auch bezüglich der Geltung des dumpfen auslautenden oder inlautenden *e* vor Vokalen die allergröfste Unsicherheit. Dies macht es äufserst schwer, zu entscheiden, ob Stürzinger wohl daran gethan hat, hunderte von weiblichen Versen, der Überlieferung entgegen, zu solchen zu machen, deren letzte betonte Silbe die siebente ist. Sind manche weibliche Verse solcher Form handschriftlich gegeben, so sind sie doch nicht so zahlreich, dafs es stärkerer Eingriffe in die Überlieferung bedurft hätte, um sie zu strecken, als vollzogen worden sind, um die anderen zu kürzen.

Herr Tanger gab im Anschlufs an den Vortrag Nachricht über Arbeiten, die er unternommen und ziemlich weit geführt hat, um die mittelenglische, mit Lydgate in Verbindung gebrachte Bearbeitung der 'Pilgerfahrt' herauszugeben, Arbeiten, die zu Ende zu bringen in Berlin kaum möglich sei, und die er aufzugeben gedenke, da jetzt ein anderer sich zur Lösung der Aufgabe anschicke. Er brachte auch die Frage zur Sprache, ob Guilleville oder Deguilleville der Name der Heimat des Dichters sei.

Die statutenmäfsig vorgenommene Vorstandswahl fiel auf die Herren Tobler, I. Schmidt, E. Wetzel, A. Schulze, Pariselle und Tanger, die sämtlich dankend annehmen.

Herr Professor Brandl wurde in die Gesellschaft aufgenommen. Zum Eintritt wurden die Herren Liebau und Vogelsang angemeldet.

Sitzung am 26. November 1895.

Herr Biltz besprach die seit fast zwei Jahrhunderten schwebende Frage, wer der Verfasser des Liedes 'Wer weifs, wie nahe mir mein Ende' sei. Während in neuerer Zeit die Herausgeber unserer Gesangbücher fast sämtlich unter das Lied den Namen der Gräfin Ämilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt setzen, ja selbst Litterarhistoriker wie Albert Fischer und Goedeke das Lied der Gräfin zuschreiben, trat der Vortragende mit aller Bestimmtheit für M. G. W. Pfefferkorn, weiland Superintendenten zu Gräfen-Tonna bei Gotha, ein. Pfefferkorn hat sich zu der Verfasserschaft des Liedes noch bei Lebzeiten unter Angabe aller begleitenden Umstände bekannt und diese Behauptung bis in sein höchstes Lebensalter festgehalten: von der Gräfin liegt dagegen nicht das geringste persönliche Zeugnis dafür vor. Der Umstand, dafs sich in der Kirchenbibliothek zu Gera zwei Blätter mit der eigenhändigen Niederschrift des Liedes durch die Gräfin vorgefunden haben, ein Umstand, auf welchen sich A. Fischer bei seiner Parteinahme für die Gräfin hauptsächlich stützt, ist für die Entscheidung unserer Frage belanglos. Es ist bekannt, wie die Gräfin es liebte, Lieder, die ihr besonders zusagten, sich ab-

zuschreiben, so dafs dieselben infolgedessen auch wiederholt irrtümlich in die gedruckten Sammlungen ihrer Gedichte übergegangen sind. Jenes Autograph hätte nur dann Wert, wenn das ausdrückliche Zeugnis der Gräfin, dafs sie das Lied verfafst habe, oder doch wenigstens ihr Name unter demselben stände. Beides ist aber nicht der Fall.

Einen neuen, bisher noch so gut wie gar nicht zur Entscheidung der Frage herbeigezogenen Gesichtspunkt hob der Vortragende insofern hervor, als er die bekannten Gedichte der Gräfin, sowie andererseits die zwei notorisch von Pfefferkorn herrührenden Lieder mit dem fraglichen Liede 'Wer weifs, wie nahe mir mein Ende' verglich. Es ergab sich daraus die unzweideutige Thatsache, dafs, während die teils mystisch angehauchten, teils wieder prosaisch nüchternen Poesien der Gräfin einen von unserem Liede völlig verschiedenen Charakter tragen, im Gegenteil jene beiden allseitig Pfefferkorn zugeschriebenen Lieder nach Sprache, Melodie und Refrain in auffallendster Weise mit dem Liede: 'Wer weifs, wie nahe mir mein Ende' übereinstimmen. In anbetracht dieses Umstandes, sowie des offenerwähnten klaren und ausführlichen Zeugnisses Pfefferkorns gelangte der Vortragende zu dem Ergebnis, dafs das Lied ihm künftig in unseren Gesangbüchern wieder beigelegt und damit ein zwei Jahrhunderte altes bitteres Unrecht, welches man dem 'alten, frommen Theologus' gethan habe, gesühnt werden müsse. Es liege hier eben nur ein neuer jener von der wissenschaftlichen Hymnologie unserer Tage nachgewiesenen zahlreichen Fälle vor, dafs man fürstlichen Personen als angeblichen Verfassern Lieder zugeschrieben habe, die denselben nur besonders lieb gewesen, resp. auf ihre Mottos oder Denksprüche gedichtet und daher, nach der Sitte der damaligen Zeit, als deren 'eigene Lieder' bezeichnet worden seien. Die Träger der Litteratur des deutschen Kirchenliedes seien, mit verschwindend geringen Ausnahmen, so gut wie ausschliefslich, die evangelischen, teilweise die katholischen Geistlichen.

Herr Brandl berichtete über das mittelenglische Moralspiel *Pride of Life,* von dem er eine neue Ausgabe vorbereitet. Er charakterisierte die Stellung dieser Moralität im Kreise der anderen Moralitäten aus dem 15. Jahrhundert, wies auf das Altertümliche in Personen und Handlung hin, sowie auf das Fortschrittliche, das in der lustigen Figur des Nuntius Mirth steckt, die sich wie ein Vorläufer des Vice ausnimmt. Aus den Reimen und aus inneren Anspielungen wies er nach, dafs die Sprache etwas südlicher und provinzialistischer ist als die Londoner Schriftsprache. Schauplatz und Bühnenausstattung waren ähnlich wie im *Castle of Perseverance.* Um das Verständnis des sehr schwierigen und vielfach verderbten Textes zu fördern, hat Brandl eine Übersetzung beigedruckt; eine Reihe besonders rätselhafter Stellen wurde im Detail besprochen, woran sich mehrere Mitglieder eifrig beteiligten.

Herr Röttgers schlug folgende Regel, als für den Schulgebrauch praktisch, vor: Von zwei vor dem Verbum stehenden Objektsfürwörtern beginnt das zweite stets mit *l*; wenn beide den Anlaut *l* haben, steht das voller klingende an zweiter Stelle. *Lui* und *leur* verbinden sich nur mit den anderen mit *l* beginnenden. Beim affirmativen Imperativ steht das mit *l* beginnende unmittelbar hinter dem Verbum. Es spricht sich darin nach der Ansicht des Vortragenden vielleicht dieselbe Erscheinung der Enklise aus, die u. a. von Tobler, Vom französ. Versbau S. 33 f., und von Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen II, S. 106, besprochen worden ist. Für die Erscheinung würde sich im Neufranzösischen folgende allgemeinere Regel aufstellen lassen: In der Verbindung eines unbetonten persönlichen Subjektsfürworts mit einem Objektsfürwort (an Stelle beider kann auch die Negation *ne* treten) können *m, n, l, s* und *t* den Auslaut bilden; bei der Verbindung von zwei Objektsfürwörtern kann nur *l* in den Auslaut treten. Dabei soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daſs bei der Festsetzung des modernen Sprachgebrauchs abgesehen von den lautlichen auch wichtige grammatische Gründe maſsgebend gewesen sind.

Herr Lücking, dem die Regel praktisch erschien, wies darauf hin, daſs man jetzt sage *dites-nous-le,* wodurch die Ausnahme eingeschränkt wäre. Herr Tobler meinte, daſs man wohl stets sage *tenez-vous-le pour dit,* daſs diese Stellung aber sich nur bei gewissen Verben finde, während Herr Lücking, abweichend davon, auch *donnez-nous-le* für modern ansieht. Herr Tobler erklärte, daſs eine kurze Regel schwer zu finden sei und daſs die Röttgerssche Regel auf den neuen Sprachgebrauch nicht völlig passe. Er wies ferner darauf hin, daſs nur die Verbindungen tonloser Objektspronomina gestattet seien, deren eines Glied deutlich als Dativ oder Accusativ zu erkennen sei, während die Italiener sich an die Mehrdeutigkeit von *mi ti, ti si* u. dgl. nicht kehrten.

Die Herren Liebau und Vogelsang wurden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 10. Dezember 1895.

Herr Michaelis sprach über das Leben und Wirken seines verstorbenen Vaters Gustav Michaelis, eines langjährigen, treuen Mitgliedes der Gesellschaft. Am 27. Juni 1813 in Magdeburg geboren, studierte G. Michaelis von 1832 bis 1837 in Göttingen und Berlin hauptsächlich Mathematik, um sich dereinst dem Baufach zu widmen, ging aber, als er sich bald nach einer Reise, auf der er Belgien, Paris und London besucht hatte, verlobte, zum Lehrfach über und unterrichtete acht Jahre lang an höheren Unterrichtsanstalten Bielefelds und Berlins. Inzwischen hatte er sich eingehend

mit Stenographie und Orthographie beschäftigt, so daſs er 1851 als Lektor für die Stenographie an die Universität Berlin berufen wurde. Seit 1855 war er Vorsteher des stenographischen Bureaus des Herrenhauses, ein Amt, das zwar zeitweilig äuſserste Anspannung aller seiner Kräfte verlangte, ihm aber andererseits den gröſsten Teil des Jahres zu seinen Studien frei lieſs. Von 1853 bis 1879 gab er die Zeitschrift für Stenographie und Orthographie heraus, in der er meist eigene Arbeiten brachte. Auſserdem lieferte er Aufsätze für die Verhandlungen der polytechnischen Gesellschaft, das Archiv für das Studium der neueren Sprachen und die Techmersche Zeitschrift. Achtung vor der Stenographie, insbesondere der Stolzeschen, hat er in weiten Kreisen begründet. Er hat dies System auch auf die romanischen Sprachen und das Englische übertragen.

Das glückliche Familienleben des Verstorbenen wurde leider schon 1863 durch den Tod der Gattin getrübt. Drei Töchter und ein Sohn überlebten ihn. Am 9. August 1895 endete der Tod dies Leben voll glücklicher Bedürfnislosigkeit, rastloser, fruchtbringender Thätigkeit, ernster, lauterer Wahrheit.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner den Dank der Anwesenden ausgesprochen, besprach Herr Tanger Breymann, Die neusprachliche Reformlitteratur von 1876 bis 1893, eine bibliographisch-kritische Übersicht. Das Werk war ein Bedürfnis, da in diesen achtzehn Jahren 549 einschlägige Bücher erschienen sind. Innerhalb der Grenzen, die sich der Verfasser steckt, hat er Vollständigkeit erstrebt und wohl erreicht. Er teilt die Werke in zwei Gruppen: theoretische Erörterungen und praktische Versuche. Meist fügt er Urteile der Kritik, oft Inhaltsangaben und ein eigenes Urteil hinzu. In einem Rückblick findet er, daſs die Reformlitteratur an Qualität abnehme und keine neuen Gesichtspunkte mehr bringe. So soll die Bibliographie abschreckend wirken. Ferner soll sie Material für eine Geschichte der neusprachlichen Methodik bieten. Mit den Erfolgen der Methode ist der Verfasser zufrieden, doch sei ohne dialektfreie Aussprache des Deutschen eine gute Aussprache der fremden Sprachen unmöglich. Die radikale, rein imitative Methode erklärt er für nicht wünschenswert, da die höheren Schulen andere Ziele zu verfolgen hätten als z. B. Handelsschulen.

Die Herren Churchill und Dunlap haben sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 14. Januar 1896.

Herr I. Schmidt besprach Prof. Conrads drei Aufsätze in den Preuſsischen Jahrbüchern 1895: ‘Shakspere und die Essex-Familie’, ‘Hamlet und Robert Essex’ und ‘Hamlets gereinigtes Bild’. Für die Beziehungen Shaksperescher Dichtungen auf die Familie Essex

kommt allerdings nach Sarrazins Aufsatz im Archiv der Sommernachtstraum nicht mehr in Betracht; aber in Heinrich V. wird Robert Essex gefeiert, und seiner Rede vor der Hinrichtung entsprechen genau die Äufserungen Buckinghams in Heinrich VIII. Conrad hat es wahrscheinlich gemacht, dafs Robert Essex der Freund der Sonette ist; er hat ferner darauf hingewiesen, dafs Vorgänge in der Familie Essex den Begebenheiten im Hamlet genau entsprechen, so dafs die Abweichungen von der auf *Saxo Grammaticus* zurückgehenden Quelle sich daraus erklären lassen; endlich hat er in einer glücklichen Parallele Hamlets Mutter und Lady Essex fein geschildert und den Charakter des älteren Essex in Hamlets Vater wiedergefunden. Hieran schliefst sich im zweiten Aufsatz ein bis in alle Einzelheiten durchgeführtes Bild des Robert Essex, das sowohl viele Ähnlichkeiten mit Hamlet nicht nur der Stellung am Hofe, sondern auch dem Wesen nach darbietet, als auch Gedanken-Übereinstimmungen zwischen ihm und dem Dichter aufweist, so dafs sich beide geistig und seelisch beeinflufst haben müssen. Das Streben des Verfassers ist es gewesen, durch Auffindung eines Urbildes Hamlet gleichsam irdisch dingfest zu machen und ihm die feste Umschriebenheit der Wirklichkeit zu geben, wodurch die schwankende Beurteilung des Charakters eine feste Grundlage erhalten soll. Der Vortragende erkennt die im dritten Aufsatz dargestellte Auffassung Hamlets im wesentlichen als richtig an, macht aber geltend, dafs die Worte des Dichters, das Gewebe unseres Lebens ist von gemischtem Garn, gerade auf seinen interessantesten und schwierigsten Charakter Anwendung finden. Eine durch Verschwörung vorbereitete Mordthat ist allerdings mit seinem ganzen idealen Wesen unvereinbar; es blieb ihm aber die plötzliche Erregung eines Aufruhrs, wie er Laertes glückte, zumal da ihm Horatio mit den anderen Freunden zur Seite stand. Es liegt jedoch durch das Überwiegen der Reflexion in ihm ein centrifugales Element, das uns erklärlich macht, wie er so lange unthätig bleibt. Indem der Vortragende sich dem Gange des Aufsatzes anschlofs und auf mancherlei scharfsinnige Bemerkungen des Verfassers über einzelne Punkte aufmerksam machte, wies er auf den überall hervortretenden Humor Hamlets hin, der nur am Schlufs der Tragödie gewürdigt ist. Mit der Ansicht über das ganz jugendliche Alter des Helden konnte er sich nicht einverstanden erklären, da sich dessen reife Lebensansichten damit nicht wohl vereinigen lassen. Im Gegensatz dazu wies Herr Brandl darauf hin, dafs bei der Familie Essex einige Jahreszahlen nicht stimmten, dafs wir auch über Shaksperes Quelle so lange nichts entscheiden könnten, als wir den durch zwei Anspielungen aus den Jahren 1587 und 1588 gesicherten Ur-Hamlet nicht hätten. Er warnte ferner davor, dafs man gar zu fein in Charaktere eindringen wolle, die jeder Zuschauer anders auffasse, jeder Schauspieler anders spiele.

Herr Pariselle sprach über Alexandre Dumas fils. Gewöhnlich beurteile man den Schriftsteller, der zwar die Popularität seines Vaters nicht erreicht, aber mit Augier und Sardou ein Menschenalter hindurch die Bühne Frankreichs und damit der Welt beherrscht habe, fälschlich nur nach seinem Erstlingsdrama, der *Dame aux Camélias.* Ebenso sei der von ihm stammende Ausdruck *demi-monde* von ihm in einem von dem landläufigen abweichenden Sinne gebraucht worden. Den Ehebruch aus Sinnlichkeit und Sucht nach Luxus habe er stets streng verurteilt, sich dagegen dem gefallenen Mädchen gegenüber ganz milde gezeigt. Der Redner bewies dann des näheren, daſs Dumas, wie nach ihm Zola, die Stufen des Realistischen, Abstrakten und Mystischen durchschritten habe. In ihm habe Scribe, was die Technik anbetrifft, einen ebenbürtigen Rivalen, vielleicht sogar seinen Meister gefunden.

Die Herren Churchill und Dunlap wurden in die Gesellschaft aufgenommen, die Herren Hecker und Mackel zum Eintritt angemeldet.

Die Herren Brendel und Cohn wurden von der Versammlung zu Kassenrevisoren bestellt.

Der Vorsitzende übermittelte den Dank der Frau Professor Zupitza für das von der Gesellschaft im Verein mit der Universität ihrem verstorbenen Gatten gestiftete Denkmal.

Sitzung am 28. Januar 1896.

Herr Bieling sprach über *costard* und *custard. Costard,* das jetzt hauptsächlich in *costermonger* fortlebt, ist zunächst eine Art von groſsem Apfel, und es entwickelt sich erst im 16. Jahrhundert daraus die Bedeutung 'Kopf', in der es Shakspere häufig gebraucht. Die Herleitung des Wortes ist unsicher. Die Vermutung, die der Vortragende aussprach, daſs es mit *costeret, costerel* in der Bedeutung 'Fruchtmaſs, Flasche' zusammenhängen könne, bezeichnete er selbst als zweifelhaft. *Custard* ist italienisch *crostata,* dessen Bedeutung von 'Pastete' zu 'Eiercrême' verändert worden ist. Darauf ist auch wohl unzweifelhaft *custard-cup* zurückzuführen, wohingegen die Ableitung von *custard-apple,* der Frucht des Flaschenbaumes, wieder unsicher erscheint.

Herr Bethge hielt darauf einen Vortrag über Essen und Trinken bei den alten Germanen. Der Handel kommt dabei nicht in Betracht, da er sich höchstens gelegentlich auf Nahrungsmittel bezog. Die Wirtschaftsstufe, auf der sich die alten Germanen befanden, ist viel umstritten, doch war ihnen der Ackerbau schon in der Steinzeit bekannt. Früh wurden Weizen und Gerste, erst später Hafer und Roggen gebaut. Die Hauptnahrung bildete das Fleisch der Herden. Das Rind wurde mehr zur Gewinnung von Milch und

zum Ziehen benutzt. Die Lieblingsspeise lieferte das Schwein. Das Rofs, von dem man auch wohl Milch zur Bereitung von Kumis gewann, war als Opfertier geschätzt und wurde gegessen, ein Gebrauch, der durch die Kirche bekämpft wurde. Wildbret genofs man frisch. Fisch afs man wohl nur an der Küste und aus Mangel. Zur Fleischkost verspeiste man gerösteten Brei aus gemahlenem Korn. Die Butter brauchte man anfangs als Körpersalbe. Äpfel, Birnen, Schlehen, Rettige, Mohrrüben, Spargel brachte das Land hervor, die letzteren wurden sogar nach Rom exportiert. Die Beschaffenheit des Mets ist unbekannt. Bier wurde aus Gerste und Weizen gebraut, doch haben es nicht die Germanen, sondern die Ägypter erfunden, von denen es wahrscheinlich über Thracien zu den Deutschen gekommen ist. Den Wein lernte man durch römische Händler kennen. Er verdrängte in Süddeutschland Met und Bier. Später ging man am Rhein nach dem Vorbilde der Römer zum Gartenbau über. Erst als die Germanen sefshaft wurden, fingen sie auch Geflügelzucht an.

Die Herren Hecker und Mackel wurden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 11. Februar 1896.

Herr Kabisch sprach über die Bedeutung der Präposition *dès*. In Grammatiken und französischen Wörterbüchern finde man dafür nur 'seit, von ... an', während die deutschen Wörterbücher auch die immer häufiger auftretende Bedeutung 'schon, zur Zeit von' böten. Die französischen Wörterbücher gäben diese Bedeutung wohl deshalb nicht, weil wegen des lateinischen *de* dem Romanen der Ausgangspunkt überwiegend vorschwebe und es ebenso aufgefafst werde wie *de l'autre côté*. Das lateinische *de* bezeichne den Punkt, von wo etwas ausgehe, indem es noch daran hafte. So sei dort schon *de tertia vigilia* zu übersetzen 'im Laufe von'. Dazu trete dann *ex* (und bei *depuis post*) zu genauerer Angabe hinzu, denn das Volk liebe doppelte Präpositionen.

In der sich entspinnenden Diskussion führten Herr Koch und Herr Roediger Verdoppelungen von Präpositionen aus dem Englischen und Mittelhochdeutschen an. Herr A. Schulze ist der Ansicht, dafs, selbst wenn für klassisch-lateinisches *de* die Bedeutung 'schon zur Zeit' nachgewiesen wäre, man diese nicht ohne weiteres auf das Französische übertragen dürfe. Er hält die Bedeutung 'von — an' für die ursprüngliche, aus der die weitere 'schon an' sich ohne Zwang entwickeln konnte. Herr Tobler führt aus, dafs man bei Aufstellung des Etymons *de ex* gar zu wenig auf die Bedeutung der Präposition *dès* Rücksicht genommen habe. Dieser genüge einzig das schon von Diez vorgeschlagene *de ipso,* das auch lautlich durchaus befriedige. *Ipse* bringe erst die eigenartige Färbung der Präposition zuwege, indem es einen bestimmten Zeit- oder Raumpunkt

nachdrücklichst festlegt. Was *de* angehe, so könne dies sowohl den Ausgangspunkt bezeichnen, als auch in allgemeiner nicht näher bestimmter Weise auf Ort oder Zeit hinweisen, wie noch heute in *de nos jours, de ce côté.* Jede der beiden für *dès* erkennbaren Bedeutungen könne die ursprüngliche sein und die andere entwickelt haben, beide können aber auch von vornherein nebeneinander hergegangen sein. Herr Lücking betont, dafs die Tempusverhältnisse des Satzes, in dem sich *dès* findet, bei Beurteilung seiner Bedeutung nicht aufser acht zu lassen seien.

Herr Schleich sprach über die mittelenglische Fassung der lateinischen Erzählung *Spiritus Guydonis.* Aus dem Nachlasse des Herrn Zupitza sind drei Handschriften derselben in seinen Besitz übergegangen: zwei von ihnen, eine Londoner und eine Oxforder Handschrift, überliefern die Erzählung in etwa 2000 Versen mit vier Hebungen und paarweisem Reim; die dritte, in Cambridge befindlich, enthält nur den Anfang einer Prosaversion. Die Londoner Handschrift ist sehr verstümmelt, so dafs für die Herausgabe der Erzählung die Oxforder Handschrift zu Grunde gelegt werden mufs, obgleich dieselbe nicht immer den besten Text liefert. Nachdem der Vortragende den Inhalt der Erzählung wiedergegeben hat, streift er die Frage, in welcher Zeit die englische Fassung entstanden sein mag. In der poetischen Fassung wird in Übereinstimmung mit der lateinischen Quelle der erzählte Vorgang, dafs nämlich der Geist des in der südfranzösischen Stadt Alet (in den mittelenglischen Texten wird sie Alexty genannt: vgl. auch H. Brandes, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. XIII) verstorbenen Bürgers Gy zu wiederholten Malen seiner Ehefrau erscheint und von Priestern über allerhand den Glauben und die Kirche betreffende Dinge ausgefragt wird, in das Jahr 1323, in der prosaischen Fassung ins Jahr 1333 verlegt. Mag auch dieses Jahr willkürlich gewählt sein, so finden sich doch Beziehungen auf das babylonische Exil der Kirche, speziell auf die Zeit des Papstes Johann XXII., welche die Vermutung nahe legen, dafs die Originalerzählung in diese Zeit gehört, und manche Betrachtungen über die Vertiefung der Aufgaben des geistlichen Standes waren geeignet, im vierzehnten Jahrhundert gerade auch in England auf fruchtbaren Boden zu fallen. Dialektische Kennzeichen weisen unverkennbar darauf hin, dafs die poetische Bearbeitung im Norden Englands entstanden sein mufs.

Herr Koch bespricht die beiden ersten Hefte der Zeitschrift Cosmopolis, die er der Beachtung der Neuphilologen empfahl.

Sitzung am 25. Februar 1896.

Herr Krüger spricht über Mangolds 'Methodische Fragen des englischen Unterrichts'. Er erklärt sich im ganzen mit den besonne-

nen, mafsvollen Aufstellungen des Verfassers einverstanden und empfiehlt das anregende Buch den Lehrern des Englischen zur Kenntnisnahme. In manchen Punkten begründet der Vortragende seine von Mangold abweichende Ansicht mit dem Hinweis auf die verschiedenartigen Bedingungen des englischen Unterrichts an Gymnasien und an Realanstalten. Auf die Verhältnisse der letzteren habe Mangold zu wenig Rücksicht genommen. Nur im Hinblick auf das bessere und weniger zahlreiche Schülermaterial, mit dem der englische Unterricht am Gymnasium zu rechnen habe, sei es erklärlich, dafs Mangold sich mit den neuen Lehrplänen einverstanden erklärt. Für Realanstalten wenigstens seien Forderungen, wie 'Verständnis der wichtigsten Schriftwerke seit Shakespeare', 'Bekanntschaft mit Leben, Sitten, Gebräuchen und den wichtigsten Geistesbestrebungen des englischen Volkes', durchaus unerfüllbar.

An der sich anschliefsenden Diskussion beteiligten sich die Herren Penner und Benecke.

Die Gesellschaft beschliefst darauf einstimmig die Überweisung des von ihrem Mitgliede Herrn Palm gemalten und ihr geschenkten Ölbildes Julius Zupitzas an das englische Seminar der Berliner Universität, und zwar auf den Vorschlag des Herrn Brandl mit der Mafsgabe, dafs der Gesellschaft das Eigentumsrecht an dem Bilde verbleibt.

Herr Pariselle erstattet den Kassenbericht für das Jahr 1895, den die Herren Brendel und Cohn geprüft und für richtig befunden haben. Die Gesellschaft erteilt darauf dem Kassenwart Entlastung.

Sitzung am 10. März 1896.

Herr Engwer sprach über den Entwickelungsgang der französischen Malerei im 19. Jahrhundert. Mit Poussin und Claude Lorrain, Lebrun und Mignard war die italienische Renaissance auch in Frankreich zur Herrschaft gelangt, und die Stiftung der französischen Akademie in Rom (1666) fesselte die Entwickelung der französischen Kunst ganz an Italien. Erst im 18. Jahrhundert kommt nach dem Vorgang von Holland, England, Spanien eine Befreiung zu stande: Watteau, Lancret, Pater, Boucher, Fragonard schätzt man heute so sehr, weil sie ihre Zeit zum Ausdruck brachten. Sie sind frische Realisten, ebenso wie Chardin, der Maler des *tiers-état*. Die Revolution macht dem glänzenden Treiben der oberen Klassen, ebenso wie der Kunst, die dieses schildert, ein Ende. Wie alle geistigen Kräfte, stellt sie auch die Malerei in ihren Dienst; auch diese soll Vaterlandsliebe und Bürgertugenden lehren. Wie die alten Republiken, Rom und Sparta, das Ideal in politischer Hinsicht werden, so begeistert sich die gesamte Kunst noch einmal an griechisch-römischen Stoffen. *'Il faudrait étudier l'antiquité pour apprendre à voir la nature.'*

David war so recht der Mann, diesen Anschauungen Geltung zu verschaffen; er tyrannisierte seine ganze Epoche, vor allem durch sein Genie, durch sein gewaltiges Können, das er aber nur in den von ihm selbst verachteten Bildern aus der Gegenwart zeigte. Mit ihm fiel die ganze Richtung, denn nur seine Äufserlichkeiten ahmen die zahlreichen Schüler nach. Gegen den Buchstabenglauben wenden sich die Jüngeren. Gros stellt in meisterhaften Werken die Thaten Napoleons dar, kehrt dann aber auf Davids Drängen von den 'Gelegenheitsbildern' zur Antike zurück und endet in Verzweiflung. Géricaults *'Radeau de la Méduse'* und 'Die Dantebarke' von Delacroix beginnen die Gegenbewegung. Diese Künstler sind die Romantiker der Malerei, die Freiheit, Leben, Leidenschaft, Farbe wollen. Erst das *'Massacre de Chio'* läfst die Alten die ihnen drohende Gefahr erkennen und giebt zu heftigen Kämpfen Veranlassung.

Die Romantiker haben die engen Fesseln der Davidschule gesprengt und den Boden für eine neue Kunst bereitet, wie viel sie selbst auch, besonders in der Komposition, von den Klassicisten beibehielten. Trotz des Widerstandes eines so gewaltigen Meisters wie Ingres und kleinerer Geister wie Cabanel und Bouguereau brachen die neuen Ideen sich Bahn. In zwei Richtungen mufste das Werk fortgeführt werden. Erstens war das ganze reiche Leben der Gegenwart der Kunst zu erschliefsen, dann mufste man sich auch in der Formen- und Farbensprache zur Selbständigkeit durcharbeiten.

Nur schrittweise ging es vorwärts. Die Scheu vor der unmalerischen Tracht der Gegenwart wurde zuerst von den Soldatenmalern Vernet, Charlet, Raffet überwunden. Meissonnier, Détaille und Neuville führten ihr Werk in die Gegenwart. Von der grofsen Historie kam man zum Sittenbild, einer intimen, schon echt menschlichen Kunst bei Meissonnier. Er und Delacroix schildern auch die socialen Kämpfe der Zeit.

Eine ähnliche Entwickelung nimmt die Landschaft, von der heroischen Landschaft der Alten über die farbenglänzenden Gebilde der Romantiker bis zur stimmungsvollen Darstellung der heimatlichen Erde. Rousseau, Corot, Diaz, Dupré, Daubigny sind hier die Meister; Millet, der Gröfste der Grofsen, schildert das Leben des Bauern in seiner stillen, harten Arbeit.

Courbet, der Zola der Malerei, greift kühn in das Leben der Gegenwart. Bevorzugt er die unteren, bisher vernachlässigten Klassen, ist er oft hart und brutal, so geben uns Gleichstrebende, Stevens, Chaplin, Renoir, Bonnat und Durand die ganze Eleganz der vornehmen Kreise.

Die Berührung mit dem Volkstum war wiederhergestellt; in selbständiger Komposition schilderte man modernes Leben. Noch ein Schritt blieb zu thun. Von den alten Meistern der Farbe in gutem Sinne beeinflufst, d. h. zu selbständigem Thun angeleitet, schuf man

sich eine eigene künstlerische Sprache. Manet beginnt die grofse Bewegung, die unter dem Namen 'Impressionismus' und 'Plein-Air' die ganze europäische Kunst ergreift. Die 'Plein-Air'-Maler wollen statt der bisherigen künstlichen Abtönung den im Freien dargestellten Gegenständen die natürliche Harmonie geben, die ihnen die umgebende Luft verleiht; sie gehen mit Eifer den Licht- und Luftphänomenen nach. Die 'Impressionisten' üben, statt des sorgfältigen Abschreibens von Zug um Zug, eine auf das Erhaschen des Gesamteindrucks ausgehende Malerei. Nennt man 'Naturalismus' die Kunst, die stimmungsartig die Fülle der Natur darzustellen sucht, wie Kugler das Wort für die Malerei des 17. Jahrhunderts verwendet — die Auffassung, der das Kunstwerk ist *'un coin de la nature vu à travers un tempérament'*, dann kann man den Impressionismus den Naturalismus in der Malerei nennen.

Ein eifriges, leidenschaftliches Suchen beginnt, ein ernstes Streben, zur Beherrschung des Materials zu gelangen. Die Landschaft steht im Vordergrund des Interesses: alle Stimmungen sind vertreten, die zarten, wie feiner Nebeldunst sie ergiebt, dann aber bevorzugt. Nicht mit den natürlichen Beleuchtungen zufrieden, studiert man alle möglichen künstlichen Lichteffekte. Pissarro und Monet sind in der Landschaft die gröfsten Namen. Lhermitte und Bastien-Lepage setzen Millets Werk fort, wie Roll und Raffaelli dasjenige Courbets.

Es ist nicht ein Fortschritt der Technik allein; die ganze Kunstauffassung wird persönlicher, intimer. Das zeigen vor allem die Bildnismalerei und die geschichtlichen und religiösen Darstellungen. Carrière, Bastien-Lepage, Cazin, Puvis de Chavannes und Moreau schaffen auf allen diesen Gebieten wahrhaft eigenartige Werke.

Dem ganzen geistigen Leben der Zeit sucht man gerecht zu werden. Ein Zug zum Mystischen ist nicht zu verkennen. Hierin bedeuten die 'Rosen-Kreuzer' unter San Péladan das Extrem.

In der Debatte weist Herr Oskar Schultz darauf hin, dafs in der Malerei die Romantiker viel gröfsere Erfolge erzielt haben als die zum Vergleich herangezogenen dramatischen Dichter derselben Richtung. Herr Palm betont das viele Ungesunde, das die neuen Bestrebungen gezeitigt hätten.

Sitzung am 24. März 1896.

Zu Ehren des verstorbenen Mitgliedes der Gesellschaft Herrn Brendel erhoben sich auf Anregung des Vorsitzenden die Anwesenden von ihren Plätzen.

Herr I. Schmidt sprach über Michael Draytons Nymphidia. Dies komische Epos ist bemerkenswert wegen seiner Heldin Queen Mab, deren Stelldichein mit Pigwiggen dem Oberon von Puck verraten wird, während die Fee Nymphidia der Königin das Nahen

Oberons verkündet, so dafs sie sich retten kann. Proserpina bringt dann Lethe, die die Teilnehmer des Abenteuers alles vergessen läfst. Das Gedicht konnte Shakspere beim Sommernachtstraum nicht vorliegen, da es eins der letzten Werke des 1631 gestorbenen Dichters ist. Komisch wirkt der Dichter darin besonders durch die Winzigkeit der räumlichen Dimensionen. Menschliche Gefühle und gewaltige Leidenschaften werden auf kleine Wesen übertragen. Beim Fall der kleinen Kämpfer werden die herkömmlichen Redewendungen des Epos gebraucht. Glücklich werden auch die Mittel, mit denen sie kämpfen, ausgenutzt. Die achtzig Strophen des Gedichts sind achtzeilig mit der Reimstellung a a a b c c c b. Die Verse b b haben sieben Silben mit drei Hebungen, die anderen acht mit vier Hebungen. Komisch wirkt oft die Form der dreifachen Reime, häufiger noch die der trochäischen Ausgänge.

Herr Buchholtz gab als Anhang zu seinem an zwei Abenden im Januar 1891 gehaltenen Vortrage über die leichte Erkennbarkeit alter Versmafse in den Versen aller romanischen Völker, besonders in den Texten und Melodien der Volkslieder, eine Betrachtung von Pier Enea Guarnerios *Manuale di versificazione italiana,* Milano 1893. Hier werden alle Verse als Iamben, Trochäen u. s. w. bezeichnet, mit den Zeichen ⏑ – u. s. w. angegeben, ja man sieht diese Zeichen über den einzelnen Silben angeführter Texte. Das Kürzezeichen, sagt er, bedeutet Mangel an Betonung, das Längezeichen Betonung; einsilbige Wörter können betont werden, und so werden die meisten Stellen für Verston durch Wortton ausgefüllt. Nur etwas lange Wörter bringen öfter Mangel an Tonsilben. Seinem Grundsatze entsprechend giebt er so an *oriente* mit einem Kürzezeichen auf *o,* oft aber verletzt er seine Strenge, indem er z. B. *Rondinella pellegrina* als – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ angiebt. Doch scheint dies letzte das richtige zu sein, denn längere Wörter haben meist einen nicht unbedeutenden Nebenton, z. B. *amerò,* neben dem Hauptton der letzten, auf der drittletzten Silbe, die Schwächung der Mittelstelle, *a* zu *e,* ist durch die Klemme zwischen den beiden Tonsilben entstanden. Daher in *darò* das *a* erhalten. *Giovane* hat in der Schlufssilbe nur einen schwachen Ton. *Esclamò* erhält das *a,* da dieses zum Stamme, nicht zur Endung gehört. Im ganzen liebt das *a* im Italienischen Länge und Betonung, obgleich es solche Ausnahmen giebt, welche wie *cronaca* an mundartliche Formen wie *essăre, vendăre* erinnern. Im Latein war *i* der ursprüngliche Konjugationsvokal; er sank zu *ē* und *ĕ* und auch zu *a,* dieses war aber sehr für Länge und Betonung.

Herr Tobler bespricht einige im Bereiche der französischen Wortbildung entgegentretende, im Lateinischen und im Griechischen in gleicher oder ähnlicher Art beobachtete Erscheinungen, wie sie einerseits in *autographile, monôme, criminalogie* u. a. (für *autographophile* u. s. w.), andererseits in *analyste* (für *analysiste*) entgegentreten,

während Littrés Annahme, *plus tôt que plus tard* stehe für *plutôt plus tôt que plus tard* überflüssig ist. Er bespricht ferner das Verhältnis, das allem Anscheine nach gemäfs der Auffassung des Volkes zwischen *décrépit* (*decrepitus*) und *décrépir* (**dis-crisp-ire*) besteht, einer Auffassung, die auch in der gelegentlich beobachteten Schreibung *récrépit* 'wieder auf den Damm gebracht' neben richtigerem *recrépi* ihren Ausdruck findet. Er weist auf die in neuerer Zeit auftretenden Verben *somnoler* und *puruler* hin, deren Existenz auf mifsverständlicher Auffassung der Lehnwörter *somnolent* und *purulent,* als wären dies Participia auf *-ant,* beruht. Endlich behandelt er das trotz Julliens und Littrés Abwehr mehr und mehr in Aufnahme kommende Verbum *poigner* 'quälen, peinigen', das von *poignant,* dem Participium von *poindre,* aus gewonnen ist, eine Bedeutung zeigt, die dem Verbum *poindre* aufser im Participium nicht mehr geblieben ist, und das nun aufserdem von Huysmans so verwendet wird, als sei es gleichen Stammes mit *poing, poigne,* ein Simplex zu *empoigner.*

Sitzung am 21. April 1896.

Herr Brandl, eben aus Oxford zurückgekehrt, besprach Joseph Wrights *Dictionary of English Dialects,* dessen erste Lieferung in einigen Monaten erscheinen soll. Ein solches Lexikon wird nicht nur für Sprachforscher unentbehrlich sein, sondern auch für alle, die neuenglische Romane mit eingehendem Verständnis lesen wollen, da in diesen der Dialekt eine immer gröfser werdende Rolle spielt. Obgleich genügende Vorarbeiten fast für alle Grafschaften Englands und des übrigen Sprachgebiets fehlen, schien ein frühzeitiges Zugreifen doch wegen des schnellen Verschwindens der Dialekte wünschenswert. Da die Helfer des Herausgebers den verschiedensten Berufen angehören und ihm selbst nicht alle genauer bekannt sind, so wird eine genaue Nachprüfung nach jeder Richtung nötig sein, besonders in Phonetik. Auch eine Etymologie in den bisher ausgegebenen Probeblättern wird als unhaltbar erwiesen. Da Wright mit seinem aus Mr. Mayhew und sieben Damen bestehenden Redaktionsstabe in der Woche nur ca. 800 Zettel erledigen kann, über anderthalb Millionen Zettel aber schon vorhanden sind, dürfte das Werk erst nach langer Zeit zur Vollendung gelangen.

Herr O. Schultz-Gora besprach mehrere von den französischen Romantikern mit Vorliebe gebrauchte Wörter und Ausdrücke. *Orfraie,* dessen Ableitung aus *ossifraga* oder *oreo-pelargus* unentschieden gelassen wurde, ist von ihnen wie *alcyon* Dichtern des 16. Jahrhunderts, die beide zuweilen aufweisen, entlehnt und häufig verwendet worden. Bei ersterem, der als Vogel der Finsternis mit heiserem Schrei von ihnen dargestellt wird, liegt vielleicht eine Verwechselung mit *fresaie* vor. Die tropische Verwendung von *fils* und *fille,* die bei

ihnen häufig ist, geht so weit, dafs das Verhältnis zuweilen geradezu umgekehrt scheint, so in *ces bombes de la mort filles épouvantables* und in *les Djinns funèbres, fils du trépas.* Das häufig angewendete Kunstmittel wurde eben bald zum stereotypen Ausdruck, den einer vom anderen sorglos übernimmt. Ein anderes Lieblingswort der Romantiker, das von Malherbe zuerst gebrauchte, wohl aus dem Hôtel Rambouillet stammende *belle âme,* das erst später seine jetzige Bedeutung bekam, ist in der französischen Litteratur mit den Romantikern verschwunden, während die ins Deutsche übertragene 'schöne Seele' länger fortgelebt hat.

Herr I. Schmidt wies darauf hin, dafs der *alcyon* bei Euripides ganz wie die Nachtigall gepriesen worden sei.

Herr Koch teilte das Programm des Hamburger Neuphilologentages mit und regte die Entsendung eines Vertreters durch die Gesellschaft an.

Sitzung am 12. Mai 1896.

Herr Brandl besprach die Moralität *Mankind,* die er in nächster Zeit gedruckt erscheinen lassen will, und zwar nach einer von kundiger Hand gemachten Abschrift der einzigen, im Privatbesitz befindlichen, schwer zugänglichen Handschrift. Das genau 900 Verse enthaltende, gut komponierte Stück, dessen Inhalt der Vortragende wiedergab, gehört zu derselben Klasse der Moralitäten wie das *Castle of Perseverance* und *Mind, Will and Understanding,* wo der Mensch der Versuchung überall einmal unterliegt und dann bekehrt wird. Das viel vorkommende Latein darin ist schlecht, das Englisch die Schriftsprache des 15. Jahrhunderts. Die Teufel und die würdigeren Personen sind durch die Form der Strophen geschieden. Die Reinheit der Reime läfst viel zu wünschen. Aus inneren Gründen sprach der Vortragende die Vermutung aus, dafs das Stück in Cambridgeshire oder Norfolk entstanden, und dafs die Handschrift, das sogenannte Macro-Manuskript, unter Edward IV. geschrieben sei.

Herr Hosch spricht über 'Flickwörter im Französischen'. Unter Hinweis auf seine Programmabhandlungen von 1895 und 1896 bespricht er kurz den Begriff Flickwort und geht dann zur Behandlung einiger dahin gehörigen Wörter über. Er beginnt mit *moins* und sucht einen Unterschied im Gebrauche von *au moins* und *du moins* zu finden. Er bestätigt die Angabe Littrés, dafs *du moins* veraltet und also *au moins* herrschend sei, um die unterste Grenze eines Mafses oder einer Zahl zu bezeichnen, und fügt hinzu, dafs *au moins* auch in Fragesätzen steht, um etwas als das Mindeste, das man erwarten darf, zu bezeichnen, in verneinten Fragesätzen als Ausdruck der Besorgnis oder Hoffnung. Ferner wird *au moins* in der Sprache der Südfranzosen fast ohne merklichen Sinn in die Rede eingeflickt. *Au moins* hat ferner einschränkenden Sinn und bezeichnet, dafs man

gewissermaſsen seine Ansprüche herabsetzt; in dieser Verwendung steht auch *du moins* ohne jeden Unterschied. Ferner ist *du moins* vorherrschend, wo es sich um Gegensatz, Ausschlieſsung, Berichtigung einer Aussage handelt, besonders hinter konditionalem und konzessivem *si*. Endlich wird an den Gebrauch von *moins* mit Verneinung erinnert und auch *pas moins* in seiner südfranzösischen Verwendung als fast bedeutungsloser Zusatz erwähnt. — Der Vortragende geht dann zu *parbleu* über, welches zu nachdrücklicher Versicherung gebraucht wird; es erscheint öfters in enger Verbindung mit *bien* (*parbleu bien*), kann auch ironisch gebraucht werden oder Überraschung ausdrücken. Ferner kann es die Antwort auf eine Frage oder Rede verstärken und selbst ohne Zusatz als zustimmende Antwort dienen; endlich deutet es manchmal ein kausales Verhältnis an. — Herr Hosch spricht dann über *parfaitement* und zeigt an einigen Beispielen den Übergang aus der Bedeutung 'vollkommen, ganz und gar' in die Bedeutung 'ja, gewiſs'. Er weist darauf nach, daſs *parfaitement* auch öfter gebraucht wird, um die eigene Rede zu bestätigen und gegen mögliche Einwände zu verteidigen. — Herr Krüger bemängelte den Ausdruck 'Flickwörter', da alle die beigebrachten Beispiele doch zeigten, daſs diese Wörter der Rede eine wesentlich andere Färbung geben, mithin keineswegs müſsig seien.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Hermann Breymann, Die neusprachliche Reform-Litteratur von 1876 bis 1893. Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, Deichert (G. Böhme), 1895. 156 S. 8.

Aus einer tabellarischen Übersicht (S. 101 des Buches) ersehen wir, dafs in dem vom Verfasser betrachteten Zeitraum von achtzehn Jahren die Zahl der Reformschriften und Lehrbücher 549 beträgt. Principiell unberücksichtigt geblieben sind dabei noch eine beträchtliche Anzahl von Broschüren, Artikeln, Programmen, Grammatiken etc., nämlich 1) alle diejenigen, die sich ausschliefslich mit der Reform an Mädchenschulen beschäftigen; 2) alle Grammatiken, die auf die Phonetik keine Rücksicht nehmen, d. h. also Werke à la Gouin, Berlitz, Häufser etc.; 3) alle rein wissenschaftlichen phonetischen Schriften, die keine Verwendung der Phonetik im Unterricht bezwecken; 4) alle eigentlichen Lesebücher; 5) alle Schlüssel; 6) alle Schriften, die durch neuere ministerielle Verfügungen gegenstandslos geworden sind; 7) alle pädagogischen Lehr- und Handbücher, auch wenn sie auf die neusprachliche Reform eingehen. Wenn uns Breymann (S. 102) ferner zeigt, dafs die Produktion auf dem Gebiete der neusprachlichen Methodik auch jetzt noch nicht zum Stillstand gekommen ist, dafs vielmehr in den ersten elf Monaten des Jahres 1894 ihm schon wieder 35 neue derartige Schriften bekannt geworden sind, abgesehen von dem, was der Karlsruher Neuphilologentag gebracht hat, so führt er durch solche Feststellungen den schlagendsten Beweis, dafs für ein Werk, wie das seinige, nicht blofs Raum, sondern ein wirkliches Bedürfnis vorhanden war. Selbst diejenigen, welche in Reformdingen sich einigermafsen auf dem Laufenden zu erhalten gesucht haben, werden staunen, welche Überfülle von litterarischen Erzeugnissen diese Bewegung hervorgerufen hat, und werden es dem Verfasser danken, dafs er sich der mühevollen und, wie auch er klagt, nicht sehr erquicklichen Aufgabe unterzogen hat, diese Riesenlitteratur zu sammeln, zu sichten und zu ordnen. Mit Breymanns Buch in der Hand wird es nun jedem ein Leichtes sein, sich über das ihn Interessierende zu orientieren, vergebliches Suchen oder Mifsgriffe und die damit verbundenen Enttäuschungen zu vermeiden.

Der Verfasser hat innerhalb der vorhin erwähnten, selbstgezogenen Grenzen absolute Vollständigkeit erstrebt und ist jedenfalls in die nächste Nähe dieses Ideals gelangt, wenn er es noch nicht völlig erreicht haben sollte. Keine der mir bekannt gewordenen einschlägigen Schriften, keiner der zahlreichen, an anderen Orten aufgezählten, hierher gehörigen Bücher- und Schriftentitel, die ich zur Probe in seinem Verzeichnis aufgesucht habe, fehlt, und so kann denn Breymanns Bibliographie jedem, der einen Führer durch die Reformlitteratur braucht, aufs wärmste empfohlen werden.

Was die innere Einrichtung des Buches betrifft, so sind sämtliche aufgeführten Publikationen in zwei Gruppen geteilt: 1) theoretische Erörterungen (S. 1—67), 2) praktische Versuche (fast alle im Französischen), worunter besonders Grammatiken, sowie Lehr- und Lesebücher zu verstehen sind (S. 68—86). In jeder Gruppe sind die Schriften nach dem Jahre ihres Erscheinens, innerhalb jedes Jahres nach dem Alphabet geordnet, so dafs es überaus leicht ist, sich zurecht zu finden. Daran schliefsen sich offizielle Verordnungen (S. 87—88); öffentliche Verhandlungen in Direktoren- und Fachmännerversammlungen, sowie in in- und ausländischen Vereinen, worauf der Verfasser zu einem trotz mancher darin mit angebrachten Auseinandersetzungen mit litterarischen Gegnern höchst lesens- und beachtenswerten 'Rückblick' das Wort nimmt (S. 95 bis 129). Der Index giebt zunächst den Schlüssel zu den zahlreichen Abkürzungen (S. 130—134), dann ein sehr praktisch eingerichtetes Personenverzeichnis mit wieder chronologisch geordneter, kurzer Anführung der Schriften und Hinweis auf die Seitenzahl im Buche, wo diese Autoren noch beiläufig erwähnt werden (S. 134—146). Von seinem Bienenfleifse liefert dann schliefslich der Verfasser noch einen weiteren Beweis durch den Versuch eines Sachregisters (S. 147—155). Wer sich z. B. unterrichten will, was bereits über die Behandlung der Lautlehre, Formenlehre, Lektüre, oder über Lehrpläne oder hundert andere Punkte geschrieben worden ist, schlägt die betreffenden Stichwörter in Breymanns Sachverzeichnis nach und findet wiederum chronologisch geordnet die Namen der Autoren (nebst Jahreszahl und Angabe der Seite im Buche), welche sich über die Fragen bereits geäufsert haben. Naturgemäfs mufste dieser Teil der unvollständigste des ganzen Buches bleiben, denn alle einschlägigen Äufserungen so zahlreicher Autoren, besonders auch die kürzeren oder nur beiläufigen aufzuführen, wäre doch eine zu umfangreiche Arbeit geworden, um sich in einem solchen Index unterbringen zu lassen. Aber auch wie er ist, wird er sicherlich von Nutzen sein.

Den Hauptteil des Buches bilden natürlich die beiden ersten Teile, die eigentliche Bibliographie. Der Verfasser hat sich darin nicht darauf beschränkt, eine blofse Sammlung von Titeln zu geben; es werden in den meisten Fällen in summarischer Kürze die ihm bekannt gewordenen Urteile der Kritik (nebst Angabe ihrer Autoren und Fundorte) hinzugefügt, häufig werden sogar einige Zeilen einer gedrängten Inhaltsangabe gewidmet. Bei vielen der von Breymann selbst gelesenen Schriften spricht der Verfasser in besonderen Anmerkungen seine eigene Meinung aus oder verweist

auf zu vergleichende Schriften. Das Wertvollste oder Erfreulichste an Breymanns Arbeit scheint mir freilich in diesen Zugaben zu den Schriftentiteln nicht zu liegen, denn wie bei anderen ähnlichen Versuchen (ich erinnere nur an den 'Führer durch die französische und englische Schullitteratur') fühlt man sich eigentümlich, und nicht gerade angenehm berührt durch die so unvermittelt nebeneinandergestellten, und nur zu oft sich völlig widersprechenden Urteile der Kritik über ein und dasselbe Werk. Man macht sich seine eigenen Gedanken über den Wert oder die Zuverlässigkeit solcher Kritiken und sieht mit bedauerndem Achselzucken, welche Rolle die Parteibrille in dem Reformkampfe gespielt hat. Der Verfasser selbst hat sich offenbar eifrig bemüht, in seinen eigenen Anmerkungen Mäfsigung und Unparteilichkeit walten zu lassen. Wenn es ihm trotzdem hier und da (freilich im ganzen recht selten) begegnet, dafs er gegnerische Äufserungen mit einiger Schärfe abthut, Leistungen von Parteigenossen aber mit wohlwollenderem oder freundlich zugedrücktem Auge Revue passieren läfst, so ist das bei der noch immer fortdauernden Kampfesstimmung erklärlich und ihm nicht zu sehr zu verübeln.

In dem interessanten Rückblick wird so zu sagen die ganze Reformbewegung im Fluge besprochen, und zwar vom Standpunkte eines gemäfsigten Reformers, als welchen der Verfasser sich selbst bezeichnet. Besondere Beherzigung verdienen seine eigenen und die aus anderen Schriften citierten, zum Teil recht drastischen Bemerkungen über die erschreckende Schreibseligkeit, die durch die Reformfrage hervorgerufen worden ist. Mit Recht nimmt Breymann an, dafs, wenn ein Buch wie das seinige als Führer durch die gewaltige Reformlitteratur schon früher vorhanden gewesen wäre, manch schreiblustiger Neusprachler sich gehütet haben würde, vier- bis fünfhundertmal gemahlene Kleie noch einmal zu mahlen, ja es ist mit ein Zweck seines Buches, zur Eindämmung der Reform-Litteraturflut beizutragen. Gern schliefst man sich dem Wunsche an, dafs dieser Zweck des empfehlenswerten und willkommenen Buches in vollstem Umfange erreicht werden möge.

Berlin. Gustav Tanger.

Rabelais' Gargantua und Fischarts Geschichtklitterung. Von Dr. W[illiam] Ellmer: XXXIII. Jahresbericht des Realgymnasiums zu Weimar, Ostern 1895. Weimar, Druck der Hof-Buchdruckerei, 1895. 4. 30 (bez. 18) Seiten.

Seit 1885 mit anfangs emsig gepflegten, dann aber infolge allerlei störender Privatumstände nur in langen Pausen aufgenommenen Studien über Komik, Groteske, Satire des 16. Jahrhunderts und der Hauptvertreter Rabelais und Fischart insbesondere befafst, habe ich wenigstens die Gelegenheit der meisten einschlägigen Novitäten wahrgenommen, um meine aus Lektüre, Sammeln und Forschen gewonnenen Anschauungen anzudeuten und die Herren einer glücklichen Mufse auf Lücken und Fundorte hinzuweisen; im *Litteraturblatt für germanische u. romanische*

Philologie XI, 155—157, XII, 6—8 (und daran angeschlossen *places the* XXXVI, 181—193), XIII, 92—93, XIV, 318—322, XV, 1*ake of dramatic* 162—166, ferner *Romanische Forschungen* IV, 539—548, *Zeitschr. f. französ. Sprache und Litteratur* XVII, 168—173 findet man diese Recensionen, die manchen willkommenen Wink enthalten dürften. So halte ich es auch für Pflicht, von dem neuesten, obschon wenig umfänglichen Beitrag zur Kenntnis des Centralweges dieses Feldes, nämlich der direkten Berührung zwischen Rabelais und Fischart, präciser gesagt, der Anlehnung des übersprudelnden deutschen Satirikers an den abgeklärteren gallischen Karikaturisten, kurz zu berichten. Wenn auch von den dreifsig bezifferten Seiten dieses Schulprogramms nur vierzehn, S. 3—18, sich der Lösung des seit zwei Jahrzehnten oft ventilierten litterarhistorischen Problems widmen, so empfängt man doch aus dem sauberen Inhaltsauszuge des von Fischarts Nachbildnerei betroffenen Rabelais-Abschnittes und der an ihrer Methode und Qualität geübten freimütigen, geschickt den angewandten Mitteln nachspürenden Kritik den Eindruck obiger Unterscheidung ihres geistigen und schriftstellerischen Wesens und erkennt, dafs unser sprach- und witzgewaltiger Landsmann trotz vieler Übersetzerfehler und gar mancher nicht blofs schrullenhafter ästhetischer Mängel sich, rein litterarisch betrachtet, nicht hinter der reiferen Kunst des Franzosen zu verkriechen nötig hat. Namentlich seine einzigartige Vielseitigkeit, sowie die Phantasie, die Johann Fischart in der Wiedergabe von Sache, Wort und Scherz walten läfst, setzt Ellmer, über die von ihm gewissenhaft angeführten neueren Monographen hinaus, ins rechte Licht und bewährt sich damit ein Decennium nach seiner ausgezeichnet beurteilten Leipziger Dissertation 'Über die Quellen der Reimchronik Roberts von Gloucester'[1] als kundigen und feinsinnigen Fachgenossen. Die zwei gröfsten Humoristen der beiden führenden modernen Litteraturvölker bringt er uns vortrefflich näher.

München. **Ludwig Fränkel.**

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit von W. v. Goethe. Ausgewählt und herausgegeben von Professor Gustav Hofmeister. Leipzig, Teubner. 201 S. (Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen, herausgegeben von Prof. Dr. G. Bornhak. 27. Bändchen.)

Es ist eine schwere und recht undankbare Arbeit, ein Werk von so bedeutendem Umfange, und das uns doch in allen seinen Einzelheiten so fest ans Herz gewachsen ist wie Goethes 'Dichtung und Wahrheit', zum Schulgebrauch zurechtzuschneiden. Aber wenn das herrliche Werk überhaupt für die Schule gewonnen werden sollte, so mufste die pädagogische Schere auf weite Strecken ihres Amtes walten. Dabei ist es selbstverständlich, dafs kein Bearbeiter — der doch zweifellos hier die

[1] Gleichzeitig in der *Anglia* erschienen.

schiedenen persönlichen Opfer gebracht hat — auf eine ungeteilte Anerkencipe vertretenen Vorgehens rechnen darf. Auch der Unterzeichnete hat mit vielem Mifsvergnügen das Fehlen so mancher Stelle bemerkt, die ihm nicht nur an sich lieb und wert ist, sondern die ihm auch von so weittragender pädagogischer Bedeutung zu sein scheint, dafs er sie seinen Schülerinnen nicht gern vorenthalten möchte. Dahin gehört z. B. im 10. Buche mehr als ein Abschnitt über den Verkehr Goethes mit Herder, aus denen nicht nur die Charaktere beider Männer, sondern auch ihre Wechselwirkung aufeinander erst recht ersichtlich werden. So bricht der Herausgeber auch das Idyll von Sesenheim zu schnell ab, und was er dafür ziemlich ungekürzt giebt — die Promotionsgeschichte des 11. Buches — dürfte wenig Teilnahme und Verständnis bei der weiblichen Jugend finden. So thut es mir auch sehr leid, dafs im 10. und 11. Buche jede Zeile über die gewaltige Wirkung der elsässischen Landschaft auf unseren Dichter fehlt. Und die reizende Episode des 11. Buches, wo Goethe erzählt, wie er allein durch liebevolle Betrachtung des Münsterturmes den ursprünglichen, nie ausgeführten Plan des alten Meisters erkannte — sie hätte auch nicht wegbleiben sollen. Aber ich will mir und meinen Lesern die Bezeichnung weiterer Lücken ersparen, denn an meinem Gesamturteil kann dadurch nichts geändert werden: Der vorliegende Versuch ist, in Anbetracht der übergrofsen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, als wohlgelungen zu betrachten. Es verdient dabei besondere Anerkennung, dafs Hofmeister nicht in die Prüderie Nöldekes (bei Velhagen und Klasing) verfallen ist, sondern das Sesenheimer Erlebnis — wenigstens in grofsen Zügen — der Jugend mitgeteilt hat.

Berlin-Zehlendorf. Friedrich Speyer.

Schiller's Maria Stuart edited ... by C. A. Buchheim. Oxford, Clarendon Press, 1895. LVI, 260 S. 8.

Die Einleitung des Buches enthält ein Leben der Maria Stuart nebst einer genealogischen Tafel der Stuarts und Tudors, dann eine litterarische und kritische Einleitung, in der der Herausgeber über die Geschichte der Dichtung und Schillers Quellen für sein Stück handelt, worauf er nach einer kritischen Analyse des Dramas Ort und Zeit der Handlung, die Sprache und das Versmafs, das Drama als Bühnenstück und den Text und die Übersetzungen bespricht. Dann folgt der Text und 72 Seiten Anmerkungen, die alle dem Ausländer vorkommenden Schwierigkeiten erläutern, aber nicht mit grammatischen Bemerkungen überfüllt sind. Ein eigentümlicher Widerspruch, den ich nicht erklären kann, ist mir aufgefallen. In der Einleitung S. XLIX sagt der Herausgeber richtig, dafs die Handlung in die Zeit von drei Tagen zusammengedrängt ist. Wenn sie also den 6., 7., 8. Februar 1587 umfafst, wie stimmt dann dazu die Note auf S. 189: *The events of Act I may be assumed to pass in Dec. 1586 at the castle of Fotheringhay, ...?* Derselbe Irrtum zeigt sich noch einmal in der Note zu Vers 278: *Henry Stewart, Lord Darnley, Mary's second*

husband, was killed in the night of Feb. 9, 1567; but Schiller places the anniversary of the murder about two months earlier for the sake of dramatic effect. Der erste Akt spielt aber am 6. Februar, so daſs Schiller den Jahrestag der Ermordung nicht zwei Monate, sondern nur drei Tage früher legt. Auch sehe ich nicht ein, warum Schiller in der Erzählung des Mortimer bei dem groſsen Kirchenfeste an das Jubeljahr gedacht haben soll. Der Herausgeber meint, solch ein Fest habe 1575 stattgefunden, doch Schiller habe es der dramatischen Wirkung wegen später gelegt. Warum soll der Dichter nicht das Osterfest gemeint haben, zu dem auch von allen Ländern Pilger nach Rom strömten?

Die Ausgabe ist allen Engländern, die das Drama studieren wollen, zu empfehlen.

Berlin. Ad. Müller.

H. Breitinger, Grundzüge der englischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Englische. Dritte Auflage, besorgt von Theodor Vetter. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schulthefs, 1896. 122 S. 8.

Pietät gegen den verstorbenen Verfasser und der Wunsch des Verlegers haben diese neue und vielfach verbesserte Auflage der bewährten 'Grundzüge' hervorgerufen. Wenn darin auch jetzt noch nicht alles so ist, wie man es wohl haben möchte, wenn namentlich die Lücken in der Darstellung der älteren Litteratur immer noch bestehen, so muſs man bedenken, daſs eine völlige Umgestaltung nicht Vetters Aufgabe war. Die Mängel des Büchleins, welches ja nebenbei auch dem Zwecke des Übersetzens ins Englische dienen soll, sind übrigens durchaus nicht schlimmer, als man sie in ähnlichen Büchern findet, die sonst viel anspruchsvoller auftreten. Sehr dankenswert ist der von Vetter neu hinzugefügte zehnte Abschnitt: 'Ein Blick auf die Entwickelung der englischen Litteratur in Amerika' und das Autorenregister. M. K.

Library of Early English Writers, edited by C. Horstmann. Vol. I. Yorkshire Writers. Richard Rolle of Hampole, an English Father of the Church, and his Followers. Edited by C. Horstmann, late Professor in the University of Berlin. London, Swan Sonnenschein & Co.; New York, Macmillan & Co., 1895. XIV, 442 S. u. Addenda.

In der noch unvollendeten Einleitung versucht Horstmann in groſsen Zügen ein Bild vom Wesen und der geschichtlichen Entwickelung der beiden Hauptrichtungen innerhalb der mittelalterlichen Theologie, der Scholastik und der Mystik, zu entwerfen, mit besonderer Rücksicht auf die Form und Ausbildung, die sie in England erlangt haben. Um diese recht verstehen zu können, werden wir etwas weit zurück geführt, ins Vaterland der Engländer, das alte Deutschland, wo wir in den zwei ver-

schiedenen Stämmen der Sachsen und Franken zwei verschiedene Principe vertreten sehen: bei den Sachsen herrscht das männliche, bei den Franken das weibliche vor. Das zeigt sich in ihrem verschiedenen Verhalten dem 'Trieb' gegenüber. Der Franke, wenn er in die Jahre der Reife gekommen ist, giebt dem 'Trieb' nach, streckt vor seinem weiblichen '*Complement*' die Waffen, bringt es nicht zu einer ausgeprägten Individualität und geht in der Gattung auf. Der Sachse läfst sich von seinem *woman-kind* nicht unterthun; von Natur aus keusch, lebt er im beständigen Kampf mit dem 'Trieb', der seine Unabhängigkeit gefährdet, entwickelt dabei eine starke, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, kommt aber nie zu jener inneren Ruhe und Heiterkeit des Gemütes, die dem Franken verliehen ist, und die ihren Ausdruck findet im Wohlgefallen an der schönen Form und im Vermögen, seine Vorstellungen künstlerisch zu gestalten. Der Sachse hat Ideen genug, und gute Ideen; sie entspringen der unmittelbaren Wahrheit seiner Empfindung und Erfahrung: er ist ein origineller Denker, ein Mann von Herz, mit viel gesundem Verstand; seine Schwierigkeit liegt nur im Gestalten. Wie sich das in der ae. und me. Litteratur zeigt, in der allerdings die Angeln zum grofsen Teil die Führung übernehmen, '*a tribe akin to the Saxons, but possessed, it seems, of greater repose and greater faculty of expression*'; und wie Horstmann dann auf die Scholastik und Mystik kommt, darauf will ich hier nicht weiter eingehen. Die Vorstellung vom 'Trieb' und seinen Wirkungen gehört, glaube ich, in sein philosophisches System.

Auf die Einleitung folgen die Texte, möglichst getreu nach den Handschriften, aber durch Verbesserung offenkundiger oder wahrscheinlicher Fehler lesbar gemacht. Alle Zuthaten und Änderungen des Herausgebers sind entweder durch Klammern kenntlich oder in den Fufsnoten angegeben, zweifelhafte Vermutungen mit einem Fragezeichen versehen. Man gewinnt durchaus den Eindruck der Verläfslichkeit, wie es ja bei einem so erprobten Herausgeber mittelenglischer Texte, dem noch dazu wenige an Vertrautheit mit dem Inhalt religiöser Schriften gleichkommen, nicht anders erwartet werden konnte. — Den Texten vorangeschickt oder in den sie begleitenden Fufsnoten enthalten sind Angaben über die Überlieferung — und hier tritt wieder Horstmanns grofse Handschriftenkenntnis zu Tage —, über anderweitige Bearbeitungen des betreffenden Gegenstandes, über den sicher ermittelten oder vermutlichen Verfasser und anderes Wissenswerte. Aber gerade die Entscheidung der Frage nach dem Verfasser eines Stückes hat ganz besondere Schwierigkeit, wie Horstmann selber erfahren mufste. R. Rolles Eigentum von dem seiner Nachahmer reinlich zu sondern will noch nicht recht gelingen; mehr als einmal, nachdem Richards Verfasserschaft zuerst als zweifellos hingestellt worden war, hatte Horstmann in den Nachträgen seine frühere Ansicht zu berichtigen. Er fühlt, wie leicht man beim Mangel verläfslicher äufseren Zeugnisse in der Zuweisung eines Stückes an den oder jenen irregehen kann; darum sagt er auch S. 101 in Bezug auf die Grundsätze, die ihn bei der Herausgabe der Texte leiteten, mit Recht: '*In a first edition*

it seems preferable simply to bring out the contents of the Mss., in the order therein maintained, than to make selections or draw too narrow lines.'

Um von dem reichen Inhalt des Bandes einen Begriff zu geben, will ich nun die einzelnen Stücke der Ordnung nach aufzählen und daran, was mir etwa zu bemerken scheint, anknüpfen.

Epistles &c. in Ms. Cambr. Dd V. 64. 1. *Þe forme of liuyng ('forma uiuendi', The Form of Perfect Living),* S. 1—49, nach drei voneinander unabhängigen nördlichen Hss.: C(ambr.) Dd V. 64 (14. Jahrh.), R(awl.) C 285 (Anfang des 15. Jahrh.) und H(arl.) 1022 (ca. 1420—30); nach den ersten beiden die vollständigen Texte nebeneinander, von H aber nur der Anfang vollständig bis S. 18, von da ab bloſs die Varianten. Der Traktat, für dessen weite Verbreitung die groſse Zahl von Hss. des 14. und 15. Jahrh. spricht (auch ein Blatt von einer lateinischen Version ist im Ms. Harl. 106, fol. 1 erhalten), müſste schon aus inneren Gründen, besonders wegen der unverkennbaren Anklänge an den *'Liber de Incendio Amoris'*, dem R. Rolle zugeschrieben werden, wenn er nicht ausdrücklich als sein Werk bezeugt wäre. Er ist im Ms. Dd V. 64, Vernon und anderen an eine Einsiedlerin Margarete, Richards geliebte Schülerin, im Ms. Rawl. C 285 an eine Persönlichkeit Namens Cecil gerichtet und enthält Ratschläge, wie sie, die der Welt entsagt und zurückgezogen dem Dienste Gottes sich geweiht habe, ihr Leben einrichten solle, um zu jener höchsten Stufe der Kontemplation und der Liebe emporzuklimmen, wo das verzückte Auge die Pforten des Himmels offen sieht und die glühende Seele, wie eine liebeskranke Nachtigall, ihre Gedanken an Jesu und ihr Sehnen nach ihm in Sang und Melodie ausströmt.

Zum Text möchte ich ein paar Bemerkungen machen. S. 4, Z. 8 R *and for þaim thynke þaim swete,* l. *þai* (scil. *þe lustes and lykyngs of þis werld*) *thynke þaim swete* (C *þai,* H *þei*). — S. 5, Z. 5 C ist wohl auch *sekes,* in Übereinstimmung mit den vorhergehenden Infinitiven *turne* und *forsake,* in *seke* zu ändern (der gleiche Fehler in H). *couaytise* = *couaytes,* 3. Plur. Ind. Präs. — Ebenda Z. 17 C *sai,* Fuſsnote: al. *think*; aber auch H hat *say.* — S. 8, Z. 23 R würde ich in anbetracht des Verhältnisses der Hss. zueinander *turne to* (*pryd* etc.), welches einen guten Sinn giebt, stehen lassen, obgleich C *couer* (H *couerd*) *pride* etc. bietet. — S. 9, Z. 16 C ist *& whaynt* ohne Zweifel in *unwhaynt* (= *vnquaynt,* R H) zu bessern. Die umgekehrte Schreibung *wh* für *qu* begegnet noch ein paarmal in C: *unwhaynt* S. 16, *wheme* (für *queme*) S. 11, und auch in anderen Stücken aus R: *whyckens* S. 117, *whayntise* S. 127. — S. 14, Z. 1 war doch *vndirneethen* in R ebenso in *vndir neede* zu ändern, wie es in C geändert wurde (H hat das Richtige). — S. 23, Z. 5 v. u. liest R falsch *schewyng,* C richtig *swellyng* (für *swelghyng*), H *swoloynge.* — S. 32, Z. 11 v. u. ist *syngand* in C wohl für *syghand* verschrieben (R *sygthand,* H *syghande*). — S. 33, Z. 25 C *is,* l. *it.* — S. 34, Z. 2 C scheint es mir nicht unbedingt nötig, das hsl. *takked* in *tagild* zu ändern; auch H hat *takkyd.* Ebenso schreibt Horstmann S. 46, Z. 3 für das hsl. *tacit* (auf Rasur) *tagild,* welches allerdings im Ms. Arund. S. 136 und Ms. Thornt. S. 196 an der entsprechen-

den Stelle steht. — S. 34, Z. 13—14 hat R *Othir es of þe sonne* etc. Dazu die Fuſsnote: al. *es þe brightnes*. So ist auch zu schreiben; das Citat (*For-þi says sayne Paul*) ist aus 1 Korinth. 15, 14: *'alia claritas solis, alia claritas lunæ, et alia claritas stellarum'*. Im Ms. C ist durch den Ausfall von *es þe brightnes* der Satz ebenfalls unverständlich geworden. — S. 36, Z. 4 R *pees of swetnes*, l. *pees and swetnes*. — S. 37, Z. 7 v. u.: die Änderung von *parcenel* in *parcener* ist im Nachtrag als unnötig bezeichnet. — S. 48, Z. 16 C: warum soll *al if it be swa* in *and if it be swa* zu ändern sein? — Ebenda Z. 6 v. u. ist *þar* für *ȝar* zu schreiben.

Nr. 2, *Ego dormio et cor meum vigilat*, nach Ms. Cambr. Dd V. 64, fol. 122 und Ms. Rawl. A 389, fol. 77 (ein fehlendes Blatt darin aus Ms. Vernon ergänzt), S. 50—61, und Nr. 3, *The commandment of love to God*, nach denselben beiden Hss. (R südliche Umschrift einer guten nördlichen Vorlage) S. 61—71, sind nur Variationen von Themen, die schon in *þe forme of liuyng* angeschlagen worden sind. *Ego dormio* etc. wird am Schluſs der Cambr. Hs. bezeichnet als *'tractatus Ricardi heremite de Hampole scriptus cuidam moniali de Jedyngham'*: er redet sie S. 50 *my dere syster in Criste* an. *The Commandment* soll von ihm geschrieben sein *'cuidam sorori de Hampole'*: jedenfalls auch für eine Religiose; vgl. S. 68.

S. 53, Z. 11 v. u. ändert Horstmann das hsl. *lufes* in *lufed*, nach R; aber auch Ms. Arundel hat an dieser Stelle *loues*; s. S. 416. Dagegen ist Z. 6 v. u. für *payes* in C wohl das Part. Prät. *payed* einzusetzen; vgl. R *payde*, Arund. S. 416 *paied*. — S. 57, Z. 4 R *sithen full sare him bett*, C *sythen ful sare bette*. Ich fasse *bett(e)* als Prät. Plur. von *beten* = ae. *bēatan*; dann wird aber ein Subjekt (*men, þai*) wohl kaum zu entbehren sein. — S. 58, Z. 16 C *receyued*, Fuſsnote: r. *raysed* (R *raft*); aber vgl. S. 55, Z. 1 v. u. C *receyued in til a heghar lyfe*, gegenüber *raysed* in R. — Aufgefallen ist mir auch, hier wie sonst, wo Horstmann Texte nebeneinander druckt, daſs er selbst bei wörtlicher Übereinstimmung öfters verschieden interpungiert; indessen darauf kommt nicht so viel an.

Was den drei ersten Stücken dieser Sammlung eine besondere Wichtigkeit verleiht, ist der Umstand, daſs wir an ihnen als unzweifelhaft echten Erzeugnissen R. Rolles die Eigentümlichkeiten seiner Prosa studieren können und damit einen Maſsstab gewinnen, den wir an zweifelhafte Erzeugnisse anlegen dürfen: freilich, wie ich schon hervorgehoben habe, keinen unbedingt verläſslichen Maſsstab. Horstmann, indem er den Stil der längeren Traktate Richards charakterisiert, spricht von *'laxity of plan'*, *'looseness of composition'*. Das ist richtig: auf strenge Entwickelung der Gedanken, auf gleichmäſsiges Abwägen der Teile gegeneinander, auf Abrundung des Ganzen achtet Richard nicht sehr. Seine Übergänge, wenn ihm etwas Neues in den Sinn kommt, sind oft wenig vermittelt; er verweilt gern bei dem, was ihm besonders am Herzen liegt, wiederholt auch etwas früher Gesagtes, um es nochmals einzuschärfen oder in anderem Zusammenhange zu zeigen. Es ist ihm vor allem darum zu thun, den Lesern, auf die er wirken will, seine Sache eindringlich zu machen. Und er weiſs die rechte Art zu treffen. Seine Rede ist wortreich und

doch leicht faſslich, überzeugend und, wenn er will, hinreiſsend. Er baut keine künstlichen Perioden, aber seine Sätze haben öfters einen rhythmischen Fall, der durch Parallelismus der Glieder erzeugt wird. Dazu tritt noch der Schmuck der Allitteration, ja er schiebt ganze allitterierende Absätze ein; und wenn in der Erinnerung an Jesu Leiden oder in der Sehnsucht nach Vereinigung mit ihm seine Empfindung überquillt, dann erhebt sich seine Sprache zu poetischem Schwung, und die Rede wird zum Liede. So in dem *'Meditatio de passione Christi'* überschriebenen Abschnitte S. 57 und im *'Cantus amoris'* S. 60. Horstmann druckt die Verse als Prosa: es sind aber deutlich Strophen von wechselnder Form zu erkennen, bald aus dreitaktigen einreimigen Versen gebaut, bald aus Alexandrinern, bald aus Septenaren bestehend und in der Hs. C in der Regel durch Teilstriche voneinander getrennt. In der Überlieferung ist freilich das Metrum nicht selten gestört.

4. *Poems of Ms. Cambr. Dd V. 64*, fol. 134—142, S. 71—82. *'Hic incipiunt cantus compassionis Christi & consolacionis eterni (!).'* Nach Nr. XIII heiſst es: *'Expliciunt cantica divini amoris secundum Ricardum Hampole'*; darauf folgt Nr. XIV: *'Item secundum eundum Ricardum.'* Nr. XIII, S. 81, ist ein kleines Stück in rhythmischer Prosa: kurze Sätze, wie die Bibelverse meist aus zwei parallelen Gliedern bestehend und durch Allitteration gebunden. Der Verfasser spricht darin von der Freude des Herzens in der Liebe zu Jesu und der Hoffnung, zu ihm zu kommen: *'Lufe makes me to melle, & ioy gars me iangell.'* Ein paar Prosasätze (*On foure maneres may a man wyt if he be owte of dedely syn* etc.) stehen noch S. 73, als Nr. V bezeichnet, das übrige sind Gedichte. Daſs sie wirklich, wie die Hs. sagt, von R. Rolle verfaſst sind, wenigstens der Mehrzahl nach, ist in hohem Grade wahrscheinlich: sie behandeln seine Lieblingsthemen, und vielfach begegnen in ihnen Gedanken, die er fast mit denselben Worten in *'The Form of Living'*, *'Ego dormio'*, *'The Commandment of Love'* ausgesprochen hat. Horstmann hat an den betreffenden Stellen darauf hingewiesen. So läſst der Dichter den aus Liebe zur Menschheit leidenden und sterbenden Heiland in ergreifenden Klagen über ihren Undank um Gegenliebe werben; oder er versenkt sich in die trauernde Betrachtung des Leidens Jesu; er preist Gottes Barmherzigkeit; er singt von der himmlischen Liebe und richtet inbrünstige Gebete an Jesu, den Gegenstand seiner Sehnsucht, um die Gnade, ihn recht zu lieben; er mahnt die Sünder an den Tod und das jüngste Gericht, und daſs sie der Eitelkeit der Welt entsagen und die Sünde fliehen sollen. Glut der Empfindung, tiefer Ernst, dazu das Vermögen, dem, was ihn innerlich bewegt, in kunstmäſsiger Form beredten Ausdruck zu geben, stempeln den Verfasser dieser Gedichte zu einem nicht unbedeutenden Lyriker. Neben den Vorzügen treten freilich auch seine Mängel zu Tage: daſs er sich z. B. gern wiederholt; daſs er seine Gedanken und Empfindungen öfters nur lose und unvermittelt aneinander reiht, wie sie ihm eben zuströmen, wobei er bald einen Lieblingsgedanken bis zum Übermaſs variiert, bald sprunghaft von einem zum anderen übergeht. Bei dieser

Lockerheit des Gefüges konnte es dann wohl vorkommen, dafs in der Überlieferung einzelne Strophen oder auch ganze Absätze aus ihrer ursprünglichen Stelle gerückt wurden. So erscheint z. B. das zwölfte der Gedichte des Ms. Dd V. 64 (*All vanitese forsake*) im Thornton-Ms. an das vierzehnte (*Thy ioy be ilk a dele*) angeknüpft, welches um drei eingeschobene Strophen erweitert wurde. Und in ähnlicher Weise sind das neunte (*Ihesu god soñ, lord of mageste*) und das zehnte (*Luf es lyf þat lastes ay*) im Ms. Lambeth 853 bei der versuchten Umsetzung in eine südlichere Mundart äufserlich verschmolzen worden, indem das neunte einfach zwischen zwei Strophen des zehnten (d. i. zwischen V. 68 und 69 des Textes der Cambr. Hs., oder zwischen S. 26, V. 136 und S. 29, V. 229 bei Furnivall, *Hymns to the Virgin and Christ*) eingeschachtelt wurde, ohne dafs es bisher, wie es scheint, von einem der Leser als etwas auffallend Fremdartiges darin empfunden worden wäre.

Die Form der Gedichte ist verschieden: kurze Reimpaare (I), Schweifreim (II), vierzeilige Strophe aus vierhebigen allitterierenden Langzeilen mit Endreim abab (III), zweiteilige Strophe, aus einer vierzeiligen, einreimigen Frons und einem Reimpaar als Cauda bestehend, die vier ersten Halbverse der Frons, ebenso wie die zwei der Cauda, überdies noch mit eingeflochtenem Reim gebunden (VIII). Von ähnlichem Bau ist die Strophe in dem bekannten Gedicht: *When Adam delf and Eue span* (VI), nur sind die Verse alle septenarisch und haben statt des eingeflochtenen Reims in der Regel Binnenreim. Aber gerade bei diesem Gedicht ist mir R. Rolles Verfasserschaft doch sehr fraglich. Wenn übrigens Horstmann in der Fufsnote S. 73 sagt: *'The ideas are taken from S. Edmund's Speculum'*, so möchte ich das in der Allgemeinheit auch nicht unterschreiben. Direkte Anklänge an das *Speculum* habe ich wenig gefunden: etwa V. 11—12 und V. 26, womit man S. 220 des *Speculum* vergleichen mag; eine unmittelbare Entlehnung so landläufiger Gedanken braucht man aber darum noch nicht anzunehmen. — Am häufigsten verwendet der Dichter eine vierzeilige, einreimige Strophe aus Alexandrinern oder Septenaren, zumeist mit eingeflochtenem Reim, so dafs man sie auch in eine achtzeilige Strophe mit gekreuzten Reimen abababab oder ababcbcb auflösen könnte. Binnenreim neben dem eingeflochtenen und dem Endreim tritt z. B. S. 76, V. 29—32 und 45—48 auf, Allitteration ist als Schmuck der Verse ungemein beliebt. Öfters kommt es auch vor, dafs Strophen aus alexandrinischen und septenarischen Versen in einem und demselben Gedichte wechseln. Die Verse sind wohllautend, aber — nach R. Rolles sonstiger Gepflogenheit — in Bezug auf Silbenzahl keineswegs von strenger Regelmäfsigkeit.

Ich lasse nun ein paar Bemerkungen zu den Texten folgen. S. 73 mufs V. 3 in Nr. IX lauten: *Reue my* (Ms. *me*) *lykyng of þis land, my lufe þat þou may be.* Auch Ms. Lambeth bei Furnivall, *Hymns to the Virgin and Christ* S. 26, V. 141, hat: *Reue me likinge of þis world*; aber vgl. S. 58, Z. 16 (Ms. Vern.): *and þi þouȝt schal be raft from alle eorþliche þinges.* — S. 82, V. 22 *Behalde his blody flesch es prikked wit thorne*

ist zu bessern: *Behalde his blody flesch,* [*his hed*] (*es*) *prikked with thorne,* nach Ms. Thornt. S. 370, V. 30: *Be-halde his bludy flesche, his heide pungede with thorne.* — S. 82, V. 30 lese man: *And loke vnto þe* (Ms. *þi*) *syght þat mone* (Ms. *nane*) *be þe so dere* (Ms. Thornt. S. 371, V. 42: *And luke vpe to þat syghte þat mone be the so dere*). — S. 82, V. 33 dürfte mit Ms. Thornt. S. 371, V. 45 *lufe* für *lyfe* zu schreiben sein; dagegen im selben Verse des Thornton-Textes für *lufand* mit C *lyfand* [: *lufand*].

5. *A grete clerk &c.*, S. 82: acht Zeilen Prosa aus einer englischen Bearbeitung von R. de S. Victores *'Beniamin minor'*, ohne erkennbaren Zweck hier abgedruckt.

Richard Rolles *Meditatio de Passione Domini,* I nach Ms. Cambr. Ll I. 8, S. 83—91; II nach Ms. Cambr. Addit. 3042 (Ms. Brent Eley Library, Nr. 6), S. 92—103.

Der erste Text ist ziemlich fehlerhaft von J. Ullmann in Bd. VII der Engl. Stud. S. 454—463 veröffentlicht worden; dazu hat dann Zupitza, Engl. Stud. XII, 463 ff., Besserungsvorschläge gemacht. Es wäre doch gut gewesen, wenn Horstmann diese auch beachtet hätte; dann würde er z. B. S. 83, Z. 11 statt des Ausrufungszeichens hinter *body* das *of* vor *hele* in *or* geändert, Z. 19 statt der vorgeschlagenen Ergänzung einfach ein Komma nach *enemys* gesetzt, S. 85, Z. 4 *it is* [*sorwe,* oder vielleicht besser *ruþe,* wie S. 98, Z. 12] *to thenke* geschrieben, S. 87, Z. 13 das unpassende *prisoun* in *tresoun* gebessert und sich wohl auch an anderen Stellen der Auffassung Zupitzas angeschlossen haben. Ebenso hätte Horstmann die glücklichen Konjekturen Holthausens, Anglia XV, 197, berücksichtigen dürfen. — Ich will hier noch einiges nachtragen, was mir beim Lesen des Horstmannschen Textes aufgestofsen ist. S. 84, Z. 22 *& bofetede & smyten and betyn on þi swete hed with Inne.* Dafs ein Verderbnis vorliegt, hat Horstmann durch das Ausrufungszeichen nach *Inne* angedeutet. In der Bibel, Marc. 15, 19, heifst es: *'Et percutiebant caput eius arundine'* = *'and they smote him on the head with a reed.'* Sollte in der Vorlage des Schreibers etwa gestanden haben: *with (a) bune,* oder *canne?* — S. 84, Z. 26 möchte Horstmann statt des hsl. *hyed* (*to stronge deth*) lieber *hued* schreiben; aber der zweite Text hat an der entsprechenden Stelle S. 97, Z. 6 v. u. *hastid* (*to þat strong ... deeþ*), also ist eine Korrektur unnötig. — S. 86, Z. 17 soll nicht bei *þi,* sondern bei *ȝowre* auf Fufsnote 4 verwiesen werden. — S. 87, Z. 2: *þi lymes and þi nayles* (!) *are so tendre* wird wohl etwa heifsen müssen: *and* (*þe?*) *nayles are in þi lymes so tendre*; vgl. S. 100, Z. 6—7: *þi bodi al ful of woundis, nailis in þin hondis & feet so tendre.* — S. 88, Z. 6 v. u. *and knew þe forgod* l. *for god* = als Gott. — S. 90, Z. 15 v. u. scheint mir die Änderung von (*þou*) *lyȝted* in *lyȝte* überflüssig, ebenso wie Z. 8 v. u. die Änderung von *þat þou it ryȝte* in *to be ryȝted.* — S. 91, Z. 6 *þe stonys alto-roof* l. *al to-roof.* — S. 91, Z. 19—20 steht in einer Anrede an die schmerzenreiche Maria: *grawnte me ... a syȝt* (= *sigh*) *of þi sorewe, a poynt of þi peyne to playe me with.* Im zweiten Text, S. 103, Z. 7—6 v. u., lautet die Stelle so: *graunte me ... a point of þi peyne, a siȝt of þi sorewe, to siȝen & sorewen wiþ*

þee. Liegt es da nicht nahe, statt des seltsamen *to playe me with* in Übereinstimmung mit II *to playne me with* [*þe*] zu vermuten?

Bis S. 84, Z. 8 v. u. (*Dere lord Ihesu mercy* etc.) enthält Text I nur kurze Dank- und Bittgebete, anknüpfend an die einzelnen Leidensstationen von Christi Gebet auf dem Ölberg bis zur Kreuztragung, in der Weise der *horæ passionis.* Dann aber folgt in gehobener Sprache eine ungemein innige, sich tief ins Leiden Christi und die Schmerzen Mariä versenkende und die verschiedenen Leidensscenen im Geist ausmalende Betrachtung, ganz im schwärmerischen Tone Richards gehalten. Sie beginnt mit der Scene, wo dem Heiland auf Befehl des Herodes der Rock abgethan wird, und geht bis zur Bestellung der Wächter am Grabe. Einzelne Anklänge an den *Pricke of Conscience* hat schon Ullmann nachgewiesen; aus dem Gedichte Nr. III, S. 72 ist die fünfte Strophe S. 86 unten (*Gloryouse lord* etc.) fast wörtlich wiederholt, und auch sonst finden sich Parallelen in Gedanken und Ausdruck mit Werken Richards; vgl. z. B. S. 89, Z. 17 ff. mit S. 114, Z. 4 ff.

Der zweite Text fängt an mit einleitenden Gebeten zu Gott dem Schöpfer und Erlöser um die Gnade, ihn recht zu lieben, ihm zu dienen, in Reue über die begangenen Sünden und mit dem Vorsatz der Besserung sich ganz ihm zuzukehren. Diese Gebete fehlen in I. Von S. 93 (*Swete Ihesu, I þanke þee wiþ al myn herte* etc.) geht II im wesentlichen mit I zusammen; aber während I in den ersten Gesätzen offenbar stark gekürzt und teilweise geändert hat, ist II hier viel ausführlicher, in Ton und Weise mehr im Einklang mit den übrigen Teilen der Betrachtung. Vgl. besonders den trockenen Absatz S. 84, Z. 11—14 (*Swete lord Ihesu Cryst, I thanke þe of peynes þat þou soffred for vs, and for þe swete blod þat þou bledde for vs, whan þou were so sore betyn and bownden to þe pyler, þat ȝyt it is sene þe blood on þe pyler*) mit der entsprechenden Stelle S. 96, Z. 7 ff., wo nach einer realistischen Schilderung der Geifselung Christi sein wundenbedeckter Leib verglichen wird mit dem Himmel voller Sterne, mit einem maschenreichen Netz, einem Taubenschlag voll Löcher, einer Honigwabe, einem Buch beschrieben mit roter Tinte, einer Wiese voll lieblicher Blumen und heilsamer Kräuter: einige von diesen Vergleichen in breiter Ausführung mit treffenden Einzelzügen kunstvoll ausgestattet. — Auch von dort ab, wo der Charakter des Stückes in I auf einmal ein ganz anderer wird, bieten die beiden Texte unter sich noch viele Verschiedenheiten dar. I ist lyrisch bewegter, überschwenglicher, wortreicher; der Ausdruck wird durch häufige Allitteration gesteigert, hier und da bricht die Inbrunst der Empfindung in Versen hervor, so in den Gebeten an Jesu und an die Jungfrau S. 86 unten (*Gloryous lord* etc.), S. 87, Z. 17 ff. (*But þou, gloryouse lord* etc.) und S. 91 zu Ende. II hat bei aller Wärme des Tones und poetischen Färbung des Ausdruckes, bei gleich malerischer Anschaulichkeit der Darstellung einen ruhigeren Flufs und mehr logische Abfolge der Gedanken. An einigen Stellen, wo I im Streben nach Eindringlichkeit in die Breite geht, hat II gekürzt, manchmal aber auch vor dem Übergang zu einem neuen Absatz ein passendes

Gebet mit Nutzanwendung hinzugefügt, das in I vermutlich erst bei der Abschrift oder Überarbeitung des ursprünglichen Textes verloren gegangen ist. II schliefst mit dem Tode Jesu auf dem Kalvarienberge: Maria und Johannes sind allein am Fufse des Kreuzes zurückgeblieben. — Beiläufig möchte ich bemerken, dafs der Satz S. 98, Z. 20 *þe lord of alle lordis, þe emperour of helle, is now hound crowned wiþ þornes* so unmöglich richtig sein kann. Wenn wir I, S. 87, Z. 11 zu Rate ziehen, so scheint mir nicht zweifelhaft, dafs wir auch hier schreiben müssen: *is now of helle-houndis crowned wiþ þornes.* — Das Nämliche gilt von dem Satze S. 100, Z. 10—9 v. u.: *In siȝt þou were blindfeld, for þou siȝ þi modir so wo, and for þou siȝ hem þi foes þat weren moost holden to be þi frendis, as þe iewis.* Voran geht: *& þus weren alle þi fyue wittis ocupied wiþ peynes: to bote þe trespace of oure fyue wittis,* — in I, S. 85, Z. 5 f. v. u.: *So was þou pyned in þi fyue wyttes, to hele with oure trespas þat we þere-with han wrouȝt.* Dann folgt in I: *Agayn þat we trespaste with owre syȝt, þou wolde of þe Iues be blyndfeld.* Danach können wir also II bessern: *In siȝt* (scil. *þou were pyned*), [*whanne,* oder *for*] *þou were blindfeld,* [*and*] *for þou siȝ þi modir so wo* etc. Der Zusatz nach *blindfeld* fehlt in I, welches gleich fortfährt: *Agaynes þe synne of owre nose-smellynges* etc. — Dies *blindfelling* mufs übrigens der Schreiber von II ganz seltsam verstanden haben, denn er führt es S. 101, Z. 3 neben *bindinge, hariynge, buffetinge, scourginge, crowninge* u. s. w. als eine der Qualen auf, die dem Gefühlssinn Christi angethan wurden.

In beiden Texten wird die *Meditatio* dem R. Rolle zugeschrieben. I hinterläfst nun allerdings stark den Eindruck der Manier Richards, wenn es auch in der vorliegenden Gestalt nicht eine getreue Wiedergabe eines Hampoleschen Originaltextes sein kann. Dann müfste aber II eine Überarbeitung des Originals darstellen. Oder hat Richard etwa neben der englischen auch eine lateinische Version der *Meditatio* verfafst, und ist II vielleicht nur eine — mehr oder minder — getreue Übertragung derselben? Diese Möglichkeit wird man nämlich meines Erachtens öfters in Betracht ziehen müssen, wenn zwei voneinander verschiedene englische Fassungen einer Schrift überliefert sind, deren Ursprung man mit Grund auf R. Rolle zurückführen darf.

Prose Treatises of Ms. Rawl. C 285, fol. 57b ff. (*'written in the beginning of the 15th century'*). Es sind zwölf Stücke, von denen Horstmann zuerst meinte, sie dürften mit Ausnahme von Nr. 8, 11 und 12 mit Sicherheit dem R. Rolle zugeschrieben werden. Aber nachträglich hat sich wenigstens für drei ein anderer Verfasser herausgestellt, und auch für die übrigen, abgesehen von Nr. 10, scheint mir die Annahme, dafs sie von Richard seien, ganz haltlos.

1. *Be whate takynes þou sal knaw if þou luf þin ennemy, and what ensampyl þou sal tak of Crist forto luf hym,* S. 104—105 = Cap. 70 von W. Hiltons *Scala perfectionis*; s. Addenda.

2. *What thyng helpes mast a mans knawyng and gettis hym þat hym wantes, & mast distroys syne in hym,* S. 105—106 = Cap. 91 desselben

Werkes. — 3. (*On the name of Jesus*), S. 106. Bis *lufer*, Z. 10 = Cap. 9 der *'Form of Living'*, S. 35. Ein paar weitere Sätze sind aus dem *'Encomium nominis Jesu'*; s. S. 188 (*if þou wil noþer be dissayued* etc.), S. 186 (*þis is þo name þat es aboue al names*). — 4. (*Sentences from Gregory*), S. 106. — 5. *How ane Ankares sal haf hir to þaim þat comes to hir*, S. 106—107 = Cap. 82 von W. Hiltons *Scala perfectionis*; s. Addenda. — 6. (*St. Anselmi Admonitio morienti*), S. 107—108. — 7. (*Sentences*), S. 108. — 8. (*Of the ten Commandments*), S. 108—109, aus John Gaytryges *Sermon*; s. Perry, *Relig. Pieces in Prose and Verse*, S. 4. — 9. (*Points best pleasing to God*), S. 110—112. Ein heiliger Mann bat Gott einst um die Gnade, dafs er ihn diejenigen Tugenden lehren möchte, die zu üben für Leib und Seele am besten wäre. Da erschien ihm der Herr Jesu und nannte ihm die Dinge, die ihm am wohlgefälligsten wären. Unter anderem sagt er zu ihm: 'Wenn du etwas haben willst, so wende dich zuerst an mich; das gefällt mir mehr, als wenn meine Mutter und alle Heiligen für dich bäten.' Ich weifs nicht, ob R. Rolle jemals einen solchen ketzerischen Gedanken ausgesprochen hat. — Abgedruckt sind hier drei Texte: der des Rawl., des Vernon und des Harl. Ms. 1704. Aufserdem giebt es im Ms. Harl. 2409 über den Gegenstand noch ein Gedicht in nördlicher Mundart, dessen Anfang in den Nachträgen mitgeteilt wird. Vernon und Harl. 1704 gehen zusammen und bilden gegenüber Rawl. eine eigene Version. Aber während in Vern., ebenso wie in Rawl., nur neun Gott besonders wohlgefällige Dinge genannt sind, zählt Harl. in einer Fortsetzung deren noch mehrere auf, und zwar fast durchaus in mehr oder minder regelrechten Reimversen. Dieselbe Eigentümlichkeit tritt uns im Rawl.-Text entgegen, der in der Überlieferung wie eine unvollkommene Prosa-Auflösung eines ursprünglichen Gedichtes sich ausnimmt. Der erzählende Eingang ist dabei etwas unklar geworden. Sprachlich ist in diesem Text besonders bemerkenswert der konstante Gebrauch des mundartlichen *and* = *than* nach dem Komparat. *mare* (nur einmal, S. 110, Z. 4, erscheint *þan*), den Murray im Diction. erst aus den *Paston Letters* 1463 belegt. In den anderen aus demselben Ms. abgedruckten Stücken ist dieses *and* = *than*, soviel ich sehe, nicht zu finden.

S. 112, Z. 5 möchte Horstmann statt des überlieferten *with-schape* schreiben *withtake*. Aber der Satz heifst: *Swetely suffre frawarde wordis for my sake, and when þi hert es mast gret, late nogth with-schape*, d. i. 'wenn dein Herz recht aufgebracht ist, lafs dir nichts (= kein zorniges Wort) entschlüpfen'. Vgl. *with-skape* S. 309, Z. 26: *For percas if þou it* (scil. *goddis grace*) *with-skape & it tyne, þou sall neuer after þer-till wyne.*

10. (*Meditation on the Passion; and of three arrows on doomsday*), S. 112—121, nach Ms. Rawl. C 285 und Arundel 507, hier unter dem Titel *Meditatio de passione Ihesu Christi*. Beide Texte stimmen im wesentlichen miteinander überein, Rawl. hat hier und da beabsichtigte Reime, die in Arund. fehlen; dieses ist meist etwas bündiger, wie es auch sonst seine Art ist (S. 116 ist ein Passus in Rawl. offenbar vom Schreiber über-

sehen), bringt aber zum Schlufs noch eine Schilderung der Freuden des Himmels, die den Kindern Gottes am Tage des Gerichtes bereitet sind, nebst einigen passenden Ermahnungen. Wir werden auf diese *Meditatio*, als deren Verfasser man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit R. Rolle annehmen darf, bei der Besprechung des Stückes '*Our daily work*' noch einmal zurückkommen. — S. 115, Z. 2—3 schreibt Rawl.: *fra þe schuf of þe hele was nogth left hale.* Arund. hat *fra þe croune of þe heuid til þe sole of þe fote.* Demnach ist es klar, dafs *schuf* = nordengl. *scuff* (*of the neck*), *the back part of the neck* (Halliw.) sein und daher gebessert werden mufs: *fra þe schuf to* (oder *til*) *þe hele.* — S. 119, Z. 22 Rawl., *bihald my syd, fote & hand*, will Horstmann *fote* in *fete* ändern; dann sollte er aber auch *hend* (oder *handes*) für *hand* schreiben. Die Änderung ist unnötig, vgl. oben Z. 13: *þus was I threlled* (= *thirled*) *bath fote & hand.* Überdies waren hier offenbar Verse beabsichtigt (vgl. S. 71): *Now vnkynd man þou vndirstand* [: *hand*], die im Ms. durch Verstellung der Worte zerrüttet sind.

11. (*Against Boasting and Pride*), S. 122—124, wie es scheint, an Klostergenossen gerichtet; vgl. S. 122, Z. 13: *my dere sons*, S. 124, Z. 26: *dere brether, sen ȝe haue chosyne þe life of perfeccione* etc. — 12. (*Sayings of Fathers*), S. 125—128. Diese beiden Stücke Nr. 11 und 12 nach Horstmann '*written by another hand, are in the style of W. Hilton*'.

Es folgen dann S. 129—131 aus demselben Ms. Rawl. C 285 und aus Ms. Dd V. 55 ('*evidently copied from the above*') 14 kurze Reimpaare: *þai þat withoutene lawe dos syne, Withoutene lawe sal perys þare-in* etc. = *Pricke of Conscience* V. 6071 ff. und *Quotations from Bonaventura, R. Rolle etc.*, betreffend die Betrachtung des Leidens Christi. Zum Citat aus *Ric. hermet* (d. i. R. Rolle) S. 130 verweist Horstmann in der Fufsnote auf eine lateinische Parallelstelle in R. Rolles '*Emendatio peccatoris*'. In den Addenda zu S. 129 (l. 130 und im vorhergehenden Verweis 129 statt 128) sagt er: *The quotation from R. Rolle on the passion refers to the Form of living.* Das ist unrichtig: die angeführten Sätze stehen S. 69 in dem Stück betitelt '*The Commandment of love*'.

Treatises of Ms. Arundel 507, '*written c. 1400 by a Durham scribe, perhaps Richard de Segbrok, monk of Durham*'. Es sind aufser ein paar angehängten Kleinigkeiten in Prosa und Versen drei Prosastücke abgedruckt. Von diesen ist Nr. 2 = Cap. XI der *Form of living*; die beiden anderen stehen im Ms. mitten unter echten Werken R. Rolles, wenn auch sein Name nirgends genannt ist, und dürfen aus inneren Gründen wohl auch auf ihn zurückgeführt werden.

1. (*De gracia*), S. 132—136. Dieses Stück findet sich, ebenfalls anonym überliefert, im Ms. Thornton mit dem Titel '*De gracia dei*', s. S. 305 bis 310; aber der einleitende Abschnitt, *Off goddis grace stirrand* (bei den Theologen: 'anregende' Gnade) *and helpand, and þat na thyng may be done with-owttene grace*, ist in Arund. übergangen. Sonst stimmen die beiden Texte bis auf geringe Abweichungen, die aus der Gepflogenheit des Schreibers von Arund., die Vorlage zu kürzen, entspringen, mit-

einander überein. — S. 135 unten (= 309 u.) verdient die Erwähnung des pseudovergilian. *Culex* (wohl Isidors *'Origines'* entnommen) Beachtung. Ein anderes bekanntes Citat aus Vergil, aber ohne ihn zu nennen, steht in den *Meditations on the Passion* S. 89 (= 101): *men seyn ... þat [it] is often solace to haue in peyne companye.* — Zum Thornton-Text möchte ich einiges bemerken. S. 307, Z. 20 *In the secund state ... manes will es fre till ill, to (= till) it be streyned & turned agayne with grace,* l. *strengthed* (oder *streynthed,* Arund. S. 134 *strynthid*) statt *streyned.* — Z. 26 *Bot now slyke a broþer hase syne copled with oure flesche þat saynt Paule calles Legem carnis,* l. *brodde* (= Arund. S. 134, altn. *broddr, stimulus,* von der *'concupiscentia carnis'* gesagt) für *broþer.* — S. 308, Z. 12, im Citat aus Paulus: *'Gracia eius vacua non fuit in me' ... "goddes grace ne was noghte vanyte in me",* will Horstmann mit Arund. *vnnaite* für *vanyte* schreiben; ebenso S. 306, letzte Zeile. Aber auch S. 309 ist im gleichen Citat *'vacua'* durch *vanyte* wiedergegeben, wie denn auch ein paar Zeilen weiter unten (*'Hortamur vos, fratres, ne in vacuum graciam dei recipiatis') in vacuum* mit *in vayne* übersetzt ist. — Im Arund.-Text S. 135, Z. 8: *þat þou noght on him see,* schlägt Horstmann vor, *moght noght* für *noght* zu lesen. Das ist unnötig, s. Ms. Thornt. S. 308, Z. 7 v. u.: *þat þou noghte one hym see.*

2. (*The 7 gifts of the holy gost* [sic]), S. 136; s. *Form of living,* Ms. Dd V. 64, Cap. XI, S. 45; Ms. Thornt. S. 196; Perry, *English Prose Treatises of R. Rolle* S. 12.

3. (*Our daily work, a mirror of discipline*), S. 137—156. Der Anfang, der in etwas erweiterter Form im Ms. noch besonders überliefert und S. 136—137 hier mit abgedruckt ist, enthält die Inhaltsangabe und die Disposition der ganzen Abhandlung: Drei Dinge sind einem jeden Menschen notwendig, um seinen Lohn zu mehren durch Gottes helfende Gnade, die ihn leiten soll. Das erste ist, daſs er keine Zeit zu tugendhaftem Wirken verliere. Das zweite ist, daſs er die guten Werke verrichte mit Freiheit des Geistes, an dem Orte und zu der Zeit, wie es einem jeden zukommt. Das dritte, daſs sein äuſseres Gebaren überall ehrbar und schön sei, Gott zum Lob und ein Antrieb zum Guten für alle, die ihn sehen. Danach zerfällt die Abhandlung auſser dieser Einleitung in drei Teile. Zwei gröſsere Abschnitte daraus sind auch im Thornt.-Ms., aber an getrennten Stellen, überliefert: Der Text ist da viel ausführlicher, und so mag er auch im ganzen im Original gewesen sein, wie denn Arund. auch bei anderen Stücken, z. B. in *'The Form of Living', 'Ego dormio'* und sonst eine offenbar mit Absicht gekürzte Fassung bietet. Zuweilen allerdings scheint nur die Geschwätzigkeit eines Abschreibers oder Überarbeiters für eine Erweiterung des Textes gegenüber Arund. verantwortlich zu sein. — Der eine der beiden im Thornt.-Ms. enthaltenen Abschnitte, der S. 310—321 dieses Bandes abgedruckt ist, umfaſst die Einleitung, den ganzen ersten und den Anfang des zweiten Teiles der Abhandlung. Die Übereinstimmung mit Arund. geht bis zu dem Satze S. 141 unten: *all þir bifore oþer are halden to prai* = S. 320 unten: *all*

thir byfore othir are maste bowndene.[1] Dann bricht Thornt. plötzlich ab mit der Rekapitulation des Gedankens, der den zweiten Teil der Schrift einleitet, daſs wir nämlich die guten Werke mit Freiheit des Geistes verrichten sollen. Dieser Schluſs ist ganz unvermittelt und scheint sogar in seinem Wortlaute etwas vorauszusetzen, was übergangen wurde. Im Thornt.-Ms. ist nun dieser Traktat ohne Absatz an den vorhergehenden *De gratia dei* angeschlossen und als dessen Fortsetzung gedacht, wie die Anfangsworte deutlich erkennen lassen: *Thre thynges are nedefull till ilk a mane of what state he be, to mekill his mede, thurgh goddes grace helpande, als abouene es sayde, þat hym sall lede.* — *als abouene es sayde* bezieht sich auf S. 309, Z. 18: *Goddes grace, þare he es, will noghte be vnnayte, bot euer he es wyrkkande; and he es waxcand ay mare, & mare to mekill the mede.* Vgl. auch S. 310, Z. 7 ff.: *Goddes grace ... es als helpe & waye to ay-lastand lyfe: & for-thi he settis grace by-fore as waye þat ledis to þe lastande lyfe & Ioye* etc. Im Arund.-Ms. sind die Worte *als abouene es sayde* nach *helpand* ausgelassen, aber die Beziehung auf den Traktat *De gratia* bleibt dieselbe, wenn er auch von dem unserigen durch ein dazwischengeschobenes Stück getrennt ist. Der Zusammenhang ist völlig klar. Ohne die Gnade vermögen wir nichts. Nun giebt es drei Grade der Gnade. Die erste — die natürliche Gnade — ist allen Geschöpfen gegeben: durch sie sind sie von Gott aus Nichts gemacht worden, und durch sie werden sie von ihm erhalten, daſs sie nicht wieder in Nichts vergehen. Die zweite Gnade verleiht Gott dem vernunftbegabten Menschen, ohne sein Verdienst, um seinen Willen zu bewegen, daſs er das Böse meide, das Gute wolle und vollbringe. Denn was zu unserem Heile dienen soll, muſs freiwillig gethan werden; unser Wille aber ist infolge der Erbsünde nur noch frei zum Bösen, bis er durch die Gnade gestärkt wird. Dies ist die 'anregende' (*stirrand*) oder 'zuvorkommende' Gnade, die *gase before god wille, & steres it til do þe gode, & leue þe ille* (S. 134). Dann kommt zuletzt die 'nachfolgende' und 'helfende' (*folwand and helpand*) Gnade, die dem Menschen hilft, das gewollte Gute vollbringen, so daſs er mit dem Apostel sagen kann: *'Gratia dei in me vacua non fuit.'* Und daſs er die Gnade nicht vergeblich empfangen habe, das zeigt er eben in seinen Werken.

In dem Stücke nun, welches Horstmann *Our daily work* überschrieben hat, wird gesagt, daſs wir die Zeit der Gnade hier auf Erden nicht ungenützt verstreichen lassen, sondern durch Übung guter Werke den Gnadenschatz vermehren und den Himmel damit erkaufen sollen, der uns zum Lohn dafür verheiſsen ist; und zugleich wird gezeigt, wie wir jene Werke verrichten müssen, damit sie Gott wohlgefällig und für uns verdienstlich seien. So stellt es sich in der That als Fortsetzung des vorausgehenden Traktates von der Gnade dar. Horstmann scheint dies

[1] Der Passus von *mene of religione are namely haldene* an, nur zum Schluſs erweitert, erscheint auch S. 304, Z. 12 v. u., hier als unpassender Einschub gegenüber Arund. S. 145.

verkannt zu haben, indem er das Stück *'a mirror of discipline'* nennt und in der Fufsnote zu S. 137 mit Bonaventuras *'Speculum disciplinae ad novitios'*, *'De profectu Religiosorum'*, *'De institutione Novitiorum'*, *'Regula Novitiorum'* und ähnlichen Werken von Hugo de St. Victore, St. Bernhard etc. zusammenhält, die doch einen ganz anderen Zweck verfolgen. In jedem Lehrbuch der katholischen Religion werden auch jetzt noch die guten Werke, als Früchte der Gnade, bei der Lehre von der Gnade mit behandelt, wie denn auch die Termini 'anregende', 'zuvorkommende', 'helfende', 'nachfolgende' Gnade da zu finden sind.

Es ist bereits erwähnt worden, dafs der Thornton-Text gegenüber dem Text in Arund. manche Erweiterungen enthält. So steht auch ein längerer Zusatz, der in Arund. fehlt, S. 318; und in diesem Zusatz ist besonders bemerkenswert eine Geschichte vom Traum eines armen Mannes, die an das Vorspiel in 'Der Widerspenstigen Zähmung' gemahnt, hier aber als Beispiel zur Einschärfung der Lehre dient, dafs die Reichtümer und Freuden der Welt wie ein trügerischer Traum sind, aus dem der Tod gar unsanft erweckt.

An der Stelle, wo das Thornt.-Ms. abbricht, fährt Arund. fort in der Erörterung über das Gebet; denn *prayers and haly thoghttes, and clere mynde of god & of his gude dedis* sind geistliche Werke *þat to goddes honour & his louynge falles & to hele of mannes saule* (Thornt. S. 320; vgl. Arund. S. 141). Wie soll man beten, um Gott zu gefallen? Sechs Dinge sind beim Gebet zu beachten: wie man sich dazu vorbereiten, zu wem, für wen, um was man beten soll; was das Gebet hindere, und welches die Macht und Kraft des Gebetes sei (S. 141—144). Dann wird unvermittelt zu einem neuen Abschnitt übergegangen: Wenn du dich gesammelt und das, was dich am Beten hindern könnte, beseitigt hast, und dein Herz durch Gottes Gnade zur Andacht gestimmt ist, so erhebe dich schnell aus deinem Bett mit dem Glockenzeichen; und wenn keine Glocke da ist, so sei der Hahn deine Glocke; wenn aber weder Hahn noch Glocke da ist, so wecke dich heiliger Eifer, der in der Liebe zu Gott wurzelt und vor den beiden wach ist (vgl. *Abbey of the Holy Ghost* S. 334. 335). Danke Gott herzlich für die genossene Ruhe und den Schutz der Engel. Erhebe dich ruhig und heiteren Angesichts und denke, du hörtest Gott rufen mit diesen Worten: *'Surge propria amica mea'* etc.: *Rise mi leefe, mi faire thinge, & schew me þi face; I ȝerne þat þe voice of þi praier ring in mi nere* (S. 145). Bis hierher nun geht das zweite von den beiden Stücken der Abhandlung, die — in erweiterter Gestalt — auch im Thornton-Ms. erhalten sind. Es ist abgedruckt S. 300 bis 305. Der Anfang ist infolge eines oder mehrerer in der Handschrift fehlender Blätter verstümmelt. Es beginnt mit *mercy habydes* = S. 142, Z. 5 v. u. Der Abschlufs ist auch hier wieder gewaltsam. An den oben angeführten Satz klebt der Schreiber, indem er nochmals auf den Gedanken zu Anfang des Abschnittes S. 304 zurückkommt, die Ermahnung, mit dem Schrei des Hahnes, Gottes Boten, oder dem Klang der Kirchenglocke aufzustehen und Gott für alle die erwiesenen, un-

verdienten Wohlthaten zu danken; dann reifst er den Faden mit einem etc. ab.

Im Arund.-Ms. wird der Gegenstand weiter verfolgt und im besonderen von den geistlichen Werken, den Andachtsübungen, frommen Gedanken und Betrachtungen gehandelt, die das Tagwerk eines — vornehmlich der Beschaulichkeit ergebenen — Menschen ausmachen: am frühen Morgen beim Aufstehen, in der Kirche oder in der stillen Kammer, beim mäfsigen Mahle, das den Körper für den Dienst Gottes kräftigen soll (vgl. *Form of Living* S. 27), und nach demselben, und wenn er dann endlich den Tag beschliefst und dem müden Leibe die nötige Ruhe gönnt. Das Ganze dient zur Erläuterung des Satzes, der als Forderung an den Eingang des zweiten Teils gestellt ist: dafs wir die guten Werke, und namentlich die geistlichen Werke, freiwillig und freudig üben sollen, jedes an seinem Ort und zu seiner Zeit. In der Ausführung ist der Geist und die Weise R. Rolles kaum zu verkennen, besonders in den von mystischer Inbrunst durchglühten Betrachtungen von S. 146 an. Auf S. 148, nachdem der Verfasser gezeigt hat, *How god comes to his lofars, & how he some tyme fra þaim partis*, empfiehlt er gegen böse Gedanken, die uns von Gott abwenden, die Erinnerung an das Leben Christi, dessen Hauptmomente von der Verkündigung seiner Menschwerdung durch den Grufs des Engels an Maria bis kurz vor seinem Leiden vor die Seele geführt werden: *Think on þat hali gretyng þat Gabriel made* etc., — *Think on þe birth of hire childe* u. s. f. Dann heifst es weiter S. 149: *Sethen oppyn þi herte with sare sighinges, & think on þe passion & pynes þat Ihesus Crist suffrid, as þai are writen before in þe .XVIII. lefe.* Achtzehn Blätter vorher beginnt aber im Ms. die *Meditacio de passione Ihesu Christi*, die S. 112 ff. (nicht S. 130) neben der Rawl.-Version abgedruckt ist und mit denselben Worten: *Oppyn þi hert with sighings sare* etc. anfängt. Und in der That stellt sich jene *Meditatio* als integrierender Bestandteil unseres Stückes dar, als Fortsetzung und notwendige Ergänzung der S. 148 begonnenen Betrachtung des ganzen Erdenlebens Jesu, das beschlossen wird durch sein Leiden, seine Auferstehung und Auffahrt zum Himmel, von wannen er am jüngsten Tage wiederkommen wird, zur Freude der Guten, zum Schrecken der Bösen. Auch formell fügt sich die *Meditatio* dem Vorangegangenen recht wohl an; man beachte namentlich die beständige Aufforderung: *Think (on …, how …), Think after …,* womit hier wie dort die einzelnen Absätze eingeführt werden. Und ebenso wie der Anfang, so steht endlich auch der Schlufs der *Meditatio* in sichtlichem Zusammenhang mit unserem Traktat: *Thinke, þou was with Ihesu Crist in alle his paynes … & be awondrid þat so grete a lord wold thole swilke hardnesse: & falle þou doune to þe erth* etc. — *Thinke noght of alle þis togeder at ane tyme, as þai stand in ordre, for kolynge of deuocion: bot now on ane, now on ane oþer, as þou felis þat god þe steris thorugh his dere grace* (S. 121). Im folgenden Absatz S. 149 wird dann weiter ausgeführt, was *deuocion* sei. — Am Schlusse des zweiten Teiles, S. 153, werden wir noch ermahnt, die andachtsvollen Stimmungen und Regungen des Herzens, die

doch Gottes Gnade allein in uns erwecken kann, vor anderen zu verbergen; uns nicht damit zu brüsten oder zu glauben, wir seien darum Gott wohlgefälliger als andere, die nicht so thun wie wir, sondern uns selber gering zu achten und niemanden zu richten — ein Gedanke, der bei R. Rolle öfters wiederkehrt, z. B. *Form of Living* S. 17, 39; vgl. auch *On Prayer* S. 298. Dann folgt eine Geschichte: *Twa messagers are comen to þe, to tell þe tithandis. Þat ane hat Drede, þat comes fra hell ...; þat oþer hat Hope, þat comes fra heuen* etc. Das sind die beiden Boten, die wir aus Cap. 13—14 des vierten Buches *De Anima*, aus *Sawles Warde* und *Ayenb.* S. 263 ff. kennen, und was sie von Hölle und Himmel hier zu berichten haben, stimmt ebenfalls, zuweilen wörtlich, mit dem dort Erzählten überein.

Der dritte und letzte Teil der Abhandlung belehrt uns über unser Betragen nach aufsen hin, im Verkehr mit der Welt, wenn wir gezwungen sind, mit ihr in Berührung zu kommen: dafs wir uns nicht herumtreiben, sondern nur die notwendigen Gänge machen, für uns oder andere, und das nicht zum Anlafs nehmen, uns unnötigerweise mit den Leuten abzugeben; dafs unsere Kleidung nicht auffallend sei in Schnitt und Farbe; dafs wir nicht die Augen überall herumwerfen wie die Kinder, nicht mit den Händen herumfuchteln und mit den Füfsen springen, sondern langsam einhergehen und im Gehen unsere Gebete verrichten, wenn wir dabei nicht ruhen können. Oder auf Reisen, dafs wir den Gefährten schöne Geschichten erzählen oder etwas aus der Heiligen Schrift, um den Weg zu kürzen und einander in Gott zu erfreuen; und wenn wir dann an einem Orte Rast machen, was für eine Herberge wir suchen, und wie wir uns darin verhalten sollen. ‘Gehabt euch so,’ heifst es zum Schlufs, ‘dafs die Menschen, die mit euch zusammen sind, von euch sagen mögen, was von den Aposteln Paulus und Barnabas gesagt wurde: *Dii similes facti hominibus descenderunt ad nos*, das ist: Götter in Menschengestalt sind zu uns herniedergekommen. *Deo gracias.*’

Zum Text ist wenig zu bemerken. S. 137, Z. 7, 15, ebenso S. 310 (*Our daily Work*, Z. 6) dürfte zu schreiben sein: (*þat his vtter beryng ... be so honest & faire*), *þat* [*it*] *louyng be to god* etc.; *it* steht im entsprechenden Satz S. 154, Z. 16. — S. 151, Z. 7 v. u. kann *he* wohl im Sinne eines indefin. Pronomens gefafst werden. — S. 317, Z. 8 braucht *strikes* (*fra sothe in to false*), ‘streicht, wendet sich, schlägt um’, nicht in *skrithes* geändert zu werden. — S. 319, Z. 4 soll nach Angabe der Fufsnote *he* für *we* geschrieben werden: dann natürlich auch in der folgenden Zeile *his* für *oure.* Aber die Änderung ist unnötig, *we* kann sich ganz gut auf das vorhergehende indefin. *man* beziehen, welches eine Mehrheit in sich schliefst.

Treatises of Ms. Harl. 1022, nach Horstmann geschrieben cirka 1420—30, ein paar Jahre früher als das Thornton-Ms. Abgedruckt sind daraus: 1. Zwei *Narrationes legendariæ* und einige Verse an Maria, S. 157. 2. *De Sancta Maria*, eine Übersetzung von Bonaventuras *Meditationes vitæ Christi*, Cap. III, S. 158—161; dasselbe Stück auch nach Ms. Bodl. 938

(südmittelländisch, mit einigen Part. Prs. auf *-and*), S. 158—159. Darauf folgt S. 161—162 ein Gedicht, *'Thurgh grace growand'*, auf die Trinität, in achtzeiligen Strophen mit der Reimstellung a b a b c d c d. Der Reim d geht durch alle Strophen hindurch, die letzte Zeile schliefst jedesmal refrainartig: *'In one is alle.'* Die Verse haben je vier Hebungen, meist auch Allitteration; die Reime sind alle stumpf, da das auslautende *-e* stumm ist. — V. 10 wird wohl zu lesen sein: *þat made al thyng both lest & most* [: *holygost*], das Ms. hat: *both most & lost.* — 3. (*Beniamin Minor*), eine freie und gekürzte Übertragung von Richard de S. Victores *'De præparatione animi ad contemplationem, dictus Beniamin minor'*, die in mehreren anderen Hss. (darunter Ms. Cambr. Ii VI. 39, nach Horstmanns Angabe aus dem 14. Jahrhundert) und einem Drucke von 1521 erhalten ist. Harl. zeigt hier in Lauten und Schreibungen einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten: so überwiegend *w* für inlautend *v* in germ. und rom. Wörtern (aber Part. Präs. *gyfand*, Part. Prät. *gyffen, gyfen, gifyn*; im Anlaut nur *wayn* 167, *woche sawf* 171), umgekehrt *grofe*, Infin. = *growe* 164; ferner in der Regel *yng, ynk*, für *þyng, þynk*, ohne Unterschied des vorhergehenden Lautes; dazu *no yng* 165, *noyng* 170, 171, *forynk* 170, *erfore* 168, *of* für *þof* 171, *am* für *þam* 170. *ā, ē, ō* werden öfters durch *ay, ey, oy* bezeichnet: *layde* = *lady* (*e* für *y* aus *-iȝ* ist die Regel) 167, Plur. *laydes* 162, *feill* 163, *feile* 167, 169, *feild* 169, *meyde* 167, *deyde* 168, *beyde* 171, *foyle* 169. Umgekehrt findet sich geschrieben: *fathfull* 165, *farehed(e)* 166, *fales* 170, *dispare* 170, *resawe* (*receive*) 170, *consales* 162, *consawed* 171, *distrose* (*destroys*) 166 u. dgl. Für ae. *hw* wird hier aber nicht, wie in anderen Texten aus diesem Ms., *qw*, sondern gewöhnlich *w*, seltener *wh* geschrieben. Sonst kann man etwa noch erwähnen die Formen *hart* (*heart*), *warld, warldle, hard* (Prät. *heard*); ferner *fawer* (*four*) 167 und das Prät. Plur. *wor(e)*, welches mehrmals neben *were* vorkommt, wie denn *o* für *â* hier überhaupt verhältnismäfsig häufiger ist als in den übrigen Texten. Von diesen Besonderheiten begegnet die Schreibung *yng, ynk* und inlautend *w* für *v* auch noch in Nr. 1 und in den beiden mit 4 und 5 bezeichneten kleinen Stücken S. 172. Die übrigen in diesem Bande gedruckten Texte der Hs. sind frei davon, nur Prät. *hard* findet sich einmal in *De sancta Maria* S. 160 (*wark* ist um diese Zeit im Norden allgemein gebräuchlich). Ob nun das auf einer Verschiedenheit der Vorlage oder etwa der Schreiber beruht, weifs ich nicht anzugeben.

Keines der fünf Stücke trägt in der Hs. den Namen irgend eines Verfassers, doch meint Horstmann, die kürzeren erinnerten an R. Rolle. Bei Nr. 1, welches eine Geschichte aus Cæsarius von Heisterbachs *Dialogus Miraculorum* enthält, könnte man zu gunsten jener Ansicht vielleicht auf zwei ähnliche Geschichten aus Cæsarius in dem Stücke *De in-perfecta contricione* S. 192—193 hinweisen, das im Thornton-Ms. unter Richards Namen überliefert ist, aber in der vorliegenden englischen Gestalt doch wohl kaum von ihm selber herrührt. Die Übertragung des *Beniamin Minor* S. 162 ff. nennt Horstmann *'very old'*, und in Bezug auf den Schlufspassus S. 172, der zur Liebe Jesu ermahnt, bemerkt er in der

Fufsnote: *'The address to the name of Jesus is a characteristic of the works of R. Rolle.'* Selbst wenn diese Behauptung uneingeschränkt richtig wäre, was sie nicht ist (s. z. B. *Of Angels' song* S. 181, *Epistle on salvation by love of the name of Jesus* S. 293, das eine sicher, das andere höchst wahrscheinlich ein Werk W. Hiltons), so würde es mir doch noch recht fraglich scheinen, ob man ihn darum auch als Verfasser jener Übertragung ausgeben dürfte; ich wüfste wenigstens nicht, welche Anhaltspunkte für eine solche Annahme sonst noch im ganzen Stücke zu finden wären.

Treatises of Ms. Cambr. Dd V. 55, 'written c. 1400, by a northern scribe'. Drei Stücke sind daraus entnommen: 1. *Propyr wille*, nach den Anfangsworten so betitelt, S. 173—175; 2. (*Of Angels' song*), dieses auch nach dem Thornton-Ms., S. 175—182; 3. (verdruckt 5.) (*Of deadly and venial sin*), S. 182—183. Der Thornton-Text von Nr. 2 ist schon von George G. Perry, *English Prose Treatises of R. Rolle de Hampole*, S. 14 ff., und danach von Mätzner, Spp. 2, 133 ff., veröffentlicht worden. Perry giebt dem Stücke den Titel *'The Anehede of Godd with Mannis Saule'*, nach den entsprechenden Worten im ersten Satz (der Eingang fehlt übrigens in der Hs.), und schreibt es auf die Autorität des Sir F. Madden hin dem R. Rolle zu. In dem alten Drucke von Henry Pepwell 1521 wird aber Walter Hylton als Verfasser genannt (*'Here foloweth a deuoute treatyse compyled by Mayster Walter Hylton, of the songe of aungelles'*), und Horstmann ist geneigt, ihm nicht nur dies, sondern auch die beiden anderen Stücke zuzuschreiben. *'The style and manner of these pieces,'* sagt er, *'is so different from the other writings of R. Rolle that the authorship of W. Hylton becomes more than probable.'* Den Unterschied zwischen den beiden giebt er so an: *'the one all poetry, heart, inspiration, the other (who goes by "trouthe principally", and not by "feeling", see end of Angels' song) a prosaist, logician, strongly putting his arguments in easy and well built periods, but without a spark of feeling.'* Das ist im allgemeinen gewifs zutreffend, soweit ich es nach den in diesem Bande enthaltenen Proben Hiltonscher Schriften beurteilen kann: Horstmann stützt ja sein Urteil auf eine umfassendere Kenntnis derselben. Nur darf man, glaube ich, die Worte am Schlufs von *Angels' song* S. 182: *it suffys to me forto lyfe in trouthe principaly, & nouȝt in felynge* nicht mifsverstehen. Man mufs sie im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden lesen: *Loe, I haue tolde þe in þis mater a lytyl as me thynke; nouȝt affirmande þat þis suffys, ne þat þis is þe sothefastnes in þis mater. Bot if þe thynke it oþir-wyse, or ellys any othyr man sauour be grace þe contrarye here-to, I leue þis saynge and gyfe stede to hym; it suffys to me* etc. Was aber *to lyfe in trouthe & nouȝt in felynge* bedeute, sehen wir aus der *Epistle on mixed life*, die ebenfalls unter W. Hiltons Namen überliefert ist. Dort heifst es S. 281: die vollkommene Vereinigung mit Gott, dem Geliebten unserer Seele, können wir in diesem irdischen Leben noch nicht haben, er ist entfernt von uns, wir können ihn weder sehen noch hören noch fühlen, so wie er ist; wir können nur das Verlangen und die Sehnsucht haben, bei ihm zu sein, ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen und in Liebe mit ihm ver-

einigt zu sein. So sagt auch der hl. Paulus (2 Korinth. 5, 6—7): '*Scientes quoniam dum sumus in hoc corpore peregrinamur a domino, per fidem enim ambulamus, et non per speciem.*' ... '*als lange als we ere in þis body, we ere pilgrymes fra oure lord,*' *þat es, we ere absent fra heuene in þis exile;* '*we go by trouthe, noghte by syghte,*' *þat es, we lyff in trouthe, noghte in bodyly felynge.* — Nun wird der Sinn jener Stelle am Schlufs von *Angels' song* klar. Der Verfasser will sagen: Über solche Dinge, wie Engelsgesang und Himmelstöne, können wir hier nur aus innerer Erfahrung, nicht aus äufserer Wahrnehmung reden. Ich behaupte daher auch nicht, dafs das Wenige, was ich darüber vorgetragen habe, genüge, oder dafs es der Wirklichkeit entspreche. Ich überlasse es einem jeden, nach den mystischen Erfahrungen seines eigenen Gemütslebens, wie sie ihm im höchsten Liebesaffekt durch die Gnade zu teil werden, darüber zu urteilen, und bescheide mich meinerseits mit dem Worte des Apostels: '*per fidem ambulamus et non per speciem.*' Es wäre verkehrt, eine Mifsachtung des Gefühls da herauslesen zu wollen. W. Hilton ist Mystiker, wie sein Meister R. Rolle. Auch ihm gilt das kontemplative Leben für das vollkommene. Auch er glaubt an innere Erleuchtung, die dem Drange der in Liebe erglühten Seele nach Vereinigung mit Gott folgt, an unmittelbares Erfassen des Göttlichen durch das Gefühl: '*Gastly wytte and vndyrstandynge is tauȝte of god be felyng.*' ... '*And in þis felynge is fully knawen þe difference of þase men þat ere tauȝt of god — as þase þat gyfe þam to parfyte lyuynge, and þase þat er tauȝt of men — as þase þat gyfes þam to comyn lyfe. For alle þat clerkys may lere of erthly men in body be heryng or seyng, goddis clerkys, qwilke ere callyd parfyte men, has it in felynge & tastyng*' — sagt er in *Propyr wille* S. 174. Und in *Angels' song* spricht er in Ausdrücken, die an R. Rolle gemahnen, von den Empfindungen der durch das Feuer der Liebe gereinigten und von der Süfsigkeit des Namens Jesu ganz erfüllten Seele, wie sie in ihrer Verzückung den Gesang der Engel des Himmels zu hören glaubt und mit dem Rufe: Jesus, Jesus, die lieblichen Töne der kirchlichen Psalmen und Hymnen anstimmend, freudig und andachtsvoll in ihren Gesang mit einfällt; s. S. 178 f., 180 f., womit man vergleichen mag *Form of Living* S. 32, 33, 34, 35, *Ego dormio* S. 58 f. Aber er warnt auch kräftig vor Einbildung und Selbsttäuschung in solchen Dingen, wie vor einem gewaltsamen Sichhineinarbeiten in einen ekstatischen Zustand (s. S. 179, 180, 181 und vgl. damit *Epistle on mixed life* S. 285, 289, 290, 291). Er warnt ebenso eindringlich vor einer Vernachlässigung der Pflichten des gemeinen, thätigen Lebens bei ausschliefslicher Hingabe an die Beschaulichkeit. Darin gleicht er Johannes Tauler. Mit dieser mehr nüchternen Auffassung hängt es auch zusammen, dafs so glühende Schilderungen innerer Erlebnisse, solche überschwengliche Gefühlsausbrüche wie bei R. Rolle in W. Hiltons Schriften kaum begegnen; und wenn Horstmanns Ausspruch, Hilton sei '*without a spark of feeling*', sich darauf bezieht, so kann man ihn mit dieser Einschränkung gelten lassen. Aber hat nicht trotz alledem Horstmann selber in mehreren Stücken, die er schliefslich auf Grund äufserer

Zeugnisse dem W. Hilton zuweisen mufste, zuerst mit grofser Sicherheit die Manier R. Rolles (*'all poetry, heart, inspiration'*) zu erkennen geglaubt?

Ms. Thornton, Linc. Cath. Libr. A. 1. 17. Beschreibung und Inhaltsangabe S. 184—85. Einzelnes daraus ist bereits von Perry und danach von Mätzner veröffentlicht worden. Horstmann hat die Hs. von neuem eingesehen und bietet daher öfters einen besseren Text als Perry, dessen Abdruck durch manche Fehler entstellt ist. Den Anfang machen die *Works bearing name of R. Rolle.* 1. (*Encomium nominis Jesu*) oder, wie der Titel im Thornt.-Ms. lautet: *Of the vertux of the haly name of Ihesu. Ricardus herimita super versiculo Oleum effusum nomen tuum, in Cantic. I. 3,* S. 186—191; Perry, *Prose Treat.* S. 1—5, Mätzner, Spp. 2, 120—125. Parallel mit dem Thornt.-Text druckt Horstmann den des Ms. Harl. 1022, von welchem Perry nur die Varianten giebt. Beide Texte gehen auf dieselbe, bis auf ein paar Auslassungen wörtliche Übersetzung des lateinischen Originals zurück, welches in De La Bignes *Magna Bibliotheca Patrum,* Colon. 1622, Bd. XV, S. 834 abgedruckt ist. Von S. 188, Z. 6 an existiert noch eine andere Version im Ms. Bodl. 938, fol. 184b. Thornt. und Harl. ergänzen und korrigieren sich gegenseitig an einzelnen Stellen, sonst sind die Abweichungen voneinander gering. S. 186, Z. 23 Harl. will Horstmann das hsl. *sounde* in *soune* ändern; aber vgl. die Schreibung *indre* für *inre* S. 153, Z. 20. — S. 187, Z. 19 fehlt in Harl. das Fragezeichen nach *Ihesu.* — S. 189, Z. 19 Harl. schreibt Horstmann unnötigerweise *we* für das hsl. *þe,* welches er im Thornt.-Text ungeändert läfst. — Ob die vorliegende Übersetzung von R. Rolle selber herrühre, ist Horstmann höchst zweifelhaft. Mir scheint es, dafs man sie ihm mit weniger Bedenken zuschreiben dürfte, als manches andere, was man an seinen Namen geheftet hat. Jedenfalls aber müfste sich der Zweifel auch auf das folgende zweite Stück erstrecken: *Narracio: A tale þat Rycherde hermet [made],* S. 192; Perry, *Prose Treat.* S. 5, Mätzner, Spp. 2, 125; denn dieses bildet im Harl.-Ms. wie im latein. Original den Schlufs des *Encomiums,* während es im Thornt.-Ms. davon abgetrennt ist. — 3. *De in-perfecta contricione,* S. 192—193; Perry, *Prose Treat.* S. 6, Mätzner, Spp. 2, 125. Zwei Geschichten, von denen die erste in R. Rolles *Forma sive regula de modo confitendi,* Ms. Rawl. C 397, enthalten ist; s. Addenda. Es ist aber schwer zu glauben, dafs er sie selber so übertragen habe, wie sie hier im Thornt.-Ms. überliefert ist. Die seltsame, ohne das latein. Original ganz unverständliche Stelle: *Till hys grauynge it semyde als þe ayere gafe seruese* würde doch schon allein dagegen sprechen. — Z. 5 fafst Mätzner *anoynte* (Prät.) als faktitives Verbum: 'er empfing die letzte Ölung'. Allein dieser Gebrauch dürfte sich sonst kaum nachweisen lassen; man wird daher wohl schreiben müssen: *and* [*me*] *anoynte hyme.* — S. 193, Z. 1 erklärt Horstmann *lefede* im Hinblick auf das latein. *'si convalueris'* als *'lived'* (*lifede* dafür einzusetzen, wie er vorschlägt, ist nicht nötig). Dann kann aber auch *tham* Z. 2, welches auch so schon anstöfsig ist (es müfste sich auf den Sing. *foly* beziehen), nicht richtig sein: ist etwa

than(e) dafür zu lesen? — 4. *Moralia Richardi heremite de natura apis, vnde quasi apis argumentosa,* S. 193—194; Perry, *Prose Treat.* S. 8, Mätzner, Spp. 2, 126, Zupitza, Übb.[4] S. 94. — Das unerklärte *ynesche* S. 193, Z. 4 v. u., welches Mätzner verteidigt (*lufe ynesche* [*of* oder *till*] *þaire frendys* = *tender love of* ...), und wofür Zupitza *agaynes* schreibt, behält Horstmann bei, offenbar in der von Perry nach dem Vorgange Halliwells aus dieser einzigen Stelle erschlossenen Bedeutung *'towards'*. Sollte es nicht vielleicht aus *ynence* entstellt sein, einer Form, die z. B. S. 226 mehrmals vorkommt? S. auch Murray, Diction. s. v. *anent.* — S. 193, Z. 3 v. u. streicht Horstmann den Zusatz des Ms. *or thay lufe þame ouerlytill,* was schon Kölbing vorgeschlagen hatte. — S. 194, Z. 1 scheint mir Horstmanns Konjektur *wormed* = *wermod* für *wormes* einleuchtender als Zupitzas auf Kluge gestützte Erklärung: *wormes* für *worsum,* ae. *wyrms,* Eiter, Gift. — 5. *De vita cuiusdam puelle incluse proptter amorem Christi,* S. 194, nach Heracl. Paradisus Cap. 1 (Vit. Patr. Migne 74, S. 255). Am Schlufs heifst es: *Richard herymyte reherces þis tale in Ensampill.* — 6. *A notabill Tretys off the ten Comandementys: Drawene by Richerde the hermyte off Hampull,* S. 195—196; Perry, *Prose Treat.* S. 9, Mätzner, Spp. 2, 128. Bezeichnend für die socialistischen Anschauungen und die demokratische Gesinnung des Verfassers sind einige Sätze S. 196, wo er über das siebente Gebot handelt: 'in diesem ist es verboten, anderer Leute Sachen irgendwie unrechtmäfsig und gegen den Willen des Eigentümers wegzunehmen, es wäre denn zur Zeit der gröfsten Not, wo alle Dinge gemeinsam sind. Ebenso ist hier verboten Betrug in Gewicht oder Zahl oder Mafs, oder durch Wucher oder Gewalt oder Einschüchterung, wie Büttel oder Förster thun und Diener des Königs, oder durch Erpressung, wie grofse Herren thun.' — 7. *Item Idem de septem donis spiritus sancti. Also of the gyftes of the haly gaste,* S. 196—197; Perry, *Prose Treat.* S. 12, Mätzner, Spp. 2, 131: im Ms. Cambr. Dd. V. 64 als Cap. XI der *Form of Living,* S. 45; als besonderes Stück auch im Ms. Arund. 507, S. 136. — 8. *Item Idem de dilectacione in deo. Also of þe same: delyte and ȝerning of god,* S. 197; Perry, *Prose Treat.* S. 13, Mätzner, Spp. 2, 132.

Es folgen nun *Works not bearing author's name.*

1. *The Privity of the Passion: Bonaventura de mysteriis passionis Iesu Christi,* S. 198—218, eine freie und gekürzte Übertragung von Bonaventuras *Meditationes vitæ Christi,* Cap. 74—92. Über eine vollständige Übersetzung der *Meditationes* durch Nic. Love, Prior des Kartäuserklosters von Mount Grace in Yorkshire (*'translated in the earlier part of the 15th cent.'*), s. Addenda. Der Thornt.-Text ist nach Horstmann *'an independent and older translation'*. Von einem *'Yorkshire writer'*? Neben den nördlichen Formen, wie sie nach Ausweis anderer Stücke der Hs. Rob. Thornton geläufig waren, erscheint hier z. B. weitaus überwiegend *o* für ae. *â,* auch *old, cold, tolde, holde* (einmal, S. 215, Z. 5 v. u., *behauldand,* vgl. *caulde* Part. Prät. = *called* S. 212, Z. 14 v. u.); *soule* S. 212, Z. 4, neben gewöhnl. *saule*; *sle* (ae. *slêan*) S. 216, letzte Z.; meist *o* für *a* vor Nasal, so auch in der Regel Präp. *fro*; einmal Infin. *seche* S. 200,

Z. 11 v. u., neben gewöhnl. *seke.* Der Dat. Accus. des Pron. der 3. Pers. lautet fast ausnahmslos *them(e), þem(e).* — Bei der Flexion des Verbums ist zu beachten: Plur. Ind. Präs. *ordeyne* S. 199, Z. 5 v. u., *stande* S. 205, Z. 21, *bring* S. 205, Z. 23 (der Satz heifst: *Be-holde theme þat stande be-side, and with thi gostely eghe be-holde how some makes þe crosse redy, ... oþer some bryng forthe ledders* etc.); das Part. Präs. endigt fast ebenso häufig auf *-yng(e)* (*-eng(e)*) wie auf *-and(e).* — Horstmann macht in der Fufsnote S. 296 die Bemerkung, dafs die Kustoden (*catchwords*), obwohl von derselben Hand geschrieben, öfters eine vom betreffenden Wort des Textes verschiedene Form zeigen; das beweise, dafs z. B. *traueille* und *trauelle, more* und *mare, go* und *ga* etc. vom Schreiber und in seiner Mundart zu jener Zeit unterschiedslos gebraucht wurden. Nun kann man ja zugeben, dafs Rob. Thornton, der Archdeacon von Bedford, obwohl in Yorkshire geboren und aufgewachsen, an seiner Muttersprache den Einflufs der Umgebung und der von Süden her vordringenden Schriftsprache erfahren haben werde. Auffallend aber bleibt es dabei doch, dafs bei weitem die meisten der von ihm geschriebenen Stücke, die in diesem Buche abgedruckt sind, fast gar keine Spur jenes Einflusses verraten. So z. B. alle unter R. Rolles Namen überlieferten Stücke und von den anonym überlieferten Nr. 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, ebenso die meisten Gedichte. Es findet sich da wohl gelegentlich ein *o* an Stelle eines nördlichen *a* = ae. *â*: abgesehen von *lord,* am häufigsten *so,* seltener *no(n), more, most,* etwa noch *gostely, woful,* einmal *tolde, holden,* einmal auch des Reimes wegen *mone* [: *trone* : *mysdone*] S. 365, Nr. VI, V. 2, ferner *allone* [: *Sampsone* : *Absolone* : *Salomone*] S. 367, Nr. VIII, V. 16, *goo* [: *wo*], hier offenbar geändert, S. 368, V. 36 (Nr. IX nehme ich aus); aber das ist alles: sonst ist in jenen Stücken die nördliche Mundart in Lauten und Flexionen rein erhalten. Es ist daher auch schwer zu glauben, dafs Rob. Thornton selber Formen, wie sie hier in verhältnismäfsig grofser Zahl begegnen, in den Text gebracht hätte, wenn das Original, nach dem er schrieb, in der ihm heimischen nördlichen Mundart abgefafst gewesen wäre: sie müssen doch wohl schon in seiner Vorlage gestanden haben. Da wir aber für die Vermutung, dafs jene Vorlage etwa nur eine südlichere Umschrift eines nördlicheren Originals gewesen sei, keinen weiteren Anhalt haben — denn die in der Fufsnote 7 S. 205 erwähnte Thatsache, dafs der englische Text in der Darstellung der Kreuzigung Christi von Bonaventura abweiche und mit R. Rolle S. 86 übereinstimme, beweist nichts —: so scheint mir der Glaube an eine Entstehung der Übersetzung nördlich vom Humber, wenigstens an eine frühe Entstehung, oder gar an R. Rolles Verfasserschaft zum mindesten auf unsicherem Grunde zu ruhen. — S. 201, Z. 2 hat das Ms. *in þe stonde of Cedrone,* Bonav. *'in torrente'.* Horstmann schreibt *fonte* für *stonde*; aber näher liegt doch die Besserung *stronde,* welches in der Bedeutung *'flumen', torrens'* mehrfach belegt ist; s. Stratm.-Bradley s. v. *strand.* — S. 205, Z. 15 läfst sich das hsl. *hire* ohne grofse Schwierigkeit auf Maria beziehen, von der im Vorhergehenden die Rede war, und braucht darum nicht in *here* geändert zu werden.

2. *Speculum S. Edmundi, translated*, und zwar: I. nach Ms. Thornton, S. 219—240, Perry, *Rel. Pieces* S. 15—48; II. nach Ms. Vernon, S. 240—261. Die beiden Versionen sind verschieden und voneinander unabhängig. Ms. Vernon enthält überdies zwei metrische Bearbeitungen (s. Horstmanns Ausgabe der *Minor Poems of Ms. Vernon*, EETS. 1892, S. 221 und 268). Eine teilweise Übertragung des *Speculum*, *'in a very corrupted text'*, findet sich nach Horstmanns Angabe auch im Ms. Cambr. Ff VI, 40. Hier ist sie dem R. Rolle zugeschrieben. In welchem Verhältnis sie zu den beiden anderen stehe, wird nicht gesagt. Horstmann hält es für höchst wahrscheinlich, dafs das *Speculum*, *'the great storehouse from which R. Rolle derived some of his favourite subjects and ideas'*, von R. Rolle selber übersetzt worden sei; der nördliche Ursprung der Übersetzung wenigstens sei zweifellos. Welcher Übersetzung? Horstmann meint wohl nur die Thornton-Version; denn dafs der Vernon-Text aus einem nördlichen Original abzuleiten sei, läfst sich, soviel ich sehe, durch nichts erweisen. Wenn man aus Formen wie Plur. Ind. Präs. auf *-en* (häufig neben südl. *-eþ*), Infin. *seyen* (neben *siggen*), *þei are* (neben *be(o)þ*, *ben*) etwas schliefsen darf, so scheint der Schreiber eine mittelländische Vorlage benützt zu haben. Aber auch der Thornton-Text, abgesehen von Verderbnissen, die der Herausgeber angedeutet und verbessert hat, entspricht schwerlich der Vorstellung, die wir uns von der Übersetzungskunst R. Rolles machen dürfen; wie ich denn auch Horstmanns Behauptung, dafs Richard einige seiner Lieblingsgedanken dem *Speculum* entlehnt habe, nicht ohne weiteres zustimmen möchte. Direkte Anklänge an das *Speculum* kann ich nur in den Gedichten der Thornt.-Hs. Nr. I, S. 363, Nr. III, S. 364 und etwa noch Nr. IX, S. 368 finden, deren Verfasser aber zweifelhaft ist. — Warum setzt Horstmann im Vernon-Text nach *for whi*, wo es offenbar die kausale Bedeutung 'weswegen, darum, denn' hat, immer Fragezeichen? — 3. *Tractatus de dominica oracione secundum … &c.*, S. 261—264. Der Name fehlt. In den Nachträgen ist angegeben, dafs dieselbe Erklärung des *Pater noster* im Ms. Harl. 4172 enthalten sei, dafs die beiden Texte aber nicht ganz übereinstimmen. Wie verhält sich ferner dieser Traktat zu der in der Fufsnote S. 1 erwähnten *Expositio orationis dominicæ* des Ms. Cambr. Dd V. 64 und dem S. 157 genannten *Tractatus de utilitate dominicæ orationis* im Ms. Harl. 1022, beide angeblich von R. Rolle? — S. 262, Z. 8 lies: *ex patre diaboli* (gedruckt *parte*). — 4. (*Walter Hilton's*) *Epistle on mixed life*, S. 264—292; bei Perry, *Prose Treat.* S. 19 und Mätzner, Spp. 2, 137 unter dem Titel: *Active and Contemplative Life*. Horstmann druckt unter dem Text des Ms. Thornton, von dem der Anfang fehlt, auch den inhaltlich übereinstimmenden, nur mundartlich verschiedenen Text aus dem Vernon-Ms. Aufser diesen beiden sind aber noch mehrere andere Hss. und vier alte Drucke erhalten. Dem eigentlichen Traktat geht in den jüngeren Hss. und in den alten Drucken eine Einleitung voran, eine allgemeine Betrachtung über die beiden Arten gottgefälliger Werke, leiblicher und geistlicher, und wie man von den einen zu den anderen fortschreiten solle. Diese Einleitung, die vermutlich erst

später hinzugefügt wurde, ist hier nach dem Drucke von Julian Notary, London 1507, bei Perry nach dem Ms. Reg. 17. C. XVIII wiedergegeben. Die alten Ausgaben haben überdies noch einen besonderen Schlufs (Horstmann S. 292). Der Traktat selbst ist im Vernon-Ms. an einen weltlichen Lord, im Thornton-Ms. an eine Dame gerichtet und in allen vier Drucken dem Walter Hilton zugeschrieben. Und in der That wird der an seiner Verfasserschaft nicht leicht zweifeln, der sie für das Stück *Of Angels' song* S. 175 gelten läfst; die Ähnlichkeit des Stils ist nicht zu verkennen, auf Übereinstimmung in Gedanken habe ich bereits hingewiesen. Horstmann wirft S. 270 die Frage auf, in welcher Mundart W. Hiltons Werke wohl ursprünglich abgefafst waren. Das Cambr.-Ms. Ee IV, 30 nennt ihn *'Magister Walter Hilton, canonicus de Thurgarton, qui obiit A. D. 1395 decimo Kal. Apriles circa solis occasum'.* Dieselbe Angabe findet sich nach dem Diction. of nation. biogr. im Ms. Harl. 6576. Nun liegt Thurgarton in Nottinghamshire. Da aber einige der ältesten und besten Hss. seiner Werke im Yorkshire-Dialekt geschrieben und viele von seinen Werken in der Überlieferung mit denen seines Meisters und Vorgängers R. Rolle vermengt seien, so hält ihn Horstmann für einen in Yorkshire geborenen Angehörigen des dort ansässigen Zweiges der Familie Hilton. Die Frage kann wohl erst dann mit etwas gröfserer Sicherheit entschieden werden, wenn einmal alles, was unter W. Hiltons Namen geht, veröffentlicht sein wird. Dafs im Thornton-Ms. unseres Stückes Spuren mittelländischer Laute und Formen vorkommen: dreimal *bene* (neben *er(re), are); þose* S. 271, *colde, aknowe* S. 277, *allone* S. 279, etwas häufiger *more* (*mo*), *go, gostely* — fällt nicht stark ins Gewicht. Gröfsere Bedeutung möchte ich schon der Thatsache beilegen, dafs das Vernon-Ms., welches noch zu Lebzeiten des Verfassers geschrieben sein mufs, wenn er 1395 starb, aus einer mittelländischen Vorlage geflossen ist. Für eine genauere Lokalisierung kämen vielleicht Formen in Betracht, wie: *hald* Infin. S. 291, Imperat. S. 277, *behalde* Infin. (neben *beholde*) S. 287, *behald* Imperat. S. 286, *I halde* S. 289, *behaldyng* S. 275, 286; einmal 3. Sing. Ind. Präs. *lastes* S. 290 (sonst 2. *-est*, 3. *-eþ*); Prät. Plur. *left* (neben *lafte*), *ȝaf* S. 269, regelmäfsig *þou can, may* (doch S. 292 einmal *maiȝt*), *schal(t), wol(t),* Plur. *can, may, dar, schal, wole,* Infin. *cun* S. 273, Prät. *schuld(e), schulde(st)*; einmal *sen* = since S. 275 (neben *seþþe, seþ*). Im Vernon-Text des *Speculum S. Edmundi* heifst es dagegen: *þou maiȝt, konst,* Plur. *mowen, schullen,* Konjunkt. *mowe, cunne,* Prät. *scholde.* — Auch die *Scala perfectionis,* die W. Hilton selber englisch geschrieben haben soll, ist bereits im Vernon-Ms. überliefert: ob etwa da die Sprache Anhaltspunkte für die Bestimmung des ursprünglichen Dialektes bietet, und ob noch ältere Hss. von W. Hiltons Werken als das Vernon-Ms. in nördlicher Mundart erhalten sind, weifs ich nicht zu sagen. — S. 273, letzte Zeile Ms. Thornt. braucht *for* im hsl. *bot for þat þou sulde doo bathe* etc. nicht gestrichen zu werden: *for þat* = darum dafs. — S. 292, Z. 3 Vernon-Ms. l. *oure* für *ȝoure.* — 5. (*An Epistle on salvation by love of the name of Jesus*), S. 293—295; Perry, *Prose Treat.* S. 42 (*The Virtue of our Lord's Passion*),

Mätzner, Spp. 2, 150. Diese Epistel hat auch Horstmann anfänglich dem R. Rolle zuerkannt, mit dem Bemerken: *'The authorship of this piece is doubtless.'* Hinterher hat sich herausgestellt, dafs sie zum gröfsten Teil im 45. Kap. des Vernon-Textes der *Scala perfectionis* enthalten sei, was die Vermutung nahe legt, dafs sie von W. Hilton herrühre; siehe Addenda. — 6. (*On Prayer*), S. 295—300. Eine am Schlufs unvollständige Abhandlung. Sie ist stellenweise in rhythmischer, allitterierender, aber dabei ziemlich geschraubter Prosa geschrieben, in der man wohl am ehesten die Manier R. Rolles erkennen möchte; wie sich denn auch manche der hier ausgesprochenen Gedanken anderwärts bei ihm nachweisen lassen. Ein ähnlicher Traktat in rhythmischer Prosa mit häufiger Allitteration, nördlichen Ursprungs, soll im Ms. Reg. 18 A x f. 8 enthalten sein; siehe Addenda. Das nähere Verhältnis der beiden wird nicht angegeben. — 7. (*Six things are to wit in prayer*), S. 300—305. — 8. *De gracia dei*, S. 305—310. — 9. (*Our daily work*), S. 310—321. Auf diese drei Stücke habe ich bei der Besprechung der *Treatises of Ms. Arundel 507* Bezug genommen. — 10. (*The Abbey of the Holy Ghost*), S. 321—337; Perry, *Rel. Pieces* S. 49. Horstmann giebt unter dem Text des Thornton-Ms. auch die Varianten von L(aud 210), V(ernon), H(arl. 2406) und Ha(rl. 1704). — Im Anschlufs daran, S. 337—362, *þe Chartre of þe Abbeye of þe Holy gost* nach Ms. L (der dort fehlende Schlufs nach V) mit den Lesarten der übrigen Hss.

Als Verfasser der Abtei des hl. Geistes wird in Ms. Lamb. 432, aber nur in diesem einzigen, *Richard Hamppull* genannt, und Horstmann hält dies auch für sehr wahrscheinlich, im Hinblick auf Parallelstellen zwischen unserem Traktat und anderen Werken R. Rolles. In Betracht kommen namentlich ein paar Sätze S. 335 (*& ofte it falles in relegione* etc.), die mit ganz ähnlichen Worten in dem Stücke sich finden, welches der Herausgeber *Our daily work* betitelt und aus inneren Gründen R. Rolle zugeschrieben hat: Ms. Arund. 507, S. 144 unten, Ms. Thornt., S. 304, Z. 15; hier auch noch der im Ms. Arund. fehlende Satz: *For-thi lere of þe lufebuke als goddes spouse þe techis* etc. = *Abbey of the H. G.* S. 335: *For-thi he sayse in Canticis* etc. — Die Thornton-Hs. allein zeigt nördlichen Dialekt, LHHa sind im wesentlichen südostmittelländisch, L nach Horstmann im Dialekt von Suffolk, H und Ha wohl noch etwas südlicher: es begegnet da nicht ganz selten der Plur. Ind. Präs. auf *-eþ, -iþ* neben *-e(n)* oder endungsloser Form; H hat überdies zuweilen *e* für ae. *y*, was auch in L vorkommt, und häufig *he(e)* neben *sche* (*ȝhe* einmal in L). Auch der Schreiber von V mufs eine mittelländische Vorlage gehabt haben. Der nördliche Ursprung des Traktates wird aber nach Horstmann allein schon bewiesen durch den Gebrauch des Wortes *louynge* (*sacrifice of louynge = sacrificium laudis* S. 328) in der Bedeutung 'Lob', welches, wie es scheint, auch in L und V steht, während es H in *praysing* (Ha *plesyng*) geändert hat. Weniger beweiskräftig sind *rayse* Th, *reysen vp* LV (H Ha *rere vp*) und *steke* Th LV (H *schetten*, Ha *schutten*). Auffallend dagegen wieder 3. Sing. Ind. Präs. *says, rauyss* (Th *rauesches*, L *rauyscheth*)

und Plur. Ind. Präs. *scull* in H, dazu etwa noch die Schreibung *qw* für *wh*, die gar nicht selten in H, zuweilen auch in Ha gefunden wird. Bei alldem möchte ich aber doch auf die verhältnismäſsig zahlreichen *o*-Formen für ae. *â* (auch *tho, those* und *fro* für *fra*), ferner auf den Plur. Ind. Präs. *bene* S. 325, *present* S. 328, *thynke* S. 335 und die Part. Präs. *byrnynge* (*lufe* S. 324, *murnynge* (*songes*) S. 328 des Thornt.-Ms. hinweisen, die nach meiner Bemerkung zu *Anonym. Writings* Nr. 1, wenn auch nicht gerade gegen den nördlichen Ursprung des Traktates, so doch vielleicht gegen eine nördliche Vorlage des Schreibers sprechen könnten. Von einiger Wichtigkeit für die Verfasserfrage wäre wohl auch eine nähere Angabe über das Verhältnis des englischen Stückes zum lateinischen Traktat '*Abbacia de S. Spiritu*', der nach Horstmann in mehreren Handschriften überliefert ist.

Þe Chartre of þe Abbeye of þe Holy gost ist, wie auch Horstmann hervorhebt, von einem anderen Verfasser. Die Veranlassung zu seiner Schrift erzählt er in der Einleitung. Er beruft sich zunächst auf das Buch, genannt 'Die Abtei des hl. Geistes' und was darin von den hl. Frauen berichtet wird, die jene Abtei bewohnen sollten, und daſs der himmlische Vater ihr Gründer, der hl. Geist aber ihr Aufseher und Visitator sei. Dann fährt er so fort: 'Nun mag aber eine Abtei einen noch so guten Gründer oder Visitator haben, wenn den Insassen der Besitz ihrer Ländereien, Renten und Freiheiten nicht auch durch gute Briefe und Urkunden gesichert ist, so möchten sie wohl oft schlimme Dienste erfahren und viel Verfolgung erleiden von ihren Feinden und falschen Menschen. Und das sehe ich wohl, daſs diese hl. Äbtissin und ihr Konvent viele falschen Feinde haben, die ihre Abtei zerstören und sie ihres Besitzes berauben möchten, und das wäre mir recht leid. Und darum mache ich hier ein Buch, das soll genannt werden "Der Stiftungsbrief *(Chartre)* der Abtei des hl. Geistes". Darin werde ich erzählen, erstlich, wann und wo und von wem diese Abtei zuerst gegründet wurde. Dann werde ich erzählen, wie und in welcher Zeit die hl. Abtei zerstört wurde, und wie die Äbtissin und die Priorin und ihr ganzer Konvent aus ihrem Orden getrieben wurden; und danach werde ich erzählen, wie und in welcher Weise die Abtei wieder neu gemacht wurde, uud wie die Äbtissin und ihr ganzer Konvent wieder in den Orden kamen; und zu allerletzt werde ich erzählen, wie der allmächtige Gott seine eigenen vier Töchter in diese hl. Abtei hineingethan hat gegen jene vier garstigen Teufelstöchter, die der hl. Geist hinwegjagte, denn sie waren gar so garstig, wie das Buch von dieser Abtei am Schlusse berichtet.' Und nun folgt die betreffende Stiftungsurkunde, die Gott dem Adam und seinem Weib Eva und ihren Erben im Paradiese verliehen hat, ganz nach dem Muster derartiger lateinischer Urkunden abgefaſst: '*Sciant presentes & futuri* etc.' — '*Habendum et tenendum*' — '*Hijs testibus*' — '*Data apud paradisum* etc.' — '*Memorandum quod primo die incarnationis hominis* etc.' Darauf wird denn erzählt: wie ein falscher, abtrünniger Tyrann, Satan, ins Paradies eindrang, denn 'die Pförtnerin, die man "Furcht" heiſst, wie das andere

Buch sagt, war da nicht zur Stelle'; wie er Adam und Eva zum Genufs der verbotenen Frucht verleitete und, während sie vom Apfel afsen, mit vier Knechten die Abtei ausplünderte, abbrach und die Insassen vertrieb und zerstreute, so dafs es 5533 Jahre währte, bis sie wieder alle zusammenkamen; und wie dann Gottes Strafgericht über Adam und Eva erging und sie aus dem Paradiese in diese elende Welt hinausgejagt wurden, mit der Weisung, die hl. Ordensfrauen zusammenzusuchen und die Abtei in den alten Stand zu setzen: eher würden sie nicht mehr in die Freuden des Paradieses oder in den Himmel eingelassen. Sie aber suchten vergebens und starben in Kummer darob, und ihre Seelen und die ihrer Nachkommen mufsten viele tausend Jahre in der Hölle sein. Und auch nach ihnen suchten weise Männer, Patriarchen und Propheten, in verschiedenen Ländern Zeit ihres Lebens ebenso vergeblich, und das ging besonders vieren, David und Salomon, Jesaias und Jeremias, so zu Herzen, dafs sie in grofse Klagen darüber ausbrachen. Endlich erbarmte sich Gott im Himmel und beschlofs, die Menschheit zu retten. Nach entschiedenem Streit zwischen seinen vier Töchtern, Mitleid, Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden, sandte er seinen Sohn zur Erde, der während seines Lebens und Leidens eine der hl. Frauen nach der anderen fand: die Reinheit im Schofse seiner jungfräulichen Mutter, die Armut im Stalle zu Bethlehem u. s. w., zuletzt am Kreuze auch noch die Äbtissin *(Charite)*. Nachdem er so die Abtei wieder errichtet hatte, führte er die Seelen seiner Lieben mit sich aus der Hölle; Gott Vater aber gab seine vier Töchter den Vorsteherinnen des Konvents als Kaplaninnen zur Seite und verhiefs denen, die diese Abtei des hl. Geistes schön und rein bewahrten, viel Herzensfreude hier auf Erden, nach dem Tode aber die Seligkeit des Himmels zum Lohn.

Das alles ist sehr lebendig und anschaulich, in ungemein schlichter und treuherziger Sprache erzählt. Das Bestreben des Verfassers geht offenbar dahin, seinen Gegenstand dem Gemüt und Verstand auch des einfachsten Mannes nahe zu bringen. Darum bewegt er sich auch mit Vorliebe im Vorstellungskreise des gewöhnlichen Lebens und pafst sich damit der Fassungskraft seiner Leser auf das beste an. So bemerkt er, nicht ohne Schalkhaftigkeit, dafs Adam und Eva mit Feigenblättern ihre Scham bedecken mufsten, denn sie hatten keine anderen Kleider: *for þat tyme were no furred gounnes ne pricked paltokys!* — Ehe sie Gott aus dem Paradiese trieb, machte er jedem von ihnen einen Rock von Leder. — Maria hatte keine anderen Windeln, das Jesuskind einzuwickeln, sondern nahm ein Tuch vom Kopf und zerschnitt einen alten Rock und machte Tücher daraus und wickelte das Kind darein zum Schutz vor Kälte und legte es auf ein Bündel Heu in einem Ochsenstall. — Bei der Erwähnung des Wortes 'Legion' hält er es für nötig, eine Erklärung desselben hinzuzufügen. — Die Dornenkrone auf dem Haupte Christi schlugen sie mit Stöcken nieder, denn sie wollten sich die Hände nicht zerstechen u. dgl.

Charakteristisch sind auch die Vergleiche: Nach der vergeblichen Versuchung Christi schämt sich der Teufel vor sich selber, dafs er durch

die Jungfrau 'Stärke' *(damysele Fort)* so überwältigt worden, und rennt wieder zur Hölle *as an old schrewe.* — Der blutige Schweifs tröpfelt vom Leibe Christi herab wie Wasser von einem Haus nach dem Regen. — Die Juden grinsten Jesum an und spien ihm ins Gesicht, wie man eine Kröte anspeit; sie nagelten ihn ans Kreuz, wie man Tuch an einen Spannrahmen nagelt u. s. w. Gerne läfst er in die Erzählung irgend einer Begebenheit einen Ausdruck der Bekräftigung, der Billigung oder Mifsbilligung, des Bedauerns u. dgl. mit einfliefsen, der seine gemütliche Anteilnahme verraten und damit auch die seiner Leser wecken soll, denen er auf diese Weise gleichsam persönlich nahetritt: Die Pförtnerin 'Furcht' war nicht zur Stelle, als der Teufel zu den Thoren der Abtei kam: 'wollte Gott, sie wäre bereit gewesen, dann wäre er nicht hineingekommen.' — Adam und sein Weib hatten grofsen Kummer, 'wie es auch kein Wunder war'. — Adam erzählte Gott unter Thränen seine Geschichte, und auch Eva weinte vor Kummer, 'wie ich ihr nicht verdenken will'. — Gott machte einem jeden von ihnen einen Rock von Leder und stiefs sie aus dem Paradiese, 'und das war ein kläglicher Anblick, fürwahr!' — Ihre Seelen fuhren zur Hölle, 'und das war ein grofser Jammer'. — Als Adam in der Hölle Christum kommen sah, 'mein Gott (*lord*), wie war er froh!' — Christus wurde von seiner Mutter geboren in einem alten, verfallenen Haus am Ende der Stadt Bethlehem und lag in einer Krippe auf ein wenig Heu; und da fand er eine andere Frau der Abtei, nämlich 'Armut'; denn seine Mutter hatte keine anderen Windeln u. s. w.: 'ich meine, da war Armut genug!' — Als einen echt volkstümlichen Zug möchte ich zuletzt auch noch die häufige Verwendung der so beliebten Füllphrase 'sagte er', 'sagte sie' in der direkten Rede erwähnen, wovon die Reden S. 349 bis 351 zahlreiche Beispiele bieten.

Was mag der Verfasser, der sich als einen so vortrefflichen Erzähler erweist, wohl für ein Landsmann gewesen sein? Horstmann sagt: '*not a Northerner.*' Ich weifs nicht, ob nicht doch Spuren einer dem Dialekt der Hss. fremden, nördlichen Mundart zu finden sind. L, welches sonst das Part. Präs. auf *-end(e)* oder *-ynge* bildet, hat auch *knowand* S. 341, *mornandliche* (Ms. *mormanl.*) S. 346, *sittande* (Ms. *settande*) S. 353, dazu häufig *scho* neben *sche.* Beiläufig mag auch bemerkt werden, dafs je einmal *mayd* S. 345, *maydest* S. 350, *weynden* S. 352 (für *mad* Prät., *madest, wenden* Infin.) geschrieben ist; in *tayle* für *tale* wurde das *y* nachträglich getilgt. Die Schreibung *qw* für *wh* in H, die allerdings nicht ausschliefslich dem Norden eigentümlich ist, habe ich schon erwähnt: in diesem Stück ist sie beinahe konsequent durchgeführt. Aufserdem aber begegnet in H: *wam* S. 338, *quam* S. 356; *mykel* S. 346 neben *mych(e), mech(e)*; 2. Plur. Imperat. *lystes* (L *listeniþ*, V *lustneþ*) S. 346; 2. Sing. Ind. Prät. *þou dede* (L *dedest*, V *dudest*) S. 344; *syn* (L *siþen*, V *seþþe*, Ha *sith*) S. 355; *al yf* (V *þauh*, Ha *though*) S. 361. Das fällt zum mindesten auf in einer Hs., die unter anderem einige Plurale Ind. Präs. auf *-eþ*, zweimal, S. 340, 352 *hey*, einmal S. 356 *hij* für *þei* bietet. Vielleicht gehört auch *bolned* (*blu & blodi*) V S. 362 hierher, wofür H *swellyng* hat.

Wenn nun solche Formen für den nördlichen Ursprung des Stückes auch nicht streng beweisend sein mögen, so scheinen sie doch seine Heimat der nördlichen Grenze des Mittellandes nahe zu rücken. Für die Zeitbestimmung kommt in erster Linie in Betracht das Alter der Hss., von denen L nach Horstmann die früheste, also noch älter als V ist. Da aber L offenbar nicht das Original darstellt, so wird die Abfassung desselben wohl nicht allzu lange nach der Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzen sein. Dafs die Stelle S. 342, Z. 3 ff. Verse enthalte, die den Versen 335—338 des *Ipotis* entsprechen, hat Horstmann angemerkt.

Poems of Ms. Thornton, S. 363—374. Nicht mit aufgenommen sind: Will. of Nassyngtons Gedicht *'De Trinitate et Unitate'*, Perry, *Rel. Pieces* S. 60, und *'Saint Iohn the Evangelist'*, Perry, ebenda S. 94. Horstmann will nur diejenigen kürzeren Gedichte geben, deren wirklicher oder möglicher Verfasser R. Rolle ist. In der Hs. sind sie alle anonym überliefert. Die ersten vier folgen unmittelbar auf Will. of Nassingtons Gedicht. I—III sind in frei gebauten kurzen Reimpaaren, I ist ein Dankgebet an den Herrn Jesu Christ, zu dem der Dichter augenscheinlich durch die im *Speculum S. Edmundi* S. 220, 221 enthaltene Mahnung zur Selbsterkenntnis und zur Beherzigung der an Leib und Seele uns erwiesenen Güte Gottes angeregt wurde; III ist eine poetische Paraphrase des Gebetes *'In manus tuas'* etc., S. 222 des *Speculum*. Dafs auch die acht Reimpaare von II, worin dem dreieinigen Gott für die Erschaffung, Erlösung und für alle anderen Wohlthaten in trockenen Worten gedankt wird, durch das *Speculum* inspiriert seien, wie Horstmann angiebt, kann ich nicht finden. — IV besteht aus drei Strophen. Die zweite und dritte, vierzeilig, aus viertaktigen Versen mit der Reimstellung a b a b, enthalten des Dichters Bitte an Jesu, den Urquell wahrer Liebe, der selbst aus Liebe zu uns litt, er möge es nicht zulassen, dafs er sich je wieder sinnlicher Liebe zu irdischen Dingen zuwende: an der Liebe zu ihm allein wolle er seine Lust und Freude haben, der Liebe dessen klagend gedenken, der um seinetwillen sich töten liefs. In der ersten Strophe betet er zu dem aus Liebe für ihn Gekreuzigten um Barmherzigkeit und um Entfernung alles dessen, was seine Gegenliebe hindern könnte. Diese Strophe ist von den beiden anderen verschieden gebaut: es sind vier einreimige Septenare, deren erstes Paar auch eingeflochtenen Reim hat. Ob sie ursprünglich mit den beiden anderen zusammengehörte, ist mir doch zweifelhaft. Es scheint eine Wanderstrophe zu sein, denn sie steht auch am Schlusse eines der kleineren Gedichte des Vernon-Ms. (Horstmanns Ausgabe S. 22), welches überschrieben ist: *A preyer to þe fiue woundes.* Aber auch da ist sie schwerlich an ihrem Platze: das Gebet an die fünf Wunden ist beschlossen in der vorangehenden Strophe, die sich ebenso durch ihre Form von der angefügten Schlufsstrophe abhebt. Was die Frage nach dem Verfasser der erwähnten vier Gedichte anbelangt, so macht Horstmann zunächst darauf aufmerksam, dafs unmittelbar nach ihnen in der Hs. die mit R. Rolles Namen bezeichneten Prosastücke kommen, und meint dann, wenigstens das vierte sei unzweifelhaft von Richard. Ich möchte die

Möglichkeit dieser Annahme nicht bestreiten. Aber mit gröfserer Sicherheit, glaube ich, dürfen wir ihm doch das nächstfolgende, Nr. V (bei Perry, *Rel. Pieces* S. 73: *Hymn to Jesus Christ*), zuweisen, welches einzelne Verse, ja ganze Strophen, beinahe wörtlich der *Meditatio de passione Christi* S. 57 und dem *Cantus amoris* S. 60 des Traktates *Ego dormio* entlehnt hat. Dafs im V. 31 das Part. Prät. *slane* durch den Reim auf *mane* (ne. *moan*) gesichert ist — R. Rolle soll nach Brandl, *Thomas of Erceld.* S. 68, ausschliefslich *slayne* gebrauchen —, kann doch wohl die anderen Gründe für seine Verfasserschaft nicht entkräften. — VI ist bei Perry, *Rel. Pieces* S. 76 abgedruckt. Unter den kleineren Gedichten des Vernon-Ms., Horstmanns Ausgabe S. 16, erscheint es mit dem Titel: *her biginneþ an orisun of þe trinite,* in südliche Mundart übertragen, wobei denn freilich in V. 100 aus dem *chaste* des nördlichen Originals unbedenklich ein papiernes *chost* gemacht wurde, um den Reim auf *wost, most, gost* zu gewinnen, während *sare* V. 14, 76 stehen blieb, weil sich die anderen Reimwörter nicht ändern liefsen. Das Gedicht ist in achtzeiligen Strophen aus je viertaktigen Versen mit der Reimstellung a b a b a b a b verfafst. Die ersten beiden Strophen sind im Thornton-Ms. sechszeilig überliefert. In der zweiten ist wohl nur das letzte Verspaar ausgelassen (Horstmann giebt es in der Fufsnote aus Vern.); aber die erste ist offenbar umgearbeitet worden, wie ein Blick auf Vern. lehrt, welches hier gewifs das Ursprüngliche bewahrt hat. Das sieht man schon aus den Reimen. Thornt. reimt a) *gaste* : *maste* : *haste,* b) *mone* : *trone* : *mysdone*; Vern. a) *gost* : *most* : *haste* : *chaste,* b) *calle* : *stalle* : *falle* : *alle.* Eine Zeile wie *My sunful lyf is steken in stalle* hat der Schreiber von Vern. gewifs nicht selbst gedichtet. Auch die zwei folgenden Verse 5 und 6: *I preye þe, lord, þat þou þe haste Me to helpe, þat I ne falle* (*'Domine, ad adiuvandum me festina'*) sind ohne Zweifel ursprünglich gegenüber denen der Thornt.-Hs.: *I praye þe, lorde, þat þou þe haste To forgyffe þat I hafe mysdone,* die, abgesehen vom eigentümlichen Gedanken: 'Herr, beeile dich zu vergeben, was ich gefehlt', am Ende nur dasselbe besagen wie der nächste Vers: *Lorde, hafe mercy of my syne.* An einigen anderen Stellen bietet der Vern.-Text noch beachtenswerte Lesarten, die Horstmann zum Teil auch angeführt hat. — S. 366, V. 64, *gyffe þi willes be,* l. *wille* für *willes.* — VII ist ein kurzes Gebet an Jesu in rhythmischer Prosa mit einer Art Reimspielerei: es reimen lauter lateinisch-romanische Worte auf *-one* zusammen: *incarnacione* : *passione* : *dampnacione* u. s. w.; VIII *When Adam dalfe and Eue spane,* gegenüber dem Text im Ms. Cambr. Dd V. 64, S. 73, um zwei Strophen vermehrt; s. Perry, *Rel. Pieces* S. 80. — IX, bei Perry, *Rel. Pieces* S. 84 (*Hymn to Jesus Crist*); *Minor Poems of Vern. Ms.* S. 45 (*The Sweetness of Jesus*); Furnivall, *Hymns to the Virgin* etc. S. 8 (aus Ms. Lambeth 853). Es ist in achtzeiligen Strophen vom selben Bau wie Nr. VI und verrät an einigen Stellen Bekanntschaft mit dem *Speculum S. Edmundi*; vgl. besonders S. 229 ff. Horstmann bemerkt in der Fufsnote: *'The authorship of this piece is doubtful, as the o-forms (sore, lore, wore) are frequent; but perhaps allowance must be made for the metre;*

the same poet wrote the poem on Hell, Purgatory etc. in Ms. Reg. 17 B XVII.' Belegt sind durch den Reim: *lore, sore, more*; dazu noch *þere* (kein *þare*), Plur. Prät. *wore* und *were* (kein *ware*). Diese letzteren Formen aber verweisen den Ursprung des Gedichtes in den Norden des Mittellandes, höchstens in den südlichen Teil des nördlichen Sprachgebietes; s. Curtis, *Clariod.* S. 63, 64. Charakteristische Verbalendungen kommen im Reime nicht vor; das auslautende *e* ist stumm. Vern. und Lamb. haben nach V. 40 eine Strophe, die in Thornt. fehlt; sonst bietet der Text dieser Hs., abgesehen von den nördlichen Sprachformen, nicht viel Besonderes. V. 23 *As fadir of fude, my lufe to wyne* ist gewiſs mit Vern. und Lamb zu bessern: *As fadir he fondid* (Vern. *fondeþ*) *my lufe to wyne.* — V. 38 *Full trewly I tryste þare-fore* dürfte des Metrums wegen zu schreiben sein: *Full trewly tryste I* [*him*] *þare-fore,* wie Vern. und Lamb. — V. 41 l. *burde* (Vern. *bi-houeþ*) für *bude.* — X = Ms. Dd V. 64 Nr. XIV, S. 81 (mit drei Zusatzstrophen und anderen kleinen Änderungen) und daran angeschlossen Nr. XII desselben Ms. (bis V. 40: es fehlt ein Blatt in der Thornt.-Hs.); s. S. 79. — XI = *Pricke of Conscience* V. 438—551, aber der Text weicht von dem bei Morris bedeutend ab: welcher der vorhandenen Fassungen er angehört, wäre noch zu untersuchen. Ein paar Verse scheinen verderbt. V. 7—8 lauten: *He was getyne, als it was knawene, Thurgh sedis man and sedis sawene*; bei Morris 444—445: *He was geten aftir, als es knawen, Of vile sede of man with syn sawen.* Danach ist oben V. 7 das zweite *was* in *es* zu ändern und V. 8 vermutlich zu schreiben: *Thurgh sede of man with syn* (oder *synnis*) *sawene.* — V. 35—36 *The kynde es so combyrde with kare, It kane noghte do bot cry and rare* l. *child* für *kynde*; vgl. Morris 476—477: *For unnethes es a child born fully Þat it ne bygynnes to goule and cry*; auch das unmittelbar Folgende setzt die Lesart *child* voraus. — V. 59 tilge das Anführungszeichen und setze es nach *es* V. 60, der noch zum Citat gehört; danach Punkt. — XII *Erthe owte of erthe,* Perry, *Rel. Pieces* S. 96. Dieses Gedicht ist in abweichender Fassung bekanntlich auch in anderen Handschriften erhalten und nach zweien derselben schon gedruckt worden. Horstmann erwähnt nur die Ausgabe von Furnivall in den *Hymns to the Virgin and Christ* S. 88 (nach Ms. Lambeth 853); genauere Angaben in betreff der Überlieferung findet man bei Furnivall a. a. O. XVIII, Zupitza, Archiv XCI, 382, und dazu vgl. man noch *Mod. Lang. Notes* 9, 201 und 270.

Hiermit ist der Hauptinhalt des Bandes erschöpft. Es folgen dann noch zwei Appendices. Der erste enthält: *Rest of religious contents of Ms. Thornton,* S. 375—411. Es sind zum gröſsten Teil lateinische Gebete und Hymnen und nur wenig Englisches darunter: zwei poetische Zauber gegen Zahnweh S. 375 (früher gedruckt in den *Reliquiæ antiquæ* I, 126), ein prosaisches Gebet auf die Freuden und Schmerzen Mariä, das nach Horstmann möglicherweise von R. Rolle sein könnte, S. 377—379, ein anderes kurzes Gebet um die sieben Gaben des Heiligen Geistes S. 380 und *A Reuelacyone schewed to ane holy womane now one late tyme,* S. 383—392 (ein Blatt in der Mitte fehlt in der Handschrift). Die Vision, in welcher

jener Frau vom Geiste einer ihr bekannten Nonne Margarete die grausigen Qualen des Fegefeuers gezeigt und die Mittel zu seiner Erlösung aus demselben angegeben wurden, fand statt in der St. Laurenzi-Nacht und den zwei folgenden Nächten des Jahres 1422.

Im Appendix II giebt Horstmann aus dem Ms. Arund. 507 die Stücke aus *The Form of Living*, die hier, in verkürzter Gestalt, getrennt erscheinen, und den ebenfalls verkürzten Text von *Ego dormio*; ferner aus demselben Ms. eine Sammlung von lateinischen Epigrammen und andere lateinische Stücke, kurze Bemerkungen, Gebete etc., die im Ms. die englischen Texte R. Rolles begleiten; darunter ist auch ein Kapitel aus dem *Incendium amoris* (S. 441), von dem ein Abschnitt mit etwas verändertem Wortlaut im *Officium de S. Ricardo heremita* enthalten ist; s. Perry, *Prose Treat.* XXVIII.

Und nun zum Schlusse dieser — etwas lang geratenen — Besprechung bleibt mir nur noch übrig, Horstmann für die schöne Gabe zu danken und damit den Wunsch zu verbinden, dafs er diesem ersten Bande der *Library of Early English Writers* manche andere derselben Art anreihen möge. Wenn er es dann vielleicht auch über sich gewinnen kann, Inhaltsverzeichnisse, Wortregister und dergleichen Behelfe, die man ungern vermifst, hinzuzufügen, so wird sein Verdienst um so gröfser sein.

Greifswald. M. Konrath.

Dictionary of Quotations (English) by Lieutenant-Colonel Philip Hugh Dalbiac, M. P. With Authors and Subjects Indices. London, Swan Sonnenschein & Co., 1896. 510 S. 8.

Quotations heifsen hier solche Sätze von Kunstdichtern und Prosaschriftstellern, die einen Gedanken mit epigrammatischer Prägnanz ausdrücken, so dafs sie das Gedächtnis leicht behalten kann. Der Verfasser, ein militärisch und politisch hochstehender Mann, hat sie ebenso geschickt als liebevoll aus einer ganzen Bibliothek neuenglischer Autoren, sowie mit Berücksichtigung Chaucers und Barbers, zusammengestellt und dreifach angeordnet: einmal nach dem ersten Wortè des Citats, das dabei am vollständigsten abgedruckt wird; dann nach dem Hauptwort des Citats, kurz und sehr praktisch zum Nachschlagen; endlich nach Autoren, wobei sich zeigt, dafs nächst Shakspere und der Bibel entschieden Tennison, Byron und Pope die meist citierten oder citierbaren sind, offenbar wegen ihrer Vorliebe für Sentenzen. Die Grenze gegenüber den anonymen Sprichwörtern, deren achtundzwanzig begegnen, ist nicht streng gezogen; und wenn es überhaupt gestattet ist, angesichts einer so reichhaltigen Auswahl noch einen Wunsch auszusprechen, so wäre es am ehesten der, dafs noch einige Prosaisten aus Shaksperes Zeit, z. B. Greene und Nash, ausgezogen würden. Das Ganze ist ein in der Hauptsache überraschend vollständiges Nachschlagebuch, das zugleich für das Aufkommen und den Einflufs gewisser Sprichwörter bequeme Fingerzeige giebt.

Die Vorrede teilt mit, dafs ein ähnlicher Band mit lauter Citaten

aus lateinischen und griechischen Autoren, von T. B. Harbottle, nahezu druckfertig ist und dafs die Absicht besteht, einen dritten Band auch aus den modernen Schriftstellern des Kontinents zusammenzustellen.

A. B.

Real-Lexikon der Englischen Sprache (mit Ausschlufs Amerikas) unter Mitwirkung von H. Böddeker-Stettin, F. J. Wershoven-Tarnowitz, H. Becker-Elberfeld, G. Krüger-Berlin, J. Leitritz-Stettin herausgeg. von Clemens Klöpper in Rostock. Leipzig, Rengersche Buchhdlg., 1896. 1. Lieferung, 64 S. M. 1,50.

Die vorliegende erste Lieferung reicht bis *Alabama question*, und zwanzig solche Lieferungen sollen das Werk vollenden. Es ist weit ausführlicher angelegt, als ein Wörterbuch sein kann, auch als Hoppes Supplement-Lexikon, und zugleich viel reicher an Artikeln, handlicher und billiger als die englischen Encyklopädien, die doch immer eine Menge Rechtsausdrücke und Dinge des gewöhnlichen Lebens für den Ausländer unerklärt lassen. Am meisten Raum nimmt zunächst das Wort *Agriculture* ein, das mit seinen Zusammensetzungen fünfzehn Spalten füllt; die Verhältnisse der Gegenwart sind dabei besonders berücksichtigt, wie denn auch *Acetylen* bereits mit einem Artikel bedacht ist. In litterarhistorischer Hinsicht würde aus Brewers *Dictionary of phrase and fable*, das eben in vermehrter Neuauflage erschienen ist, noch manche Anregung zu gewinnen sein. Ferner fiel es mir auf, dafs, wenn bei *Absalom* auf Drydens Figur dieses Namens verwiesen wird, auch bei *Abigail* an Marlows *Jew of Malta* erinnert werden dürfte. Dafs der *Abbot of Misrule* ein 'Anführer der Spafsmacher bei öffentlichen Weihnachtsfestlichkeiten früherer Zeiten' war, ist bedenklich allgemein ausgedrückt. Bei *Abbotsford* wird ausnahmsweise Litteratur citiert, nämlich Irvings *Miscellanies;* Lockharts Angaben hätten es mindestens ebenso verdient; u. dgl. Aber nichts ist leichter, als für den ersten Versuch eines solchen Unternehmens Ergänzungen vorzuschlagen. Klöppers Buch, wenn planmäfsig durchgeführt, wird immerhin die vielseitigste Orientierung über die englischen Realien bringen, die uns bisher ein Landsmann gewährt hat; es wird in jedem neuphilologischen Seminar unentbehrlich sein und weit über die Schulkreise hinaus einem stetig wachsenden Bedürfnis entgegenkommen. Wir wünschen dem Herausgeber gleichmäfsige Mitarbeiter und werden auf die folgenden Lieferungen noch zurückkommen. A. B.

E. W. Sievers, Shakespeares zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyklus. Mit einer Einleitung von W. Wetz. Berlin, Reuther u. Reichard, 1896. XXIII, 256 S.

Das erste Kapitel ist dem 'Entwickelungsgang des Königstums', das zweite dem der Menschheit gewidmet; beide behandeln die Stücke Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. und kommen zu dem Resultat, Shakspere habe da zuerst den biblischen Sündenfall und dann die

Wiederversöhnung der Menschheit mit ihrem sittlichen Beruf, mit Gott reproduziert: 'es ist eine Conception, der an Grofsartigkeit und Tiefe nur der Goethesche Faust, an den sie auch sonst vielfach mahnt, ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann' (S. 5). Im dritten Kapitel 'Shakespeare als Interpret der Johanneischen Logos-Idee' erfahren wir, dafs der Dichter in allen diesen Stücken die Fleischwerdung des Wortes Gottes darstellen wollte, im schlechten König Richard II. und im Idealkönig Heinrich V., im Usurpator Bolingbroke und im ritterlichen Percy; der dicke Falstaff sei sogar im besonderen Grade 'das Fleisch gewordene Wort', einerseits durch seine äufsere Erscheinung als 'Repräsentant des Fleisches, der durch den Fall Adams verschuldeten Sündhaftigkeit des Menschen, andererseits als Meister in der Kunst der Handhabung des Wortes, als der von keiner Schranke eingeengte Beherrscher der Schöpferkraft des Wortes' (S. 209). Wenn die Soldaten im Lager Heinrichs V. jeder in seiner Sprache, also walisisch, schottisch etc. reden, soll in dieser Eigenartigkeit der Zunge die Fleischwerdung des Wortes 'fast handgreiflich' ausgeprägt sein (S. 244). Und auch die niedrigen Figuren, die zungenfertige Wirtin Hurtig mit ihrem 'nachgiebigen Gemüt' und ihrer 'vollständigen Arglosigkeit', der Renommist Pistol, der geschwätzige Friedensrichter Schaal und sogar sein Kollege Stille, der nie etwas sagt, aufser wenn ihn der Wein pappeln macht, sie alle helfen die Fleischwerdung des Wortes ausdrücken; sie haben ja alle Fleisch und Worte; 'wie das Wort auch den im eigentlichen Sinne Berauschten umschafft, welchen Schein von Geist und welches Leben es da noch selbst den schwachsinnigsten und stumpfesten der Menschen zu geben vermag, das durfte doch in seiner Verherrlichung der Johanneischen Logosidee wahrlich nicht fehlen!' (S. 238). Ohne Zweifel ist es eine umfassende Idee; warum sollte man sie nicht auf die Gestalten in allen Shakspereschen Dramen, überhaupt auf alle Dichtungen mit redenden Wesen anwenden?

Die Beweise freilich sind mir gemeiniglich zu geistreich vorgekommen; z. B. wenn es S. 38 von Richard II. heifst: 'Gerade indem er freiwillig auf sein Recht verzichtet, spricht er es sich ... nur um so entschiedener wieder zu, denn mit seinem Recht vernichtet er zugleich sich selbst.' Was Diktion anbelangt, wimmelt es auf jeder Seite von transcendent, objektiv, subjektiv, sittlich, ideal, bewufst, absolut u. dgl., namentlich sittlich und ideal begegnen auf mancher Seite zwei- und dreimal. Mit diesem idealen Sinn des Verfassers hält aber die zu erwartende Bescheidenheit, die doch auch eine Tugend ist, nicht Schritt; 'ich habe,' sagt er S. 123, 'den Cyklus als Ganzes oder als eine Verherrlichung des Princips der Immanenz Gottes bezeichnet, und in der That ist diese Bezeichnung die den Gedankengehalt dieses Werkes allein ganz erschöpfende.'

E. Wilhelm Sievers ist 1894 im Alter von vierundsiebzig Jahren gestorben. Er hatte sich mit Hegelscher Philosophie gesättigt, für die Bewegung von 1848 begeistert, vierzig Jahre lang am Realgymnasium zu Gotha die neueren Sprachen gelehrt, zuerst über Schiller und dann in edlem Enthusiasmus viel über Shakspere geschrieben. Obige Schrift hat

Wetz aus dem Nachlafs herausgegeben und mit einer liebevollen biographischen Einleitung versehen. Er nennt ihn nicht einen 'Philologen oder Litterarhistoriker' (warum 'oder'? ich kenne zwar eine Linguistik, aber nicht eine Philologie ohne Litteraturgeschichte), sondern einen Philosophen und rühmt ihm nach, dafs er einer der bedeutendsten Männer gewesen, die die wissenschaftliche Erkenntnis Shaksperes in Deutschland förderten.

Niemand sei behindert, die Charaktere Shaksperes nach seiner Art sich auszumalen, in die Dramen schöne Tendenzen hineinzulesen, darüber selbst ein halber Dichter zu werden, solche Herzensergiefsungen drucken zu lassen, sie zu loben und zu geniefsen. Nur wenn uns solche eigentümliche Philosophie mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, ja als einzig mafsgebende und hochbedeutende Wissenschaftlichkeit entgegentritt, regt sich pflichtgemäfser Widerspruch, und so bekenne ich in aller Bescheidenheit, dafs ich beim besten Willen aus dem vorliegenden Buche nicht zu lernen vermochte. A. B.

Die Tragik in Shakespeares Coriolanus. Eine Studie von Dr. Friedrich von Westenholz. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (Æ. Hauff), 1895. 31 S. 8.

Die drei Römerdramen Shaksperes sind nicht, wie man behauptet hat, als eine Trilogie gedacht, deren gemeinsamer Held der römische Staat ist. Im Coriolanus insbesondere bilden die Kämpfe der Plebejer gegen die Oligarchie der Patricier zwar den lokalen Hintergrund, aber nicht den Angelpunkt der Handlung. Sie sind der äufsere Anlafs der Katastrophe, aber nicht die eigentliche Ursache derselben: indem Coriolan seinem eigenen Selbst, den tiefwurzelnden Besonderheiten seines Charakters zuwider handelt, unterschreibt er sein eigenes Todesurteil. Zum Handeln wider seine Natur und damit ins Verderben treibt ihn aber die bedingungslose Unterordnung unter den Willen seiner schwärmerisch verehrten Mutter. Von dem bei seinem Gewährsmann Plutarch mehr angedeuteten als ausgeführten Verhältnis Coriolans zu seiner Mutter ist Shakspere ausgegangen; das ist ihm Kern und Basis einer Tragödie geworden, die das Ringen eines ererbten und planmäfsig geförderten Mannesstolzes mit tiefgründiger Kindespietät zu ihrem eigentlichen Gegenstand hat. Der Konflikt ist also bei ihm nicht sowohl politischer, als vielmehr rein menschlicher Natur. Die Richtigkeit dieser Anschauung ergiebt eine Vergleichung des Coriolanus mit seiner Quelle. Besonders bedeutsam ist das, was der Dichter frei erfunden hat: so neben den mannigfachen kleineren Zügen die zweite und mehr noch die dritte Scene des ersten Aktes; vor allem aber die zweite Scene des dritten Aktes, wo Coriolan nach vergeblichen Bitten der Freunde durch Volumnia sich bestimmen läfst, den verhafsten Werbegang um die Gunst des Volkes zu thun. Diese Scene birgt nichts Geringeres in sich, als das eigentliche tragische Moment des ganzen Dramas, in ihr liegt der tragische Wendepunkt im Leben Coriolans und damit auch der Handlung in dem Drama, das seinen Namen

trägt. Er tritt aus seinem Hause als ein gebrochener, mit sich selbst zerfallener Mann; und so kann es kaum noch überraschen, daſs er, nachdem er seine Überzeugung, sein inneres Selbst der Mutter preisgegeben, schlieſslich auch bereit ist, sein Leben der Flehenden zu opfern.

Das ist im wesentlichen der Gedankengang der vorliegenden Studie, die nach einigen Bemerkungen über die Charaktere der anderen Hauptpersonen des Dramas mit dem Satze schlieſst: ‘Für mich ist Shaksperes “Coriolan” die mit ergreifender Konsequenz durchgeführte Darstellung von dem tragischen Zerfall eines reich angelegten, aber einseitig entwickelten und in gefährlichen Zwiespalt mit sich selbst gebrachten Charakters.’ — Ist er dies nicht auch schon für andere vor v. W. gewesen? und war es wohl nötig, durch Wiederholung längst gesagter Dinge Ansichten zu bekämpfen, die heutzutage kaum mehr von vielen geteilt werden? Daſs der Konflikt im Coriolanus ein rein menschlicher sei, ist anderen Shakspere-Erklärern nicht verborgen geblieben. Wenn aber v. W. in der Einwilligung Coriolans, das Volk mit guten Worten zu versöhnen und mit Klugheit umzustimmen, das eigentliche tragische Moment des ganzen Dramas sieht, so legt er ihr eine Bedeutung bei, die sie bei Shakspere nicht hat. Wie zeigt sich denn Coriolan in der folgenden Scene als einen gebrochenen, mit sich selbst zerfallenen Mann? Er hat sich allerdings eine Rolle aufgeben lassen, die er nach eigenem Geständnis nie natürlich spielen kann. Aber kaum macht er auch nur den Versuch sie zu spielen, so fällt er auch schon aus ihr heraus. Beim nächsten Anlaſs bricht seine wahre Natur mit Gewalt durch, er vergiſst, daſs Milde sein Stichwort sei, und fährt gegen die lügnerischen Tribunen los, bis er sich die Verbannung an den Hals geredet hat. Das ist der Wendepunkt in seinem äuſseren Geschick. Wodurch sich der ‘tragische Zerfall’ in ihm selber vollzieht und notwendig vollziehen muſs, das hat Max Koch in seiner Einleitung zur Übersetzung des Stückes überzeugend dargethan.

Auch eine andere Behauptung v. W.s, daſs die Mutter es sei, die Coriolan nicht nur seine Überzeugung, sondern schlieſslich auch sein Leben raube, daſs er es der Flehenden zum Opfer bringe, hält vor den Thatsachen schwer Stich. Nicht um diesen Preis erfleht Volumnia von ihm die Rettung Roms: die Volsker versöhnen solle er und sich so den Dank beider Teile verdienen. Coriolan läſst sich erweichen: ehrlich kämpfen kann er nun nicht mehr, aber einen tauglichen Frieden will er schaffen; Aufidius möge ihm nur sagen, was er für einen wünsche. Mit dem Angebot eines für die Antiaten ruhmvollen Vergleiches von seiten Roms kehrt er nach Antium zurück, und ‘seine Rückkehr zerteilt die Luft mit Jubel’ ... ‘Sie, deren Kinder er erschlug, zerreiſsen die schnöden Kehlen sich mit seinem Lob.’ Erst die Verhetzung des Volkes durch Aufidius ändert die Stimmung, und selbst dann findet Coriolan noch unter den Senatoren gerecht denkende Männer, die ihn vor der blinden Wut des Pöbels zu schützen suchen. Also nicht seine Nachgiebigkeit gegen die Bitten der Mutter, sondern sein Verhältnis zu Aufidius, welches auch wieder in seinem ganzen Wesen begründet ist, hat seinen Tod zur not-

wendigen Folge gehabt. Dafs Coriolan um ein paar Weiberthränen Blut und Mühe der grofsen Unternehmung verkauft habe, ist nur der Punkt, wo Aufidius mit Erfolg ansetzen kann, um den Gegner, der ihn zuletzt nur mehr als Untergebenen, nicht als Genossen behandelte, zu vernichten. Er sagt zwar: 'Darum soll er sterben', fügt aber hinzu: 'Und ich erheb mich neu durch seinen Fall.' Dieser Zusatz klingt selber v. W. 'etwas verdächtig'; mir scheint er neben der Rede des zweiten Verschworenen V, 6, 12 ff: 'Edler Herr, Hegt Ihr dieselbe Meinung noch, worin Ihr uns hineinzogt, so befrein wir Euch Aus Eurer grofsen Not' denn doch zu beweisen, dafs Aufidius' nächster Beweggrund zum Sturze Coriolans Eifersucht war. Die edleren Regungen, denen er beim Empfang des Verbannten in seinem Hause und dann über der Leiche des Getöteten Ausdruck giebt, können dabei immer noch bestehen.

Den Charakter der stolzen römischen Patricierin Volumnia hat v. W. wohl in ein zu schiefes Licht gerückt, indem er ihr 'etwas prahlerische und bramarbasierende Redeweise (so z. B. wenn sie über die Wunden ihres Sohnes frohlockt), geringes Verständnis für das Fühlen und Denken des ihrem Herzen so Nahestehenden' vorwirft. Ihren unheilvollen Einflufs auf Coriolan vergleicht er mit dem der Lady Macbeth auf ihren Gatten, 'mit dem einen, allerdings wesentlichen Unterschied nur, dafs während die Lady den Ehrgeiz ihres Gatten in böser Absicht schürt und steigert, Volumnia den zum Teil durch ihr Verschulden zu gefahrdrohender Höhe angewachsenen Stolz des Sohnes nun plötzlich zum Besten des Vaterlandes gewaltsam brechen will'. Einigermafsen entlastet werden beide durch einen 'generellen weiblichen Defekt, den man am besten als "geistige Kurzsichtigkeit" bezeichnen kann': sie vermögen eben die Konsequenzen ihrer That nicht zu übersehen. — Ich weifs nicht, ob diese Zusammenstellung der beiden Frauen einem Shakspere-Leser schon jemals in den Sinn gekommen ist. Und was soll man sich wohl bei dem Satze denken: 'Ganz ähnlich wie Macbeth wird Coriolan zum tragischen Helden erst dadurch, dafs sein ursprünglich edles Wollen durch unheilvollen Einflufs' (näml. der Mutter) 'ins Schwanken gebracht und schliefslich zum Handeln wider sein besseres Empfinden gedrängt wird'? In der letzten grofsen Überredungsscene V, 3 wenigstens, möchte man meinen, geschieht gerade das Umgekehrte: indem Volumnia 'den zu gefahrdrohender Höhe angewachsenen Stolz ihres Sohnes zum Besten des Vaterlandes brechen will' — v. W. hat dabei doch jene Scene im Sinn? — sucht sie eben sein besseres Empfinden wider sein verkehrtes Wollen wach zu rufen, was ihr denn am Ende auch gelingt.

Greifswald. M. Konrath.

Scott. The Lady of the Lake. Erklärt von Dr. H. Loewe. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1895.

Die zweite Auflage der *Lady of the Lake* von Dr. H. Loewe mit einer Zueignung an den Grafen H. Douglas, dessen Abstammung von dem

schottischen Adelsgeschlecht ungefähr so reell sein dürfte, wie die Person des Douglas im Epyllion — so sagt der Herausgeber mit Vorliebe —, ist kein schlechtes Buch. In der Bearbeitung von W. Wagner, Leipzig, Teubner, 1876, ist so Bedeutendes geleistet, daſs es jetzt keine Kunst ist, das Scottsche Werk mit Anmerkungen zu versehen, wenn man sich nur hütet, unnötig von jenem abzuweichen. Nach einer ganz passenden biographischen Einleitung bringt der Herausgeber des Dichters Vorrede, *Introduction to edition 1830,* die füglich hätte fortbleiben können, da der Schüler sie nicht kennen zu lernen braucht, mit ein paar Anmerkungen. In einer derselben heiſst es: 'Die Ossian zugeschriebenen Gedichte sind eigentlich von keinem bemerkenswerten Verdienste. Aber 1760—1763 veröffentlichte James Macpherson, ein schottischer Schulmeister, zwei Epen, Fingal und Temora,' u. s. w. Hiernach müſsten auſser den Macphersonschen Veröffentlichungen, wir können ohne weiteres sagen Fälschungen, andere Ossian zugeschriebene Werke vorhanden sein, was nicht der Fall ist. In einer anderen Anmerkung wird *Samuel Pepys* als ein ausgezeichneter Seeoffizier bezeichnet. Er war vielmehr *Clerk of the Acts in the Naval Board.* Wäre diese Introduction, wie gesagt, fortgefallen, oder durch eine Inhaltsübersicht ersetzt, so würde man sie nicht vermissen. Wohl aber vermiſst man eine Karte von Perthshire und Stirlingshire, die auch leider in der Wagnerschen Ausgabe fehlt. Wie soll sich der Schüler mit Loewes Angaben, die oft noch dazu ungenau sind, zurechtfinden? Ich will mich auf die Beispiele S. 231 beschränken. '*Glenartney* ist ein Thal in Perthshire.' Perthshire hat aber 70 englische Meilen von Osten nach Westen und 66 von Norden nach Süden; daher ist ein Zusatz erforderlich, wie östlich vom Benvoirlich. Zu unbestimmt für diesen wieder ist die Bezeichnung 'ein etwa 1000 Meter hoher Berg in den Grampians'; besser 'südlich von Loch Earn'. *Menteith* ist keine Grafschaft mehr, sondern ein Distrikt von Perthshire. Auf der angeführten Seite findet sich noch die Angabe: 'Die Harfe, einst das volkstümlichste Instrument in Schottland (?), wurde später durch den Dudelsack (*bag-pipe*) verdrängt.' Ebensogut läſst sich die Harfe als volkstümlich bei uns bezeichnen, weil Harfenistinnen herumziehen.

In den Anmerkungen hätte allerlei fortfallen können, was sich in den kleinsten Wörterbüchern findet, z. B. gleich in der ersten Strophe S. 31: *rill,* Bächlein; *beacon,* Bake, Leuchtfeuer, Lichtsignal. Überflüssig sind ferner alle Angaben altenglischer Stammwörter; etymologische Ableitungen haben nur Wert, wenn sie an schon Bekanntes anknüpfen. Soll aber einmal Altenglisches gegeben werden, so muſs es wenigstens genau geschehen, nicht wie S. 57: '*uncouth,* ags. *uncûd,* von *un* und *cud,* bekannt;' vielmehr *uncûd* und *cûd.* Ebenso findet sich S. 38 in der Erklärung von *woe worth* fehlerhaft ags. *veordan,* während S. 203 *weorthan* gesetzt ist, überdies noch das eine Mal *v,* das andere Mal *w.* Übrigens hätte doch wohl auch angegeben werden sollen, daſs *the day* in *woe worth the day* Dativ ist (vgl. *woe is me*).

Einigemal hat der Herausgeber die Aussprache angegeben, was durch-

gehends, wenigstens in allen schwierigeren Fällen hätte geschehen sollen. Mit *snoh'dn* S. 234 ist wohl *snohd'n* gemeint; ob aber in dem schottischen Namen *Snowdoun*, für Stirling, die zweite Silbe so verflüchtigt wird wie in dem des Berges in Wales, *Snowdon*, kann bezweifelt werden, es dürfte sich darin wohl die schottische Aussprache *doon* (dūn) erhalten haben. Unzuverlässig im einzelnen sind Loewes naturgeschichtliche Angaben. S. 232 sagt er: '*night-shade*, Nachtschatten, umfafst eine zahlreiche Pflanzenfamilie. Wahrscheinlich soll es *the deadly night-shade* (*atropa belladonna*) sein, die Tollkirsche' u. s. w. Dies kann als gewifs gelten; aber der Ausdruck 'Pflanzenfamilie' ist schief. Abgesehen von *Æthiopian nightshade* (*solanum æthiopicum*), *false quina nightshade* (*solanum pseudoquina*) und *mullein-leaved nightshade* (*solanum verbascifolium*), weniger bekannten Pflanzen, hat man *common, or garden nightshade* (*solanum nigrum*) und *woody nightshade* (*solanum dulcamara*), bekannter als *bitter-sweet. Solanum* aber, zu welcher Gattung die Kartoffel gehört, läfst sich nicht allgemein durch *nightshade* wiedergeben. *Harebell* (gleichfalls S. 232) ist nicht blofs schottischer, sondern auch gewöhnlicher englischer Name (*campanula rotundifolia*); falsch ist der Zusatz 'auch *heather-bell*', denn dies ist dasselbe wie das III, 109 richtig erklärte *heath-bell*, Blüte des Heidekrautes. S. 235 ist nach der Anmerkung zu 'bittern' zu vermerken, dafs die Römer den Ausdruck *bos taurus* gebraucht haben; es findet sich aber nur Plin. X, 52, offenbar mit Bezug auf die Rohrdommel, 'in *Arelatensi agro taurus appellata*,' und *botaurus stellaris* ist jetzt der zoologische Name. Zu *Idæan vine* wiederholt Loewe, allerdings mit Hinzufügung von 'vielleicht', Ahns Angabe, die sich auch bei Wagner findet, es sei eine poetische Bezeichnung des Geifsblattes (*honey-suckle*). Die Wörterbücher lassen uns im Stich. Wahrscheinlich hat dem Dichter der botanische Name der Preifselbeere *vaccinium vitis Idæa* vorgeschwebt, und er hat dabei an wilden Wein gedacht.

Auch sonst finden sich Flüchtigkeiten. S. 237: *tine-man* — weil er fast jede Schlacht verlor, statt des Satzes bei Scott: '*he lost his followers in every battle which he fought*'. S. 238, *tartan*, der schottische Mantel; es ist nur Bezeichnung des Zeuges. Schlimmer ist S. 237, *Hotspur*, Heifssporn, Beiname Heinrichs IV. (*Bolingbroke*). Dabei wird leicht ein Schüler, dem Percy aus Shakespeare bekannt ist, lächeln. S. 234 steht bei *Ferragus* und *Ascabart*, Riesen der alten Sagen, die nichts miteinander zu thun haben, der Zusatz 'die Söhne Anaks', statt Enakskinder, aus dem 4. Buch Mose.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

The Lady of the Lake by Sir W. Scott. Für den Schulgebrauch gekürzt und erklärt von R. Werner. Leipzig, 1896. Rengersche Buchhandlung.

Diese in Dickmanns Schulbibliothek erschienene Ausgabe bietet eine bedenkliche Kürzung des Textes, indem fast ein Drittel des Originals

ausgelassen ist. Lieber wäre es uns gewesen, wenn das Ganze gegeben und es dem Lehrer überlassen wäre, daſs er, um die Lektüre in einem Semester beenden zu können, selbst einzelne Teile hätte fortfallen lassen. Werner hat in der Schilderung der Jagd zu Anfang Strophe III—V, sowie Strophe VIII gestrichen, ferner weiterhin im I. Gesange Str. XI, XIII, XIV, XVIII, XXI, XXII, auſserdem Vers 544—559, 620—623, 676—705. Der Auszug ist aber allerdings mit auſserordentlichem Geschick angefertigt, so daſs der Schüler die Lücken nicht merken wird. Die kurze Biographie des Dichters (vier Seiten) und die Inhaltsübersicht des Gedichtes sind durchaus zweckmäſsig abgefaſst. Dann läſst der Herausgeber sprachliche und metrische Bemerkungen folgen, zusammen vier Seiten, um in den erklärenden Anmerkungen nicht genötigt zu sein, fortwährend auf allerlei kleinere Abweichungen von dem Gewöhnlichen aufmerksam zu machen. Das Angegebene ist genügend; nur hätte über *woe worth the day* etwas Genaueres gesagt werden müssen. Was soll der Schüler mit der kurzen Bemerkung anfangen, 'zu den altertümlichen Verbalformen gehört *worth*, nur noch in *woe worth* vorkommend,' I, 97? Die Anmerkungen unter dem Texte sind allzu kurz, wenn man auch keine übermäſsige Anhäufung wünscht. Für Schüler, welche Thiemes Wörterbuch besitzen, hätte im ersten Gesang etwas gesagt werden sollen über *witch-elm* (2), *frontlet* (45), *nightshade* (122, hier = *deadly nightshade*), *greenwood* (als ein Wort, 170), *to bring* (statt *to put*) *to shame* (213), *still* (immer, 278), *fair degree* (315), *destined* (320), *ply their passage* (334), *strong* (= *stronghold,* 403). Setzt man bei ihnen ein anderes lexikalisches Hülfsmittel von mäſsigem Umfang, z. B. James-Stoffel, voraus, so müssen noch kurze Angaben hinzukommen über *quarry* (79), *to lave* (151), *wildered* (279), *emprise* (323). Der Herausgeber hat sein Streben nach Kürze etwas übertrieben. In den Anmerkungen unter dem Texte ist mir nur aufgefallen S. 9 *fair,* Wortspiel mit *fairy* (3 V. weiter), was ich nicht zugeben möchte. In den etwas ausführlicheren Anmerkungen des Anhangs, die kurz, bündig und genau sind, kommt vor, daſs *Menteith* und *Strathspey* noch als Grafschaften, statt als Distrikte bezeichnet sind. Von den im Vorwort angegebenen Druckfehlern, *heart* statt *heat* (II, 497, gewöhnlich 685) und *cliff* statt *clift* (I, 120, gewöhnlich 217) ist der erstere schon von Wagner vermieden worden. Die Ausgabe erhält besonderen Wert durch eine kleine Karte, ohne die man gar nicht fertig werden kann, obwohl eine solche meistens fehlt.

Groſs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Bell's English Classics: De Quincey's Confessions of an English Opium-Eater with introduction and notes by Mark Hunter. London, G. Bell, 1896. LXXV, 398 S. Price 4/6 cloth, 3/6 paper.

Die vom groſsen Beichtiger Augustinus begründete Gattung der Autobiographie hat in dem an Originalen so reichen England seit dem 17. Jahr-

hundert besondere Pflege gefunden, vom Tagebuch des visionären George Fox uud des pathologisch genialen Swift bis zu den unzähligen Memoirenwerken der Gegenwart. Dafs De Quincey unter diesen Selbstbespiegelungen Beachtung gewonnen und sich bewahrt hat, kommt wohl aus zwei Gründen: einmal weil er in seinem Opiumessen, seinen Beziehungen zu S. T. Coleridge und seinem Glückswechsel von reich zu arm hinreichend interessante Erlebnisse hatte; andererseits weil er sie geschickt im Stil eines halb humoristisch gehaltenen Abenteuerromans vorzutragen wufste. Wie man um die Zeit, als Byron in Italien den Don Juan schrieb, in England lebte, reiste, schriftstellerte u. dgl., ist bei ihm real und ergötzlich nachzulesen; aber das Individuum De Quincey hebt sich von der Allgemeinheit immer ab und bildet den Hauptreiz. Mark Hunter hat jetzt das Büchlein für Schulzwecke durch eine grofse Einleitung und sorgfältige Anmerkungen erklärt, wobei mir die Vergleichung zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der *Confessions* besonders wertvoll scheint. Biographisch sind wir über das Seltsame des Autors nunmehr ziemlich aufgeklärt; woher er aber seinen Stil hatte und wieviel er dabei von Jean Paul lernte, wäre noch zu erforschen. Jedenfalls war sein Verhältnis zur deutschen Romantik intimer, als Hunters Anmerkung S. XXIV annehmen läfst.

A. B.

Evangeline. A Tale of Acadie by Henry Wadsworth Longfellow. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Otto E. A. Dickmann, Direktor der städtischen Oberrealschule zu Oldenburg. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896.

Dickmanns Ausgabe von Evangeline hat eine Anerkennung als brauchbares Buch dadurch erhalten, dafs schon die vierte Auflage davon erschienen ist. Der Unterzeichnete kennt die früheren Auflagen nicht, kann also keinen Vergleich anstellen. Aus dem Vorwort aber ist zu ersehen, dafs die früher gebotene Besprechung Longfellowscher Werke fortgefallen ist, was bedauert werden mufs, da die biographische Skizze infolge davon sehr farblos erscheint. Welchen Zweck kann es aufserdem haben, den Schüler auf eine litterarhistorische Studie über den Dichter hinzuweisen, die er sich in den seltensten Fällen wird verschaffen können? Das chronologische Verzeichnis der Longfellowschen Schriften hätte in jenem Falle nicht vollständig zu sein brauchen, so wie auch die Angabe der Übersetzungen von Evangeline in alle möglichen Sprachen für den Schüler überflüssig ist. Dasselbe gilt von den Litteraturangaben S. 7 f.

Beipflichten kann man dem im Vorwort zur vierten Auflage Gesagten: 'Die metrischen Bemerkungen sind fortgelassen, weil sich der Herausgeber je länger je mehr im Unterricht davon überzeugt hat, dafs es richtiger ist, vom Skandieren des englischen Hexameters abzusehen und ihn als poetische Prosa lesen zu lassen.' Das Citat aus dem Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens S. 23 trifft das Richtige, wenngleich als übertrieben die darin angeführte Äufserung Elzes gelten

mufs: 'Der metrische Genius der englischen Sprache ist jämmerlich, und zwar in ausgeprägterer Weise als bei den übrigen modernen Sprachen.'

Die zum Verständnis von Evangeline nötigen geschichtlichen Angaben hat der Herausgeber nicht, wie man vielleicht hätte erwarten können, auf Grund von Haliburtons *History of Nova Scotia* zusammengestellt, sondern aus der *Histoire de l'Acadie françoise de 1598—1755, par M. Moreau* abgedruckt. Daran schliefst sich eine Angabe über die Entstehung des Werkes aus *Yesterdays with Authors, by James T. Fields.* Boston, 1873, S. 64 f.

Die erklärenden Anmerkungen sind im ganzen korrekt und erschöpfend. Was mir im einzelnen zu ändern oder hinzuzufügen scheint, soll im folgenden angegeben werden. S. 1. Zu *forest primeval* würde ich bemerken, dafs dies einer der Ausdrücke für Urwald ist, wie z. B. auch *virgin forest.* Erwähnung verdient *hemlock* für *hemlock-tree,* oder *hemlock-spruce,* flatterästige, kanadische, Schierlings-, Sprossen- oder Hemlocktanne (*abies canadensis*). Überhaupt wäre es wünschenswert, bei botanischen und zoologischen Angaben stets den lateinischen Namen, gelegentlich auch eine ganz kurze Charakteristik hinzuzufügen, z. B. 830 *bison, bison americanus,* verschieden von *bison europæus,* und zu Websters angeführten Worten: *it is popularly called the buffalo* (eigentlich Büffel, *bubalus buffelus*); 1054, *wippoorwill,* der schreiende Ziegenmelker (*caprimulgus vociferus,* also verschieden von *c. europæus*); 1091, *Bastardindigo* (*amorpha fruticosa,* eine Schmetterlingsblüte). 1226 fehlt eine Anmerkung wie etwa: *nepenthe,* der ceylonische Kannenstrauch (*nepenthes destillatoria*), so genannt wegen der kannenförmigen Blüten und zu den insektenfressenden Pflanzen gehörig, bekannter unter dem Namen *monkey-cup.* 1219, *compass-flower* für Anemone, Windrose zu erklären, ist der Verfasser durch Windrose = Kompafs verleitet worden; *compass-plant,* sonst auch *rosin-weed* (*silphium laciniatum*), ein Zierstrauch, gehört zu den Kopfblütern oder Kompositen. Erläuterungen sollten hinzutreten zu *trumpet-flower* (820) und zu *palmettos* (837).

Falsch ist 45, *reverend* steht für *reveredly,* obwohl sich häufig Beispiele des ungrammatisch verwandten Adverbs finden; der Herausgeber setzt aber auch hinzu: oder wie 463 für *revered,* doch mit Beziehung auf den ihm als Geistlichen zukommenden Titel. 72 fehlt die Angabe, *hyssop,* ein sehr gewählter Ausdruck für *aspergillum,* Weihwedel. 76 heifst es (zu *in olden time*) *olden* ist die dichterische Form für *old, ancient,* während grammatische Genauigkeit die Angabe erfordert hätte, dafs *-en* ein archaistischer Überrest der im Neuenglischen verloren gegangenen Kasusflexion ist.

Unrichtig ist die Angabe, 100, *dove,* die zahme Taube; *pigeon* (165), die wilde Taube, (1299), die Wandertaube. — *Dove* ist das ältere, in der Bibel allein vorkommende Wort: daher noch jetzt figürlich: *as gentle as a dove, wise as serpents and harmless as doves,* ferner als Kosewort: *my dove.* Die später aufgenommene Bezeichnung *pigeon* ist die allgemeinere, so dafs man *columbidae* nur wiedergeben kann mit *pigeon-tribe.*

Während sich *dove-cot(e)* neben *pigeon-house* erhalten hat, gebraucht man nur die Zusammensetzungen *pigeon-breeder, pigeon-fancier, pigeon-show, pigeon-shooting,* abgesehen von *pigeon-hole;* dagegen hat man *dove-colour, dove-coloured* und technologisch *to dovetail.* Figürlich ist *pigeon* üblich für einen Einfaltspinsel, *to milk the pigeon* für Bauernfang, ferner *pigeon-breast* (*pigeon-breasted*), *pigeon-chest,* med. für Hühnerbrust, und bei Shakespeare *pigeon-livered.* In den Bezeichnungen der Arten überwiegt *pigeon* als allgemeinerer Ausdruck. Man gebraucht *turtle-dove* (gewöhnlich *turtle*), *ring-dove, mourning-dove* (*Carolina turtle-dove,* Karolinataube), *stock-dove,* oder *wood-dove* (Holztaube, *columba oenas*), daneben aber *wood-pigeon,* ferner *rock-pigeon or wild pigeon* (Feldtaube, *columba livia*), *passenger-pigeon* (Wandertaube, *ectopistes migratorius*), *carrier-pigeon,* oder *messenger-pigeon* (Brieftaube).

S. 122, *plain-song* ist hier nicht Choral, sondern einfaches Lied, *simple melody.* Dann mufs aber der Bindestrich fortfallen. — 129, *in the gathering darkness,* bei hereinbrechender Dunkelheit; besser bei zunehmender Dunkelheit. — 137, *that wondrous stone.* 'Unter Schwalbensteinen (wozu der Plural?) verstand schon Plinius einen Edelstein von der Farbe des Vogels, eine Art Achat.' Diese Angabe war überflüssig; sollte sie aber gemacht werden, so mufste sie wenigstens richtig sein. Die Worte lauten Hist. Nat. XI, 79: *In ventre hirundinum pullis lapilli candido aut rubenti colore, qui chelidonii vocantur, magicis narrati artibus, reperiuntur.* — 143, *she was a woman now,* sollte der Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, dafs *quite a young woman* gewöhnlicher Ausdruck für erwachsen ist. — 181, *of his instinct,* angeboren. Was soll das heifsen? Der Hund läuft einher, grofsartig im Stolz auf seinen Instinkt. — 239, *are commanded = have been commanded.* Warum? Auch im Deutschen sagen wir: es ergeht der Befehl. — 241, *as law;* nach *as* und *for* dürfte in der Prosa der Artikel *a* nicht fehlen; vgl. 303. Das pafst hier nicht; der Zusammenhang ergiebt, dafs es sich nicht um ein einzelnes Gesetz, sondern um das Landesgesetz, (*the*) *law of the land,* handelt. — 243, *then made answer* ist eine öfter im Gedicht sich wiederholende Wendung für das einfache Zeitwort. Auch sonst findet sich nicht selten *to make answer,* so dafs man den Zusatz nicht begreift: es erinnert an das homerische ἀπαμειβόμενος προσέφη (antwortend begann). — 252. Schief ist der in Bezug auf *arms* sich findende Ausdruck, es werde von grofsen Massen gebraucht. — 267, *worthy,* ein Lieblings-Beiwort des Dichters, erinnert an das homerische δῖος (göttlich). Gesucht. — 270, *silken floss* fordert eine kurze Bemerkung, dafs es Samenwolle bezeichnet. — 280, *he told them tales* ist eine etymologische Figur oder ein Accusativ der verwandten Beziehung. Der unbestimmte Artikel (in der Wiedergabe von σχῆμα ἐτυμολογικόν) mufs den Schüler irre führen, ebenso Beziehung. Warum nicht einfach: der etymologische Accusativ, oder Accusativ der verwandten Bedeutung? — 287, *the lore,* der Sagenschatz. Nahe liegt eine Hinweisung auf *folk-lore.* — 347, *when a man was crowned,* 'wenn ein Stein zur Dame gemacht wurde (frz. *dame damée*); *the king,* die Dame (im Damenspiel). — *a breach was made in the*

king-row, ein Stein ging zur Dame (frz. *aller à dame*).' Abgesehen von dem Gallicismus, zur Dame gehen, wäre dies nicht verschieden von *to be crowned*. Der Ausdruck kann aber, allerdings unter der Voraussetzung, dafs schon mehrere Damen gewonnen sind, den Verlust einer derselben bezeichnen. — 615, *Titan-like*. Die Titanen sind die Kinder des Uranos und der Gäa; sie waren hundertarmige Riesen (Hekatoncheiren, Centimanen). Die Hekatoncheiren sind Brüder der Titanen, so gut wie die Kyklopen Hesiods. — 660. Zu *dirge* ist zu erwähnen, dafs die Anfangsworte: *Dirige gressus meos* zurückgehen auf Psalm 5. 8, *dirige in conspectu tuo vitam meam*. — 668, *nation* ist ein wohl absichtlich übertriebener Ausdrnck statt *tribe* oder *population of a village*. Es handelt sich hier um die einer anderen, der französischen Nation Angehörigen. — 674, *savannas* ...; 'liegen dieselben höher, so werden sie *prairies* (704) genannt.' Webster giebt an, nach J. Weifs, Atlantic Monthly: *a prairie differs from a savanna only in being under a zone where the seasons are not marked as wet and dry, but where the herbage corresponds to a variable moisture*. — 740, *it* nämlich: *the brook*. Die Anmerkung kann als überflüssig fortfallen, so gut wie 774, *he*, nämlich: *the owl*. — 758, *wimpling* = *undulating*; besser = *rippling*, rieselnd. — 782 sollte es von der Sinnpflanze nicht heifsen, dafs sie bei der geringsten Berührung sich senkt, sondern dafs sie ihre Blätter zusammenschliefst. — 811, *faint*, schwül, bedarf einer Erläuterung. — 814. Die Behauptung, dafs nach *next* immer *to* steht, läfst sich nicht halten: das Shakespearesche *to be near* (*next*) *a person's heart* ist auch in die Prosa übergegangen. — 916 fehlt die Übersetzung des spanischen Wortes *sombrero*. — 920, *deep*, hoch, gewölbt, pafst als Beiwort zu *sky*, nicht zu *chest*. — 1035, *hung the heart of the maiden*, vermifst man, dafs *to hang*, von einer Blume hergenommen, schmachten bedeutet. — 114, *Fata Morgana* (*Morghe la fée*) ist eine Schwester Arthurs. — 1128, *blankets*, 'weifse wollene Decken, die ihren Namen tragen von dem Erfinder, einem Weber aus Bristol in England'. Vielmehr von der Farbe. — 1182. Das lateinische Wort *susurrus* ist als solches hervorzuheben, auch wohl, da es sich nicht sehr häufig findet, zu erklären. — 1229, *wold*, das weite Land, ist nicht ganz richtig, besser offenes Hügelland. — 1353. '*I am wont* ist weniger gebräuchlich als *I was wont*.' Dies läfst sich bezweifeln.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Alfred Austin, Poete laureate, England's Darling, 3. Aufl. London, Macmillan, 1896. XIX, S. 103.

Als Alfred Austin 1880 oder 1881 in Delphi weilte, brach ihm ein griechischer Priester einen vollblühenden Lorbeerzweig. Diesen schickte Austin bei Tennysons Tod an die Witwe, die ihn mit ihren Rosen und einem Bande Shakspere in den Sarg legte. An Stelle des verwelkten Delphischen Lorbeers im Sarge des alten gekrönten Dichters hat nun Austin den unverwelklichen Lorbeer zu Anfang dieses Jahres erhalten und dadurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen.

Kaufmannssohn, 1835 zu Headingley bei Leeds geboren, promovierte er an der Londoner Universität 1853 und begann 1857 im Inner Temple seine juristische Thätigkeit, die er bald wieder aufgab, um 1861, gleichzeitig mit seinen ersten poetischen Erfolgen (*The Season, a Satire*), eine Reise nach Italien zu machen. Wie es scheint, widmete er sich nun ganz der Dichtkunst, zuletzt, wie sein Freund Max Nordau in einem Feuilleton der Neuen Freien Presse erzählt, 'in vornehmer Abgeschiedenheit, die sich nur für seinesgleichen öffnet,' auf seinem Herrensitz, der 'ein Mittelpunkt und Herd verfeinertster Gesittung ist und ein geistiges Luginsland mit weitreichendem Ausblick auf alle Welthändel und Zeitfragen.' Austin war Mitarbeiter des *Standard* und der *Quarterly Review*, Korrespondent des *Standard* in Rom während des Vatikanischen Konzils und im Hauptquartier Kaiser Wilhelms während des Krieges 1870/71; von 1883—1893 gab er die von ihm und Courthope gegründete *National Review* heraus. Als Politiker hat er geschrieben: *'Russia before Europe'* 1876, *'Tory Horrors'* 1876 (gegen *Mr. Gladstone's Bulgarian Horrors*), *England's Policy and Peril, a letter to Lord Beaconsfield* 1877. Seine poetischen Werke sind, aufser jugendlichen Versuchen und der obenerwähnten Satire: *The Human Tragedy* 1862, *Savonarola, a Tragedy* 1881 (nach Nordau: ein Hohes Lied geistiger Befreiung), *Prince Lucifer* 1887, *The Tower of Babel a celestial Love Drama* 1890, *Lyrical* und *Narrative Poems* 1890 und 1891, darunter eine Satire, *the Golden Age*, in welcher er unter anderem den Prinz von Wales vor Schlemmerei und bösem Spiel warnt (*And be at least a stainless gentleman!*) und andererseits von seinem eigenen Lebensideal eine Schilderung giebt, gipfelnd in den Freuden des Landlebens. Auch in den *'Interludes'* und *'Soliloquies in Song'* begegnen Worte eines unabhängigen Mannes, der seine Freiheit und selbständiges freies Denken über alles schätzt und sich, ein feiner Aristokrat in jeder Beziehung, um den Geschmack der Welt nicht kümmert. In *'Fortunatus the Pessimist'* 1892 suchte er eine tiefe Lebensphilosophie zu geben. In *'The garden that I love'* 1894, und *'In Veronica's garden'* 1895, schwelgt er wieder in blumenreicher, lyrischer Naturliebe, untermischt mit schalkhafter Menschenschilderung, mit Gesprächen zwischen dem pflegenden Eigentümer und seinen Gästen.

Von *Swinford Old Manor*, Jan. 9, sind die acht achtzeiligen Stanzen 'Jameson's Ride' datiert, in welchem Austin das berühmte Gedicht Tennysons auf die Schlacht bei Balaclava und auch ein minder klassisches Gedicht von George R. Sims nachahmte. Das hat in manchem seiner Landsleute die Spottlust geweckt. Einer (G. Bryan) geht so weit, darüber zu schreiben: *'Wrong! was he wrong? One would think that | Lord Salisbury of sense was bereft | When he gave such a slinger of ink that | Great mantle by Tennyson left.'* Ein anderer schreibt unter dem Titel *The Problem Solved: What shall we do with Dr. Jim? | Why, nothing; for the Times | Has adequately punished him | By printing Alfred's rhymes.* Auch die Times vom 1. Jan. erwartet nicht, dafs er Tennyson und Wordsworth je erreichen wird, erkennt aber als seine Vorzüge an: hohe geistige

Kultur, anmutige, liebliche Poesie, Begeisterung für Natur und Landleben, hohen patriotischen Schwung im Sinne der Reichseinheit (*and imperial spirit*).

Austins neueste dramatische Dichtung *England's Darling* empfiehlt sich als ein reines, moralisch erfreuliches Gedicht, wenn es auch kein Drama und nicht von welterschütternder Bedeutung ist. Jedenfalls weifs Austin, was heute so wenige wissen, dafs die Poesie zur Freude und nicht zur Qual des Menschen da ist; er besingt nicht das Häfsliche, sondern das ewig Schöne, Gute, Wahre, und so sei er uns willkommen!

Dafs Alfred der Grofse — das ist Englands Darling — bisher von den englischen Dichtern vergessen war, empfand Austin als *an unaccountable blank. We accept no one as absolute Monarch of our affections whose record is not clean:* dieser Satz zeigt schon, dafs es Austin weniger um dramatische als um sympathische und patriotische, also doch wohl lyrische Wirkung zu thun war, und so ist denn das Ganze ein Hymnus auf Alfred und auf Greater England. Das Stück spielt im Jahre 878 zur Zeit der Schlacht von Edington und des darauf folgenden Friedens von Wedmore, der thatsächlich wenig mehr als Wessex rettete, aber die Einheit des Reiches vorbereitete. Jedes auch noch so geringfügige Detail des Stückes soll, wie der Dichter in der Vorrede bemerkt, in der Überlieferung begründet sein; doch sind die charakteristischsten Züge von Alfreds Leben in einen Zeitraum von wenigen Wochen zusammengedrängt.

Akt I, Sc. 1. Plegmund, Erzbischof von Canterbury, Werefrith, Bischof von Worcester, Ethelred, Alfreds Schwiegersohn, und Ethelnot, Ealdorman von Somerset, unterhalten sich über die schlimme dänische Herrschaft im Lande. Sc. 2. Idyllische Liebesscene im Wald zwischen Edward, dem Thronerben, und Edgiva, der dänischen Maid, die, im Walde gefunden, von dem Bauern Danewulf aufgezogen wird. Sc. 3. Alfred in Bauernverkleidung soll in Danewulfs Hütte die Kuchen bewachen, prüft aber statt dessen die von ihm entworfene Karte von England und macht dazu historische Bemerkungen. Edgiva tritt ein, wie Alfred gerade von ihrer Pflegemutter gescholten wird, und wehrt ihrem Schelten, da sie in Alfred den Gelehrten erkennt. Er verspricht dafür dem Mädchen, es lesen zu lehren, und giebt ihr zum Dank für ihren Schutz gegen die Scheltworte der Mutter ein Kleinod, auf dem die Worte *Aelfred mec heht gewyrcan* eingegraben sind; dies Kleinod soll sie in Alfreds Lager vorzeigen, worauf sie zu ihm geführt werden wird. Beim Weggehen erkennt der König seinen Sohn in dem Liebhaber der Edgiva, und dieser erkennt des Königs Kleinod in der folgenden neuen Liebesscene.

Akt II, Sc. 1. Leibeigene bringen im Lager des Königs Vorräte zusammen, singen und unterhalten sich dabei, der verkleidete König gesellt sich für kurze Zeit zu ihnen. Sc. 2. Der König kommt von seiner Rekognoszierung zurück, und ehe es zum Kampfe geht, bittet er den Plegmund, seine Übersetzung des Boethius zu revidieren und für andere litterarische Aufgaben zu sorgen. Sc. 3. *Witenagemot.* Nach einleiten-

der Unterhaltung der Freisassen ergreift Alfred das Wort zu einer neun Seiten langen Rede: Er will König sein und bleiben, solange seine Mannen zu ihm stehen — Speergeklirr, ja, ja! — Er erklärt Unfreie für frei, damit sie Waffen tragen, fordert auch die Geistlichen zur Waffenhilfe auf, entläfst die Königin Ethilwitha und seine Tochter Ethelfrida, damit sie für den bevorstehenden Kampf beten, verspricht auch hinzukommenden Walliser Häuptlingen Freiheit und Schutz zum Lohn für ihre Hilfe und heifst jeden gehen, der ihm nicht zum Kampf folgen will. Sie alle bleiben, rasseln mit Speeren und Schilden und erkennen Alfred als Overlord an; Werefrith segnet das Heer. Sc. 4. Alfreds Studierzimmer. Der König modelliert langrudrige Boote. Edward versichert, dafs seine Liebe rein ist, und erhält gute Lehren. Edgiva fordert Einlafs, erkennt den Geliebten und den König, dieser enthüllt ihr, dafs sie den Prinzen liebt, und tröstet sie.

Akt III, Sc. 1. Liebesscene im Boot zwischen Edward und Edgiva. Sc. 2. Alfred instruiert Edward über seinen Anteil am bevorstehenden Kampf. Sc. 3. Edward nimmt Abschied von Edgiva vor dem Kampf. Sc. 4. Alfred lehrt Edgiva lesen und erzählt ihr dabei, wie er selbst lesen gelernt und welchen Eindruck ihm Rom gemacht. Edgiva revanchiert sich, indem sie Alfred populären Unterricht über offizinelle Pflanzen erteilt. Darüber schläft sie ein, und Alfred erhält Zeit zu einem schönen Monolog über die Errichtung des Staates und die dazu nötigen Mitglieder, unter welchen auch der Sänger nicht fehlen darf: *But, above, all, all men must learn its minstrelsy.*

Akt IV. Den zechenden Dänen, Guthrum, Oskytel und anderen, singt der verkleidete Alfred ein begeistertes Lied von Englands Gröfse vor. *Guthrum: And who shall have this England?* Ein Horn ertönt, Alfred wirft seine Verkleidung ab, zieht sein Schwert und ruft: *Alfred shall have this England!* Edward erscheint mit dem Heere, die Dänen strecken die Waffen. Edgiva wird von den Dänen als Sweynes Tochter erkannt — auch der gegenwärtige Edward, Prince of Wales, hat eine dänische Frau, und ihr ist daher Englands Darling vom Dichter feierlich gewidmet.

Viele Verse könnte ich dieser Inhaltsangabe beifügen, als Proben der edlen Sprache. Ganz merkwürdig aber mutet es an, dafs Austin alle Personen, von Alfred und den übrigen Lateingebildeten abgesehen, fast nur in Wörtern sächsischen Ursprungs reden zu lassen beabsichtigte — *mainly if not exclusively Saxon in its origin.* Freilich finden sich z. B. auf einer Seite in ungelehrtem Munde die gewifs nicht sächsischen Ausdrücke: *providence, common, native, sense, anointed, preach;* ein anderes Mal in fünf Zeilen schon fünf Wörter romanischen Ursprungs: *syllable, sound, minstrelsy, saving, voice.* Dafür hat Austin der Wortstellung öfters eine angelsächsische Freiheit gestattet, z. B. *I mind the time ... when gave he me* statt *when he gave me,* oder: *To Him I you entrust,* oder: *My lord me gave.* Austin liebt ferner Archaismen (beachte: *I mind me of* = ich erinnere mich an), Allitterationen, kraftvolle neue Zusammensetzungen

und seltene Wörter, die das ne. Wörterbuch nicht kennt, wie *time-smudged tales, the treble-throated lark, spear-thrusts, arrow-shot, cradle-land, dream-lid, death-grip, heart-beat* (statt *-beaten*), *thorn-crowned, hide-vat, hearth-wife, jewel-smith, gammer rhymes, gafol wood* (Steuerholz, gezinstes Holz), *gafol plot* (Zinsland), *dog-bran* (S. 33, Hundekleie?), *the esk* (das Schiff der Dänen), *stater* (ein Mafs), *Hindbook* (das Pastorale), *thimble-flower* und *thimble-weed* (Sonnenblume?), *golden-withy* (Goldweide?), *wood-wete* (ein Waldsingvogel). *To ruddle* (S. 82) ist mir unklar geblieben, wenn es nicht = *to raddle*, 'zusammenflechten' sein soll (*thick as leaves fresh ruddled by the frost*); ebenso: *sea-swine* (S. 4: *the sty of wallowing sea-swine*). *Droneful* S. 8 (*He mutters to himself some droneful saw*) mufs wohl 'eintönig' heifsen; *enserf* S. 4 knechten, unterwerfen. In fünf Fällen fand ich bei Muret, was bei Flügel fehlte: *burrower*, Grabetier (vom Maulwurf gesagt), *amber* als Trockenmafs von *4 bushels*, *mancus* (bei Flügel nur *mancusa* = eine Mark Silber) = *30 pence* (*gold*) oder *1 shill.* (*silver*), *ness* Vorgebirge, *pewterwort* = *Episetum hiemale*, Polierschachtelhalm (Wossidlo) oder Kannenscheuerkraut (Muret).

Der Ausgabe von Englands Darling angehängt ist ein in der *Times* (Okt. 1892) offenbar nach Tennysons Tod erschienenes Gedicht in neunzehn fünfzeiligen Strophen: *The Passing of Merlin*, welches dessen im ganzen Lande beklagten Tod besingt und in der Schlufsstrophe vorahnend auf den neuen *Poeta laureatus* hinweist:

Nor shall in Britain Taliessin tire
Transmitting through his stock the sacred strain.
When fresh renown prolongs Victoria's Reign,
Some Patriot hand will sweep the living lyre,
And prove with native notes, that Merlin was his sire.

Berlin. W. Mangold.

The Store of Bessie Costrell. By Mrs. Humphry Ward. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. (Coll. of British Authors. Vol. 3076.)

Die berühmte Verfasserin von Robert Elsmere hat in *Bessie Costrell* eine einfache Dorfgeschichte geliefert mit oft zauberischen Lokaltönen des Gemäldes und gelegentlich mit dem eigentümlichen Reiz der für den Dialog benutzten ländlichen Vulgärsprache. So sehr wir ihre Kunst auch auf diesem neuen Gebiete bewundern und den natürlichen Verlauf der Handlung, der durch Charakterzeichnung ohne Widersprüche bedingt ist, anerkennen müssen, so kommen wir doch über den Eindruck nicht hinweg, dafs der Gegenstand unerquicklich ist und kein versöhnendes Moment darbietet. Ein ländlicher Arbeiter Namens John Bolderfield läfst sich ungeachtet seiner Neigung zum Wucher im kleinen thörichterweise dahin bringen, dafs er der Heldin des Titels, einem leichtsinnigen Geschöpfe, das mit einem guten und ehrlichen, aber geistig allzu schwerfälligen und in Religiosität befangenen Mann verheiratet ist, bei dem Tode seiner Frau die unter Entbehrungen gewonnenen Ersparnisse seines Fleifses anver-

traut. Er zieht fort und findet, als er nach längerer Zeit zurückkehrt, dafs jene Mittel und Wege gefunden hat, seinen Kasten zu öffnen und einen grofsen Teil des Inhalts herauszunehmen. Das Geraubte hat sie in Putz verschwendet uud im Wirtshaus verjubelt. Das übriggebliebene Geld wird ihr von ihrem entarteten und tief gesunkenen Stiefsohn, dem sie durch Entdeckung ihrer Unehrlichkeit ganz in die Hand gegeben ist, noch abgenommen. In ihrer Verzweiflung, da Überführung des Verbrechens und Gefängnis ihr droht, stürzt sie sich in den Brunnen. Dafs solche Fälle im Leben wirklich und nicht selten vorkommen, dafs ferner alles mit Vollendung realistischer Kunst geschildert und motiviert ist, soll nicht verkannt werden; aber die keusche Dichtung mufs von einem derartigen Thema abstehen, das uns in keiner Weise zu erheben vermag.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

In Market Overt. By James Payn. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. (Coll. of British Authors. Vol. 3080.)

James Payn ist durch Prosadichtungen, wie durch litterarische Memoiren vorteilhaft bekannt. Sein Roman *In Market Overt* hat insofern Interesse für deutsche Leser, als ganz besondere Verhältnisse der englischen Geistlichkeit (*perpetual curacy* und Verkauf des Patronats) darin geschildert werden, als man in ein Haus einblickt, in dem junge Leute, nachdem sie die Knabenschuhe schon ausgewachsen haben, entweder für die Hochschule vorbereitet werden, oder eine allgemeine Bildung für das Leben erhalten, als man die Standesunterschiede und Vorurteile der englischen Gesellschaft nach bestimmten Richtungen hin genau kennen lernt. Die Anlage erinnert an den *Vicar of Wakefield;* denn es handelt sich um einen ehrlichen Geistlichen, John Barton, der unverdienterweise alle Bitterkeiten des Daseins kosten mufs, bis endlich durch wunderbare Fügung des zufällig Erscheinenden, die man fast als Ironie des Geschicks bezeichnen möchte, poetische Gerechtigkeit herbeigeführt wird. Die Liebschaft eines seiner Schüler mit einer Dorfschönheit hat Folgen gehabt, und der Erzieher verliert seine bis dahin sehr flotte aristokratische Kundschaft, so dafs er mit seiner Familie dem Verhungern entgegensehen mufs. Würdevoller Mannesstolz des Hauptthelden, der schon im Studenten auf der Universität hervorgetreten ist und sich im späteren Leben durch nichts beugen läfst, selbst als er schon seine Körperkraft eingebüfst hat, wird in herrlicher Weise geschildert, auch die anderen Charaktere sind natürlich und ansprechend entwickelt; aber das Ganze geht so sehr in die Breite, dafs, abgesehen von einzelnen Scenen, keine rechte Spannung stattfindet. Auch Goldsmith ist fast zu episch; aber der langsame Erzählungston wird durch den idyllischen Charakter seiner Dichtung gefordert und durch ruhigen Humor verklärt, auch waren die Leser im vorigen Jahrhundert noch nicht sensationell verwöhnt.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Beyond the Dreams of Avarice. By Sir Walter Besant. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. (Coll. of Brit. Auth. Vols. 3070, 3071.)

Der Titel 'Was die kühnsten Träume des Geizes übersteigt' versetzt uns in eine Art Traumwelt, die zwar gegen die Gesetze des gewöhnlichen Lebens nicht verstöfst, aber in ihrer Extravaganz alles menschlichen Mafses spottet; das ganze Werk kann uns als eine poetische Luftspiegelung von lauter verketteten Möglichkeiten gelten. In diesem Jahrhundert hat in London ein christlicher Shylock Namens Burley gelebt und in ingeniöser Weise Geld zusammengeschlagen. Von vornherein mit Kapital versehen, hat er sich die modernsten Erwerbsquellen ausgesucht, abwechselnd eine Spielhölle gehalten und zugleich mit den Besuchern glänzende Wuchergeschäfte gemacht, dann ein nächtliches Tanzlokal für die Demimonde eingerichtet, endlich hat er sich auf Geldverleihung beschränkt und dies ohne Engherzigkeit in so ausgedehntem Mafse und so umsichtig betrieben, dafs das Vermögen bei seinem Tode auf zwölf Millionen Pfund Sterling angewachsen ist. Das kolossale Geld soll nun der Krone zufallen, da sich zunächst kein Testament vorfindet und kein Erbe vorhanden zu sein scheint. Denn der Londoner hatte ähnliche Erfahrungen wie einst der Venetianer mit dem eigenen Blut gemacht; sein Sohn war aus sittlichem Ekel vor der Atmosphäre im Vaterhause entflohen und hatte sich nach Ablegung des Familiennamens selbständig gemacht. Als er wenige Tage vor dem Tode des 94 Jahre gewordenen Wucherers starb, eröffnete er seinem eigenen Sohne, einem jungen Arzte, das Geheimnis der Abkunft mit den Worten, der Beruf des Grofsvaters, wie des ganzen Geschlechts, sei 'Vernichtung und Verderben' gewesen. Er übergab ihm auch noch Aufzeichnungen über die Familie, die der junge Mann auffallenderweise, statt sie selbst durchzusehen, seiner Braut einhändigte. Von dieser erfahren wir nun, zunächst im Gespräch mit dem Verlobten, dann aber später, als infolge von Bekanntmachungen von verschiedenen Seiten Ansprüche auf das Vermögen geltend gemacht werden, was alles in der noblen Sippschaft vorgekommen ist. Das Vermögen ist durch Betrug gegründet, durch schmutzigen Geiz und Wucher vergröfsert, die Familie zugleich sittlich verkommen; ein Mitglied hat am Galgen geendet, ein anderes ist zum Tode verurteilt und zur Deportation begnadigt worden; das Durchgehen mit der Frau eines anderen fällt im Vergleich damit kaum ins Gewicht. Es ruht also über dem ganzen Geschlecht ein Fluch, der sich an das schnöde Gold zu knüpfen scheint. Der junge Arzt will anfangs, den Mahnungen seines Vaters getreu, auf die Erbschaft verzichten, behält sich's aber vor, die Rolle des Köters in der Krippe zu spielen, der das Futter keinem anderen lebenden Wesen gönnt. Er hat zunächst den barocken Einfall, das Haus seiner Ahnen zu mieten; dann giebt er dem Gedanken, dafs er nur die Hand nach den Schätzen auszustrecken braucht, immer mehr Gewalt über sich, indem er sich zugleich sophistisch vorredet, er wolle das Geld nur zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke erwerben.

Seine Gattin, die ihn vergeblich zurückzuhalten versucht hat, verläfst ihn, den ganz vom Glanz des Mammons Verblendeten, um erst zu ihm zurückzukehren, nachdem sein Traum durch das Auffinden eines Testamentes zerronnen ist. Der alte Wucherer, empört über die Flucht seines Sohnes, hat sein ganzes Vermögen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften vermacht. Dafs der vermeintliche Erbe nicht wenigstens eine tüchtige Bufse durchmacht, bis die Gemahlin ihm aufs neue wiedergegeben wird, zeugt nicht von poetischer Gerechtigkeit. Das immer stärkere Hervortreten der Geldgier ist zwar mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit geschildert, doch im allgemeinen bleibt die psychologische Entwickelung schwach. Dagegen versteht es der Verfasser, Unglaubliches glaublich zu machen, das Nebenwerk auszuschmücken und den Leser in Spannung zu erhalten.

Grofs-Lichterfelde. I. Schmidt.

The Stark Munro Letters, by A. Conan Doyle. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1895. (Collection of British Authors, Vol. 3094.)

To relate a story by means of a series of letters is a difficult task. Richardson succeeded, as did also Miss Burney in her novel *Evelina*. Letters do not yield themselves readily to narrative, and when they do, they lose a little of their epistolary form. The fact that an abridgment of Richardson's novel exists, is a tacit acknowledgment that his epistolary narrative needs modification for the reader of today. Richardson unfolds his story with a fulness that is natural in the epistolary style. To abridge him is to remove part of his charm. In a story told by means of letters we expect a deliberation, and a gradual development of plot which we do not find in the book before us. Dr. Doyle tells the story of J. Stark Munro in a series of sixteen so-called letters. They might better have been called chapters. The main interest of the book is the history of the struggles and difficulties of Munro in attaining a position for himself in the medical profession. The difficulties of a young physician in securing practice, his hopes, and his despair, are well set forth. This part of the book is developed with real skill. The interest is preserved to the end.

Dr. Doyle's style is buoyant and fresh, and one can spend a very agreeable hour in reading the life history and struggles of J. Stark Munro.

Berlin. C. G. Dunlap.

The Life of Nancy. By Sarah Orne Jewett. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Company, 1895. 322 S. 8.

Miss Jewett is one of the most important of the group of authors that has succeeded the noble band to whom New England owes her chief literary fame — Hawthorne, Lowell, Longfellow, Emerson, Whittier and Holmes. She was born in South Berwick, Maine, September 3, 1849, and

still makes this town her summer home. In winter she is usually an inmate of the home of Mrs. James T. Fields, the widow of the well-known Boston publisher. It was in Mr. Fields's magazine, *The Atlantic Monthly,* that she published her first story, in 1869. Her first book, *Deephaven,* 1877, is a collection of sketches in which she described life in a quiet, staid old town on the Maine coast, and from this time she confined herself to picturing the country life of New England. In this line she had but one predecessor, Harriet Beecher Stowe, the author of *Uncle Tom's Cabin,* who in *The Minister's Wooing,* 1859, *Oldtown Folks,* 1869, and other stories, had described the country life of an earlier day. Miss Jewett's work does not, however, seem to have been strongly influenced by Mrs. Stowe; and it is difficult to ascribe an abiding influence on her work to any one but her father. He was a country doctor, and she accompanied him on his long rides, visited with him all the families of the neighborhood, and learned, as she has herself said, from him something of his own amazing knowledge of human nature. To this sympathetic insight into the lives of those about her she has added a constantly increasing literary ability; and these have given her an unequalled power in faithfully portraying that sturdy, intelligent stock of farmers and dwellers in the country towns which has been from the first the strength of New England, and has played so important a part in building up the American nation. If it can rightly be objected that she has failed to reproduce some of the sterner and severer traits of New England character, to which Miss Mary Wilkins, a recent follower of Miss Jewett, has given expression in *A New England Nun,* 1891, and *Jane Field,* 1892, it is more than an offset to this that she has shown more clearly than all others how thoroughly sound, and how full of the milk of human kindness that character is.

Miss Jewett's two novels are *A Country Doctor,* 1884, and *A Marsh Island,* 1885. The former is the story of a young girl who, moved by the life and influence of a country physician — drawn from Miss Jewett's father — determines to become a country doctor herself, and attains to her purpose, at the cost of great opposition from her family, who are shocked by her choice of a career, and of the loss of her lover, a life with whom, however, seems to her well exchanged for a life spent in the service of her chosen people. The second novel is the love-story of a landscape painter, who finds himself by chance in the farmhouse on the marsh island, and falls in love with the daughter of his host. On the other side is the country lover, whose claims upon the heroine seem by no means so alluring as those of the aristocratic and cultured young artist. But Doris has all the strength and truth of a daughter of the Puritans, remains faithful to her country lad, and through misunderstandings that are overcome only by her steady persistence and actual heroism finally becomes his.

The major portion of Miss Jewett's work has appeared in the form not of the novel, but of the short story. This literary type, which seems

in America to be fast putting the longer novel on the shelf, as Kipling's success with it may cause it to do eventually in England, Miss Jewett has found perfectly adapted to her purpose. The most important collections of her stories are to be found in *Deephaven*, 1877, *Country By-Ways*, 1881, *A White Heron*, 1886, *The King of Folly Island*, 1888, *Tales of New England*, 1890, *A Native of Winby*, 1893, and in her latest book, *The Life of Nancy and other Stories*, now lying before us.

The story which gives its title to this book is that of a little country girl on her first visit to Boston. She is full of a natural and wholesome delight in the strange sights of the great city, but most of all in the refinement and grace of manners of the cultured people with whom she comes in contact. She returns to her country home fired with the purpose to teach those about her something of that refinement; and does it, even from the bed to which a cruel disease confines her. *Fame's Little Day*, the second story in the book, is deliciously humorous. An old couple have made the journey of their lives to the city of New York. A reporter who has himself been a country boy sees them, and reports their arrival as that of persons of consequence. Other reporters join in the joke, and the good couple find themselves the subject of a paragraph in each of the important journals. They are impressed for the first time with a sense of their own importance, and their stay in New York becomes a sort of beatific vision. The newspaper paragraphs are destined to be repeated in the country papers of their own home, and the little joke bears good fruit in 'a happy increase of self-respect', and honor from their neighbours. Of the other stories it will be sufficient to mention *A War Debt* as an interesting picture of the condition of the South after the civil war of 1861—5, and of the re-knitting of relations between those who had lately been bitter enemies; *Little French Mary*, as one of the author's late attempts at describing the life of the French Canadian immigrants in New England; and *All my Sad Captains*, as introducing an interesting class of mariners not yet extinct on the Massachusetts coast. To German readers Miss Jewett's books can be strongly recommended, not only because they give a realistically faithful portrait of a considerable part of the American people, but because they possess the higher merit of being absolutely faithful to human nature.

Berlin. George B. Churchill.

L. Harcourt, German for Beginners. Marburg, Elwert. London, Whittaker & Co., 1895. XI, 200 S. 8.

Das Buch, das, wie die Verfasserin selber sagt, das Resultat einer zwanzigjährigen Erfahrung beim Unterricht von Engländerinnen in der deutschen Sprache ist, soll die Sprache des gewöhnlichen Lebens lehren und behandelt deshalb einfache Gegenstände. Sie giebt zuerst Ausspracheübungen an Wörtern, die im Englischen denselben Wortstamm haben, und benutzt dabei Vietors *German Pronunciation* u. s. w. Neben 'Glas'

(S. 5) mit einem 'a', wie es in 'da, klar' gesprochen wird, hätte sie die norddeutsche Aussprache mit kurzem 'a' erwähnen sollen. 'ch' wird bei 'nächst' in Norddeutschland nicht wie 'k' gesprochen (S. 9). *'her'* (S. 6) als Beispiel für die Aussprache des 'ö' in 'hören, höher, Öl' ist wohl nur durch ein Versehen dahin gekommen; es gehört zu dem folgenden Laut in 'Hörner, Mörder'.

Das Lesebuch enthält Kinderreime, Erzählungen, Märchen, Rätsel, Sprichwörter u. s. w., die sie mit Geschick aus Simrock, Grimm, Reinick, Uhland, Hey, Trojan und anderen ausgewählt hat, sowie eigene Gespräche und ist ein sehr brauchbares Übungsbuch. Zuweilen hätte sie dialektische Eigentümlichkeiten vermeiden sollen, die sie in ihrer Umgebung gehört hat. Sie kennt keinen Unterschied zwischen 'Lichte' und 'Lichter' (S. 16, 35 u. a.). Sie braucht 'eil dich' und 'sonst zankt uns die Mutter' (S. 23) statt des gewöhnlichen 'beeil dich' und 'zankt uns aus' oder 'zankt mit uns', ebenso 'ich habe Schlaf' (S. 24) statt 'mich schläfert'. Nicht zuverlässig ist die Interpunktion. Es stehen Kommata vor 'und', wo sie nicht sein sollen, z. B. S. 35, 44 u. a., oder sie fehlen, wo sie gesetzt werden müssen. Es müssen z. B. S. 51, 54 Kommata vor 'und' stehen, ebenso auf S. 62, 63 u. a. vor und nach den Nebensätzen. Ein zweiter Teil (S. 99—190) enthält deutsche gedruckte Buchstaben und Schreibschrift, Vokabeln und Erläuterungen zu den Stücken, sowie eine kurze Grammatik und ein Verzeichnis unregelmäfsiger Verben, während zwölf Lieder, davon zehn mit Melodie, den Schlufs bilden. Folgende Druckfehler habe ich bemerkt: S. 74 'hineinkriegen' statt 'hineinkriechen', S. 78 'zu den' statt 'zu dem', S. 122 *downtairs* statt *downstairs,* S. 135 *Rule* statt *Rule,* S. 146 *is* statt *it,* S. 150 'beginnen' statt 'begonnen', S. 172 *more* statt *move.* Zum Unterricht für Engländer in der deutschen Sprache ist das Buch zu empfehlen.

Berlin. Ad. Müller.

J. Bube, Elementarbuch der englischen Sprache für deutsche Schulen. Stuttgart, Paul Neff, 1894. VIII, 224 S. 8.

J. Bube, Englisches Lesebuch ... für die Oberklassen. Stuttgart, Paul Neff, 1892. XVI, 412 S. 8.

J. Bube, Sammlung englischer Gedichte für Schule und Haus. Stuttgart, Paul Neff, 1894. VIII, 135 S. 8.

Das Elementarbuch macht die Lektüre zum Mittelpunkt des Unterrichts und hat deshalb aus englischen Lehrbüchern und Jugendschriften Stücke übernommen, die dem Vorstellungskreise der Kinder angemessen sind, während zuweilen auch Stücke für das Lehrbuch eigens verfafst sind, wo es sich um bestimmte Wortgruppen und Redewendungen handelt. Wie in dem schon früher besprochenen ersten Lesebuch (Archiv LXXXVI, S. 336) ist die Bezeichnung der Aussprache die Walkersche. Der erste Teil enthält das Notwendigste aus der Formenlehre und einige syntaktische Regeln, während der zweite Teil die Regeln systematisch

nach Redeteilen ordnet. Nach jedem Lesestück sind zur Wiederholung idiomatische Redensarten zusammengestellt und im zweiten Teile englische Fragen hinzugefügt. Diese sollte man doch endlich einmal dem Lehrer überlassen. Deutsche Sätze zum Übersetzen ins Englische finden sich nach jedem Abschnitt, zuerst einzelne Sätze im Anschlufs an das Lesestück, später zusammenhängende deutsche Stücke. Auf jeden Teil folgt eine Zusammenstellung der englischen Vokabeln, nach Stücken geordnet, und zum Schlufs ein deutsch-englisches Wörterbuch.

Das Lesebuch soll auf die Lektüre vollständiger Litteraturwerke vorbereiten, aber auch neben diesen benutzt werden. Der erste Teil: *Tales and Sketches, Descriptive Prose, Historical Prose,* und der zweite: *Prose Fiction* und *Poetry* enthalten eine reiche Sammlung von kürzeren oder längeren Stücken, die sich auf das Leben der Engländer zu Hause oder in den Kolonien beziehen. Neben älteren Schriftstellern wie Hume, Bacon, Addison, Swift, Defoe sind auch solche dieses Jahrhunderts wie Scott, Dickens, Thackeray, Freeman, Prescott, Motley, Mrs. Gatty u. a. benutzt, auch Artikel aus Zeitungen und Journalen ausgewählt, so dafs ein reichhaltiges und interessantes Material vorliegt. Unter dem Text stehen sachliche Anmerkungen in englischer Sprache. Woher stammt die Bemerkung (S. 3): *eyrie, probably a corruption of eaglery*? Es hängt nach Skeat mit dem französischen Worte *aire* und dem lateinischen *area* zusammen, dessen Ursprung unklar ist.[1] Tennyson (S. 26) ist nicht 1810, sondern 1809 geboren, und Edward VI. (S. 38) regiert nicht 1574—1553, sondern 1547. Etwa vierzig von den hier abgedruckten Gedichten bilden den Grundstock der Sammlung englischer Gedichte, die aus hundert Nummern besteht. Aufser Beaumont, Ben Jonson, Milton, Shakespeare gehören die Dichter alle dem 18. und 19. Jahrhundert an. Neben allgemein bekannten Sachen finden sich auch weniger bekannte. Unter Nr. 9 fehlt Felicia Hemans, unter 44 Thomas Moore als Verfasser. Burns starb nicht 1795 (S. 125), sondern 1796. Ausstattung und Druck der Bücher sind vortrefflich, und sie werden, wo man das Lesebuch neben der Autorenlektüre gebraucht, mit Erfolg verwendet werden können.

Berlin. Ad. Müller.

E. H. Barnstorff, Kurzgefafste Schulgrammatik der englischen Sprache. Flensburg, Westphalen, 1895. IV, 112 S. 8. M. 1.

Diese Schulgrammatik schliefst sich an das 'Lehr- und Lesebuch' desselben Verfassers an (vgl. Archiv XCI, S. 84) und giebt in erweiterter Form und in systematischer Ordnung den darin enthaltenen grammatischen Stoff, weshalb auch die Beispiele zum gröfsten Teil dem Lesebuche entnommen sind. Das Minderwichtige ist durch kleineren Druck unterschieden, doch sehe ich nicht ein, weshalb im Verzeichnis der unregelmäfsigen

[1] [Die Stelle lautet: *An eagle, whose eaglets were very hungry, swooped down from his eyrie upon the plain below.* Murray, Dict. I, 145 verweist richtig auf mlat. *æria* und dessen Ausdeutung nach me. *eyren* hin. A. B.]

Verben z. B. *beseech, breed, cleave, cling, rid, speed, strew, tread, wring* weniger wichtig sein sollen als *abide, lean, shear, shoe, thrive, weave.* Zu allgemein ist die Regel § 94: Der unbezeichnete Dativ (ohne *to*) steht nach Verben, die einen Dativ der Person und einen Accusativ der Sache regieren. Erst sechs Zeilen später folgt in kleinem Druck: Verben der bezeichneten Art sind: *to allow, to bring* ... Da in § 105 die Fälle angegeben sind, in denen der Infinitiv ohne *to* steht, so ist die Anmerkung zu § 106, 2 überflüssig: 'Abweichend vom Deutschen steht der Infinitiv mit *to* besonders nach *to help, to learn* und *to teach.*' Zu § 129, 2: 'Es bleibt unübersetzt, wenn es auf einen folgenden Objekts-Satz oder Infinitiv hinweist,' fehlt der Zusatz, dafs es doch übersetzt wird bei faktitiven Verben. Deutsche Sätze zum Übersetzen ins Englische giebt der Verfasser nicht. Das Buch enthält die wichtigsten Punkte der Grammatik und wird neben dem Lesebuch mit Erfolg gebraucht werden können.

Berlin. Ad. Müller.

Anna Brückner, Life in an English Boarding-School. In three Parts. Appendix: Letters. Hilfsbuch zur Erlernung der englischen Sprache. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1895. IV, 178 S. 8. Geb. M. 2.

Dieses Buch soll sich an die englische Grammatik von Ferd. Schmidt anschliefsen wie die Causeries von Josephine Weick an das Lehrbuch der französischen Sprache von Rofsmann und Schmidt. Die Gespräche, aus denen es besteht, sollen 'die Welt der englischen Mädchen entfalten und in den Anschauungskreis des fremden Volkes einführen'. Da die Verfasserin wohl eine Süddeutsche ist, hat sie gewisse Ausdrücke, die nicht überall bekannt sein dürften, wie z. B. 'Schaft' für *shelf,* 'Papilloten' für *lozenges.* Nicht immer stimmt die Orthographie des Textes mit der des Wörterbuches. Der Text hat *crochet,* das Wörterbuch *crotchet,* eine Schreibweise, die allerdings vorkommt, aber neben der gewöhnlichen in einem Schulbuch Verwirrung hervorruft. Der Text hat S. 30 *calisthenics,* das Wörterbuch falsch *calesthenics.* S. 30 steht richtig *disinfecting,* im Wörterbuch *desinfect.* S. 58 *Pomeæ,* im Wörterbuch *Pomæ.* S. 73 *jurisdiction,* im Wörterbuch *juridiction.* Es fehlen unter den Vokabeln im Wörterbuch mehrfach wichtige Wörter, z. B. S. 27 *braid,* S. 30 *festoon stitch,* S. 63 *minor* (der dafür angegebene Sinn ist an der Stelle falsch), S. 75 *inclusive terms* u. a., während das S. 154 im Wörterbuch genannte *column* im Text gar nicht vorkommt und aufserdem an der Stelle nicht den Sinn 'Säule', sondern nur 'Kolonne, Reihe' haben könnte.

In dem Satze: *Let us first see if you know Multiplication Tables well* (S. 8) mufs der Artikel vor *Multiplication* stehen, sowie auf S. 45 vor *Emperor Hadrian. indented* (S. 65) ist nicht 'gegliedert', sondern 'ausgezackt, eingeschnitten'. S. 77 *Fancy keeping one's mouth shut for hours like a dummy* ist nicht treffend mit 'wie stumm' übersetzt. *dummy* ist der Strohmann im Kartenspiel, der Statist, der Puppenkopf im Friseur-

laden und wird auch gleich *mummy* gebraucht. *gong* (S. 77) ist keine Tischglocke. *Rule of three* (S. 145) durch 'Zweisatz', und *Practice* (S. 146) 'eine Art Zweisatz' übersetzt, geben der Schülerin ebensowenig eine Vorstellung von der Sache, als wenn S. 151 *Scotch broth* durch 'eine Art französischer Suppe' wiedergegeben wird. *bilingualism* (S. 158) ist nicht 'zwei gleichbedeutende Wörter', sondern 'in zwei Sprachen vorkommende Wörter', d. h. englische Wörter, die sowohl von romanischem als germanischem Stamme gebildet erscheinen. *mistletoe* (S. 161) ist nicht 'Mispel', sondern 'Mistel', eine in Süddeutschland häufig vorkommende Verwechselung. William I. (S. 93) hatte nicht zwei Söhne, sondern drei, und die Zahl der auf S. 108 aufgeführten Schlachten ist nicht drei, sondern vier. Defoes Werk über die Pest heifst nicht *The Year of the Plague*, sondern *History of the Plague in London*, auch war diese schreckliche Seuche nicht 1666, sondern 1665. Ein recht schlimmes Versehen ist der Verfasserin auf S. 103 passiert: *James VI. of Scotland, James I. of England, was a very learned King. He had written a book called 'the King's Quhair'* ... Der Verfasser dieses Werkes ist aber *James I. of Scotland*, der zwei Jahrhunderte früher lebte. *Censor* (S. 117) sollte im Wörterbuch nicht durch 'Kritiker, Kunstrichter' übersetzt sein. An der Stelle ist es der Name eines Universitätsbeamten, und zwar in Oxford und Cambridge der Titel *of the official Head of the Non-collegiate or Unattached Students* (Murray). Ein Versehen scheint mir auch S. 58 vorzuliegen. Es heifst dort: *I should like to hear the name of some (orchids) we find in our country, Miss Stewart. — The Lady's Slipper, the Putty Root.* Die letzte Pflanze übersetzt die Verfasserin mit 'Kittwurzel'. Nun ist aber *Putty Root* ein amerikanischer Ausdruck für *Adam and Eve*, womit auch in England im Volksmunde *Orchis maculata* benannt wird, die die Verfasserin wohl gemeint hat. Ob irgendwo diese Pflanze 'Kittwurzel' heifst, weifs ich nicht; es scheint mir aber unwahrscheinlich, da sie keine derartige Eigenschaft besitzt. In Nordamerika giebt es nach Asa Gray eine Orchidee *Aplectrum hiemale*, deren oft einen Fufs grofse Wurzelknolle mit einer aufserordentlich glutinösen Materie gefüllt ist, weshalb sie den obigen Namen führen kann. Diese Pflanze kommt aber nicht in England vor und würde auch nicht einmal als Zierpflanze kultiviert werden, da sie eine sehr wenig auffällige Blüte mit braungrünem Perigon und weifslicher, gesprenkelter Lippe trägt. Von Druckfehlern sind mir noch aufgefallen: S. 8 *fourty* statt *forty*, S. 15 *lis* statt *is*, und weiter unten *adies* statt *ladies*, S. 58 *convulvulus* statt *convolvulus*, S. 52 *tide* statt *side*, S. 109 *Theresia* statt *Theresa*, S. 146 *lenghth* statt *length*, S. 147 'si' statt 'sie', 'sein bestes' statt 'sein Bestes', S. 170 *court of arms* statt *coat of arms*, S. 172 'Kronprätendant' statt 'Kronprätendent'. Bei dem Abschnitt *Riddles* (S. 83) hat die Verfasserin wohl Nr. 9 fortlassen wollen. Im Text steht es zwar, aber es kommt weder bei den Vokabeln noch bei den Lösungen vor, und die Nummer der darauf folgenden Rätsel stimmt im Wörterbuch mit der im Text nicht überein. Da die Gespräche die verschiedensten Gebiete umfassen, ihr Stoff anregend und lehrreich ist und sie in idiomatischem Englisch geschrieben

sind, so werden sie nach den nötigen Verbesserungen ein ganz brauchbares Übungsbuch für solche Schulen bilden, an denen man nicht gleich zu der Lektüre eines englischen Schriftstellers greift.

Berlin. Ad. Müller.

Pünjer und Hodgkinson, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Dritte Auflage. Hannover, Carl Meyer, 1895. XII, 286 S. 8. Geb. M. 2,65.

Nach Angabe der Verfasser ist diese Auflage im wesentlichen ein unveränderter Abdruck der zweiten, doch sind die deutschen Übungsstücke im ersten Teil etwas vermehrt und das Wörterverzeichnis neu durchgesehen und erweitert. Die Verfasser haben die Besprechung der zweiten Auflage im Archiv LXXXVIII, S. 420 wohl nicht gelesen, da keine der dort gemachten Ausstellungen verwertet ist. Wozu nützt die Bemerkung S. 173: 'Die Wörter *fruit* und *hair* nehmen selten die Mehrzahlform an', wenn nicht angegeben wird, wann dies geschieht? Was bedeutet auf derselben Seite: Einige Hauptwörter haben die Pluralform auch im Singular: *species, mathematics, pains*? Gehören denn *species* und *mathematics* in dieser Hinsicht wirklich zusammen? Wenn man auch wohl gelegentlich *I have tooth-ache* sagt, so glaube ich doch nicht, wie die Verfasser S. 187 behaupten, dafs man es zu thun pflegt.

Berlin. Ad. Müller.

English Grammar and Reader by Eugen Mory, English Master at the Obere Töchterschule in Basle. 3 Teile. Benno Schwabe, 1895 u. 1896.

Das vorliegende Unterrichtswerk, für drei Jahreskurse berechnet, ist ohne jedes Vorwort oder einleitende Bemerkung erschienen, aber es scheint aus der Wahl der Lesestoffe und aus den jedem Teil beigefügten Winken für die Privatlektüre hervorzugehen, dafs der Verfasser ebensowohl Schüler wie Schülerinnen bei der Abfassung seiner Bücher im Auge gehabt hat. Doch möchte ich schon von vornherein meiner Ansicht dahin Ausdruck geben, dafs ich sie zur Benutzung an Töchterschulen für geeigneter halte, als an höheren Knabenschulen, wie aus dem Referat wohl hervorgehen dürfte.

Es ist nicht leicht zu sagen, ob der Verfasser ein Anhänger der sogenannten neuen Methode ist, oder nicht. Von ihren Bekennern unterscheidet er sich in mehreren Punkten. Er verwendet keine Lautschrift, er giebt nirgend eine Aussprachebezeichnung, er giebt so gut wie keine Anweisung für das Lesen. Dagegen verwendet er als Anschauungsstoff im ersten Teil nur zusammenhängende Stücke, deren Inhalt die Umgebung des Schülers, das Haus, die Familie, der Garten u. a. teils in Form von Gesprächen, teils von Erzählungen bildet. Diese Stücke sind durchweg geschickt abgefafst, in angemessener Form, geeignet, das Interesse wachzuhalten und nicht zu lang oder zu schwierig. Wiederum verschmäht er

das Übersetzen aus dem Deutschen auf der Unterstufe nicht; von dreifsig Lektionen sind zwanzig mit deutschen Übungsstücken, teils zusammenhängend, teils in Einzelsätzen.

Die Verteilung des Stoffes läfst den erfahrenen und geschickten Lehrer erkennen. Er geht langsam, fast zu bedächtig vor: in den ersten sechs Lektionen wird das Präsens des Verbums (*have — be — read, work — wash, dress — cerry, play — yo, do*) nebst einigen Bemerkungen über Artikel, Pluralbildung des Substantivs und Adjektivs geboten; nie wird mehr als ein Tempus vorgeführt, so dafs der Schüler erst in Lektion 15 beim Fut. I. Act., in Lektion 23 beim Condit. II. Act., in Lektion 24 beim Passiv. angelangt ist! Immerhin lernt er im ersten Kursus das Wichtigste aus der Formenlehre kennen und hat inzwischen ein gut Stück Englisch gelesen, einen beträchtlichen Wortschatz sich erworben und vermutlich auch einige Gewandtheit im eigenen mündlichen Ausdruck erlangt.

In dem zweiten Kursus fällt zunächst auf, dafs das Übersetzen in das Englische weit mehr zurücktritt; es befinden sich nur sieben Übungsstücke darin; dafür ist der Lesestoff vermehrt und enthält jetzt Biographisches, Belehrendes, Beschreibungen, kleine Schilderungen und Erzählungen in guter Auswahl; doch hätten hier mehr Gedichte geboten werden sollen. Wie ein roter Faden zieht sich durch den ganzen zweiten Teil die Formenlehre des unregelmäfsigen Zeitwortes, das über fast alle Lektionen verteilt ist; im übrigen findet sich die ganze Formenlehre des ersten Teiles, die dort mehr aus gelegentlichen Bemerkungen bestand, hier nochmals, aber erweitert und zu Regeln (in englischer Sprache) zusammengefafst vor; auch einfachere syntaktische Erscheinungen werden hier gestreift. Was bei dieser Behandlung der Grammatik am meisten auszustellen sein dürfte, ist, dafs die in den Regeln behandelten Punkte weder durch das vorausgehende Lesestück veranlafst und erläutert werden, noch dafs sie aus eigens zu dem Zwecke zusammengestellten Beispielen abgeleitet werden; da es nun auch an Übungsstoff mangelt, so schwebt die ganze Grammatik gleichsam in der Luft und scheint nur um ihrer selbst willen da zu sein, wozu man heute nicht mehr bereit ist, seine Zustimmung zu geben.

Dieselben Bedenken knüpfen sich an den dritten und umfangreichsten Teil, dessen wesentlichen Inhalt die Syntax bildet. In höherem Grade als bei der Formlehre macht sich hier das Bedürfnis nach reichem Anschauungsmaterial für die Ableitung der syntaktischen Erscheinungen geltend. Es mufs als ein entschiedener Mangel bezeichnet werden, dafs dieses fast gänzlich fehlt oder doch nur unzureichend geboten wird. Zur Einübung genügen meines Erachtens auch die fünf Übungsstücke (mehr sind nicht vorhanden) zum Übersetzen nicht. Sämtliche Regeln und Erläuterungen sind in englischer Sprache gegeben, wofür ich keinen vernünftigen Grund sehe; unter allen Umständen wird dadurch das Lernen erschwert und eine sichere Aneignung der Regeln kaum erzielt. Überdies ist auch die Fassung derselben keineswegs scharf und klar, wie man sich aus zahlreichen Kapiteln überzeugen mag. Da aber auf Knaben-

schulen doch noch einiges Gewicht auf grammatische Schulung gelegt zu werden pflegt, dürfte gerade dieser Übelstand ein Hindernis für die Einführung des Buches an solchen Anstalten sein. Der Lesestoff ist angemessen und so reichlich, dafs er fast eine andere Lektüre überflüssig erscheinen läfst. Am Schlufs sind sogar einige englische Lieder mit Noten für Singstimme und Begleitung für Liebhaber hinzugefügt. Mit diesen Bemerkungen hoffe ich dem vorliegenden Buch gerecht geworden zu sein und empfehle es den Herren Fachkollegen an Töchterschulen zur geneigten Kenntnisnahme.

Berlin. G. Opitz.

Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund à l'occasion du cinquantième anniversaire de sa naissance (7 janvier 1896). 'Si iert en honneur retenus Par tout amés et bien venus.' (Le dit du courtois Donneur.) Mâcon, Protat frères, imprimeurs. X, 393 S. 8.

Vierundsechzig, verschiedenen Völkern angehörende Freunde oder Schüler des trefflichen schwedischen Romanisten haben sich zusammengethan, um ihm bei dem im Titel angegebenen Anlafs in einem von der Protatschen Druckerei mit bestem Geschmack hergestellten Bande ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit zu überreichen. Ihm, der in seinem Heimatlande Aufsergewöhnliches zur Förderung romanischer Studien gethan hat und mit so selbstloser Hingabe Zeit, Arbeit, Rat und materielle Unterstützung in den Dienst fremder Bestrebungen stellt, dafs man schwer begreift, wie ihm möglich bleibt, selbst so Bedeutendes zu leisten, sei auch an dieser Stelle ein herzliches Glückauf zum Eintritt in das sechste Dezennium zugerufen. Von den einunddreifsig in dem Bande vereinigten Arbeiten hier in Kürze den Inhalt anzugeben, wird um so eher angezeigt sein, als das Buch dem Handel vorenthalten bleibt und nicht jedem leicht zugänglich werden mag.

G. Paris beschäftigt sich mit dem uns leider nur in wenigen Anfangsversen erhaltenen Volksliede von der *Bele Aeliz*, einem Liede, das sicher schon im zwölften Jahrhundert vorhanden und lange äufserst beliebt gewesen ist, dessen Reste in zahlreiche Tanzliedchen verflochten je nach Umständen und Bedürfnissen der Verwendung bald die bald jene Versart aufweisen, bald den bald jenen Assonanzvokal zeigen, aber nicht ausreichen, der Phantasie irgend eine Richtung zu geben, wenn sie sich anschicken will, an das Bild des früh in den Garten tretenden Mädchens Weiteres zu knüpfen.

Der Unterzeichnete hat versucht, einigen Stellen von Petrarcas Canzoniere durch Änderung der Interpunktion und sorgfältigere Benutzung der besten Handschrift befriedigendere Gestalt zu geben.[1]

---

[1] Ein willkommener Hinweis Ernesto Monacis setzt mich in stand, die S. 14 gemachte Angabe, es stehe die photographische Wiedergabe der vatikanischen

H. Suchier lehrt ein Bruchstück von 262 Zeilen des *Romanz des eles* kennen, von dem er mit Recht sagt, ein künftiger Bearbeiter von Raouls Dichtung werde seinen Wert zu schätzen wissen.

A. Morel-Fatio giebt in grofser Zahl unwiderlegliche Beweise, dafs im siebzehnten Jahrhundert bei den Spanierinnen die Gewohnheit Erde zu essen weit verbreitet war. Sie erlangten dadurch eine für schön geltende Blässe und Schlankheit.

Durch W. Söderhjelm erhalten wir eine Ausgabe des Dit *dou courtois donneur*. Dafs, wie beabsichtigt war, artesische Sprachform durchweg gewonnen sei, scheint mir nicht; sicher ist sie verlassen, wenn Z. 22 *encherra* für *enkerra* d. h. *en kerra* = *en croira* eingeführt ist oder *cheuve, escheuve* für *keuve, eskeuve* von *cover, escover* (*cubare, scopare*). Z. 45. 46 sind mir unverständlich; vielleicht ist eine Lücke anzunehmen wie auch nach 139. Z. 4 lies *s'i*, 8 *l'i*, 11 *en son venir*, vgl. 101 und *Ch. lyon* 163. Nach 29 kein Komma. Z. 57 lies *C'om*. Z. 158 schr. *Retient*.

J. Vising macht auf die Thatsache aufmerksam, dafs die Verbindung von Substantiven durch *de* bei neueren französischen Schriftstellern unter Umständen häufig geworden ist, unter denen sie vor noch nicht langer Zeit für unstatthaft gegolten und ihren Ersatz in umständlicherer, freilich auch bestimmterer, klarerer Ausdrucksweise gefunden hätte. Er knüpft daran Beobachtungen und Erwägungen, die sich auf die Wahl des Numerus für das bestimmende Substantiv beziehen. Er konstatiert in dieser Hinsicht eine Unsicherheit des Gebrauches, die ihre Erklärung teilweise in der Nichtunterscheidbarkeit der Numeri für das Ohr findet.

C. Svedelius verbreitet sich über die Umstände, welche über Nach- oder Voranstellung des attributiven Adjektivs entscheiden. Der Gegenstand wird von richtigen Gesichtspunkten aus behandelt; doch scheint mir, es sei nicht überall die erreichbare Klarkeit hier wirklich erreicht. Alle an die Sache sich knüpfenden Fragen zu erledigen, war auf wenigen

---

Handschrift 3196 'in Aussicht', dahin zu berichtigen, dafs sie, sowie die von Nr. 3195, schon im Jahre 1890 erfolgt ist und zwar in Fasc. V und VI von des genannten Gelehrten *Archivio paleografico*. In den Zeitschriften, denen ich sonst derartige Belehrung verdanke, hatte ich eine bezügliche Notiz nicht gefunden, vielleicht auch nicht sorgfältig genug gesucht. Nachträglich sehe ich, dafs ich in der freilich erst 1895 erschienenen Bibliographie für 1890 zu Gröbers Zeitschrift unter Nr. 773 und in Vollmöllers Jahresbericht zwar nicht bei der Petrarca-Litteratur, aber in dem (1895 erschienenen) Abschnitt über Schrift- und Handschriftenkunde S. 674 die Mitteilung der Thatsache hätte finden können. Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt zwar die fraglichen Hefte seit Jahren; das *Archivio* ist aber in die dem Publikum zugänglichen Kataloge noch nicht aufgenommen, weil, wie es scheint, sein erster Band immer noch nicht vollständig ausgegeben, noch nicht für den Buchbinder 'reif' ist, wie die Bibliothekare sich ausdrücken. — Inzwischen ist auch die von G. Mestica besorgte kritische Ausgabe des Canzoniere (Florenz, Barbèra, 1896) erschienen, welche die Autographen verwertet; Bemühungen von der Art der meinigen sind, so viel ich sehe, dadurch noch immer nicht ganz überflüssig gemacht. Bemerkenswerte Bedenken gegen einige meiner Aufstellungen haben Mussafia in der Rassegna bibliografica IV, 65—76 und Mestica in der Rassegna critica I, 57—61 geäufsert.

Seiten nicht möglich; um so mehr hätte es sich empfohlen, von der Behandlung der zwiefachen (starken oder schwachen) Flexion des deutschen Adjektivs abzusehen, die doch zu deutlich faſsbarem Ergebnis nicht geführt hat. Das determinierende Adjektiv als *complément* zu bezeichnen, ist nicht glücklich.

A. Johansson bespricht die Abweichungen vom älteren Sprachgebrauch bezüglich des von einem Infinitiv begleiteten *faire*, welche bestehen 1) in der Konstruktion des *faire* mit einem Dativ auch in dem Falle, daſs der Infinitiv der eines nicht transitiven Verbums ist, 2) in der Konstruktion von *faire* mit einem Accusativ im entgegengesetzten Falle, 3) in dem Aussprechen des Reflexivpronomens, wofern der Infinitiv der eines reflexiven Verbums ist. (S. 96 Z. 6 ist *tenir* zu tilgen.)

J. Falk weist darauf hin, wie im Laufe der Entwickelung des französischen Epos die Wertschätzung des gemeinen Mannes immer häufigeren und kräftigeren Ausdruck findet.

J. O. Rohnström handelt über drei in der Chanson des Saxons vorkommende Namen. Er entscheidet sich für Bodel (nicht Bordel) als den Beinamen des Verfassers dieses Gedichtes, der Congés und des Nicolasspieles; von den vier Handschriften, die jenes enthalten, erscheint ihm die des Arsenals um ihrer Knappheit und der Beschaffenheit der Sprache willen als die, welche den ursprünglichsten Text gewähre, während die von Michel zu Grunde gelegte uns das Ergebnis einer Überarbeitung kennen lehre. Für den Namen des Sachsenkönigs führt er aus den deutschen, den französischen und den aus diesen abzuleitenden Quellenschriften die groſse Fülle von stark auseinandergehenden Formen auf, ohne hier zu einer befriedigenden Lösung der Frage zu gelangen, welche davon dem französischen Dichter am ehesten zuzuschreiben und wie deren Lautgestalt im einzelnen zu erklären sei. Ähnliche Zusammenstellungen giebt er für den Namen *Hurepois*.

P. Rajna teilt aus einer ambrosianischen Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts ein lateinisches Schriftstück mit, in welchem ein bisher nicht ermittelter Verfasser bemerkenswerte Angaben über die Fehler macht, die beim Aussprechen des Lateinischen die Angehörigen verschiedener Völker sich zu schulden kommen lassen.

A. Wallensköld behandelt mit groſser Umsicht das Schicksal der lateinischen Nominal- und Verbalformen, die auf *-sco, -scu* nach Vokal ausgehen, im Französischen, und kommt zu dem Schlusse, daſs das *-is*, das sich an Stelle jener Gruppen zeigt, die Folge einer Metathesis sei. Besondere Berücksichtigung finden die nur nominalen Formen, die wie *bos* (neben *bois*) bloſses *s* zeigen. (Ist afz. *lais* 'Forelle' S. 147 irgendwo nachgewiesen?)

A. Nordfelt legt vorläufig, um später eingehender zu dem Gegenstand zurückzukehren, einige allgemeine Gedanken über das Wesen der 'Bindung' im Französischen dar, wobei er Bindung im weiteren Sinne als Zusammensprechen mehrerer Wörter unter einem einzigen Accente versteht, übrigens die Bindung im engeren Sinne durchaus nicht vernach-

lässigt. Was er von dem Verfahren anderer Sprachen unter gleichen Verhältnissen sagt, scheint mir nicht durchweg unanfechtbar; was er über das Französische äufsert, ist wohl überlegt und anregend. Eine ähnliche Schwierigkeit, wie sie *grand homme* (*gran-tome*) der Erklärung bereitet, wird auch bei *un homme* (*eu-nome* oder *eun-nome*) sich herausstellen, doch wird der Verfasser wohl auch mit dieser fertig werden.

E. Langlois zeigt, dafs die schöne Archipiada, deren Namen Villon neben denen vieler anderen Frauen einer leider lang dahingegangenen Zeit nennt, Alcibiades ist, von dem man im Mittelalter wenig genug wufste, um in den verschiedensten Übersetzungen und Kommentaren einer Stelle der Consolatio des Boethius ein Weib aus ihm zu machen.

E. Stengel beschreibt mehrere alte französische Grammatiken oder sonstige Hilfsmittel für den Unterricht im Französischen, die ihm erst seit dem Erscheinen seines bekannten Verzeichnisses (1890) genauer bekannt geworden sind. Manches besonders Beachtenswerte bietet namentlich die Grammatik von Gabriel Meurier, Antwerpen 1557.

A. Thomas lehrt Bruchstücke einer *sotie* kennen, die zu datieren und deren politische Veranlassung festzustellen ihm gelungen ist, während freilich manche Einzelheit des wunderlich geschriebenen Textes, wie auch sein Grundgedanke, dunkel bleibt und vermutlich bleiben wird.

E. Levy ist der Meinung, dafs *ǫ* vor *n* + Konsonant, wie es in den heutigen südfranzösischen Mundarten nicht überall zu *ou* geworden, sondern entweder *ǫ* geblieben oder aber diphthongiert worden ist, so auch in der alten Zeit nicht durchweg mit *ọ* zusammengefallen sei, sondern (innerhalb noch zu bestimmender Grenzen) eine gesonderte Qualität behauptet habe. Eine Spur davon findet er in dem Gedichte, das er mit Bartsch im Grundrifs (65, 1) dem Bernart de Pradas zuteilt (s. Jahrb. VI, 343), und in dessen dritter Strophe *fron* : *son* (*somnum*) als Reim mit *o* dem Reim mit *u prion* : *mon* (*mundum*) gegenübersteht, was auch für die Geltung des *u* in *cru*, *dejus* bedeutsam ist. Leider bleibt auch sonst in den Reimverhältnissen des Liedes einiges dunkel, wie es denn seltsam ist, dafs in der nämlichen Strophe *enpren* als Reimwort mit *e*, und *repren*, wofür Levy *reprin* schreiben will, als solches mit *i* auftreten soll. Doch verdient die hier gegebene Anregung, dafs sie nicht ohne Folge bleibe.

A. Salmon teilt aus einer früher noch nicht beschriebenen Handschrift von Charleville, deren übrigen Inhalt er in Kürze verzeichnet, drei Marienlieder eines Brisebarre aus Douay mit, der vielleicht auch den Restor du Paon verfafst hat. Sie müssen, das ergiebt sich aus dem Inhalt eines später dazwischen eingetragenen Stückes, wenig vor oder nach 1357 gedichtet sein.

S. Södermann sucht wahrscheinlich zu machen, dafs Andersens Märchen von der 'häfslichen kleinen Ente' durch die Erinnerung an Alfreds de Musset Märchen von der 'weifsen Amsel' ins Dasein gerufen sei. Er hebt die Übereinstimmung der beiden Geschichten in den wichtigsten Zügen hervor, erinnert daran, dafs die französische gerade zur Zeit von Andersens zweitem Aufenthalt in Paris erschien, zeigt, dafs die beiden

Dichter zum Teil in den nämlichen Salons verkehrten, dem Dänen der Franzose und dessen damals jüngstes Werk kaum unbekannt geblieben sein kann, wenngleich jener diesen weder in seiner Biographie noch in seinen Briefen nennt.

E. Staaff unterzieht die Fälle, wo einem in betonter Silbe neufranzösisch stehenden *eu* (alt *eu* oder auch *ue*) bei tonloser Silbe *u* an die Seite tritt, einer genauen Musterung. Er erkennt an, dafs in zahlreichen Fällen der Durchführung entweder die Erinnerung an das Stammwort oder litterarische Bildung Eintrag gethan haben. Auch solche Wörter sind in grofser Zahl aufgeführt, wo zunächst ę sich ergab, das aber unter der Einwirkung labialer Konsonanten *eu* geworden und dann wie ein *eu* anderen Ursprungs mit *u* vertauscht worden ist.

P.-A. Geijer ordnet zu wenigen bestimmten Gruppen die Bemerkungen, mit denen François de Callières 1690 in der Schrift *Des mots à la mode et des nouvelles façons de parler* gewissen ihm mifsbräuchlich scheinenden Neuerungen in der Ausdrucksweise entgegentritt. Er versäumt nicht, darauf hinzuweisen, in welchen Fällen die Folgezeit dem Urteil des fein empfindenden, bisweilen freilich gar zu ängstlichen Diplomaten beigepflichtet hat.

Ch. Joret beschäftigt sich mit der Darstellung des Papyrus in der pharaonischen Malerei. Er bestreitet mit anderen neueren Forschern die Verschiedenheit des oberägyptischen von dem unterägyptischen und syrischen Papyrus und erkennt in der schematischen und dauernd gebliebenen Darstellung der Pflanze die getreue Wiedergabe des Gewächses im Zustand der nicht vollentwickelten Rispe, das mit dem Lotus durchaus nicht zu verwechseln gewesen, erst in griechisch-römischer Zeit vermengt worden sei.

A. Lindström setzt auseinander, wie die nach den Reichenauer Glossen volkslateinischen Wörter *dispensare* und *distornare* zu ihren nachmaligen Formen und Verwendungen gelangt sind.

A. Ahlström weist mit G. Paris, aber mehr ins einzelne eingehend, die Auffassung zurück, nach welcher Crestiens Ritter mit dem Löwen die Matrone von Ephesus zur Quelle hätte, und findet mit dem nämlichen Gelehrten die Quelle vielmehr in einer bretonischen Erzählung, deren Hauptmotiv die Liebesverbindung zwischen einer Wasserfrau und einem Sterblichen gewesen wäre, eine Verbindung, die, durch ein Verschulden des Mannes getrennt, nachher durch eine Genugthuung aufs neue zu stande kommt. Der Verfasser geht den Spuren des Bestehens ähnlicher Überlieferungen sorgfältig nach. Es sei hier die Bemerkung gestattet, dafs die Verse 33 ff. des Ch. lyon mifsdeutet sind, wenn man aus ihnen herausliest, Yvains Name solle allezeit fortleben, und dies sei auch die Meinung der Bretonen. Der Dichter spielt dort auf die 'bretonische Hoffnung' auf die Wiederkehr des Artus an, mit dessen berühmtem Hofe ihm beliebt hat seinen Helden in Verbindung zu setzen. Man sollte übrigens, wenn man vom Ursprung des Gedichtes handelt, nicht immer nur an das Verhältnis zwischen Yvain und Laudine denken, sondern mehr, als zu

geschehen pflegt, betonen, wie viele verschiedenartige und einander zunächst völlig fremde Motive Crestien in diesem Werke kombiniert hat (Kampf auf Tod und Leben zwischen Freunden, die sich nicht erkennen; Überrumpelung der unrecht habenden Partei durch eine List des Richters u. s. w.).

F. Wulff schlägt eine lange Reihe von Änderungen und Einschaltungen vor, durch die dem in einer einzigen Handschrift überlieferten Texte des Eliduc der Marie de France aufgeholfen werden soll. Mir scheinen manche darunter annehmbar, andere freilich halte ich für bedenklich.

G. Sundstedt beantwortet die Frage nach dem lateinischen Kasus, der der einzigen romanischen Nominalform (des Singulars) zu Grunde liege, zu gunsten des Accusativs, indem er sich dabei auf das Verhalten derjenigen Idiome stützt, welche lat. *u* und *o* der tonlosen Endungen nicht zusammenfallen lassen (wie das Mittelsardinische), und derjenigen, in welchen gewisse betonte Vokale verschiedenes Schicksal haben, je nachdem die tonlose Endung entweder *a, e, o* oder aber *i, u* enthielt.

C. Appel giebt dem bekannten Sonette Guido Cavalcantis *I' vegno 'l giorno a te infinite volte* eine neue und ansprechende Deutung, indem er es zwar von jenem verfafst, auch an Dante gerichtet, aber Beatrice in den Mund gelegt sein läfst. Ohne Frage gewinnt das ernst klagende und mahnende Gedicht damit an Klarheit und an milder Eindringlichkeit, und dem in Z. 8 notwendigen *avea,* das man auch bei Tallarigo und Imbriani statt *avei* findet, gebricht es nicht an handschriftlicher Beglaubigung.

G. Rydberg prüft, was bisher über die Entwickelung von *viginti* und *triginta* in den romanischen Sprachen geäufsert worden ist. Er glaubt die romanischen Formen aus den paroxytonen lateinischen ohne die Annahme aufsergesetzlicher Vorgänge erklären zu können, nur dafs auch die Einwirkung des auslautenden $\bar{\imath}$ in den Idiomen, die eine solche überhaupt kennen, zur Geltung kommt und vereinzelt eine Beeinflussung des einen Zahlwortes durch das andere nicht ausgeschlossen wird.

G. Lévy entwirft nach den zahlreichen Urkunden, die die Korrespondenz Bussy-Rabutins gewährt, ein lebensvolles und ansprechendes Bild der diesem in warmer und andauernder Freundschaft ergebenen Witwe Scudérys.

G. Raynaud stellt aus den Werken Eustache Deschamps' alles zusammen, was dieser zur Verherrlichung Bertrands du Guesclin gesungen hat, und erläutert es mit Hilfe zeitgenössischer Zeugnisse und späterer Darstellungen auf das ausgiebigste.

E. Picot äufsert die Vermutung, dafs der *Amomo,* mit dessen in Paris 1535 erschienenen *Rime toscane* Fr. Flamini sich unlängst beschäftigt hat, Jean de Maumont sei. Über diesen etwa 1505 geborenen limousinischen Adligen, der noch 1584 gelebt hat, seine Beziehungen zu gleichzeitigen Humanisten und Grofsen und die ihm mit Sicherheit zuzuweisenden Schriften trägt er mit bekannter Gelehrsamkeit das Erreichbare

zusammen. Die Identität Jeans de M. mit *Amomo* ist nicht völlig gewiſs gemacht, wird aber dadurch einigermaſsen wahrscheinlich, daſs zwei italienische Sonette, die sicher von ihm herrühren und hier neu gedruckt werden, bereits bekannt sind (im zweiten Z. 8 lies *mostro* und Z. 10 *accenderà*; auch Z. 12 ist dunkel). Adolf Tobler.

Dr. August Kübler, Die suffixhaltigen romanischen Flurnamen Graubündens, soweit sie jetzt noch dem Volke bekannt sind. I. Teil: Liquiden-Suffixe. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1894. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie herausgeg. von Breymann u. Köppel, VIII. Heft.) XV, 133 S. 8. M. 2,80.

Die Lösung einer verständig gewählten Aufgabe ist hier mit Thatkraft und bei schätzenswerter Vorbereitung unternommen. Die Flurnamen, also von den Ortsnamen die voraussichtlich etymologischer Deutung am ehesten zugänglichen, eines nicht allzu weiten, obgleich linguistisch nichts weniger als einheitlichen Gebietes sind zumeist an Ort und Stelle, also vielfach bei lebendiger Anschauung der benannten Örtlichkeit gesammelt; von ihnen sind die allem Anscheine nach mit Suffixen gebildeten ausgesondert und nach dem jeweilen verwendeten Suffix zusammengestellt; je nachdem der damit ausgestattete Stamm mehr oder minder deutlich erkennbar und selbst verständlich ist, erscheint dann auch der Flurname bald mehr bald weniger einleuchtend gedeutet. Dabei wird regelmäſsig so verfahren: zunächst werden aus dem Bestande der Appellativa eine längere Reihe das nämliche Suffix aufweisender Bildungen vorgeführt, so daſs Kraft und Formen des Ableitungsmittels erhellen, und daran reihen sich sodann, die ganze Schrift hindurch fortlaufend gezählt (der letzte trägt Nummer 1736), die unter jedes Suffix fallenden Flurnamen. Ist in manchen Fällen ein sicheres Ergebnis gewonnen, so bleiben freilich in recht vielen anderen berechtigte Zweifel bestehen, vielleicht noch mehr, als die vom Verfasser nicht gesparten Fragezeichen anzeigen. Statt Bedenken gegen Einzelnes geltend zu machen, empfiehlt sich wohl eher einige Wünsche zu äuſsern, deren Berücksichtigung der doch noch zu hoffenden Fortsetzung der Arbeit zu statten kommen dürfte. Es sollte eine gleichmäſsigere Schreibung, eine möglichst phonetische durchgeführt werden; das unerträgliche Durcheinander deutscher und italienischer und spanischer und dazu einheimischer Schreibgewohnheiten erschwert das Verständnis im höchsten Grade. Wörter, die nur scheinbar mit einem Suffix gebildet sind, während der Verfasser sehr wohl weiſs, daſs ihr Ausgang ganz anderen Ursprungs ist, sollten nicht in die Reihe aufgenommen, sondern etwa in Anmerkungen besprochen werden (so Nr. 41. 585. 586. 591. 611. 624 und oft). Das Zusammentreten mehrerer Suffixe bei demselben Stamm wird wohl auch im Rätischen nicht ausgeschlossen sein; bevor man es aber für Flurnamen ansetzt, müſste es folgerichtig doch auch in Appellativen in gleicher Art erwiesen oder wahr-

scheinlich gemacht sein. Der Gebrauch des Du Cange als Quelle für Mittellatein ist nur bei groſser Vorsicht zulässig; man weiſs, wie ungeheuer verschiedenartig die Wörter sind, die er zu besprechen gut gefunden hat, und so darf man sich denn nie ersparen nachzusehen, woher er seine Belege hat und was diese lehren; mit Wörtern wie *gadium, gacium* 'Wald', *collivius, ostiolana* u. dgl. soll man erst recht vorsichtig umgehen, da sie nicht einmal bei Du Cange stehen. Auch die Beeinflussung eines Wortes durch ein anderes nimmt der Verfasser zu leicht und ohne alle Not an: *anguál* 'gerade' denkt er sich aus *æqualis* 'gemischt mit *angulus*' entstanden; für *vermaniglia* 'Ungeziefer' reicht ihm *vermis, -inis* nicht aus, es muſs sich noch *minimalia* einmischen; *tanvialla* 'Bohrer' ist zwar lat. **terebella*, aber 'durch *tenuis* beeinfluſst', wie auch ein it. *tenivella*, dessen Dasein ich zwar nicht bestreiten, aber auch nicht beschwören will.

Adolf Tobler.

La Chasse aux médisants, poème allégorique de Raimon Vidal par M. A. Mercier. (Extrait des Annales du midi, tome VI, 1894.) Toulouse, Privat, 1894.

Die Handschrift Franç. 24432 der Pariser Nationalbibliothek (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts) enthält, ihrem bunten Inhalt aus Versehen zweimal nach derselben Vorlage einverleibt, ein am Schlusse weniger Verse verlustig gegangenes Gedicht von jetzt 751 achtsilbigen, paarweise gereimten Zeilen, in welchem ein Remon Vidal (Z. 68) erzählt, wie er am ersten Tage des Maimonats 1338 mit einer Gesellschaft von Jägern und Jägerinnen zusammengetroffen sei und der Verfolgung und schlieſslichen Erlegung und Verteilung eines Ebers beigewohnt habe, in dessen Gestalt vor hundert Jahren (Z. 240) ein vornehmer Mann durch den Gott der Minne gebannt worden sei zur Strafe für sein schmähsüchtiges Treiben und auf die Bitte eines durch dasselbe an den Rand des Grabes gebrachten Jünglings. Die über dreiſsig Personen der Jagdgesellschaft, die es übrigens nicht auf jenen Eber allein abgesehen hat, sondern die Verfolgung der Schmähsüchtigen überhaupt sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint (Z. 87), werden genau mit Namen genannt, und es ist dem Herausgeber gelungen, sie fast alle unter dem südfranzösischen Adel der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachzuweisen; die Hunde aber, die auf den Eber gehetzt werden und ihn endlich zum Stehen bringen, sind diejenigen Tugenden oder Züge löblichen Verhaltens in Minnesachen, die zur Schmähsucht im stärksten Gegensatze stehen oder durch sie zumeist angefeindet und gefährdet werden. Der Erzähler, der ohne Zweifel zu einem Teile der Gesellschaft in persönlichen Beziehungen gestanden hat, insbesondere zu den Grafen Gaston und Bertran de l'Isle-Jourdain und Gaston II von Foix, ist, wie schon sein Name zeigt, ein Südfranzose, und es ist bemerkenswert, daſs er um 1338 eine Dichtung, die eine Huldigung für lauter hohen Adel des Südens darstellt, französisch abgefaſst hat, und zwar in einem Französisch, das äuſserst wenig Spuren südlichen

Ursprungs zeigt. Herr Antoine Thomas hat in einer Schlufsbemerkung als solche aufser einigen graphischen Einzelheiten das zweimal begegnende *il* für *elle*, *se tout* für *quoique* und vielleicht mit etwas weniger Recht *seul* als Adverbium und *jouvent* 'Jugend' bezeichnet. Vielleicht darf man auch die zahlreichen Fälle der durch nichts entschuldigten Nichtelision des auslautenden ẹ vor Vokal hierher rechnen und die dritten Personen des Singulars ohne *t*: *a qui que poys* (: *esfrois*) 381, *il vous connois* (: *Fois*) 602 (vgl. *Dis mesire Bertrans* 700). Einige Änderungen am Texte scheinen mir noch nötig: 6 *kanés* (*canalis*) für *kavès*, 109 Komma nach *Est*, 156 *il* für *li*, 158 *eulx II* für *eulx si*, 175 *Qu'a* für *Que*, 281 *por* für *par*, 335 *tost* für *tort*, 425 *par ci* für *par ici*, 491 *prent* für *prens*, 594 *d'esfrois* (?), 684 *c'outre* für *contre*, 730 *langue fausse* für *l. fauve*. Dunkel bleiben mir Z. 461 und 739. Adolf Tobler.

Paul Schumann, Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig, Teubner, 1896. 42 S. 8. M. 1.

Dafs der Aneignung richtiger Aussprache des Französischen je nach der Muttersprache des Schülers ungleichartige Hindernisse im Wege stehen, ist allgemein anerkannt. Weniger wird manchmal erwogen, wie verschieden die Empfindlichkeit für feinere Lautunterschiede und die Fähigkeit, fremde Laute sofort nachzubilden, bei Angehörigen des nämlichen Volkes je nach ihrer Zugehörigkeit zu dem einen oder einem anderen Mundartgebiete sich erweist. Der Verfasser, der in Sachsen bezügliche Beobachtungen gemacht hat, giebt in dem schon 1884 zum erstenmal erschienenen, nur für die Lehrer bestimmten Schriftchen, das keinerlei phonetische Kenntnisse voraussetzt, hoffentlich aber manchen von dem Werte solches Wissens überzeugt, eine knappe Darstellung dessen, was dem mitteldeutschen Schüler von den französischen Lauten auch theoretisch zu erfahren besonders not thut, damit er sie mit Bewufstsein in richtiger Beschaffenheit zu erzeugen vermögend werde, zu möglichst voller Unabhängigkeit von alter Gewöhnung gelange, die ihn verleiten will, mit gewissen Schriftzeichen Lautvorstellungen einer durchaus zu verbannenden Art zu verbinden. Er giebt einen Teil seiner Unterweisung auch in der Form ausgeführten Unterrichts für Schüler, eines Unterrichts, von dem man sich guten Erfolg versprechen darf. Auch wer nicht gerade mit Mitteldeutschen als Schülern zu thun hat, wird aus dem Schriftchen Nutzen ziehen können; es wird ihm nicht schwer fallen, zu erkennen, wo und wie seine Unterweisung von der hier gebotenen sich zu entfernen hat, um anders gearteten Voraussetzungen zu entsprechen. Wie viel von der Arbeit, die hier zu thun gelehrt wird, dem Französisch-Unterricht erspart werden könnte, wenn gewisse nicht unbillige Anforderungen durch den Unterricht im Deutschen erfüllt würden, soll hier nicht wiederholt sein. Adolf Tobler.

F. H. Schneitler, Lehrgang der französischen Sprache für Kaufleute und Vorschule zur französischen Handelskorrespondenz. Dritte, verbesserte Auflage. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1895. VIII, 313 S. Geh. M. 2,20, geb. M. 2,60.

Daraus, dafs dieser Lehrgang eine dritte Auflage hat erfahren können, scheint hervorzugehen, dafs er sich in den Kreisen, für die er bestimmt ist, guten Anklanges erfreut. Er gilt, wie es im Vorwort heifst, denjenigen, die Französisch nur in der Absicht lernen, sich die französische Handelskorrespondenz zu eigen zu machen, und beschränkt sich darum auf das, was für die praktische Handhabung der Sprache unbedingt notwendig sei. Kurz genug, und deshalb wohl auch hübsch bequem, ist die Grammatik allerdings. Sie wird auf 58 Seiten erledigt und besteht in dieser Auflage nur noch aus 298 Paragraphen gegen 363, die es früher waren. Den zweiten und dritten Teil des Buches (bis S. 206) machen Übungsbeispiele zum Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Französische aus, ein vierter Teil (bis S. 241) enthält Vokabeln zu denselben, und in zwei weiteren Teilen (bis S. 313) folgen ein französisch-deutsches und ein deutsch-französisches Wörterbuch.

Berlin. G. Cohn.

J. Oster, pasteur de l'église réformée de Dresde, membre de la commission d'examen du Ministère de l'Instruction publique, Cours supérieur de grammaire française à l'usage des écoles allemandes. Dresde, Gerhard Kühtmann, 1895. VII, 265 S. Geh. M. 4,50, geb. M. 5.

Der Mangel eines die rechte Mitte zwischen zu elementarer und zu schwer verständlicher Ausführung einhaltenden Lehrbuches der französischen Sprache, das den Schüler oder die Schülerin der oberen Klassen mit den für das Examen notwendigen Kenntnissen versehe, hat den Verfasser bestimmt, diese Grammatik zu schreiben. Es ist ihm in derselben auch darum zu thun, dem Schüler einen Einblick in die Entwickelung der französischen Sprache zu gewähren, aber er führt diese erfreuliche Absicht, wenn man über die äufserst seltenen Bemerkungen über die Geschichte syntaktischer Vorgänge hinwegsieht, allein in der Laut- und der Formenlehre durch, und auch hier nur teils sehr mafsvoll (so werden für die Vokale nur die einfachsten Lautgesetze zusammengestellt, findet sich zu den Konsonanten so gut wie gar keine Angabe über den Ursprung und erfährt das Verbum keine gleichmäfsige historische Behandlung, da man neben der richtigen Erklärung der Futurbildung S. 64, auch S. 76, wo man freilich auch liest *pourrai* für *pouver ai, pouvrai,* gesagt trifft, *il cueille* S. 73 zeige Einschiebung eines *e* zwischen *cueill* und dem, nachher abgefallenen, flexivischen *t,* da ein französisches Wort nicht auf einen dreifachen Konsonanten ausgehen könne; *il faut* ibid. beruhe auf *il faill-t*;

der Infinitiv *lire* S. 77 sei aus *lis-re* unter Schwund des Stammauslautes *s*, das *oi* von *croire* ibid. durch Abschleifung des Kennbuchstaben *y* von *croy-* zu *i* vor Konsonanten entstanden; *u* als Stammvokal werde unter dem Tone zu *oi*, demzufolge *je bois* S. 78 etc.), teils nicht immer ganz genau (so wenn er S. 5 den Ausgang *-e* von *aime* als Vertreter des lat. *-o* in *amo* bezeichnet, S. 24 und S. 39 für den Femininausgang *-eresse* als Vorstufe *-euresse*, also für *pécheresse* etc. die Vorstufe *pécheuresse* etc. ansetzt und das Femininum *-euse* von *-eur* geradeswegs auf das lat. *-osa* zurückführt, S. 43 die tonlosen Possessiva, also auch *leur(s)*, allgemein als Fortsetzer der lateinischen Possessivpronomina hinstellt, S. 72 in *enverrai* eine Kontraktion aus *enveierai* sieht, S. 106 *jusqu'à* aus *usque ad*, *auprès de* aus *ad pressum*, *chez* aus *casa* ableitet). Anerkennenswerte Aufmerksamkeit hat er im besonderen der Wortbildung und zumal der Bildung des Substantivums und des Adjektivums gewidmet, freilich vermiſst man zuweilen eine mit Hilfe der Sprachgeschichte oder des Verständnisses der Sprache leicht zu erreichende sorgfältigere Trennung scheinbar gleichartiger Bildungen, so werden bei Gelegenheit der Derivation die Ausgänge von *comté* und *marquisat* und von *gorgée* und *colonnade* S. 19 auf ein und dasselbe *-atus* bezogen, stehen S. 20 unter *-as*, *-asse*, *-ace* (= lat. *-aceus*) *coutelas*, *paillasse*, *populace*, *dédicace* nebeneinander, S. 22 *perfidie*, *inertie*, *monotonie* unter *maladie*, *ladrerie*, *courtoisie* gemischt, S. 38 die Feminina *blanche*, *sèche*, *fraîche* unter den sich aus 'exigences de la prononciation' erklärenden Unregelmäſsigkeiten in der Femininbildung erwähnt, finden sich S. 55 die Verba auf *-iser*, unter denen ja auch *fraterniser* aufgeführt wird und *cautériser* und *scandaliser* übrigens nicht ganz auf derselben Linie stehen, nur als Ableitungen von Substantiven gekennzeichnet, und folgen bei Gelegenheit der Komposition S. 17 als Beispiele für die aus einem Substantivum mit der allgemeinen Idee und einem zweiten mit der bestimmenden geschaffene Zusammensetzung aufeinander *chou-fleur*, *loup-garou*, *fête-Dieu*, *fourmi-lion*, *porc-épic*, *pot-au-feu*, *arc-en-ciel*, *pot-de-vin*, *chef-d'œuvre*, die an der Hand von Meyer-Lübkes Grammatik II besser hätten gruppiert werden können, auch wenn Specialisierung nicht beabsichtigt war.

Eingeteilt hat der Verfasser, der auf die Beigabe von Ubungssätzen und -stücken verzichtet hat, die Grammatik in drei Hauptabschnitte, deren erster, von S. 1 bis 15, das Studium der Laute nebst Bemerkungen über die Silbenabteilung, den Wortton und die orthographischen Hilfszeichen zum Inhalte hat. Der zweite Hauptteil beschäftigt sich von S. 15 bis 109 mit den Wortarten, und zwar in neun Kapiteln mit dem Substantiv, dem Artikel, dem Adjektiv, als dessen Arten das adjectif qualificatif, das a. déterminatif (d. i. das adjektivische Pronomen) und das a. numéral (das Zahlwort) unterschieden werden, dem Pronomen, dem Verbum, dem Adverbium, der Präposition, der Konjunktion und der Interjektion. Der dritte Hauptteil, die Syntax, behandelt von S. 109 bis 236 zuerst den einfachen Satz und bespricht hier in neun Kapiteln die Bestandteile desselben, ihre Stellung, die Syntax des Substantivs (die in

die *règles de l'accord du substantif*, mag dieses adnominal oder prädikativ in Beziehung auf ein Substantiv stehen, mag es mit einem Substantiv oder mit einem Adjektiv durch eine Präposition verknüpft sein, oder mag es von einem Verbum in irgend einer Form abhängen, und in die *règles du complément du substantif*, d. i. der Formen des ersteren, zerfällt), die Anwendung, bezw. die Unterdrückung des bestimmten, des unbestimmten und des Teilungs-Artikels, die Syntax der genannten drei Arten des Adjektivs (und zwar die des adj. qualificatif in derselben Weise wie das Substantiv), die Syntax des Pronomens, diejenige des Verbums (und zwar an erster Stelle die Kongruenz des Verbums mit seinem Subjekt, an zweiter die Konstruktion der Verba und an dritter die Anwendung der Zeiten und der Modi), die Syntax des Adverbs (nämlich seine Stellung, den Unterschied zwischen synonymen Adverbien, die Anwendung der Negation *pas*, oder *point*, ohne *ne* und der Negation *ne* ohne *pas*, die Wiederholung der Adverbien vor koordinierten Adjektiven etc. und die 'compléments' der Adverbia), und schliefslich die Syntax der Präposition (d. h. den Gebrauch der Präpositionen, ihre scheinbare Auslassung — es handelt sich um den Accusativ der Zeit: während des ganzen Winters, und um annäherungsweise Zahlangaben: zwanzig bis fünfundzwanzig Pappeln —, ihre Wiederholung vor koordinierten Satzgliedern etc.). In der Lehre vom zusammengesetzten Satze, S. 236 bis 260, ist in einem ersten Kapitel kurz von den Formen der Beiordnung zweier Sätze, und in einem zweiten ausführlicheren von denjenigen der Unterordnung eines Satzes unter einen anderen die Rede, und zwar des bestimmteren von den Relativsätzen, den reinen Konjunktionalsätzen, wo die Zeitenfolge einen besonderen Abschnitt bildet, und den adverbialen Konjunktionalsätzen; das Participium, das Gerundium und der (präpositionale) Infinitiv werden als *raccourcissements* derjenigen Sätze, in deren Sinne sie verwendbar sind, aufgefafst und jedesmal an der entsprechenden Stelle berührt. Den Schlufs des Buches bilden von S. 260 bis 265 Bemerkungen über die Interpunktionszeichen. Alle Haupt- und Unterabschnitte pflegen mit allgemeinen grammatischen Definitionen in knapper Form, die aber manchmal nicht erschöpfen (so zeigt die Erläuterung *'le pronom est un mot qui tient la place du nom'* keine Rücksichtnahme auf die neutralen Formen), zu beginnen. Doch nicht immer ist die Formenlehre scharf gegen die Syntax abgegrenzt, so findet ein Hinübergreifen in das Gebiet der letzteren statt, wenn S. 41 von dem Unterschied des Superlativs und des adverbialen *le plus* vor dem Positiv, S. 43 von den verschiedenen Verwendungen des Interrogativums *quel* (das in der Syntax nicht wieder begegnet), S. 53 von der Unterdrückung des Reflexivpronomens beim Infinitiv nach *faire* etc. (hiervon in der Syntax S. 194 nochmals), S. 97 bis 104 von dem Auftreten zuweilen nur scheinbar ein und desselben Wortes als Adverb und Konjunktion (wie *ainsi*), als Präposition und Adverb (wie *avant*), als Präposition, Adverb und Pronomen (wie *en*), als Adjektiv und Adverb (wie *quelque*), obwohl über *en* und über *y* teilweise die gleichen Bemerkungen in der Syntax der Pronomina, S. 153 f., wiederkehren, gesprochen wird. Eine Trennung zusammengehöriger Dinge, wie

sie sich für eine Schulgrammatik nicht recht empfiehlt, wird schon innerhalb der Formenlehre wie der Syntax durch die Einreihung der adjektivischen Pronomina, nämlich der Possessiva (aber nur der tonlosen), der adjektivischen Demonstrativa (zu denen auch das Identitätspronomen gerechnet wird) und der adjektivischen Interrogativa, desgleichen der adjektivischen Numeralia (denen auch die adjektivischen Indefinita beigezählt werden, während die substantivischen ihren Platz unter den Pronominibus haben) unter die Adjektiva mit der Bezeichnung *adjectifs déterminatifs* und *a. numéraux* bewirkt; durch dies Vorgehen erfährt der Name *pronom,* den das folgende Kapitel an seiner Spitze trägt, eine zu motivierende Einschränkung und bleibt der Name Zahlwort folgerichtig bloſs noch für die substantivischen Numeralia wie *une douzaine, un millier* u. a. übrig, eine Konsequenz, die der Verfasser hier jedoch nicht zieht, da er S. 47 bemerkt, die letzteren seien Substantiva (und darum in dem Kapitel vom Adjektivum nicht zu behandeln, wo er sie erwähnt). Unterschied der Verfasser nun aber einmal die *adj. déterm.,* so hätte er sich die Frage vorlegen dürfen, ob in den Kreis derselben nicht auch der vorher in einem eigenen Kapitel behandelte Artikel zu ziehen sei; andererseits jedoch hat ihn die Zusammenfassung zu jener Gruppe von Adjektiven augenscheinlich an der Absonderung der determinativen Pronomina verhindert, deren tonlose Formen mit den *adjectifs démonstratifs* S. 43 (in der Syntax S. 144 wird unter dieser Überschrift nur das Pron. *même* berührt) verschmolzen und deren betonte Formen S. 50 mit den betonten Demonstrativen als *pronoms démonstratifs* (ebenso in der Syntax S. 158) ungekennzeichnet zusammengestellt sind. Aus der Syntax sei ferner hervorgehoben, daſs die die Behandlung des Substantivums einleitenden Worte auf S. 119: *le substantif peut dépendre d'un autre mot et il peut le gouverner,* in denen die Ausdrücke *dépendre* und *gouverner* nicht für alle Fälle, z. B. für das appositive Substantiv, glücklich gewählt sind, erwarten lassen können, der Verfasser werde von dem Substantiv zunächst als Satzglied sprechen; sein thatsächliches Verfahren aber, das oben angedeutet worden, führt stellenweise zu Wiederholungen, zu welchen es auch in den *règles du complément du substantif* und in dem später folgenden Kapitel über die Bedeutung der Präpositionen (s. S. 213 u. 216) kommt, da in jenem Unterabschnitte auch von dem Zwecke der Verknüpfung eines Substantivs mit einem anderen vermittelst der Präpositionen *de* und *à* die Rede ist. Auch die Syntax der qualifikativen Adjektiva S. 136 zerfällt auf Grund des Satzes *l'adjectif dépend toujours du substantif* (besser wäre: bezieht sich auf ein Substantiv; es giebt aber auch substantivische Adjektiva), *mais il peut tout aussi bien gouverner un autre mot* (worin ein Gegensatz zum Vorhergehenden nicht liegt) in die *règles de l'accord de l'adjectif,* für welche die verschiedenen Arten der Beziehung eines Adjektivs auf ein Substantiv schon als Voraussetzung dienen müssen, und in die *règles du complément de l'adjectif;* die Stellung der attributiven Adjektiva kam schon S. 117 f. zur Sprache. In derselben Weise wie die erwähnten beiden Wortarten wird schlieſslich auch

das Verbum S. 161 angegriffen, wenn man auch natürlich gefunden hätte, dafs hier mit einer Übersicht über die Arten des Verbums begonnen wäre; allerdings steht eine solche in dem zweiten Hauptteile des Buches, der *étude des mots et de leurs flexions,* S. 52, doch mag diese Trennung schuld an der Fassung des die Syntax des Verbums eröffnenden Satzes *le verbe dépend de son sujet et il peut gouverner d'autres mots* sein, die dann mit Rücksicht auf die unpersönlichen, besser subjektlosen Verba (vgl. zum Ausdruck Tobler, Verm. Beitr. I, 178), von denen manche ja in gewissen Wendungen ohne *il* begegnen (vgl. Lücking, Gramm. § 273, 2, Anm. 2; Schulgramm.[2] § 124, 2, Anm. 2; Mätzner, Gramm.[3] § 89), vielleicht anders gelautet haben würde. Hinzugefügt sei aus der Syntax des einfachen Satzes noch, dafs in dem Abschnitte über den Gebrauch der Tempora und der Modi S. 199 etwas näher auf den Konjunktiv in Hauptsätzen, der sonst nur noch bei der Stellung des Subjekts, also nicht um seiner selbst willen, S. 114 berührt wird, hätte eingegangen sein können. In der Syntax vom zusammengesetzten Satze bietet die sich an die Erläuterung '*les propositions complétives remplissent dans la phrase de subordination les mêmes fonctions que les mots compléments dans la proposition simple*' auf S. 237 lehnende Einteilung der Nebensätze (in *propos. complét. déterminatives et explicatives,* als deren Form der Relativsatz gilt, in *propos. complét. directes et indirectes,* die in der Form des 'dafs'-Satzes stehen und die Funktion einer der beiden Objektarten oder eines durch den Thätigkeitsbegriff des Verbums verlangten Substantivs mit *de* oder mit *à* ausüben, und in die *propos. complét. circonstancielles*) denjenigen Konjunktionalsätzen, die den Dienst des Subjektes, des logischen Subjektes oder der prädikativen Bestimmung versehen, keine Unterkunft in der Syntax (auch wird an den beziehungslosen Relativsatz nicht gedacht); freilich übersieht der Verfasser diese Konjunktionalsätze nicht, aber er weist ihnen S. 247 mit der nicht ganz zutreffenden Überschrift *de la proposition subjective* unter den *propositions complétives directes et indirectes* ihre Stelle an, wohin sie nicht gehören. Besonderer Erwähnung ist aus diesem Teile der Grammatik noch die Spaltung der Sätze der Vergleichung wert, von denen diejenigen der Qualität S. 253 mit den Konsekutivsätzen zu Sätzen der Art und Weise vereinigt, diejenigen der Quantität und der Intensität aber S. 254 in einem besonderen Kapitel behandelt werden, endlich auch noch die auf der Anschauung, dafs die *proposition complétive circonstancielle de cause* erstens die Ursache, zweitens das Mittel und drittens den Zweck ausdrücken könne, beruhende (aus der Überschrift daselbst übrigens nicht zu entnehmende) Bergung der entsprechenden Ausdrucksformen auf S. 255 in eine Rubrik.

Manches von dem, was man an der Einrichtung des Buches nicht gutheifsen kann, ist vielleicht dem Fehlen der Einteilung nach Paragraphen, die zu scharfer Abgrenzung zu zwingen geeignet ist, zur Last zu legen; dieser Mangel in Verbindung mit demjenigen, dafs auch die Anfertigung eines Sachregisters unterblieben ist, erschwert zugleich die Benutzung des Buches. Auch hätte von der deutschen Wiedergabe fran-

zösischer Ausdrücke und Eigenheiten reichlicher Gebrauch gemacht sein können; die französische Interpretation aber mufste, zumal wo es sich um die Darlegung von Bedeutungsunterschieden handelte, jedenfalls klar sein, und das ist sie nicht in dem erwünschten Mafse, wenn z. B. sowohl *satisfaire q.* oder *qc.* als auch *satisfaire à qc.* S. 188 mit *donner satisfaction à,* sowohl *suppléer à qc.* als auch *suppléer qc.* S. 189 mit *ajouter ce qui manque, réparer le défaut d'une chose* erläutert wird. Zuweilen giebt es auch an der Fassung der Regeln etwas auszusetzen, und gar zu äufserlich geschieht manchmal die Mitteilung syntaktischer Erscheinungen, für deren Verständnis das deutsche Sprachgefühl nicht ausreicht; es knüpft sich z. B. S. 248 an die Angabe, dafs nach gewissen unpersönlichen Verben oder Wendungen der Infinitiv mit *de* stehe, die Bemerkung *'quand le sujet grammatical est c e, on renforce d e par q u e* (: *c'est faiblesse que de se venger*)', und an diese die weitere *'quelquefois d e disparaît et q u e reste'.* Und noch öfter vermifst man die Beachtung von Toblers Forschungen auf dem Gebiete der Grammatik, zu deren Nutzbarmachung für den Schulunterricht sich in den Vermischten Beiträgen selbst gelegentlich Vorschläge finden; auch ein *'cours supérieur de grammaire'* ist eine Elementargrammatik, wenn sie auf das Wesen der Dinge nicht eingeht.

Es seien nun zu den schon berührten Einzelheiten, die zu Ausstellungen Anlafs geben, noch einige weitere hinzugefügt. S. 5 setzt der Verfasser als Vorstufen des neufrz. *eu* (aus *ọ* in freier Silbe) *ue* für das elfte, *oe* für das zwölfte und *eu* für das vierzehnte Jahrhundert an, s. dazu Meyer-Lübke, Gramm. I, § 211, und bezeichnet er die etymologischen Schreibungen *bœuf, sœur, cœur* als einen *compromis entre l'orthographe du 12ᵉ siècle en o e et celle du 14ᵉ en e u.* Ebenda heifst es unverständlich, das *y* sei in Fällen wie *croyant* aus *cre(d)entem, écuyer* aus *scu(t)arius* eine euphonische Einschaltung zur Vermeidung eines Hiatus; die Euphonie erhebt der Verfasser auch sonst gern zum Princip, ohne zu fördern; so bezeichnet er als euphonisch S. 15 und 63 das *t* in *parle-t-il, va-t-elle,* S. 23 das *e* vor dem Suffix *-ment* in *hurlement, vêtement* etc., S. 42 die Vertauschung von *ma* mit *mon* vor vokalisch anlautenden Femininis, S. 147 die Kongruenz des prädikativen *tout* vor konsonantisch anlautenden attributiven Adjektiven im Femininum (*des dames toutes honteuses*), S. 151 den Gebrauch der betonten Personalpronomina *moi* und *toi,* der *'formes sonores',* wie der Verfasser sagt, nach dem affirmativen Imperativ, S. 155 (auch S. 64) die analogische Einschaltung von *s* nach den auf *e* oder auf *a* ausgehenden Imperativformen vor *en* oder *y.* Nicht zutreffend ist S. 6 die Behauptung, dafs Wörter wie einerseits *européen, vendéen,* andererseits *Mentor, Marengo, examen* etc. die ursprüngliche Aussprache von *en* wie *ain* noch aufweisen; die ersteren verraten des dem ihnen zukommenden Ausgang *-ain* voraufgehenden Vokales wegen, vgl. auch schon die Femininform, Anschlufs an die Wörter auf *-ien* (wie *égyptien, prussien*), das früher zweisilbig war und es im Verse zuweilen noch neufranzösisch sein kann (s. Tobler, Versbau³ S. 77 f.), die letzteren aber als Fremdwörter sind anders zu beurteilen. Der durch *gn* dargestellte Laut, S. 10,

kann auch auf *ne* (+ Vok.) beruhen, vgl. *vigne*; wieder anderen Ursprungs ist er in gelehrten Wörtern wie *digne, signer.* S. 15 sollten die Suffixe nicht *syllabes 'ou lettres'* genannt sein. *Ami, amour, amitié, aimable, amateur* ('Wurzel: *am-*') sind fürs Französische zum Teil ungleichartige Bildungen. Ebenso stehen S. 16 die als Beispiele für Bildungen mit Präfixen angeführten *athée* (*ἄθεος*), *préposition* (*præpositionem*) und *sous-préfet* nicht auf gleicher Linie. S. 22 wird *avenir* nicht richtig gedeutet, wenn es, wie *loisir, plaisir, loyer,* für den substantivierten Infinitiv eines sonst untergegangenen Verbums (übrigens besteht *avenir* noch in gewissen Wendungen) gehalten wird. Ein sicheres Beispiel für die Ableitung von Verben aus Substantiven ist *balayer,* S. 23, jedenfalls nicht. Zu S. 27, VI c ist zu bemerken, daſs das Französische substantivisch verwendete Infinitive auch im Plural kennt, vgl. *les vivres. Une artiste,* S. 31, 3, ist nach Sachs selten (vgl. im Suppl. *femme artiste*), desgleichen *chasseresse* nur poetisch und fast allein als Attribut der *Diana* gebräuchlich. *Mil,* S. 45, Anm. 5, ist nicht aus frz. *mille* unter Tilgung der letzten Silbe entstanden, sondern bekanntlich das altfrz. *mil* (= lat. *mille*). S. 46 vermiſst man ein Wort über die Aussprache von *vingt.* Unter den Interrogativpronomin. fehlt S. 51 der neutrale Nominativ *qui.* S. 55 wäre *bienfaire* als Beispiel für die Bildung von Verben durch Zusammensetzung besser fortgeblieben. S. 57 sollten *sortir un cheval de l'écurie* und *monter une montagne* nicht ungesondert nebeneinander stehen. Das Futurum erklärt der Verfasser S. 64 richtig als Infin. + Indik. v. *avoir,* das Konditionale aber zerlegt er in den Infinitiv und die *'terminaisons'* -a i s, -a i s, -a i t etc. S. 71 sollte das Fut. *défaillera* nicht gelehrt werden, vgl. zu diesem Risop, Französ. Konjug. auf *-ir* S. 57 u. 59; das richtige *défaudrai* führt der Verfasser übrigens S. 74 an. S. 75 heiſst es seltsam 'la caractéristique *d* se change en *y* devant une voyelle': daher *nous nous asseyons,* und S. 79 oben (das Richtige schon bei Lücking, Schulgramm.[2] S. 36) *je résolus* stehe für *résolvus* mit der Unterdrückung der caractéristique *v.* Zu S. 92, 3 vgl. auch *gaîment* etc. S. 93, 5 konnten auch *opulemment, violemment* etc. berührt werden, und zu *présentement* vgl. auch *véhémentement.* Die Adverbien der Quantität S. 96 umfassen auch die Adverbien des Grades. Daſs *y* so viel wie *en ce,* S. 102, oder *à ce,* S. 103, bedeute, ist nicht gut gesagt. Über *y* in Beziehung auf Personen brauchte S. 103 nicht mehr zu stehen. als was Lücking, Schulgramm.[2] § 255, Anm. 2 darüber giebt. Die Etymologien *de post* für *depuis, de ex* für *dès, sub longum* für *selon, hanc horam* für *encore,* S. 106 f., sind umstritten, wie der Verfasser aus Körtings Lat.-Rom. Wörterbuch ersehen konnte. S. 107 ist mit *pendant ce* in Klammern neben *cependant* wenig erklärt; zu vergleichen war Lücking, Gramm. S. 411 Fuſsnote. Die Inversion des Subjektes in Sätzen wie *grande fut sa surprise* S. 113, 2 setzt ein betontes Subjekt voraus; zu ihnen gehören auch die mit *tel* beginnenden, von denen S. 112 unten richtig gehandelt wird. Neben parenthetischen Sätzen wie *répondit-il,* S. 114, Anm. 3, konnte auf solche wie *je crois, je pense* hingewiesen werden. Zu S. 114, 4 war anzumerken, daſs die mit *que* ein-

geleiteten Wunschsätze keine Inversion zulassen. Was bedeutet S. 117 der Satz *'l'étymologie assignerait à l'adjectif sa place après le substantif'*? Gemeint ist wohl die Geschichte der Sprache. S. 119 zeigen *avoir l'air mauvais* und *avoir mauvais air* nicht etwa attribut. *mauvais* in verschiedener Stellung, vielmehr ist *mauvais* in der ersten Wendung Teil des Prädikats. In *reine mère* und in *Clothilde, reine illustre,* S. 119, 1, bezieht sich doch das zweite Substantiv auf das erste jedesmal in anderer Weise. S. 122, 2 stehen *cette coquine de Toinette* und *ce fripon d'enfant* als gleichartige Ausdrucksweisen nebeneinander, hierzu Tobler, Verm. Beitr. I, S. 112 f. Ebenda war auch nähere Sonderung zwischen *une affaire d'importance, l'art d'écrire* und *une montre d'or* geboten, auch S. 125 η. Auf S. 124 gehört *avoir la figure belle* eng mit *il a les cheveux blancs* zusammen, s. dazu Tobler, Verm. Beitr. II, S. 45. S. 131, 3 waren Namen wie *Le Sage, Le Brun, La Fontaine* von *le Tasse, le Poussin* etc. zu trennen, daher hat *de Le Sage* neben *du Titien,* S. 132, nichts Auffälliges an sich. S. 134, 4 konnte von der Ausdrucksweise *les père et mère, les frère et sœur* abgesehen werden. S. 137, 4 war in der Regel zu berühren, dafs in *un trésor de haine et de colère éternelle* und in *un courage, une intrépidité extraordinaire* die Substantiva das eine Mal verbunden, das andere Mal unverbunden aufeinander folgen. Ibid. 5 war an *les cinquième et sixième siècles* u. dgl. nicht der Singular der Adjektiva, sondern der Plural des Substantivums in den Vordergrund zu stellen. S. 138, 8a steht *demi* nicht gut mitten unter *compris, excepté* etc. An der Korrektheit der Übertragung von *avez-vous reçu la lettre que je vous ai écrite?* in ... 'meinen' Brief, welchen ich ..., S. 142, II, 1, darf man zweifeln. S. 143 konnte auch vom Possessivum bei *propre* und *tout* gesprochen werden. Ibid. 5, am Schlufs, liefs sich an die Notwendigkeit, das Possessivum zu wiederholen, erinnern, wenn zwei koordinierte Adjektiva ein Substantiv im Superlativ oder asyndetisch begleiten. Zu der S. 146 berührten Entwickelung von *quelque — que* vgl. Tobler, Verm. Beitr. II, S. 27 f. Zur Stellung des Personalpronomens bei einem koordinierten Imperativ, S. 151 (der Verfasser bezeichnet die Stellung desselben vor letzterem als erlaubt), vgl. Lücking, Schulgramm.[2] § 247b, auch Gramm. § 208, 1a, und zur Stellung ebendesselben als Objektes zu einem von einem Verbum abhängigen reinen Infinitiv Lücking, Schulgramm.[2] § 245. In dem S. 152B die Wiederholung des Personalpronomens vor koordinierten Verben belegenden Beispiel *il nous flatte et nous loue* handelt es sich um einfache Zeiten; auch bei den zusammengesetzten Zeiten ist aber die Wiederholung erforderlich, wenn dasselbe Pronomen, wie *se,* verschiedene Casus vertritt. Ibid. ist die Regel, das Pron. *le est invariable, quand il représente un subst. sans article* (z. B. *êtes-vous veuve? oui, je le suis*) nicht bestimmt genug, da sie die Eigennamen nicht ausnimmt. Man konnte in diesem Abschnitte auch eine Bemerkung über *le, la, les* bei *il (me) faut* erwarten. In Sätzen wie *sont-ce là vos livres? oui, ce les sont,* S. 153 (aber *sont-ce vos parents? oui, ce sont 'eux'*) handelt es sich immer um *ce* als Subjekt, wie erwähnt werden konnte. S. 154 oben ist es nicht recht, vom 'Dativ' des absoluten

Personalpronomens zu sprechen, der durch *y* vertreten werde, wenn Beziehung auf Sachen oder auf Tiere stattfinde (z. B. *ce cheval est méchant; n'y touchez pas*). Was aber die hierauf folgenden Worte *la même règle s'applique au datif du pronom conjoint* besagen (als Beispiel wird angeführt *j'ai reçu la lettre de votre frère; j'y répondrai dès aujourd'hui*), ist an und für sich nicht recht verständlich; wäre *lui* möglich, so wäre nicht *y* eingetreten. Verglichen werden konnte Diez, Gramm.[3] III, 56 u. 126. Zu der Regel auf S. 155 unten: *soi ne représente en général que des choses et des animaux*, vgl. Lücking, Schulgramm.[2] § 261. S. 156, 3 ist die Ausdrucksweise *c'est un négociant que je crois qui est riche*, vor der gewarnt wird, nicht richtig erklärt, vgl. Tobler, Verm. Beitr. I, S. 105 ff.; erwähnen liefs sich hier die Erlaubnis zu sagen *des principes qu'il faut qui soient toujours présents* u. dgl., s. Lücking, Schulgramm.[2] § 281, 3 und zur Erklärung Tobler, a. a. O. S. 108, wie sich auch die Verschmelzung des Relativsatzes mit einem Objektsatze hier zur Sprache bringen liefs (s. Tobler, a. a. O. S. 103 f., und Lücking, ibid.). S. 156 unten konnte *quoi* in der Anwendung, die das Beispiel *parmi les faiblesses extrêmes à quoi je sens que mon esprit est sujet* zeigt, übergangen werden; die Schulgrammatik braucht von *quoi* in Beziehung auf Sachen höchstens zu lehren, was Lücking, Gramm. § 242 a, Anm. 3 berührt (... *choses à quoi* ... u. s. w.). Das Beispiel *avez-vous tout ce qu'il faut pour écrire?* auf S. 160 unten weist schwerlich interrogatives *que* auf. In dem dortigen Zusammenhange konnte auch *que* als 'wie' und als 'warum' berührt werden. Unterscheiden sich S. 167 *fatigant* und *fatiguant* etc. nur in der Orthographie voneinander (abgesehen von ihrer Bedeutung), so thun es *arrogant* und *s'arrogeant qc.* auch in der Aussprache; *précédent* und *précédant, affluent* und *affluant, adhérent* und *adhérant* etc. finden dort nicht Erwähnung. Zur Kongruenz des Partic. Präteriti reflexiver Verba, S. 168, 3, war Tobler, Verm. Beitr. II, S. 56 ff. und 63 einzusehen. Zu § 169, 4: *les longs jours que j'ai vécu*, vgl. Lücking, Schulgramm.[2] S. 129, Fufsnote 2. Von *coûter* im übertr. Sinne, S. 172, war schon S. 169, 3 die Rede, und die Konstruktionen von *demander*, S. 175, werden S. 185 nochmals berührt (vgl. übrigens Lücking, Gramm. § 422 b und Anm. 1, sowie S. 344, Fufsn. 2 und § 456). Nach Sachs, Suppl. ist neben *emprunter qc. de qc.* S. 176 auch *e. qc. à qc.*, etw. von etw. entlehnen, möglich. Zu *tâcher* S. 178 vgl. Lücking, Gramm. § 420, Fufsn. 1, auch § 455 a *α* 1. Unter *tarder* vgl. neben *ne pas t. de c. Inf.* auch *ne pas t. à c. Inf.* (s. Lücking, Schulgr.[2] § 350, B, Anm. 3). S. 181 oben sollen die Beispiele *l'on ne doit jamais jurer de ce qu'on pourra faire ou bien ne faire pas* und *laisse faire le temps et ne jure de rien* den Satz belegen, dafs *jurer* mit *de* und einem Substantiv *affirmer fortement* bedeute. Nach Sachs ist *en imposer* S. 185, 'Ehrfurcht einflöfsen', objektlos und für 'jmdm. etw. aufbinden' jetzt nur *en imposer à q.* gebräuchlich. S. 186 sind *persuader q. de qc.* und *p. qc. à q.* nicht gleichbedeutend. *Manquer* S. 192 ist an *le pied lui a manqué, la voix lui manque* nicht treffend mit *faire défaut* wiedergegeben, und zu viel sagt *avoir besoin de qc.* für *manquer de qc.* S. 193 unten beherzigen

die Worte *il répugne au génie de la langue française de réunir deux compléments directs, dont l'un désigne la personne, l'autre la chose; en pareil cas, on remplace par le datif l'accusatif de la personne* die von Tobler, Verm. Beitr. I, S. 168 Anm. ausgesprochene Warnung nicht. S. 196 konnte der Gebrauch des Imperf. erschöpfender behandelt sein. Unter S. 197, 5 liefs sich von der Anwendung des pass. antér. bei *à peine* (— *que*), *ne pas* (*encore*) — *que, ne pas plutôt* — *que* sprechen (auf dieselbe im Nebensatze nach *après que, aussitôt que, lorsque* etc. dort einzugehen verbot allerdings die Anlage des Buches). S. 200 konnte auch der Infinitiv mit imperativischer Geltung (in knappen Anweisungen) erwähnt werden. S. 201 A heifst es etwas zu allgemein, dafs *'certains' adverbes* an den Anfang des Satzes, wenn Nachdruck auf ihnen ruht, gestellt werden; Näheres bei Lücking, Schulgramm.[2] § 306. Ibid. wird die Konjunktion *que* in Wendungen wie *heureusement qu'il est venu* als 'Einschiebung' nach dem Adverb bezeichnet; zu vergleichen war Tobler, Verm. Beitr. I, S. 51 f. S. 202 oben beschränkt die Bemerkung *rien, venant du latin rem, signifie proprement quelque chose et ne devient négatif qu'employé avec la négation ne, exprimée ou sous-entendue* den Gebrauch von *rien* im Neufrz. nicht klar. Auch von *jamais*, das S. 205 steht, konnte hier gesprochen werden. *Autant*, S. 202, steht gleichfalls, wie *tant*, in negativen Sätzen, s. Lücking, Schulgramm.[2] § 389. Unterschieden werden *au moins* und *du moins*, S. 203, immerhin, vgl. Mätzner, Gramm.[3] § 160 β 4 (S. 470). Auch *au reste* und *du reste* trennen sich voneinander, wie aus Littré Sp. 1678 sub 'Syn.', dem der Verfasser gewöhnlich folgt, hervorgehen konnte. *Point trop*, S. 207 unten, das der Verfasser verurteilt, ist nach Lücking, Schulgramm.[2] § 321 und Gramm. § 397 möglich, s. auch Mätzner, Gramm.[3] § 165, 1. S. 208, 2 Rem. durfte es bestimmter heifsen, dafs *je ne sais 'pas' que devenir* geradezu unstatthaft ist, so dafs es nicht gut neben *il ne sait (pas) ce qu'il veut* steht. S. 209, 8 lehnt sich an die Bemerkung, dafs der zweite Teil der Negation *(pas)* vor *autre* und *autrement* unterdrückt werden könne, die Erklärung (von *ne — que*) *la suppression de la seconde négation est obligatoire, quand le mot autre est sous-entendu.* Ibid. 11 brauchte nicht gelehrt zu werden, dafs nach *éviter, prendre garde* etc. *ne* im abhängigen Satze fehlen könne, vgl. Lücking, Gramm. S. 246, Fufsn. 3. Die S. 210, 16 zusammengestellten Wendungen *je ne le reverrai de ma vie, je n'ai que faire de* etc. hätten sich an verschiedenen Stellen vorher unterbringen lassen. *Tant, plus, peu*, S. 211, sind genauer substantivierte Neutra und nicht Substantiva. Unter der Präposition *de*, S. 213, wäre (ebenso wie S. 122) strengere Sonderung möglich gewesen. Für *près de* = en comparaison de, S. 221 oben, ist *auprès de* üblicher. Die vierzehn verschiedenen Arten der Verwendung von *par*, S. 227 f., hätten leicht auf eine geringere Zahl beschränkt werden können, z. B. kehrt die Bedeutung des Mittels mehrmals wieder. Auch unter *pour*, S. 230, liefs sich verschiedenes verschmelzen, z. B. *avoir pour, laisser pour, prendre pour* c. Subst. (f — h). Zu der Regel *la préposition ne se répète pas devant le second de deux nombres unis par la conjonction ou*

vgl. Lücking, Gramm. § 556, Anm. 1c und Fufsn. 2. Hier hätte auch von den Präpositionalien vor koordinierten Satzgliedern die Rede sein können. Was bedeutet S. 235 D die Bemerkung *à l'exception de **de** et de **à**, toutes les prépositions régissent l'accusatif*? Vgl. zu *ne pas dissimuler, ne pas nier* etc., S. 241, Lücking, Schulgramm.[2] § 169, Anm. 5. Die Verba *comprendre, concevoir, expliquer* (der Verfasser brauchte nicht blofs reflex. *expliquer* für den Subjonctif anzuführen) können natürlich auch den Indikativ nach sich haben, s. Lücking, Gramm. § 324 Anm. *Éviter* S. 242 braucht nicht im Imperativ zu stehen, um den Subjonctif mit *ne* zu regieren. In den Sätzen mit *de ce que* nach den Verben des Affekts ist auch der Konjunktiv nicht ausgeschlossen, vgl. Lücking, Schulgramm.[2] § 166 Anm. Zu der Anschauung, dafs *faire* mit folgendem Infinitiv *une seule et même expression* bilde, S. 244, vgl. Tobler, Verm. Beitr. I, S. 175. S. 248 konnte ein Wort über *il semble que* und *il me semble que* stehen. Zum Konzessivsatz, von dem S. 259, 7 gehandelt wird, findet schon unterm Bedingungssatz S. 258 (mit *quand même* etc., vgl. auch *quand* und zu *on m'offrirait cette place, que je la refuserais* Tobler, Verm. Beitr. II, S. 117—119) Übergang statt.

Das Buch gewährt also, obwohl es fleifsig gearbeitet ist und die historische Betrachtungsweise besondere Anerkennung verdient, noch recht oft Gelegenheit zur Änderung.

Berlin. G. Cohn.

Lucien Génin et Joseph Schamanek, Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hœlzel (Vienne, Ed. Hœlzel [o. J.]). 8 Hefte mit je einem Bilde und ein Supplément. Preis des Heftes 30 kr. = 50 Pf. Alle 9 Hefte ohne Bilder fl. 1,80 = M. 3, die dazu gehörige Handausgabe von Hölzels Bildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht fl. 0,80 = M. 1,40.

Zu der nicht geringen Anzahl bereits vorhandener Unterrichtswerke, denen die Hölzelschen Wandbilder zu Grunde liegen, haben Génin und Schamanek ein weiteres hinzugefügt, das nach Inhalt und Ausstattung als eine durchaus gediegene Leistung zu bezeichnen ist. Der Text der einzelnen Hefte ist in korrektem, idiomatischem Französisch und mit wohldurchdachter Sichtung und Anordnung des von den Hölzelschen Tafeln gebotenen Anschauungsstoffes abgefafst. Von diesen Tafeln selbst enthalten die Hefte schmucke, kolorierte Nachbildungen stattlichen Formats, auf denen alle Einzelheiten deutlich erkennbar sind. Der begleitende Text ist in folgender Weise angeordnet: Den Anfang eines jeden Heftes macht ein *Vocabulaire*, das nach Materien geordnet ist: *Choses, Animaux, Personnes, Couleurs* etc., dann kommt eine *Description* mit anschliefsendem *Questionnaire* und eine an die dargestellten Einzelheiten anknüpfende *Conversation*. Schliefslich wird in verschiedenen *Exercices* und einem *Résumé* auf einzelne Punkte der *Description* näher eingegangen. Das

Supplément enthält eine kurzgefafste Formenlehre in Beispielen ohne Regeln.

Wenn Referent nun auch gern das vorliegende Werk als in seiner Art gut anerkennt, so mufs er doch gestehen, dafs er sich mit eben dieser Art nicht befreunden kann, weil ihm der Nutzen der *Questionnaires* und *Conversations* nicht einleuchten will. In der Hand des Schülers sind sie geradezu schädlich, da sie diesen zum gedankenlosen Auswendiglernen der Antworten verleiten und der Unterricht damit zu einem öden Drill wird. Für den Lehrer aber sind sie überflüssig, denn entweder beherrscht er das Idiom, das er lehrt, und dann braucht er sie nicht, oder er beherrscht es nicht, und dann nützen sie ihm nichts, denn selten ist eine Frage im *Questionnaire* so präcis, dafs nur die vorgedruckte Antwort möglich ist. Was fängt solch ein bedauernswerter Lehrer an, wenn der Schüler z. B. auf die Frage (Heft VIII, S. 7): *Est-il agréable de voyager en bateau à vapeur?* nicht vorschriftsmäfsig antwortet: *Oui, M^r., car on n'est pas si enfermé qu'en chemin de fer et l'on jouit mieux de la vue des deux rives du fleuve,* sondern etwa erklärt, darüber habe er kein Urteil, da er noch nie auf einem Dampfschiff gefahren sei? Der praktische Nutzen der Génien-Schamanekschen Hefte beschränkt sich daher, nach des Referenten Erachten, darauf, dafs sie dem Lehrer eine gute methodische Anleitung für die Gestaltung des Konversationsunterrichtes auf Grund der Anschauung geben. In diesem Sinne seien sie bestens empfohlen.

Berlin. E. Pariselle.

L. Durand, Die vier Jahreszeiten für die französische Konversationsstunde nach Hölzels Bildertafeln in genauem Anschlufs an 'The Four Seasons by E. Towers-Clark'. Giefsen, Emil Roth [o. J.]. 4 Hefte zu M. 0,40.

Derselbe, Übungen für die französische Konversationsstunde nach Hölzels Bildertafeln in genauem Anschlufs an 'Lessons in English Conversation by E. Towers-Clark'. Giefsen, Emil Roth [o. J.]. 4 Hefte zu M. 0,40.

Jedes dieser acht Hefte enthält eine in Frage und Antwort aufgelöste Beschreibung eines der bekannten Hölzelschen Bilder für den Anschauungsunterricht nebst dem Bilde selbst in kleiner, nicht farbiger Reproduktion. Der — leider durch Druckfehler arg entstellte — Text ist auf den Ton der französischen Umgangssprache gestimmt und bringt eine stattliche Anzahl der üblichsten Ausdrücke und Wendungen des täglichen Lebens, aber schliefslich ist das Ganze doch nichts als ein, wenn auch mit Geschick angelegtes '*Questionnaire*' und darum nur den Freunden eines solchen, übrigens in Preufsen für die höheren Schulen neuerdings geradezu verbotenen Hilfsmittels zu empfehlen.

Berlin. E. Pariselle.

Michele Scherillo, La prima tragedia del Manzoni (il conte di Carmagnola). Discorso letto per l'inaugurazione del nuovo anno scolastico nella R. Accademia Scientifico-Letteraria di Milano. Milano, tip. Galli e Raimondi, 1895. (Estratto dall'Annuario della R. Accademia Scientifico-Letteraria di Milano, anno 1894—95.) 52 S. 8.

Der inhaltreichen, auch durch anmutige Lebendigkeit der Form anziehenden Darlegung dessen, worin das Neue und Hochbedeutsame von Manzonis erstem dramatischem Versuche lag, ist in Kürze völlig gerecht zu werden nicht leicht. Zunächst wird nachdrücklich auf die Stellung hingewiesen, die im Unterschiede von Alfieri der jüngere Dichter seinen geschichtlichen Personen und Begebenheiten gegenüber einnimmt. Hat jener mit unerbittlicher Strenge seine Stoffe von allem entledigen zu sollen geglaubt, wodurch sie mehr als die nackten Konflikte bestimmter Leidenschaften geworden wären, so will dieser Menschen von reicherer Fülle der Natur in Verhältnissen von geschichtlich bestimmter Besonderheit uns zur Anschauung bringen, sie eine zwar künstlerisch gehobene, doch immer natürliche, zu Herzen gehende Sprache reden lassen. Das Streben nach Wahrheit führt ihn zu achtsamem Prüfen des geschichtlich Überlieferten, dem er sich zwar nicht blindlings gefangen giebt, vielfach aber Reichtum und einleuchtenden Verlauf der Handlung abgewinnt. Lehrreich ist zu sehen, wie bei der endgültigen Ausgestaltung des Kunstwerkes eine gewisse Zaghaftigkeit und Rücksichtnahme auf das bisher Übliche den Dichter dahin brachte, zu verwerfen, was in den (uns erhaltenen) ersten Entwürfen nicht ohne Glück, mit Gewinn für bewegten Verlauf des Bühnenspiels kühner gestaltet worden war, aufklärendes Zwiegespräch durch fortlaufende Berichterstattung zu ersetzen, das Auftreten des Volks zu vermeiden, wirksame geschichtliche Einzelheiten fallen zu lassen, wenn sie entbehrlich schienen. Die maſsvolle Milde seines Wesens lieſs nicht zu, daſs er dem lebhaft (doch wohl aus einiger Ferne) bewunderten Shakspere allzu ungestüm gefolgt wäre; auch die von Scherillo bemerkten Anklänge an einzelne Situationen und Reden in Othello, Heinrich VIII., Richard II. scheinen nicht recht beweiskräftig. Anders steht es mit Goethe, dessen Einwirkung auf Manzoni lange erkannt, durch diesen selbst ja auch freudig bekannt worden ist. Einige Äuſserungen des Dichters gegen Fauriel aus der Zeit, da der Carmagnola entstand, hätten Beachtung verdient. Adolf Tobler.

Nuovo dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano di Giuseppe Rigutini, Accademico della Crusca, e Oscar Bulle, Dottore in Lettere. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Milano, Ulrico Hoepli.

Vorstehendes Werk hat im Sommer vorigen Jahres zu erscheinen begonnen und ist nun bereits bis zur achten Lieferung gediehen; es soll

mit etwa achtzehn Lieferungen in diesem Jahre noch zum Abschlufs kommen. Der Preis jeder Lieferung ist auf 1 Mark festgesetzt, was für sechs Bogen grofsen Lexikon-Formats mit drei Spalten Text auf jeder Seite gewifs wohlfeil zu nennen ist. Die Ausstattung läfst nichts zu wünschen übrig, das Papier ist besser als in manchem ähnlichen Werke, der Druck eher klein, aber von erfreulicher Schärfe und Sauberkeit. Den Gedanken zur Ausarbeitung dieses grofs angelegten Wörterbuches hat den Verfassern — wie sie selbst vorausschicken — das immer stärker sich fühlbar machende Bedürfnis nach einem solchen Hilfsmittel eingegeben, und in der That ist ihre Arbeit bestimmt, eine Lücke auszufüllen, deren Vorhandensein jeder etwas tiefer in das Studium des heutigen Italienisch Eingedrungene zu seinem lebhaften Unbehagen und Bedauern hat feststellen können. Nicht als ob es uns an leidlichen Wörterbüchern bisher gefehlt hätte, haben neben anderen doch Valentini, Weber und besonders Michaelis gewifs Anerkennenswertes geleistet, aber etwas höheren, heutzutage durchaus berechtigten Anforderungen genügt auch der letztere keineswegs. Hinter das anspruchsvolle 'Vollständiges Wörterbuch' dieser Lexikographen wird der Einsichtige längst in Gedanken ein dickes Fragezeichen gemalt haben, denn von anderem weniger Wichtigen abgesehen sucht man doch viele Hunderte von Ausdrücken des täglichen Lebens, wie sie uns in dem ungezwungenen Geplauder der Umgangssprache entgegentreten, selbst bei dem dieses Gebiet immerhin nicht ganz vernachlässigenden Michaelis vergebens. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, genügt es, einmal zu vergleichen, was Rigutini-Bulle und was Michaelis über Verben wie *avere* und *andare* zu sagen weifs. Zu *avere* bringt Michaelis ganze zehn Reihen, während Rigutini-Bulle in einer ihrer grofsen, etwa hundert Zeilen enthaltenden Spalten darüber handeln, und wo bei *andare* Michaelis sich mit einer halben Spalte begnügt, bieten Rigutini-Bulle ungefähr das fünffache Material! Und dieser Reichtum entstammt nicht etwa der Büchersprache vergangener Jahrhunderte, sondern abgesehen von einem geringen Bruchteil dem heutigen Toskanisch, wie es sich im ganzen richtig in Rigutinis *Vocabolario della lingua parlata* wiederspiegelt. Die älteste Sprache haben die Verfasser nicht herangezogen, wohl aus dem einfachen Grunde, weil die Vorarbeiten da noch gar zu dürftig sind. Dante ist allerdings — wenn auch nicht erschöpfend (vgl. Blanc!) — immerhin in bedeutendem Umfange berücksichtigt worden. In der Bearbeitung und Darstellung des Stoffes unterscheiden sich Rigutini-Bulle vorteilhaft von ihren Vorgängern, auf deren Schultern sie natürlich sonst auch stehen. Sie bezeichnen die nicht empfehlenswerten, aus Dialekten oder fremden Sprachen entlehnten Worte bezw. Wendungen; sie machen die veralteten oder nur in der Schriftsprache oder gar nur in der Poesie gebräuchlichen Ausdrücke kenntlich; sie fügen jedem Worte sein Etymon bei, soweit es feststeht oder wahrscheinlich ist; sie geben die abgeleiteten Bedeutungen in der Reihenfolge, wie sie sich aus der Grundbedeutung entwickelt haben mögen, und kargen zur Klarstellung des Unterschieds nicht mit Beispielen, die meist der Umgangssprache

entnommen sind; sie erwerben sich schliefslich ein besonderes Verdienst dadurch, dafs sie als erste für Deutsche durch Anwendung diakritischer Zeichen eine wertvolle Hilfe zur Erlernung der doppelten Aussprache des *e, o, s* und *z* bieten, welche ja abgesehen von *s* auf sicherer etymologischer Grundlage ruht und aus dieser ihre Berechtigung zieht. In Anbetracht der grofsen Schwierigkeiten, die diese Aussprache besonders dem 'Nicht-Lateiner' bereitet, wäre es meines Erachtens wohl angezeigt gewesen, nicht nur wie die Verfasser das jeweilige Wort, sondern durchgängig auch die angeführten Wendungen mit diakritischen Zeichen zu versehen. Das würde jedenfalls allen hochwillkommen gewesen sein. Vielleicht können sich die Verfasser wenigstens für den deutsch-italienischen Teil noch dazu entschliefsen.

Um nun von dem Wert des gebotenen Stoffes ein klares Bild zu gewinnen, habe ich mich nicht die Mühe verdriefsen lassen, den ganzen Buchstaben *A* einer eingehenden Duchsicht zu unterwerfen. Das Ergebnis ist, dafs wir es hier mit einer fleifsigen, sorgsamen und verständigen Arbeit zu thun haben, die alles bisher auf diesem Gebiet Geleistete in Schatten stellt. Wenn der deutsch-italienische Teil, den gut herzustellen sicher weit schwieriger ist, ebenso Vortreffliches bieten wird, so dürfte man der früheren einschlägigen Werke wohl ganz entraten können. Durch die weiter unten folgenden Ausstellungen bezw. Ergänzungen soll das eben ausgesprochene Lob durchaus nicht geschmälert werden. Dafs im Einzelnen auch Rigutini-Bulle noch verbesserungsbedürftig sind, wird den Kundigen nicht überraschen. Etwas relativ Vollkommenes läfst sich eben auf diesem Gebiet nur durch fortwährendes Überarbeiten, Nachprüfen und Ausfeilen des bereits Angenommenen im Laufe der Zeit erzielen. Für eine 2. Auflage des Werkes, dem das Publikum hoffentlich die wohlverdiente Gunst nicht vorenthalten wird, stelle ich den Verfassern nachstehendes Material zur Verfügung.

Seite 1, Spalte **a**: *correre alla finestra* besser a. d. F. laufen, eilen; unserem 'stürzen' entspräche: *precipitarsi.* — **b**: *avere a vile* heifst auch 'verachten, verächtlich denken von'; *ho a noia (schifo)* auch: etw. ist mir widerwärtig (eklig); *da parte a parte* giebt auch unser 'durch und durch' wieder; ist *al quattordici Agosto* heute noch üblich? — **c**: Bei *oggi a quindici giorni* stände *giorni* besser in Klammern, da es natürlich wie bei *oggi a otto* auch fortfallen kann. Von *abbacchiare le acerbe e le mature* ist die eigentliche und wohl auch üblichste Bedeutung doch: ohne Wahl jedes Weib gebrauchen, mag sie jung oder auch schon älter sein.

S. 2, **a**: Nach *volerci l'abbaco* ist *a uno* einzufügen, wenn die Übersetzung stimmen soll. — **c**: Unter *abbassare* ist nachzutragen: *abbassare le vele* = d. Segel streichen, *le armi* = d. Waffen strecken.

S. 3, **a**: Es fehlt unter *abbastanza* die Bedeutung: 'ziemlich, ziemlich viel', z. B. *abbastanza bene, abbastanza gente.* Bei *abbattere* vermisse ich: *abbattere le ragioni di uno* = jem. Gründe als hinfällig erweisen. Pafste auf *abbattifieno* nicht besser 'Heuboden' als 'Scheune'? — **b**: In *abbigliamento* und *abbigliare* liegt doch wohl mehr der Nebensinn des Reichen,

Kostbaren als des Geschmackvollen. Unter *abboccare* wäre nachzutragen: *abboccare v. n.* = sich mit Wasser füllen (vom leck gewordenen Schiffe). — c: *vino abboccato* ist nicht immer ein 'süſslich schmeckender', wohl aber ein milder, süffiger Wein. *abboccatura* = 'Zusammenschluſs einer Thür mit dem Flügel eines Fensters'; was soll das heiſsen? Zu *abbonamento: parrucchiere,* nicht *parucchiere!* Bei *abbonare* könnte noch angegeben sein: *questo non l'abbuono* = das lasse ich nicht gelten. Unter *abbondanza: notare* angemessener als *nuotare.*

S. 4, a: Neben *di* ist noch *a* und *sul primo abordo* üblich. Weshalb fehlen *abborracciatore* und *abborracciatura?* — b: Unter *abbozzo* ist nachzutragen: *un abbozzo d'uomo, di donna* = ein miſsgestaltetes Wesen. *abbracciaboschi* hat wie *bosco* ein offenes *o!* Zu *abbracciare:* nicht *chi troppo abbraccia meno stringe,* sondern entweder *chi troppo abbraccia nulla stringe* oder aber *chi più abbraccia meno stringe.* In dem Beispiel *abbracciare un' opinione* fehlt das Apostroph, und in der nächsten Zeile hat nach 'anschlieſsen' statt des Semikolons ein Komma zu stehen. *Abbracciare un partito* heiſst auch 'sich für etw. entscheiden'. Können die Verfasser *abbracciarsi* = 'sich küssen' belegen? — c: Weshalb fehlen *abbreviatura* und *abbreviazione?*

S. 5, b: Zu *bella abilità ir.* möchte ich vorschlagen: dazu gehört etw. Rechtes! — c: Es fehlt *abitudinario,* m. Gewohnheitsmensch.

S. 6, a: *abborrire qd.* (nicht *qc.*!) = jem. heftig ausschelten. — b: *abusarsi* = 'eine günstige Gelegenheit vorbeigehen lassen' ist zum mindesten heute nicht mehr üblich. — c: In dem Beispiel *non accade che si disturbi* hat doch *disturbarsi* nicht den Sinn von 'sich aufregen', sondern von 'sich bemühen'.

S. 7, a: *stare accanto,* wohl noch üblicher *potere stare accanto* wird im Sinne von 'nicht nachstehen' auch von Sachen gebraucht. — b: *accappiettare* mag zuweilen die angegebene Bedeutung haben, doch heiſst es jedenfalls auch nur: die zum Trocknen bestimmte Wäsche an den Zipfeln zusammenknüpfen. Für *mi s'accappona la pelle* würde ich im Deutschen vorziehen zu sagen 'mir läuft es kalt über den Rücken' oder 'mich überläuft eine Gänsehaut'. — c: *accasamento* = 'Aufrichtung eines Hausstandes'; wohl eher Errichtung oder Gründen. Unter *accattare* wäre nachzutragen: *accattare idee da altri* = von anderen Gedanken entlehnen.

S. 8, a: Zu *accecare:* verwirrt, nicht 'verwirr' machen! Warum fehlt *accecatore?* b: Unter *accedere* vermisse ich: *ai palchi si accede da questa parte* = zu den Logen ist der Zugang von dieser Seite. Bei *accendere* ist hinzuzufügen: *un cibo accende il sangue* = eine Speise erhitzt das Blut; *accendere la testa a uno* = jem. den Kopf heiſs machen, ihm den Kopf verdrehen. Für *accendere una disputa* möchte ich statt 'einen Streit anregen' vorschlagen: 'eine Streitfrage aufwerfen' oder 'einen Meinungsaustausch anregen'. 'Streit' ist zu unbestimmt, *disputa* ist immer nur ein Wortgefecht. Nützlich wäre schlieſslich noch ein Hinweis darauf, daſs man die Redensart: *accendere una candela a Dio e una al diavolo* unter *candela* zu suchen hat. Weshalb schreiben übrigens die Verfasser hier

diavolo grofs? Sonst thun sie es doch nicht. Allgemein üblich ist der kleine Anfangsbuchstabe. *accennare di sì* od. *no* = 'mit dem Kopf nicken oder schütteln' könnte der Italiener falsch verstehen. Besser wäre daher zu sagen: m. d. K. nicken oder den Kopf schütteln.

S. 9, a: Bedeutet *accertare un fatto* wirklich 'eine Thatsache richtigstellen'? Mir ist es in diesem Sinne ganz neu. Man pflegt dafür *rettificare* zu sagen. *accessibile* = zugänglich auch von Sachen, z. B. *una scienza accessibile a tutti.* — c: *terreno accidentato* würde ich als nicht empfehlenswerten Gallicismus gekennzeichnet haben.

S. 10, a: *accidenti* ist als Ausruf nachzutragen in der Bedeutung von: 'das will ich meinen!' od. 'und wie!', z. B. *È ricco costui? — Accidenti!* In feinerer Redeweise würde man dafür *La grazia!* sagen. Ferner vermisse ich das vulgäre, aber sehr übliche: *lavorare, urlare* u. a. *come un accidente* = sich abplacken, abschinden und schreien, brüllen wie ein Besessener. *accileccare* heifst eigentlich weniger jem. durch 'Scherze' anlocken, als vielmehr durch Vorspiegelung eines Vorteils, eines Gewinnes. Die ursprüngliche Bedeutung ist 'jem. äffen' und das zu Grunde liegende Bild: einem Kinde ein Stück Zucker od. Ähnliches zum Lecken hinhalten, es aber schleunigst wieder zurückziehen, sobald das Kind sich dazu anschickt. Bei *cilecca* meinen übrigens beiläufig die Verfasser: Etymon unbekannt. Sollten wir es hier nicht mit einer Zusammensetzung von *ci* = 'daran' und *lecca* = Imperativ von *leccare* zu thun haben? Dafs *ci* voransteht, ist für die ältere Sprache keine auffällige Erscheinung. Zu *accio*: für *era un cosaccio, ma accio bene* möchte ich statt 'er war ein schlimmer Geselle und zwar höchst schlimm', wie sich kaum jemand im Deutschen ausdrücken würde, lieber als Übersetzung vorschlagen: er war ein ganz gefährlicher Geselle. Das veraltete *o tardi o accio* kommt auch vor im Sinne von: über kurz oder lang. Warum geben die Verfasser nur das Participium *acciocchito,* während doch in der heutigen Sprache das Verbum *acciocchire* in der Bedeutung von 'schlaftrunken machen' und 'schlaftrunken werden' nicht eben selten vorkommt? Zu *acciottolare:* statt 'Schüsseln und Teller beim Aufwaschen umherschmeifsen' würde man auch in Anbetracht der Zerbrechlichkeit des Materials wohl richtiger und passender sagen: mit Schüsseln und Tellern geräuschvoll hantieren, mit ihnen klappern. — b: *acciucchire* ist auch transitiv gebräuchlich, z. B. *un colpo, un dolore lo acciucchì.* Zu *acciuga:* neben *fitti* und *serrati* sagt man auch *pigiati come le acciughe.* Erwähnenswert wäre auch noch gewesen die Redensart: *senza capo come le acciughe* im Sinne von 'kopflos, zerfahren'. *accoccare un colpo* besser wohl 'einen Schlag versetzen' als 'ausführen'. *Accoccare uno schiaffo, un pugno* zu übersetzen mit: eine Ohrfeige, einen Faustschlag 'ausführen', wäre doch undenkbar. Bei *accollare* ist nachzutragen *una scarpa accollata* = ein hoher, nicht ausgeschnittener Schuh.

S. 11, a: Unter *accomodare* vermisse ich die Bedeutung 'zufriedenstellen' und aufserdem die Redensart *ti accomodo io!* dir werde ich's eintränken! Nicht verzeichnet ist: *accomodatore,* Vermittler, Versöhner. —

b: *accompagno colla presente il mio ultimo libro* heifst doch: ich lege diesen Brief meinem neuesten Buche bei. Unter gewöhnlichen Verhältnissen pflegt man wenigstens nicht einem Briefe ein Buch beizulegen. *acconcezza* erhielte doch wohl besser ein †. — c: Zu *acconcio:* ist 'mir scheint es geeignet, zu sagen' gutes Deutsch?

S. 12, a: Neben *accorciabile* ist auch die Form *accorcevole* üblich. Unter *accordabile* wäre einzufügen: *una richiesta accordabile* = eine Forderung, die man bewilligen kann. *accordarsi* heifst auch: übereinstimmen. Bei *essere d'accordo* ist nachzutragen, dafs es auch den Sinn haben kann von: im Einverständnis (im Bunde) sein gegen jemanden. — b: *d'accordo!* ist oft wiederzugeben durch: ganz deiner (Ihrer) Meinung. Es kommt auch vor *d'accordissimo.* Hinter *accorgersi* stände besser in Klammern: *mi accorgo, mi accorsi,* da die Formen ohne das Reflexivum doch nicht vorkommen. Bei *accortigianarsi* und *accovacciarsi* auf derselben Seite sind die Verfasser auch so verfahren. *una cosa s'accosta a un' altra* zu übersetzen mit: 'eine Sache stimmt mit einer anderen überein', ist man nicht berechtigt; es bedarf zum mindesten der Einschränkung: in mancher Hinsicht. — c: Warum fehlt *accozzabile? accozzare il desinare colla cena* kommt häufiger mit der Negation vor und heifst dann: Not leiden, am Hungertuche nagen. Bei *accozzare i pentolini* handelt es sich weniger um die gemeinschaftlichen Kosten, als dafs jeder etwas in Naturalien beisteuert; *accozzatore* ist übergangen worden. *accreditare uno per cento lire* heifst auch: jem. 100 Lire gut schreiben.

S. 13, b: Die Anklagekammer heifst gewöhnlich: *Camera di accusa* oder *delle accuse. accusabile* sollte nicht fehlen. Bezüglich *bacchiare le acerbe e le mature* siehe meine Bemerkung zu *abbacchiare.* — c: *aceto di birra* (nicht *birro*). Sagt man nicht häufiger *prender d'aceto* als *l'aceto* für 'einen sauren Geruch oder Geschmack annehmen'? Nachzutragen wäre: *non creder neanche all' aceto* = an gar nichts glauben, ein vollkommener Heide sein. *acinace* hat den Ton auf der vorletzten Silbe, nicht auf dem *i*! *acini* sind auch die in der Beere enthaltenen Samenkerne.

S. 14, a: *lavarsi* (nicht *lavare*) *a più acque; Corfù* (nicht ohne den Accent). *tenersi a fior d'acqua* auch im übertragenen Sinne gebräuchlich und so viel wie: sich an der Oberfläche halten. Die Bedeutung von *s'intende acqua e non tempesta* würde schärfer gefafst werden durch: etwas läfst man sich ja gefallen, aber das ist denn doch zu stark! — b: *acqua in bocca* heifst doch nicht 'still, schweigsam', sondern ist ein Ausruf in der Bedeutung von *silenzio con tutti!* = reinen Mund gehalten! Für *tirare l'acqua al suo mulino* würde ich lieber sagen: auf seinen Vorteil bedacht sein. Hinzufügen möchte ich *ogni (poca) acqua lo bagna,* was man etwa wiedergeben könnte durch: sein Körper ist so wenig widerstandsfähig, dafs ein Schnupfen ihn aufs Bett wirft. — c: Statt 'sich niederdrücken' für *acquattarsi* möchte ich eher vorschlagen: sich niederducken od. sich niederkauern.

S. 15, a: Unter *acquisire: acquistare* (nicht *aquistare*). Vor '*parlare adagio,* leise, mit gedämpfter Stimme reden' müfste zum mindesten ein *

stehen, denn im heutigen reinen Toskanisch heifst *parlare adagio* nur 'langsam sprechen'. *Adagio a* wird doch nicht blofs mit dem Infinitiv von *dare* und *fare* verbunden, sondern kann fast bei jedem transitiven Verbum stehen, z. B. bei *dire: adagio a dire che ha mentito!* = zeiht ihn nicht voreilig der Lüge; oder bei *mandar via: adagio a mandarci via!* = uns hinauswerfen?! Das überlegt euch nur zweimal. Das 'haltet ein' der Verfasser wird übrigens in den allermeisten Fällen sehr unnatürlich klingen. Zu *adagio Biagio!* möchte ich vorschlagen: nur nicht zu hitzig! und zu *adagio a' ma' passi* das familiäre: kalt Blut und warm angezogen! *un vestito s'adatta alla persona* ist mir in der Bedeutung 'ein Kleid steht einer Person gut' nie begegnet, moderner toskanischer Sprachgebrauch ist es keinesfalls. In Verbindung mit *vestito* kenne ich *adattare* nur in der Bedeutung von 'umarbeiten', z. B.: *questo vestito è bellino, ma è troppo largo, va adattato al tuo personale.* Hinzufügen würde ich: *bisogna adattarsi* = man mufs vorlieb nehmen. *addanatiato* ist ein Druckfehler für *addanaiato*.

S. 16, a: Nachzutragen ist *addentare la riputazione di uno* im Sinne von: jems. Ruf zu untergraben suchen. Unter *addentatura* versteht man auch die von den Zähnen beim Aufbeifsen irgendwo hinterlassenen Spuren. — b: Unter *addietro* fehlt: *dieci pagine addietro abbiamo visto che* = zehn Seiten früher sahen wir, dafs; *un anno addietro* = ein Jahr vorher. *Dare addietro* sagt man auch vom Pferde: rückwärts treten, und *tornare addietro* heifst vor allem 'umkehren'. Nicht *addio*, sondern *e addio* heifst 'und nichts weiter'. *Addio* dient übrigens auch als einfacher Grufs, wenn man an jem. vorübergeht, ohne sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen; es entspricht dann unserem 'guten Tag' oder süddeutsch 'grüfs Gott'. Zu dem poetischen '*addio amore, addio amicizia* dahingeschwunden ist Liebe und Freundschaft!' möchte ich noch das im täglichen Leben sehr übliche *addio* = 'dann ist es aus' hinzufügen, z. B.: *se si dà al giuoco, addio!* = wenn er sich dem Spiel ergiebt, ist es aus mit ihm, d. i. ist er verloren, geht er zu Grunde. Bei *addirittura* vermisse ich die Bedeutung: geradezu, z. B. *queste parole riescon addirittura ridicole* = wirken geradezu lächerlich, und aufserdem noch die Bedeutung 'gleich lieber', z. B.: *se credi che facilmente te lo chiederà, daglielo addirittura* = wenn du meinst, dafs er es dir wahrscheinlich abfordern wird, so gieb es ihm doch gleich lieber.

S. 17, a: *addomesticare* heifst auch 'bändigen', z. B. einen wilden Jungen (*un ragazzo fiero*). — b: Unter *addosso* ist folgendes nachzutragen: *non ho quattrini addosso* = ich habe kein Geld bei mir; *ha il diavolo addosso* = er hat den Teufel im Leibe; *ha tanti parenti poveri addosso* = er hat eine Menge armer Verwandten auf dem Halse; *farsela addosso* = sich die Hosen voll machen (auch im übertragenen Sinne wie im Deutschen = grofse Angst haben); *gli cascan i panni d'addosso* = die Kleider schlottern ihm um den Leib (infolge starker Abmagerung nach schwerer Krankheit); *non mi vuole uscir d'addosso la malinconia* = ich kann die trübselige Stimmung nicht los werden.

S. 18, a: *adesso* von *ad ipsum*, sc. *tempus* herzuleiten, ist doch wegen des offenen *e* nicht angängig. — b: *si adombra facilmente* giebt auch unser 'er ist sehr argwöhnisch' wieder. — c: *adottamento* sollte nicht fehlen.

S. 19, a: Unter *adunanza* könnte man noch einfügen: *convocare una adunanza* = eine Sitzung einberufen. — c: *affacciare una* (nicht *a una*) *difficoltà*. *affagottare* (nicht mit zwei *g*). *una faccia d'affamato* liefse sich gut mit 'ein Hungerleidergesicht' übersetzen.

S. 20, a: *un affaraccio* heifst auch 'eine schlimme Geschichte'. *non è affare* hat wohl meistens eher die Bedeutung: das ist nicht ratsam. Giebt es in Italien einen *ministro degli affari ecclesiastici*? Nachzutragen ist unter diesem Artikel: *non è affare per me* = das ist nichts für mich; *che è affar tuo?* = geht denn dich das etwas an? *è un affar finito* = damit ist es aus; *che affare è questo?!* = was soll das heifsen?! *un affarone* ist auch 'ein ausgezeichnetes Geschäft'. — c: Der Punkt auf dem ersten *e* von *affettatamente* mufs fort.

S. 21, a: *affezionabile* und *affezionabilità* sind sonderbarerweise nicht aufgenommen worden. Neben *affiatarsi* kommt auch das transitive *affiatare* vor; es hat die Bedeutung: mehrere Personen miteinander vertraut machen oder auch (durch Proben etc.) bewirken, dafs sie gut zusammenspielen.

S. 22, a: Unter *affogare* sollte nicht fehlen: *affogare in un bicchier d'acqua* = einer nur etwas schwierigeren Lage nicht im geringsten gewachsen sein. *una stanza affogata* ist ein Zimmer ohne Licht und Luft; ist 'stickicht' statt 'stickig' kein Provinzialismus? — b: Bei *affollare* hat in dem Beispiel *esser affollato dalle faccende* das Particip ein *l* zu wenig! *afforestiare* und *inforestiare* ist ein Versehen für *afforestierare* und *inforestierare*. — c: Unter *affrittellare* fehlt bei *frittelle* ein *t*!

S. 23, a: *affumicare le api* = 'die Bienen ausräuchern' könnte auch angeführt sein. Bei *agente* könnte man hinzufügen: *agente del fallimento* = Konkursverwalter. Zu *agevolezza* würde ich die sehr gebräuchliche Redensart gegeben haben: *mi ha fatto un' agevolezza* = er hat mir etwas vom Preise abgelassen. — c: Bei *agghiadare* stände besser die transitive Bedeutung zuerst, da sie doch fraglos die ursprüngliche ist.

S. 24, a: *aggirarsi* heifst auch: herumlungern. In der Klammer nach *aggiuntochè* mufs das *o* vor *che* fort! Unter *aggiustare* sollte erwähnt sein: *aggiustare i conti con Dio* = seine Rechnung mit dem Himmel machen. — b: Bei *aggocciolarsi* mufs es heifsen *gocciole* (nicht *giocciole*). Zu *aggomitolarsi* fehlt die Bedeutung 'sich zusammenkauern', während sie bei *aggomitolato* angegeben ist. Neben *aggraffare* sollte *aggraffiare* nicht unerwähnt bleiben.

S. 25, a: Die ursprüngliche Bedeutung von *aggrottescare* ist keinesfalls 'Arabesken zeichnen', wie ja auch *grottesca* gar nicht die Arabeske ist. Hier behaupten es allerdings die Verfasser, aber unter *grottesca* selbst schweigen sie von dieser Bedeutung. *Aggrottescare* heifst 1) in der grotesken Manier malen (zeichnen) und 2) etw. mit grotesken Bildern aus-

schmücken. *Aggrottescato* nimmt mitunter geradezu den Sinn von 'geziert, gekünstelt' an. — b: *agguagliare uno* heifst auch: jem. gleichkommen; *a male agguagliare* kann doch nicht übersetzt werden mit: einen hinkenden Vergleich ziehen, sondern eher mit: der Vergleich hinkt zwar, aber ..., oder mit: um einen allerdings nicht ganz treffenden Vergleich zu ziehen etc. *agguantare* kommt auch reflexiv vor und bedeutet dann: sich klammern an. Zu *agguerrito* möchte ich noch vorschlagen: kriegstüchtig, schlagfertig. Unter *agiatamente* konnte erwähnt werden: *vivere agiatamente* = sein gutes Auskommen haben. — c: Bei *agile* wäre nachzutragen: *è molto agile di mano* = er macht gern lange Finger. Neben *agiografia* und *agiografo* hätte auch *agiografico* Platz finden sollen. Unter *agitato* würde ich einschalten: *mi sento agitato* oder *ho lo stomaco agitato* = mir ist übel. Wird *mangiare (roder) l'aglio* in der Bedeutung 'Beleidigungen still ertragen' heute noch gebraucht? Eigentlich heifst es doch nur: innerlich wütend sein.

S. 26, a: Liegt in *mi sa d'aglio* auch die Reue? *tanto è puzzar d'un aglio che d'una resta* scheint mir durch 'wer in Kleinigkeiten untreu ist, wird sich auch an Gröfserem leicht vergreifen' nicht richtig wiedergegeben. Wörtlich heifst es: 'man stinkt gerade so nach einem Knoblauch wie nach einer ganzen Reihe', woraus sich die übertragene Bedeutung ergiebt: hat man erst einmal gesündigt, so sündige man nur weiter lustig darauf los; schlimmer wird das Übel dadurch nicht. Aus dem Munde leichtsinniger Brüder kann man dies Sprichwort öfters hören. *agonistica* mit *Drainierung* zu übersetzen, hat wohl nur der Druckfehlerteufel zu stande gebracht. — c: Warum wollen die Verfasser *aguglia* von *acucula, agucchia* dagegen von *acicula* herleiten? In beiden Fällen doch entweder das eine oder das andere.

S. 27, a: Zur Etymologie von *aguzzino* meinen die Verfasser: 'vielleicht von span. *alguacil;*' aber jedenfalls doch nur indirekt über franz. *argousin. menare il cane per l'aia* heifst auch sehr häufig: eine Angelegenheit in die Länge ziehen, sie verschleppen. *prender l'aire* bedeutet noch: 'einen Anlauf nehmen' und auferdem: 'in Schufs kommen'. *tirare l'aiuolo* gebraucht der Ungebildete auch im Sinne von 'sterben'. — b: Zeile 1: *l'aiuti* (nicht *l'auiti*); 'geniest' schreibt man wohl richtiger mit s, nicht mit fs. Unter *ala* wäre nachzutragen: *in un batter d'ali* = im Nu.

S. 28, a: *stare sull' albero a cantare* heifst schwerlich 'sich gleichgültig stellen'; scharf gefafst hat es den Sinn von: anderen gegenüber unnachgiebig bei seinem Verlangen beharren, weil man ihrer nicht bedarf, sich selbst aber unentbehrlich weifs.

S. 30, c: Unter *allentare* ist nachzutragen: *allentare un pugno, calcio* u. a.

S. 31, a: *allineatevi* (nicht *allienatevi!*). — b: Bei *dar carne di lodola* konnte bemerkt werden, dafs hier *lodola* scherzhaft von *lode* aus gebildet ist, wie man auch sagt *essere all' accattolica* statt *accattare, andare a Piacenza* für *piacere* u. a. m.

S. 32, b: Unter *allungare* möchte ich zu dem Sprichwort: *chi piglia*

moglie e non sa l'uso etc. bemerken, dafs die Übersetzung der Verfasser wohl etwas zu naiv ausgefallen ist. *L'uso* nimmt doch jedenfalls Bezug auf die ehelichen Pflichten. *brodo lungo* geben die Verfasser wieder durch: sehr 'lange' Fleischbrühe; empfehlenswerter scheint mir: dünn, schwach.

S. 33, a: *scoprir gli altarini* läfst sich öfters treffend mit 'aus der Schule plaudern' übersetzen. — b: Unter *alto* würde ich einfügen: *a testa alta* = erhobenen Hauptes. — c: Zu *alto* Adv. noch das Beispiel: *mirare alto* = sich ein hohes Ziel stecken, hoch hinauswollen. Bei *alto là* fehlt der Accent! Bei *altrettanto* vermisse ich die Bedeutung 'gleichfalls' in Wendungen wie: *grazie, e altrettanto a lei!* Unter *altro* ist nachzutragen: *l'altro mondo* = das Jenseits; *l'un l'altro* = gegenseitig; neben *altro!* = freilich! ist auch *altro che* gebräuchlich; *birbante che non è altro* = so ein Schurke! od. *asino che non sei altro* = du alter Esel! *speriamo non sia altro* = hoffentlich ist es nichts Ernstes, hat es nichts auf sich; zu *non sarà altro* schlage ich noch vor: dabei wird es sein Bewenden haben; *non ne ha fatto altro* heifst oft: er hat die Sache auf sich beruhen lassen. Schliefslich wären noch Wendungen wie: *noi altri Tedeschi, voi altri artisti* oder ähnliche zu verzeichnen gewesen. *D'altronde* ist mitunter durch 'ja doch' wiederzugeben, z. B.: *d'altronde, non potevo; d'altronde, mi aveva detto che non veniva più.*

S. 34, a: *altura* im Sinne von 'Hochmut' ist doch heute kaum noch gebräuchlich, verdiente also ein †. Für *alza la cresta* haben wir im Deutschen dasselbe Bild: ihm schwillt der Kamm, d. h. er wird übermütig. *alzare il gomito* heifst nicht allgemein 'es sich gut schmecken lassen', sondern: berauschendem Getränk kräftig zusprechen. *Ha alzato il gomito* ist ein Euphemismus für *ha bevuto* (sc. *troppo*), wofür wir sagen: er hat zu tief ins Glas geguckt. Aus dem Beispiel *una pianta si alza poco* mufs das *si* ausgemerzt werden, weil vom intransitiven Gebrauch des Verbs die Rede. Hinzufügen würde ich als weiteren Beleg für diesen Gebrauch: *i prezzi alzano* = die Preise steigen. Nachzutragen ist hier noch folgendes: *alzare il velo* = den Schleier lüften; *alzare l'ancore* = die Anker lichten; *alzare le corna* = *alzare la cresta; alzare il tacco* = Fersengeld geben; *a visiera alzata* = mit aufgeschlagenem Visier, oder im übertragenen Sinne: freimütig, ohne Winkelzüge. — b: Zur Etymologie von *amaca* vgl. Schelers Anhang zu Diez, wo das niederländische Etymon verworfen und dafür ein indisches *hamaca* angesetzt wird. — c: Im Vergleich zu *amare più de' proprj occhi* klingt das deutsche 'bis über die Ohren verliebt sein' zu familiär. Letzterem entspricht italienisches *essere innamorato cotto di,* auch einfaches *esser cotto* od. verstärkt *trabiscottato.* In unserem Falle aber wäre eher ein Ausdruck wie 'mehr als seinen Augapfel lieben' am Platze. Für *chi ama teme* will mir die Übersetzung 'Liebe ist furchtsam' nicht gefallen; wir würden uns kaum im Deutschen so ausdrücken. Eher vielleicht: wer liebt, fürchtet stets für seine Liebe. Ungefähr dasselbe sagt das Sprichwort: *amore e gelosia nacquero insieme.* Bei *amante* behaupten die Verfasser, es werde 'nie von der Frau ge-

braucht'. In dieser Fassung ist das geradezu falsch, denn oft genug habe ich von jungen Männern sagen hören: *ci ha l'amante, vive coll' amante, la signora X. è la sua amante.* Die Verfasser haben augenscheinlich sagen wollen, *amante* werde nie wie im Deutschen 'Geliebte' auch im guten Sinne gebraucht. Sie empfehlen dafür *la donna innamorata* (nicht *inamorata*!) od. *l'amata,* wobei sie jedoch gut gethan hätten, auf die Verschiedenheit in der Bedeutung dieser beiden Ausdrücke hinzuweisen: bei *è la sua innamorata* giebt man zu verstehen, dafs seine Liebe erwidert wird, während dies bei *è la sua amata* nicht der Fall zu sein braucht. Übrigens gilt auch von dem männlichen *amante* in jeder Hinsicht dasselbe. *amarezzare* = *amareggiare* hat meines Wissens den weichen *z*-Laut.

S. 35, a: *amatista* und *amatistino* sollten hier wenigstens aufgeführt werden unter Verweisung auf *ametista* etc. — b: An *ambire farsi vedere* habe ich mehreres auszusetzen. Erstens ist der Ausfall der Präposition vor dem Infinitiv nach *ambire* zum mindesten sehr selten. Dann aber scheint mir vor allem das Beispiel unglücklich gebildet. Logischer wäre jedenfalls: *ambisce di esser visto, di dar nell' occhio* = er legt es darauf an, gesehen zu werden, aufzufallen. Das Gesehenwerden kann einen gewissen Aufwand von Mühe erfordern, das Sichsehenlassen nicht. Ebensowenig scheint mir 'bemüht sein, sich den Hof machen zu lassen' für *ambire a farsi corteggiare* ein guter Ausdruck zu sein. Natürlich müfste auch die italienische Wendung wie oben etwas logischer gestaltet werden. — c: Bei *ambizioso* ist die Bedeutung 'eitel' einzufügen. An *amenamente* möchte ich die Bemerkung knüpfen, dafs die Verfasser verständigerweise das erste *e* mit dem diakritischen Zeichen des offenen Vokals hätten bezeichnen sollen. Bekanntlich verwachsen die Adjektiva bei der Adverb-Bildung nicht so innig mit *mente,* dafs dieses den vollen Ton an sich zöge. Den Hauptton erhält es allerdings, aber ein Nebenton bleibt auf dem ursprünglich betonten Vokal des Adjektivs, wofür das Fortbestehen des offenen Vokals eines Adjektivs in seinem Abverb einen offenkundigen Beweis liefert. Spricht man doch allgemein in Toskana *logicamente* und *angelicamente*!

S. 36, a: Unter *amicizia* mufs es heifsen *appiccare* (nicht *appicare*!). — c: Warum fehlen *ammaliatore* und *ammaliatura*? Weshalb haben die Verfasser diese Worte wie schon so manche andere früher verzeichnete nicht der Ehre der Aufnahme gewürdigt, während sie doch fraglos zum lebenden Bestand der Sprache gehören? Solche Auslassungen überraschen um so mehr, da man andererseits auf eine grofse Anzahl von Ausdrücken stöfst, deren Fehlen man kaum gleich lebhaft empfunden haben würde, so z. B.: *amatorio* = Beiname der schrägen Augenmuskeln; *amantigliare* = toppen; *anacardo* = Elefantenlaus; *amitto* = Achseltuch des messelesenden Priesters etc.

S. 37, b: Unter *ammazzare* scheint mir der Sinn des Sprichwortes *quel che non ammazza ingrassa* nicht richtig wiedergegeben. Man gebraucht es angesichts eines nicht gerade verlockenden Essens, um sich oder andere zum Zulangen zu ermuntern, etwa in der Bedeutung von: nur Gift schlägt

nicht an, alles andere aber macht fett. Wir haben zwar das Hauptwort 'der Selbstmord', würden aber schwerlich — wie Verfasser zu meinen scheinen — von jemandem sagen: 'er hat sich selbst gemordet'; ich würde daher lieber *ammazzarsi* übersetzen mit: sich das Leben nehmen. — c: Bei *ammezzare* wie bei *ammezzire* mufs der diakritische Punkt auf dem ersten *e* getilgt werden, da es ja in beiden Fällen nicht den Ton trägt.

S. 38, a: *ammiccare* von *adnictare* herzuleiten, lassen doch die Lautverhältnisse nicht zu. Bei *ammiraglio* ist es auch nicht angängig zu sagen: von arab. *amîr al ba'hr,* mindestens müfste zwischen *al* und *ba'hr* ein *scilicet* stehen; doch dürfte wohl den meisten das zweite von Diez vorgeschlagene Etymon mehr einleuchten. — b: In *ammodo* liegt mehr das 'Anständige' als das 'Verständige'. — c: Für *ammorvidire* dürfte die Bezeichnung *volg.* kaum zutreffen, ich habe es wenigstens, ebenso wie *morvido,* aus dem Munde sehr gebildeter Leute gehört.

S. 39, a: Bei *ammoscisco* steht auf dem *i* ein Accent grave statt des Punktes. *ammosfera* sollte angegeben sein, meinetwegen unter Verweisung auf *atmosfera.* — b: Bei *ammuricciare* sollte die Nebenform *ammuricare* nicht fehlen. Der Sinn von *andare a pescar coll' amo d'oro* scheint mir nicht scharf erfafst. Mag der Angelhaken auch aus eitlem Golde sein, mehr als Fische kann der Angler doch damit nicht fangen, was auch schwerlich jemand Narr genug sein wird, sich einzubilden. Also gerade nicht 'in der Hoffnung viel zu gewinnen', sondern um einen verhältnismäfsig geringen Gewinn viel aufs Spiel setzen, ist die Bedeutung der vorstehenden Redensart. *invan* (nicht *in van*) *si pesca se l'amo non ha l'esca* wird wohl häufiger gesagt als *non ha esca.* Für *amore mio* dürfte oft 'mein Lieber, meine Liebe' etwas kühl klingen; 'mein Schatz, mein Herzlieb' giebt es auch wieder. — c: *Per l'amor di Dio!* heifst auch einfach: um Gottes willen! *fanno all' amore* entspricht auch unserem: sie kosen; *fare all' amore con qc.* ist oft zu übersetzen durch: liebäugeln mit etw. Nachzutragen ist noch *lavorare per l'amor di Dio* = umsonst arbeiten. Unter *amoroso* gehörte noch *star sull' amorosa vita* = ein liederliches, ausschweifendes Leben führen.

S. 40, a: Bei *ampio* wäre hinzuzufügen *ampie promesse* = weitgehende Versprechungen. Zu *ampolla:* jem. ein X für ein U 'machen' ist gebräuchlicher als 'vormachen' und auch berechtigter, da es doch bekanntlich ursprünglich bedeutete: jem. bei der Zeche ein X (= 10) für ein V (= 5) anschreiben.

S. 41, a: *ancona* hat den Ton auf dem *o,* nicht auf dem ersten *a* und kommt her von εἰκών, nicht von ἀγκών! — b: *ancora di salvezza* wird auch im übertragenen Sinne von einer Person gebraucht für: Hoffnung, Hilfe. Wenige Zeilen tiefer: ... *non impara mai* (nicht *mal*) *a notare.* Unter *ancora* = noch fehlt hinter 'leben' ein Komma! *Ancora* = auch, ebenfalls ist sehr gebräuchlich, z. B.: *ci vieni ancora te?* — c: Statt 'man braucht es gewöhnlich in Italien' (für *si usa andantemente in Italia)* möchte ich vorschlagen: etwas ist gang und gäbe. Zu *andare* habe ich Folgendes zu bemerken: *andare* kann ja 'fahren' und 'reiten' heifsen, aber doch nur

an solchen Stellen, wo diese Bedeutung sich aus dem Zusammenhang ergiebt. Es wäre daher wohl angezeigt, hier zu sagen, dafs im allgemeinen ‘fahren’ durch *andare in carrozza* (*vettura*) und ‘reiten’ durch *andare a cavallo* wiederzugeben ist. Ebenso konnte noch vermerkt werden: *andare a cavalluccio* = Huckepack reiten (von Kindern) und *andare a pie' zoppo* = auf einem Beine hüpfen. Ich vermisse ferner: *come andò?* = wie hat sich das zugetragen? *com' è andata?* = wie ist es abgelaufen? *come va che non è qui?* = wie kommt es, dafs er nicht hier ist? *ne va della vita* = das Leben steht auf dem Spiele; *andare a corte* = bei Hofe verkehren; *andare d'accordo* = übereinstimmen; *andare intesi* = im Einverständnis sein; *andare in collera* (*bestia*) = zornig werden; *andare in fumo* = sich zerschlagen, zu Wasser werden; *pagherò domani. — Vada vada* = ich werde morgen bezahlen. — Schon recht, es eilt nicht. Zu bemerken habe ich noch: eine Zeile mit einem Apostroph zu schliefsen (*quest'—abito non mi va*) scheint mir nicht ratsam. Entweder füge man in diesem Falle den ausgefallenen Vokal wieder ein, also *questo—abito non mi va,* oder aber man teile ab *que—st'abito non mi va;* für ‘Stuhlgang haben’ ist *andar di corpo* fast noch gebräuchlicher als *andar del corpo; mi va via lo stomaco* heifst oft ‘mir ist vor Hunger ganz schlecht’; *andare a male* bedeutet nicht geradezu ‘krank’, als vielmehr ‘elend werden’ und *essere andato a male* läfst sich häufig wiedergeben durch ‘elend aussehen’.

S. **42**, **a**: Ist *andar di lì* = ‘hartnäckig auf seinem Kopf bestehen’ heute noch üblich? Dieselbe Frage möchte ich betreffs *lasciare andare* = ‘ohne Überlegung schwätzen’ aufwerfen; *va pur là* kommt als Aufruf auch vor im Sinne von: das ist nicht denkbar! Sollte *come va va* wirklich mitunter die Bedeutung annehmen von ‘kümmere dich nicht weiter darum’? Sehr häufig heifst es dagegen ‘aufs Geratewohl’. — **b**: Zu *a tutt' andare* könnte noch hinzugefügt werden: *piove a tutt' andare* = es regnet in Strömen; *spende a tutt' andare* = er wirft das Geld mit vollen Händen fort. Ist nicht *un biglietto di andata e ritorno* üblicher als *per andata e ritorno*?

S. **43**, **a**: *angiolino di stucco* (od. *di Lucca*) ist nicht ganz allgemein ein ‘sauberes, liebliches Mädchen’, sondern wird von einem Mädchen gebraucht, das zwar hübsche, regelmäfsige Züge hat, aber dabei steif und kalt ist. Für *angelo in giovinezza, diavolo in vecchiezza* sagen die Verfasser u. a. ‘junge Bett-, alte Betschwester’. Wie stimmt das zu ‘in der Jugend ein Tugendbold, im Alter ein Teufel’?? Dafs hier nur ein *lapsus calami* vorläge, ist nicht denkbar, denn ‘junge Bet-, alte Bettschwester’ würde es aus leicht begreiflichen, praktischen Gründen nie zur Ehre eines Sprichworts gebracht haben. Mir scheint demnach die Redensart überhaupt hier nicht am Platze; sie giebt in der Fassung der Verfasser nicht den oben angeführten, sondern vielmehr den folgenden Erfahrungssatz auf die Frauen angewandt wieder: *il diavolo quand' è vecchio si fa romito.* — **b**: *angolo* ist auch der ‘Eckplatz’ im Eisenbahn-Coupé. — **c**: Es fehlt *angustamente*! Bei *buon' anima* = seliger, selige ist zu bemerken, dafs es appositionell hinter das Substantiv tritt, also z. B. *mio padre, buon' anima. mangiarsi, rodersi l'anima* heifst meistens: vor Wut ver-

gehen. Bei *aver sull' anima* ist mir der deutsche Ausdruck 'gemütlich erfüllt sein' nicht klar.

S. **44**, **a**: *si giocherebbe l'anima* liefse sich angemessen übersetzen mit 'er ist ein unverbesserlicher Spieler'. Ich vermisse familiäre Ausdrücke wie *anima lunga, secca, buscherona.* — **b**: Unter *animo* ist nachzutragen: *fare un animo risoluto* = seiner Unentschlossenheit ein Ende machen. — **c**: *riso annacquato* übertragen die Verfasser mit 'verfälschter Reis'. Seit wann 'fälscht' man Reis mit Wasser? Ich glaube fast, es ist den Verfassern hier ein drolliges Mifsverständnis untergelaufen. *Il riso* heifst bekanntlich auch 'das Lachen', und *riso annacquato* würde demgemäfs ein Lachen bezeichnen, das nicht von Herzen kommt, ein sauersüfses Lächeln. Man vergleiche hierzu *Tommaseo, Diz. I,* 466 *Monsignor ricevette con un ghigno annacquaticcio la brigata varia.* Warum fehlt *annaspicare*? Da *annataccia* und *annatina* angegeben sind, sollte auch *annatona* aufgeführt werden.

S. **45**, **a**: *annestar sul secco* heifst genau genommen nur: abschweifen von einem Gesprächsthema, ohne aber dies geradezu aufzugeben; nicht zur Sache Gehöriges vorbringen. — **b**: Nach *vedere* in dem Beispiel *mi pare mill' anni di vedere* fehlt das Komma! Hinter *levarsi gli anni* mufs zwischen 'sich' und 'jünger' ein 'für' eingeschoben werden! — **c**: 'Jeder ist so alt als er sich fühlt oder zeigt' ist keine saubere und treffende Übersetzung von *gli uomini hanno gli anni che sentono, e le donne quelli che mostrano.* Eher könnte man sagen: der Mann ist so alt wie er sich selbst vorkommt, die Frau so alt wie sie aussieht. *Annodarsi la lingua in bocca a qd.* bedeutet doch nicht ganz allgemein 'in arge Verlegenheit geraten', sondern nur: beim Sprechen sehr verlegen werden.

S. **46**, **a**: *un'Annunziata* ist doch nicht jedes Bild der heiligen Jungfrau, sondern eins, das die Verkündigung Mariä darstellt. *fare annusare il pugno a qd.* könnte man genauer und drastischer mit 'jem. die Faust unter die Nase reiben' übersetzen. — **c**: Warum fehlt *antecedentemente*?

S. **47**, **a**: *anticaglia* wird in famil. Ausdrucksweise auch verächtlich von einem älteren Mädchen oder einer älteren Frau gebraucht; wir sagen da 'alte Schachtel'.

S. **48**, **b**: *ad aperta di libro* wird sich selten durch 'beim Aufschlagen des Buches' wiedergeben lassen, eher durch: vom Blatt weg, ohne Vorbereitung.

S. **49**, **a**: *predicare all' apostolica* kann auch einen Tadel in sich schliefsen und bedeuten: in dürftiger, formloser Weise predigen. Ähnlich *vestito all' apostolica* = dürftig gekleidet.

S. **50**, **a**: Bei *apparire* sollte neben *apparisco* auch die mindestens ebenso übliche Form *appaio* etc. stehen. — **b**: *appassionirsi* hat doch nicht blofs die Bedeutungen: 'sich betrüben, sich ärgern', sondern auch in abgeschwächtem Grade alle die anderen von *appassionarsi.*

S. **51**, **a**: *ogni simile appetisce il suo simile* entspricht unserem 'Gleich und gleich gesellt sich gern'. Unter *appetito: appetitus* nicht *appetitns*! — **b**: *appiastricciare* nicht *cc* vor dem *a.* Zu *appigionasi:* wir sagen wohl

häufiger ein Brett vor dem 'Kopf' als vor der 'Stirn' haben für 'beschränkt sein'. *appigliarsi a un partito* heifst auch: eine Entscheidung treffen. Zu *appiombo:* ist im Deutschen beim Tänzer 'eine gute Balancierung haben' etwa terminus technicus? Sonst möchte ich eher, da wir des Fremdworts hier kaum entraten können, 'ein Meister in der Balancier-Kunst sein' vorschlagen. — b: Bei dem veralteten *appo* liegt doch der Ton auf dem *a*! — c: Für *appoggiare un' opinione* würde ich dem 'aufrechterhalten' der Verfasser das üblichere 'eintreten für eine Ansicht' vorziehen. Ich vermisse hier: *appoggiare l'alabarda* = schmarotzen gehen. Bei *appoggi* ist nachzutragen die Bedeutung von: einflufsreiche Verbindungen, Empfehlungen, was man allgemein so schön 'Konnexionen' nennt. *appollaiarsi* heifst doch nicht ganz allgemein 'auffliegen'; auf die Hühner allein pafst diese Bedeutung. Die Redensart *far caselle per apporsi* war als veraltet zu kennzeichnen. Sagt doch *Tommaseo, Diz.* S. 534 von ihr: *Modo prov. caduto affatto dall' uso.*

S. 53, a: Zu den Bedeutungen von *apposta* möchte ich hinzufügen 'eigens', z. B.: *è venuto apposta per te* = er ist eigens um deinetwillen gekommen. Zu *appozzare:* an die Stelle des farblosen einen Brunnen 'machen' tritt wohl angemessener 'graben'. — b: Zu *approfittare:* ist 'sich etwas zu Nutzen ziehen' gutes Deutsch? — c: Warum fehlt *appropriatore? approvare qd. agli esami* übersetzen die Verfasser mit 'jem. das Examen bestehen lassen'; das könnte Anlafs zu einem Mifsverständnis geben. *L'hanno approvato agli esami* od. *è stato approvato agli esami* wird man am besten einfach durch 'er hat das Examen bestanden' wiedergeben.

S. 54, a: Will man das mit *punta* zusammenhängende *appuntare* von dem mit *punto* zusammenhängenden trennen, so gehören unter die erste Kategorie jedenfalls auch die folgenden Wendungen: *appuntare qc. a qc.* = stützen, stemmen, mit dem bildlichen *appuntare i piedi al muro;* ferner *appuntare gli occhi* = scharf ausschauen, *appuntare gli orecchi* = die Ohren spitzen und *appuntare un cannone* = eine Kanone richten. Zu *appuntellare:* 'müfsig' schreibt man wohl besser mit fs als mit doppeltem s. Unter *appunto* vermisse ich die Bedeutung von 'Tadel', z. B.: *che appunti gli puoi fare* = was hast du an ihm auszusetzen? — b: Unter *aprile* verdiente neben den anderen Sprichwörtern auch noch das folgende einen Platz: *aprile, quando piange e quando ride* = April, April, er weifs nicht was er will. — c: Neben *il cielo si apre* hört man auch das dem Deutschen 'der Himmel öffnet seine Schleusen' noch mehr entsprechende: *le cateratte del cielo si aprono.*

S. 55, a: Unter *arare* konnte das Sprichwort angeführt werden *non s'ara come s'erpica* = jedes Ding hat seine Art. — b: Aufserdem ist der Sinn von *arar diritto* keineswegs 'offen und mit Überlegung handeln'. Es heifst vielmehr: seine Pflicht thun, vom Pfade der Tugend nicht abweichen. — c: Neben *arca santa* könnte noch stehen: od. *dell' Alleanza.*

S. 56, a: Ist *tirare (trarre) in arcata* heute noch üblich in der Bedeutung 'aufs Geratewohl hin handeln' oder gar 'zufällig (?) zu erraten suchen'? Öfters kommt dagegen vor — was die Verfasser nicht berück-

sichtigt haben — *tirare (dare) delle arcate a uno* = jem. geschickt ausforschen.

S. 58, a: *aria fine* = 'freie Luft' soll doch wohl heifsen 'feine, dünne Luft'. Ich vermisse *intendere a mezz' aria* = schon auf blofse Andeutungen hin verstehen, was jemand meint.

S. 59, a: Darf bei *fare il viso dell' arme* der Artikel vor *viso* fortfallen? Was soll der Accent grave auf *re* in *re d'arme*? *Passar per le armi* ist meines Wissens in der heutigen Sprache ein transitiver Ausdruck und heifst: standrechtlich erschiefsen. — b: Was haben die Verfasser sagen wollen mit '*prendere* od. *deporre le armi*, die Feindseligkeiten einstellen'? *Prendere* steht doch zu *deporre* im vollsten Gegensatz. Entweder mufs hier *prendere* ein Versehen sein statt *rendere*, oder aber die Verfasser haben gemeint; *prendere, deporre le armi* = die Feindseligkeiten 'eröffnen', einstellen. Unter *armellino* fehlt nach *fiore* ein Komma. *Stare (vivere) in buon' armonia* heifst auch 'einträchtiglich miteinander leben'. — c: In *aver gli arnioni grossi* liegt vor allem der Begriff des Reichtums.

S. 60, a: Die Verfasser sagen *suonar all' arpa;* erstens mufs das *u* vor dem *o* fort, denn der Ton liegt ja auf der folgenden Silbe, und zweitens seit wann macht *arpa* eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, dafs nach *sonare* das Instrument in den Accusativ tritt? Ganz selten kommt auch noch *sonare di* vor, *sonare a* aber schwerlich jemals. Ich vermisse unter *arpa* noch *arpa d'Eolo* = Äolsharfe. In *all' arrabbiata* liegt auch die Idee des Flüchtigen. — b: Unter *arrangiare* mufs es heifsen *-rsi*, nicht *-irsi*! Übrigens kommt *arrangiarsi* auch in der Bedeutung 'sich vergleichen, sich einigen' vor. Bei *arricciare il muso* spricht weniger der 'Spott' als der Zorn mit, und es bedeutet demgemäfs eher 'ein böses, finsteres Gesicht machen'. Warum *la sorte arride a me*? Soll es denn heifsen: mir und keinem anderen? Sonst wäre natürlicher *la sorte mi arride* = mir lächelt das Glück, es ist mir günstig. *arrischiarsi a fare* ist geradeso gebräuchlich wie *di fare. non ci arrivo* hat auch den Sinn von: das ist mir zu hoch, das kann ich nicht begreifen. In *si può arrivare fin lì* darf auf dem *si* kein Accent stehen. Ich vermisse: *parole che arrivano all' anima* = Worte, die ans Herz greifen; *la sua voce non arriva a tutti* = seine Stimme dringt nicht bis zu allen; *non arrivo a spiegarmi* = ich vermag mir nicht zu erklären; *arrivare qd.* = jem. gleichkommen, z. B. *in bellezza, bontà.* — c: Zu *arroganza: abbondanza è vicina ad arroganza* oder vielmehr *vicina d'arroganza*? Letzteres geben Tommaseo und Petrocchi. Bei Giusti in den Proverbj heifst das Sprichwort übrigens: *abbondanza foriera è d'arroganza.* Zu *arroncigliare:* sagt man vom Schwein, dafs es sein Schwänzchen 'umbiegt'? Gebräuchlicher ist doch wohl 'ringeln'.

S. 62, a: Für *non curarsi che bruci l'arrosto che non ha da venir in tavola* scheint mir 'sich um gar nichts kümmern' keine angemessene Übersetzung. Der wahre Sinn ist doch: sich nicht um gleichgültige Dinge kümmern. Zu *arrotare*: die Kleider 'abwetzen' ist kein allgemein üblicher

Ausdruck. b: Unter *arrovescio* vermisse ich: *capire, intendere arrovescio* = falsch verstehen; *fa tutto arrovescio* = er macht alles verkehrt.

S. 63, a: *Dove manca natura arte procura* heifst auch: wo die Natur versagt, hilft die Kunst nach, besonders mit Bezug auf körperliche Mängel.

S. 64, a: *aver un grande ascendente su qd.* nicht *una*! — b: Neben *rimanere a denti asciutti* = 'das Nachsehen haben' ist auch *rimanere a bocca asciutta* sehr üblich. *Mi rispose asciutto asciutto* kann doch nie heifsen 'er empfing mich kühl bis ans Herz hinan'. Entweder ist hier *mi rispose* in *mi ricevette* umzuändern, oder aber die Übersetzung mufs lauten: er gab mir eine sehr kühle Antwort. Ich vermisse *minestra asciutta* und *vino asciutto.* Zu *ascoltare*: Ermahnungen nimmt man 'sich' zu Herzen, nicht nimmt man zu Herzen! Nachzutragen ist: *Iddio t'ascolti* = möge Gott dich erhören.

S. 65, a: *far come quello che cercava l'asino e c'era sopra* bedeutet meistens: etw. eifrig überall suchen, während es einem vor der Nase liegt. Erwähnt konnte werden: *disputar dell' ombra dell' asino* = sich um Kaisers Bart streiten.

S. 66, a: Unter *assaettare* würde ich noch vermerken: *è un caldo che assaetta* = es ist zum Umfallen heifs. *Caro assaettato* = 'herzlieber' ist ein drolliges Mifsverständnis. *Caro* ist doch hier so viel wie *costoso* und das Ganze daher zu übersetzen: über alle Mafsen teuer, d. i. kostspielig. Statt des farblosen 'äufserst mager' für *magro* (od. *secco*) *assaettato* würde ich vorziehen 'brennend mager'. Meint der Italiener mit *tristo assaettato* 'furchtbar traurig' oder vielleicht eher 'grundschlecht'? Warum fehlt *assaggiatore*? — c: Zu *assediare*: bei dem Beispiel *gli assediati e gli assedianti* mufs in der deutschen Übersetzung die Reihenfolge der Substantive geändert werden. Unter *assedio* hätte verzeichnet werden sollen: *stato d'assedio* mit den dazu gehörigen Redensarten *mettere in istato d'assedio* und *levare lo stato d'assedio.* Es fehlt *assegnatore.*

S. 67, c: *assicurare una lettera* heifst nicht einen Brief einschreiben lassen, sondern ihn 'mit Wertangabe' schicken. Ersteres drückt man aus durch *raccomandare.*

S. 68, a: Bei *assiduo* ist nachzutragen: *s'è fatto assiduo del club* = er ist ein eifriger Besucher des Klubs geworden; *un assiduo* = ein eifriger Leser (einer Zeitung). — b: Statt *Corte d'Assise* sagt man auch kurz *le Assise.* Zu *asso*: *Pickas* ist wohl nur ein Druckfehler statt *Pique-Afs.* Warum fehlen *associabile* und *associabilità*? — c: *assolato* nicht *assuolato*!

S. 69, a: Unter *assoluto* konnte noch angeführt werden: *un bisogno assoluto* = ein unabweisbares Bedürfnis.

S. 70, a: *astemio* ist auch Substantiv. *asticciuola* bedeutet auch 'Federhalter'. — b: Zu den Bedeutungen von *astio* würde ich noch 'Scheelsucht' hinzufügen. *l'astratto* heifst auch das Abstractum.

S. 71, b: Bei *attaccare* sollte nicht die Bedeutung 'ankleben' als erste gegeben werden, da das Etymon *tach* doch Nagel, Haken ist. Nachzutragen ist: *non ci avete nulla da attaccarci il dente?* = habt ihr nichts zu knabbern? *quando attacca a piovere, non ismette più* = fängt es ein-

mal an zu regnen, so hört es (so bald) nicht wieder auf; *li non ci attacca nulla* = es wächst (gedeiht) dort nichts; *attaccarsi al campanello* = aus allen Kräften an der Klingel reifsen. — c: Unter *attaccature* versteht man doch nicht blofs die 'Verbindungslinien zwischen zwei Buchstaben', sondern ganz allgemein die 'Haarstriche'.

S. 72, a: Da *attempatotto* und *attempatuccio* angeführt werden, sollten auch *attempatetto* und *attempatello* nicht fehlen. *attendente* heifst auch als Substantiv 'Offiziersbursche'. — b: Unter *atto* vermisse ich: *prender atto di* = Kenntnis nehmen von. — c: Bei *attorniare* sollte auch der reflexive Gebrauch erwähnt werden.

S. 74, b: Es fehlt *attuabilità*. — c: Ist *la fortuna aiuta gli audaci* wirklich ein Sprichwort? Üblicher ist doch jedenfalls: *Fortuna i forti aiuta, e i timidi rifiuta.* Im Deutschen sagt man übrigens auch eher dem 'Kühnen' als dem 'Verwegenen' ist das Glück hold.

75, a: *Ne auguro bene* od. *male* heifst doch nicht geradezu 'ich habe eine günstige od. ungünstige Meinung von etw.', sondern vielmehr: ich verspreche mir Gutes od. nichts Gutes davon. Warum fehlt *aulicamente*? Warum *aumentativo* und *aumentatore*? Warum schliefslich *autenticatore*?

S. 76, b: Neben *avanti che* = 'bevor' sollte auch *avanti di* m. d. Inf. angeführt werden. *Mettere avanti* bedeutet auch 'vorbringen', z. B. *delle ragioni poco convincenti.* Neben *tirare avanti* ist auch *mandare avanti la famiglia* sehr gebräuchlich. Seit wann heifst *tirarsi su per una data professione* 'sich durch irgend einen Beruf ernähren, mit ihm sein Leben fristen'? *Si tira su per medico, avvocato, professore* sagt man von einem jungen Mann, der das betreffende Studium ergriffen hat und darauf hinarbeitet, einmal praktischer Arzt, Rechtsanwalt oder Lehrer zu werden. Erwähnt konnten noch werden: *essere avanti cogli anni* = in den Jahren sein; *è una donna avanti cogli anni* = es ist eine ältere Frau; *non pensare più avanti* = sich nicht länger bedenken; *farsi avanti* = vortreten; *metter le mani avanti* = vorbeugen. — c: Warum wird *avariato* angeführt, *avariare* aber nicht?

S. 77, a: *avere uno da sè* wird schwerlich je den Sinn haben von 'jem. zu sich rufen'. In dem Beispiel (vorletztes unter III) *una cosa ha da fare con un' altra* mufs entweder *non ha nulla da fare* stehen, oder die deutsche Übersetzung mufs abgeändert werden. In der jetzigen Fassung widerspricht eins dem anderen. Nachzutragen wäre hier manches, z. B.: *hai freddo?* = friert dich? *hanno bisogno* = sie leiden Not; *quanti anni ha?* = wie alt ist er? *ci ho piacere* = das freut mich; *ha avuto di ladro* = man hat ihn einen Dieb genannt; *ci hai tempo?* = dauert es noch lange (bis du fertig bist, kommst od. ähnl.)? *non avete che a dirlo* = ihr braucht es nur zu sagen; *ci ho di coscienza* = das geht gegen mein Gewissen; *l'avrebbe a provare* = er sollte es einmal versuchen.

S. 78, a: *Una persona che avventa* entspricht unserem 'Blender' d. i. jemand, dessen Geschick, Geist oder Wissen auf uns im Augenblick einen tiefen Eindruck macht, bei dem wir aber bald gewahr werden, dass im Grunde nicht viel dahintersteckt. *all' avventata* kommt häufig vor in der

Bedeutung von *avventatamente*. — c: *avvezzar male qd.* heifst auch 'jem. verwöhnen'.

S. 79, a: Zu *avvicinarsi*: heranrücken nicht hranrücken! Zu *avvilire*: im letzten Beispiel fehlt nach *esser* ein Komma! — b: *uomo avvisato, mezzo salvo* lautet das Sprichwort gewöhnlich ohne *è*. Würden wir übrigens im Deutschen sagen: ein gewarnter 'Mann' ist schon halb gerettet? Im Italienischen gebraucht man dieses Sprichwort auch Frauen gegenüber, denen man eine Warnung zugehen läfst. *Uomo* mufs also hier ganz allgemein aufgefafst werden; wir könnten vielleicht sagen: wer gewarnt ist, ist schon halb gerettet.

S. 80, c: Zu *azzannare*: *zanne* sind mehr 'Hauer' als Zähne. *azzicare* wird mit einem *c* geschrieben. O. Hecker.

Dr. F. Hoyermann und Dr. F. Uhlemann, ord. Lehrer an der Hauptschule in Bremen, Spanisches Lesebuch zum Schul- und Privatgebrauche, nebst einem Überblick über die spanische Litteratur und einem vollständigen Wörterbuche. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Dresden, Kühtmann, 1895. XVI, 288, 69 S. 8. M. 7; geb. M. 7,50.

Deutsche Schulen, an denen Unterricht im Spanischen erteilt wird, wenden sich mit diesem an erwachsene Schüler und wollen sie in den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache im geschäftlichen Verkehr und beim Aufenthalte im spanischen Auslande einführen. Gewähren sie daneben einen gewissen Einblick in die Besonderheit des heutigen spanischen Lebens, so ist dem ersten Bedürfnis der Schüler besser entsprochen, als wenn diese mit den Erzeugnissen der höheren Sprachkunst und mit den litterarischen Leistungen weit abliegender Zeiten vertraut gemacht würden. Diese Auffassung der Aufgabe des Unterrichts ist auch bei der Anlage des unter obigem Titel erschienenen Lesebuches mafsgebend gewesen, das von einem gründlich kundigen Lehrer verwendet gute Dienste wird thun können, den ohne fremden Beistand arbeitenden Lerner dagegen freilich öfter in schweren Nöten lassen würde. Die einleitenden sechs Seiten Überblickes über die spanische Litteratur können niemand viel helfen, sind nicht frei von groben Fehlern, unter denen die Vermengung der beiden Yriarte und die verkehrte Kennzeichnung der Romanzenform hervorgehoben seien, und würden ohne Schaden fortbleiben. Auf zwölf Seiten kurzer Geschichten folgen S. 13—40 'Erzählungen', worunter auch Bruchstücke aus Gil Blas und Don Quijote, S. 40—65 Stücke aus Geschichtschreibern, unter denen von älteren Herrera und Solís begegnen, S. 65—85 Beschreibungen und Sittenbilder, S. 86—151 eine lange Reihe von Zeitungsausschnitten allerverschiedenster Art, Leitartikel, Telegramme, Hofberichte, Reklamen, Konzertberichte, Betrachtungen über Witterungsverhältnisse u. s. w. Daran schliefsen sich dreifsig Seiten Muster brieflicher Mitteilungen persönlicher und geschäftlicher Natur und S. 184—251 Stücke in Gesprächsform, worunter zwei vollstän-

dige, recht muntere Lustspiele. Die letzten dreifsig Seiten sind der Dichtung in gebundener Rede eingeräumt, drei Romanzen, einigen lyrischen Gedichten und Bruchstücken aus Dramen von Lope de Vega, Calderón, Hartzenbusch. Die Schreibweise ist für sämtliche Stücke die heute durch die Akademie geforderte. Das Glossar übergeht zwar, soviel ich gesehen habe, kaum ein Wort, das in den Texten vorkommt; doch ist es weit entfernt, jede besondere Verwendung zu verzeichnen, die man kennen mufs, um die Stücke völlig zu verstehen. Man verfällt durchaus nicht dem von den Verfassern laut ihrer ersten Vorrede gefürchteten Urteil, 'Eselsbrücken' zu gewähren, wenn man, sei es in einem genauen Glossar, sei es in Anmerkungen unter dem Texte, über den Sinn von Stellen aufklärt, die nur bei weitgehender Vertrautheit mit dem spanischen Sprachgebrauch dunkel zu sein aufhören. Wenn die Verfasser den Versuch machen wollen, ihre besten Schüler z. B. das Prosalustspiel Hartzenbuschs ohne weitere Hilfe als die ihres Glossars übersetzen zu lassen, so werden sie sich überzeugen, ob sie genug gethan haben. In manchen Fällen werden auch grofse Wörterbücher die erforderlichen Aufschlüsse nicht gewähren. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 7. Januar bis zum 12. Mai 1896 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Oskar Schade dargebracht von seinen Schülern und Verehrern. Königsberg, Hartung, 1896. 415 S.

Verhandlungen des sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 14.—17. Mai 1894 zu Karlsruhe, herausgegeben von dem Vorstande der Versammlung. Hannover, Carl Meyer, 1896. 136 S.

The American Journal of Philology, ed. by Basil L. Gildersleeve. Vol. XVI, 3, whole No. 63 [Henry Wood, Shakespeare burlesqued by two fellow-dramatists; Fred. C. Conybeare, On the old Armenian version of Plato's Apology; Leo Wiener, French words in Wolfram von Eschenbach]. S. 273—408. — Vol. XVI, 4, whole No. 64 [M. Bloomfield, On assimilation and adaptation in congeneric classes of words; R. Martineau, The song of songs again; L. Horton-Smith, Establishment and extension of the law of Thurneysen and Havet; E. T. Merrill, The codex Riccardianus of Pliny's letters]. S. 409—546.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch. Neue Folge. IX, 3 [W. Wetz, Über das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte. Studien zur Hamburgischen Dramaturgie I. — M. Landau, Die Dramen von Herodes und Marianne (Schlufs). — W. Freiherr v. Biedermann, Weiteres über die Geschichte der sprachlichen Formen der Dichtung. — R. Schlösser, Zum Dialoge von Lollius und Theodericus. — Ernst Müller, Schiller, Wieland, Herder, Matthisson und Pfeffel im Urteile zweier Zeitgenossen. — Besprechungen: Bédier, Les fabliaux (P. Steinthal); M. Widmann, v. Hallers Staatsromane (Borinski); R. Köhler, Aufsätze (Fränkel); Betz, Heine in Frankreich (Süpfle †). — Kurze Anzeigen]. 4. 5 [Josef Kohler, Sentiment und Sentimentalität. — V. Valentin, Goethe, Gotik und Knittelvers. — H. Rötteken, Weltflucht und Idylle in Deutschland (Schlufs). — A. Tille, Moderne Faustspiele. — Neue Mitteilungen: R. Schwartz, Das Estherdrama des Chrysostomus Schultze (1636). R. Kraufs, Jugendbriefe Eduard Mörikes. — Vermischtes: J. Bolte, Der Hund des Odysseus. M. Landau, Ein Plagiat des Grafen Tolstoi (?). M. Landau, Zur Quelle der Turandot-Dichtung des Kellners. — Besprechungen].

Le Moyen Age, bulletin mensuel d'histoire et de philologie. Direction: MM. Marignan, Prou et Wilmotte. 9e année. Paris, Bouillon, 1896 1. 2 [Ferdinand Lot, Nennius et Gildas]. 3 [M. Petit, Les Apocalypses manuscrites du moyen âge et les Tapisseries de la cathédrale d'Angers].

Publications of the Modern language association of America edited by James W. Bright. Baltimore 1895. Vol. X (new ser. III), no. 4

[A rime-index to the 'Parent Cycle' of the York mystery plays and of a portion of the Woodkirk Conspiracio et Capito, by H. E. Coblentz. — Proceedings of the twelfth annual Meeting of the Modern language association in America, held in Philadelphia]. S. 487—557 und LII. — Vol. XI (IV), no. 1 [Fausto by J. M. Page — Warmpth by C. H. Grandgent — Fiction as a college study by Bliss Perry. The Phonology of the Spanish dialect of Mexico city by C. C. Marden]. S. 1—150. — Vol. XI (IV), no. 2 [The comparative study of literature, by A. R. Marsh. — John Wesley's translations of German hymns, by J. T. Hatfield. — Notes on Macbeth, by A. H. Tolman. — The Nibelungenlied and Sage in modern poetry, by G. Gruener. — Historie von einem Ritter, wie er buefset, by P. G. G. Schmidt]. S. 151—274.

Modern Language Notes, A. Marshall Elliott, managing editor. XI, 2 [J. B. Henneman, The Thirteenth Annual Convention of the Modern Language Association of America. Leo Wiener, The Ferrara Bible. III. R. O. Williams, *Till* in the Sense of *Before*. A. Gerber, Raphael's Poesy and Poesy in Faust. Francis A. Wood, *Schnoerkel*. F. A. Blackburn, Note on Alfred's *Cura Pastoralis*. L. E. Menger, On the Development of Popular Latin ę into French *ei*, *oi*. Reviews. Correspondence].

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Herausgegeben von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XVII. Jahrgang. Nr. 1. 2. 3. 4.

Die neueren Sprachen. Herausgegeben von Wilhelm Vietor. III, 8. 9. 10 [Kabisch, Die neusprachlichen Ferienkurse für Lehrer höherer Unterrichtsanstalten Preufsens. Gundlach, Reformunterricht auf der Oberstufe. — Hengesbach, Shakespeare im Unterrichte der preufsischen Gymnasien. H. Schmidt, Die neusprachliche Lektüre an den höheren Lehranstalten Preufsens im Schuljahre 1893/94. — Rofsmann, Inwiefern unterrichten die französischen Neuphilologen unter günstigeren Bedingungen als die deutschen? Aage Mörch, La durée des voyelles françaises. Berichte. Besprechungen].

Cohn, Oberlehrer Carl, Zur litterarischen Geschichte des Einhorns. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Elften Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1896. 30 S. 4.

Grammont, Maurice, La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes. Dijon, Darantière, 1895. 215 S. 8.

An—Dante. Divina commedia als Quelle für Shakespeare und Goethe. Drei Plaudereien von B. Graefe. Leipzig, Fock, 1896. 45 S.

Zeitschrift für celtische Philologie herausgegeben von Kuno Meyer und L. Chr. Stern. I. Band, 1. Heft. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896. 176 S. 8 [R. Thurneysen, Über einige Formen der Copula im Irischen. J. Strachan, Some notes on the Milan glosses. W. Stokes, A Celtic leechbook. W. M. Lindsay, Breton and old French glosses in the Harleian Nonius. H. Gaidoz, La cosmologie celtique. Ders., Annwn. Ders., Quelques mots gallois d'origine latine. E. Ernault, Sur la mutation faible de *d* après *n* en breton. J. Loth, Une forme archaïque du nom de Dieu en breton. P. M. C. Kermode, A Welsh inscription in the Isle of Man (with plate). J. Rhys, Note on Guriat. J. Strachan, A Manx folksong. Wh. Stokes, Cuimmin's poem on the saints of Ireland. H. Zimmer, Beiträge zur Erklärung irischer Sagentexte. K. Meyer, Goire Conaill Chernaig i Crúachain ocus aided Ailella ocus Conaill Chernaig. Ders., Two middle-Irish poems. R. Henebry, Conach. L. Ch. Stern, Die irische Handschrift in Stockholm. Ders., Ein irisches Leben der heiligen Margarete. R. Henebry, An unpublished poem by W. English. D. O'Foharta, Cú bán an tsleibhe.

Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben von Max Hermann. 11: Thomas Morus Utopia, herausgeg. von Victor Michels und Theobald Ziegler. Berlin, Weidmann, 1895. LXX, 115 S. 8. M. 3,60.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur herausgegeben von E. Schröder und G. Röthe. Berlin, Weidmann, 1896. 40. Band, 2. Heft [Saxonica von Jostes: 1) Die vatikanischen Fragmente; 2) Die altsächsischen Denkmäler in den Essener Handschriften; 3) Die Heimat des Heliand; 4) Abcdarium, Taufgelöbnis, Judiculus, Psalmen. — Bemerkungen zum altnordischen Sprachschatz, von Kock. — Zwei höfische Minnelieder des 14. Jahrhunderts, von Lippert. — Zur altsächsischen Genesis, von Franck. — Zwei alte Strafsburger Handschriften, von Martin. — Vulfilas' Todesjahr, von Martin. — Anzeiger]. S. 129—240. — 3. Heft [Allerlei Kurzweil, von Zwierżina. — Fragmente der Iweinhs. M, von Schröder. — Die Abfassungszeit von Otfrids Evangelienbuch, von Luft. — Die Aussprache der altgerm. e- und o-Laute, von Mackel. — Zur altsächsischen Genesis, II: zur Wortstellung, von Kies. — Ich zôch mir einen valken, von Wallner. — Falchovarii, von Muet. — Zwei Editionen des Passionals, von Schröder. — Anzeiger]. S. 225—336.

Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte herausgegeben von Dr. W. Streitberg. Urgermanische Grammatik von Dr. W. Streitberg. Heidelberg, Carl Winter, 1896. XX, 372 S. 8.

Germanische Casussyntax. I: der Dativ, Instrumental, örtliche und halbörtliche Verhältnisse. Von Heinrich Winkler. Berlin, Dümmler, 1896. VII, 551 S.

Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Eine etymologische Untersuchung von Dr. Richard Löwe. Halle, Max Niemeyer, 1896. VIII, 269 S. 8.

Friedmann, dott. S., prof. nella R. Accademia scientifico-letteraria di Milano, La lingua gotica, grammatica, testi, vocabolario comparativo con ispecial riguardo al tedesco, inglese, latino e greco. Milano, Hoepli, 1896. XIV, 335 S. kl. 8. l. 3.

Lehrbuch der altisländ. Sprache von F. Holthausen, II. Teil: Altisländ. Lesebuch. Weimar, Felber, 1896. XXVII, 198 S.

Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900) von Carl Küchler. Leipzig, Hermann Haacke, 1896. VI, 85 S. 8.

Pfaff, Dr. Fridrich, Universitätsbibliothekar in Freiburg i. B., Deutsche Ortsnamen. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1896. 16 S. 8. M. 0,40.

Weise, Prof. Dr. O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 2. verbesserte Auflage, 3. bis 8. Tausend. Leipzig, B. G. Teubner, 1896. VIII, 270 S. 8.

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Vietor. 2. Auflage. Marburg, N. G. Elwert, 1895. 28 S.

Schmidt, Charles, Wörterbuch der Strafsburger Mundart. III. Lieferung (Schlufs), mit einem Porträt des Verfassers, seiner Biographie und einem Verzeichnisse seiner Werke. Strafsburg, Heitz, 1895. S. 97—123 und I—XX.

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa von C. Hentschel, G. Hey, O. Lyon. Zugleich fünfter Teil des deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten, herausgeg. von Lehrern der deutschen Sprache an dem Kgl. Realgymnasium zu Döbeln. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XII, 590 S. 8.

Deutsche Gedichte selected with notes and an introduction, by Camillo von Klenze, Ph. D. New York, Henry Holt. XIII, 331 S.

Gems of German poetry, a collection of the choicest German Songs and ballads, translated into English by the most eminent authors. Dresden, Alex. Köhler, 1896. XII, 118 S. [Enthält u. a. Übersetzungen von Skeat aus Bürger, Schiller und Uhland, von Rich. Garnett aus Goethe, Lord Lytton aus Schiller, Mrs. Krocker geb. Freiligrath aus Heine. Das ganze sehr hübsch ausgestattete Bändchen ist dedicated to the English Colony at Dresden by Charles Witzel.]

Quellen zu Chamissos Gedichten von Hermann Tardel. Graudenz, G. Röthe, 1896 (Wissenschaftl. Beilage zum Programm der städt. Realschule in Graudenz). 22 S.

Anglia, Zeitschrift für englische Philologie. Herausgeg. von Eugen Einenkel. Bd. XVIII (N. F. VI), 2. Heft. Halle, Niemeyer, 1896 [Ewald Flügel, Über einige Stellen aus dem Almagestum Cl. Ptolemei bei Chaucer und im Rosenroman. Eugen Einenkel, Die englische Wortstellung II. F. Holthausen, Zu alt- und mittelenglischen Dichtungen. J. Ernst Wülfing, Der Dichter John Andelay und sein Werk. Philipp Aronstein, Dickens-Studien. Ewald Flügel, Die handschriftliche Überlieferung der Gedichte von Sir Thomas Wyatt I. F. Dieter, Altenglisch Healstân]. S. 133—292. — Beiblatt: Mitteilungen aus dem gesamten Gebiete der englischen Sprache und Litteratur. Nr. VI—XI (Oktober 1895 bis März 1896).

Übersicht über die im Jahre 1891 auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze. Zusammengestellt von Paul Lange. Supplement zur 'Anglia' Jahrg. 1894—95. 96 S. 8. M. 1,50.

Englische Studien. XXII. Bd., 2. Heft. 1895 [Wann sind die Germanen nach England gekommen? von R. Thurneysen. — Das französische Element im Ormulum, von P. Kluge. — Lord Byron als Übersetzer, III, von P. Maychrzad. — Bericht über das VII. Sommermeeting der University Extention Students in Oxford 1895. — Beiträge zur engl. Grammatik. II. — Litteratur. — Miscellen]. S. 163—344.

Luick, Karl, Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1896. XVIII, 333 S. 8. M. 9.

Die englische Aussprache bis zum Jahre 1750 nach dänischen und schwedischen Zeugnissen von Ferdinand Holthausen. Göteborg, Wettergren & Kerber, 1895. 22 S. 8 [Separatabdruck aus Göteborgs Högskolas Årsskrift, 1895, IV].

Real-Lexikon der englischen Sprache (mit Ausschlufs Amerikas) unter Mitwirkung von H. Böddeker, F. J. Wershoven, H. Becker, G. Krüger, J. Leitritz herausgeg. von C. Klöpper. Vollständig mit etwa 80 Bogen. Preis jeder Lieferung, 4 Bogen stark, M. 1,50. Leipzig, Renger. 1. Lieferung, 1896. 64 S.

Das umschreibende *do* in der neuenglischen Prosa. Dissertation von Hugo Dietze. Jena, Hermann Pohle, 1895. 83 S.

Handbooks of English literature ed. by Professor Hales: The age of Dryden by R. Garnett, LL. D. London, Georg Bell, 1895. VI, 292 S.

Dictionary of quotations (English) by Philip Hugh Dalbiac, with authors and subjects indexes. London, Swan Sonnenschein & Co., 1896. 510 S.

Ex ordinis philosophorum mandato renuntiantur philosophiæ doctores 1894—5 creatis præmissa est Ricardi Wülker dissertatio: Die Arthursage in der englischen Litteratur. Lipsiæ, A. Edelmann, 1895. 39 S. 4.

A History of Nineteenth Century Literature (1780—1895) by George Saintsbury. London, Macmillan & Co., 1896. XII, 477 S.

Zur Kritik der altenglischen Annalen, von Karl Horst. Darmstadt, G. Otto, 1896. 39 S. 8.

Place Names in the English Bede and Localisation of the MSS., by Thomas Miller. Strafsburg, K. Trübner (Qu. u. F. 78), 1896. 80 S. 8. M. 2.

The Temple Shakespeare: Shakespeare's Comedy of A Midsummer-night's Dream, with preface, glossary etc. by Israel Gollanez, M. A. London, J. M. Deut, 1895. XIII, 99 S. (Reizend ausgestattet. Sources: 1) Chaucer's Knight's tale; 'Shakespere's debt to Plutarch's Life of Theseus amounts to very little, — a few names and allusions'. 2) Popular traditions, denied from Teutonic and Celtic paganism. 3) Chaucer's Merchant's tale and Golding's translation of Ovid's Metamorphoses — for the Pyramus — interlude. 4) 'Oberon's vision' contains a complimentary allusion to the Queen.)

Shakespeare-Studien von R. Koppel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1896. 122 S.

Der Bacon-Bacillus von Prof. J. Schipper. Wien, Wilhelm Braumüller, 1896. VII, 89 S. 8. M. 1.

Shakespeare and Bacon, Darlegung und Würdigung der sogenannten Bacon-Theorie, von F. Michel. Programm der Realschule der israel. Gemeinde zu Frankfurt a. M., 1896. 36 S. 4.

History of Rasselas prince of Abyssinia by Samuel Johnson ed. with introduction and notes by Oliver Farrar Emerson, A. M. New York, Henry Holt, 1895. LV, 179 S.

Über William Cowpers Tirocinium. Von Hermann Hartmann. Königsberg i. Pr., Hartung, 1896. 23 S. 8 (Sonderabdruck aus der Festschrift zum 70. Geburtstage Oskar Schades).

De Quincey's Confessions of an English opium-eater with introduction and notes by Mark Hunter (Bell's English Classics Series). London, G. Bell & Sons, 1896. LXXV, 398 S. 4 sh. 6 d. cloth, 3 sh. 6 d. paper.

Studien über die Anfänge von Dickens von Siegfried Benignus. Dissertation. Efslingen, Wilh. Langguth, 1895. 72 S.

The growth of the Idylls of the King by Richard Jones, Ph. D. Philadelphia, J. B. Lippincott Company, 1895. VIII, 161 S. [Eine tüchtige, methodische Studie über die Entwickelung von Tennysons Plan und seine mannigfachen Änderungen des Textes und der Schreibweise.]

Edgar Allan Poe. Ein Beitrag zur Kenntnis und Würdigung des Dichters von G. Edmund Gündel. Freiberg, Gerlach, 1895. 36 S. 4.

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1896. Band M. 1,60:

Vol. 3101. Toxin and other papers. By Ouida. 294 S.

Vols. 3102 and 3103. The professor's experiment. By Mrs. Hungerford. 269 und 256 S.

Vol. 3104. The chronicles of Count Antonio. By Anthony Hope. 270 S.

Vols. 3105 and 3106. Jude the obscure. By Thomas Hardy. 295 und 292 S.

Vol. 3107. Roman gossip. By Frances Minto Elliot. 391 S. Index 7 S.

Vols. 3108 and 3109. Miss Devereux of the Mariquita. By Richard Henry Savage. 311 und 286 S.

Vol. 3110. In a hollow of the hills, etc. By Bret Harte. 279 S.

Vol. 3123 and 3124. The sowers. By H. S. Merriman. 278 und 271 S.

Vol. 3125. The strange transfiguration of Harrah Stubbs. By Florence Marryat. 288 S.

Vol. 3126 and 3127. Old maid and young. By Elsa d'Esterre-Kaling. 277 und 272 S.

Vol. 3128. The stolen bacillus, etc. By H. G. Wells. 285 S.

Otto Boerners französisches und englisches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Englischer Teil von Otto Boerner und Oskar Thiergen. Grammatik der englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Hierzu in Tasche: Wörterverzeichnis. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. VIII, 134 S. 8.

Elementarbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten von Georg Dubislav und Paul Bock. Berlin, R. Gärtner, 1896. XVII, 184 S. 8 [Ausgabe B mit Lautlehre und Aussprachebezeichnung]. Anhang: Neue Stoffe zu Sprechübungen über Gegenstände des praktischen Lebens, das Wichtigste aus der englischen Landeskunde.

Methodisches Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache von E. Görlich. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Paderborn, Schöningh, 1896. 154 S.

The English Student: Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde von Prof. Dr. Emil Hausknecht. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1896. IV, 278 S.

Grammatik der englischen Sprache. Im Anschlufs an das Lehrbuch der englischen Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet von Oscar Thiergen. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XII, 200 S. 8.

English as it is spoken; being a series of familiar dialogues on various subjects, by W. H. Crump. 11. edition, revised and brought up-to-date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, Dümmler, 1896. 124 S. M. 1.

Deutsche Übersetzung von English as it is spoken, by W. H. Crump. Zum Rückübersetzen ins Englische. 8. Auflage. Berlin, Dümmler, 1896. 79 S. M. 0,80.

English poems to be learnd by heart, for use in schools ed. by H. A. Clay and G. Schirmer. Zürich, Schulthefs, 1896. 50 S. Fr. 1,50.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für Mädchenschulen. Shakespeare, The Merchant of Venice, für den Schulgebrauch herausgegeben von Professor Immanuel Schmidt. I. Teil: Einleitung und Text. 93 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig, G. Freytag, 1896. 196 S. Preis beider Teile geb. M. 1,80.

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1896.

Series A: Prosa; Bd. 98: A Christmas Carol von Ch. Dickens, erklärt von B. Röttgers. 107 S.

Bd. 99: The three cutters by Captain Marryat, mit erklärenden Anmerkungen von R. Miller. 2. Auflage. 59 S.

Series B: Poesie; Bd. 25: The lady of the lake, by W. Scott, gekürzt und erklärt von R. Werner. 100 S.

Series C: für Mädchenschulen; Bd. 20: Only a shilling, by M. Corbet-Seymour, bearbeitet von C. Klöpper. 79 S.

Bd. 21: Stories of king Arthur, by C. H. Hanson, bearbeitet von C. Klöpper. 142 S.

G. Ebeners englisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. Ausgabe B. Englisches Lehr- und Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen. I. Teil: Erstes Unterrichtsjahr von Rudolf Dammholz, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar zu Berlin. Hannover, Carl Meyer, 1896. VIII, 175 S. 8. M. 1,50.

Pitt Press series. Die Ganerben, die Gerechtigkeit Gottes, zwei Geschichten von W. H. Riehl ed. with notes and a complete vocabulary by H. J. Wolstenholme, B. A. Cambridge, University Press, 1895. VI, 201 S.

Weltgeschichte, ein Handbuch für das deutsche Volk von Wilhelm Martens. Hannover, Manz & Lange, 1895. VIII, 294 S. 8.

Romania, recueil trimestriel ..., publ. par Paul Meyer et Gaston Paris. T. XXV, No. 97 [F. Lot, Études sur la provenance du cycle arthurien (Suite). E. Cais de Pierlas, Chronique niçoise de Jean Badat, 1516—1567. A. Thomas, Étymologies françaises (*ensouaille; esse, eusse; lente; loinseau; muryer; oyen; regain; rinceau; ruisseau; seu; suage; tertre; vignoble; wirewite*). P. Meyer, Fragments d'une paraphrase provençale du Pseudo-Caton (diese Bruchstücke gehören demselben Gedichte an, von dem ein längeres Stück in einer Berliner Hs. erhalten ist, s. Archiv XCV, 437). A. Morel-Fatio, Les deux *Omero* castillans (der *Omero romançado* des Juan de Mena, der, wie hier erwiesen wird, eine genaue Wiedergabe der Ilias latina des 'Pindarus Thebanus' oder 'Italicus' ist, und die von Pedro Gonzalez de Mendoza auf den Wunsch seines Vaters, des Marques de Santillana, ausgeführte spanische Wiedergabe der lateinischen Prosaübertragung, die von einigen Büchern der Ilias Pier Candido Decembri dem König Juan II. gewidmet hatte). Mélanges: Ov. Densusianu, Roumain *'abur'*. A. Thomas, La date de la mort de Nicolas de Clamanges. — Comptes rendus. Périodiques. Chronique].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci. Fasc. 19. Roma, Loescher, 1896 [L. Biádene, Contrasto della Rosa e della Viola (anonyme Dichtung aus einer ambrosianischen Hs. des 15. Jahrhunderts, mit eingehender Behandlung der Sprache). C. Salvioni, La contemplacio de la passio de Nostre Senhor, testo catalano-provenzale (Prosatext aus einer Hs. der Universitätsbibliothek von Pavia, mit eingehender Erörterung der sprachlichen Verhältnisse). G. A. Cesareo, Per la data di una canzone del Notaro Giacomo (der Verfasser hält gegen verschiedene Angriffe seine Deutung einer Stelle der Canzone 'La namoranza disiosa' aufrecht und giebt eine Auslegung des ganzen schwierigen Gedichtes). C. Salvioni, Giunte italiane alla Romanische Formenlehre di W. Meyer-Lübke. C. Pascal, Note etimologiche (*briga, sbrigare; capriccio; Chianti; contestare; covo, covone, chiodo ecc.; gingilli, brillare; guglia, ghiglia; piaggiare; scagliare, incagliare; scricchiolio; schiantare; spegnere; trangugiare*)].

Revue des langues romanes XXXIX, 1 [Ch. Barbier, Le libre de memorias de Jacme Mascaro (Schlufs der im 34. Bande begonnenen Publikation, Glossar). Robolly, Documents tirés des livres de comptes des ouvriers de Notre-Dame la Major d'Arles (Ende des 15. Jahrhunderts). Bibliographie. Chronique]. 2 [E. Bouvy, Voltaire et la langue italienne. Notes inédites sur Mme de Maintenon à la Bibliothèque Municipale de Ferrare. J. Buche, Lettres inédites de Jean Boyssonné et de ses amis. Bibliographie (Keidel, Evangile aux femmes, besprochen von Constans). Chronique]. 3 [J. Ulrich, La moart et paschiun da Noass Segner Jesu Christi, texte haut-engadinois du XVI[e] siècle (19 zwölfzeilige Strophen). L. G. Pélissier, Lettres inédites de François Bosquet, évêque de Lodève. M. Rivière, Le feye ébravajuet (les brebis épouvantées. Schilderung aus dem Volksleben. Mundartlicher Prosatext mit französischer Übersetzung). J. Buche, Lettres inédites de J. Boyssonné (Forts.). Chronique]. 4 [Robolly, Documents tirés des livres de comptes des ouvriers de Notre-Dame la Major d'Arles. Bibliographie: Livet, Lexique de la langue de Molière (Rigal). Laffage, Bestios et Plantos, noms patois usités dans les environs

de Carcassonne (Anglade). Chronique]. 5 [C. Appel, Poésies provençales inédites, tirées des manuscrits d'Italie. J. Ulrich, La Tæfla da Bifrun (Abdruck der Ausgabe von 1629). Robolly, Documents provençaux tirés des Archives municipales d'Arles et des minutes de notaires. Chronique].

Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund à l'occasion du cinquantième anniversaire de sa naissance (7 janvier 1896). Mâcon, Protat frères, imprimeurs. X, 393 S. 8.

Krefsner, Dr. Adolf, Vergleichendes Elementarbuch des Italienischen, Spanischen, Portugiesischen. Mit praktischen Übungen. Leipzig, Renger, 1896. VI, 206 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens. XVIII, 2. 4. Der Referate und Recensionen erstes und zweites Heft. Heft 3. Der Abhandlungen zweites Heft [E. Stengel, Der Strophenausgang in den ältesten französischen Balladen. G. Körting, Das lateinische Passivum und der Passiv-Ausdruck im Französischen. Ch. Doutrepont, La Fontaine naturaliste. Louis P. Betz, Kritische Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Litteraturgeschichte].

Revue de philologie française et provençale p. p. Léon Clédat. IX, 4 [L. Clédat, Œuvres dramatiques d'Adam de la Halle. L. Vernier, Observations sur la phonétique du latin vulgaire (suite). A. Roux, Glossaire du patois Gatinais. Bulletin de la Société de réforme orthographique]. X, 1 [P. Passy, Notes sur quelques patois comtois (suite). A. Roux, Glossaire (suite). J. Firmery, L'Enéas et la traduction de Veldeke. L. Clédat, Quelques corrections au texte des Pensées de Pascal. Comptes rendus. Bulletin].

Rolandslied. Das älteste französische Epos übersetzt von G. Schmilinsky. Halle, Hendel [o. J.]. 122 S. 8 [Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 907. 908]. M. 0,50; geb. M. 0,75.

Crescini, V., L'ultimo verso della canzone di Rolando. Roma 1895. 15 S. 8. Aus den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, classe di scienze morali, storiche e filologiche, vol. IV, fasc. 4. [Der Verfasser kehrt im Gegensatze zu Rajna, Romania XIV, 403 ff., zu der Deutung zurück: 'Hier endet die Erzählung, die Turoldus, der Verfasser, vorträgt.' Der Gebrauch lateinischer Namensform wäre in Übereinstimmung mit der auch sonst sich bekundenden Neigung, den Schlufs auch französischer Werke nach dem Muster gelehrter Schriften mit lateinischem Zierat auszustatten. Der Vers kann vom Verfasser des Rolandsliedes selbst herrühren oder auch von einem Abschreiber, der den Namen des Urhebers der auf ihn gekommenen Redaktion erhalten wissen wollte.]

Le Pelerinage de l'ame de Guillaume de Deguileville. Edited by J. J. Stürzinger, Ph. D., Professor in the University of Würzburg. Printed for the Roxburghe Club. London, Nickols and Sons, 1895. IX, 397 S. 4.

Schmid, Prof. Dr. Paul, Beiträge zur Erklärung von Corneilles Polyeucte. Abhandlung zum Jahresberichte der Fürsten- und Landesschule zu Grimma 1896. 31 S. 4.

Martin Hartmanns Schulausgaben Nr. 18. H. Taine, L'ancien régime. La structure de la société. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, Stolte, 1896. XX, 99 S. und 57 S. Anmerkungen. M. 1.

Gerhards französ. Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1896. 4. P. Combe, Pauvre Marcel, im Auszug für den Unterricht herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Meta von Metzsch, wissenschaftl. Lehrerin. I. Teil: Text; II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch. Zweite, verbesserte Auflage. VIII, 142, 48 S. 8. Geb. M. 1,75. — 5. Perdue par Henry

Gréville, im Auszug ... von Meta von Metzsch. VIII, 167, 37 S. 8. Geb. M. 1,75.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für Mädchenschulen. Leipzig, Freytag, 1896. Molière, Les femmes savantes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Eugène Pariselle, Oberlehrer am Königl. Lehrerinnen-Seminar und Lektor an der Königl. Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. XXII, 146 S. 8. Geb. M. 1,50.

Pitt Press Series. Cambridge: At the University Press. 1895. 1896.

Bertrand Du Guesclin, connétable de France et de Castille par Émile de Bonnechose edited with Introduction, Commentary and Map by Stanley M. Leathes, M. A., Fellow and Lecturer on Trinity College, Cambridge. XX, 188 S. Geb. sh. 2. Part II: XXVI, 147 S. Geb. 1 sh. 6 d.

Le Serf. Le Chevrier de Lorraine. Deux contes par E. Souvestre. Edited with introduction and notes by Arthur R. Ropes, M. A., Late Fellow of King's College, Cambridge. VIII, 188 S. Geb. 2 sh. (auch Le Serf allein geb. 1 sh. 6 d.).

Les Enfants d'Édouard. Tragédie par C. Delavigne. Edited with Introduction, Notes and Index by H. W. Eve, M. A., Late Fellow of Trinity College, Cambridge, Head Master of University College School, London. XXXII, 207 S. 2 sh.

Französische und englische Schulbibliothek herausgeg. von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1896.

Le petit Chose par Alphonse Daudet. Für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Aymeric. VIII, 131 S. 8. Geb. M. 1,30.

Les Femmes savantes, comédie par Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von W. Mangold. XXXVI, 90 S. 8. Geb. M. 1,20.

Reihe C. Für Mädchenschulen. 14. Contes par Mme Carraud, bearbeitet von Dr. Clemens Klöpper. 82 S. M. 0,80.

15. La jeune Sibérienne par X. de Maistre, bearbeitet von Dr. J. Sarrazin. 118 S. M. 1.

16. Récits de la vie réelle par J. Girardin, bearbeitet von Rektor Karl Zwerg. 92 S. M. 0,80.

17. Sans famille par Hector Malot, bearbeitet von Direktor A. Seedorf. 225 S. M. 1,40.

18. Maroussia par P.-J. Stahl, bearbeitet von M. Mühry. 98 S. M. 0,80.

19. Ausgewählte Erzählungen. Aus: Voyage en France par deux sœurs par Clarisse Juranville et Pauline Berger, bearbeitet von Dr. Clemens Klöpper. 63 S.

22. Le Grand Saint-Bernard. Le voyage des trois mouches par Maxime Du Camp. Le Spitzberg par Mme Léonie d'Aunet, bearbeitet von Dr. Clemens Klöpper. 97 S.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1896. 8.

20. Œuvres de François Coppée (Prosa- und poetische Erzählungen, sowie Dramatisches). Ausgewählt, mit Biographie, Anmerkungen und Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. Karl Sachs. Mit dem Bilde von F. Coppée. XVI, 120 S. Geb. M. 1,20.

22. Lettres françaises. Nach Privatbriefen und verschiedenen Sammlungen und Ausgaben für den Schulgebrauch herausgegeben, mit Anmerkungen und einem Anhang versehen von Dr. Theodor Engwer, Oberlehrer an der III. Realschule zu Berlin. VI, 152 S. Geb. M. 1,40.

Hildesheimer, J., Le petit Chansonnier. Sammlung französischer Gedichte bekannten Melodien angepafst und für den Schulgebrauch zu-

sammengestellt. Berlin, Herbig, 1896. Heft I, 40 S. 8. Heft II, 40 S. 8. Jedes Heft M. 0,70.

Delasalle, Georges, Dictionnaire argot-français et français-argot. Préface de Jean Richepin. Paris, Ollendorff, 1896. XXIII, 426 S. 8. fr. 7,50.

Beck, Friedrich, Gymnasiallehrer für neuere Sprachen am K. humanistischen Gymnasium Neuburg a. D., Französische Grammatik für humanistische Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen. München, Piloty & Loehle, 1896. 11, XVII, 230 S. 8. — Übungs- und Lesebuch zur französischen Grammatik für humanistische Gymnasien. I. Teil (§ 1—75). Ebenda 1896. 140 S. 8. — Französisches Vocabular für Gymnasien. Ebenda 1896. 136 S. kl. 8.

Stier, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen des Königl. Preufs. Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearbeitet. Dritter Teil. Unterrichtsstoff für die vierte Klasse. Leipzig, Brockhaus, 1896. 120 S. 8.

Böddeker, Prof. Dr., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in den Oberklassen höherer Lehranstalten jeder Art, für Lehrerinnen-Seminarien und Lehrer-Fortbildungsanstalten. Mit Beispielen zur Anschauung und Belegstellen, zum gröfsten Teile neueren Autoren entnommen. Leipzig, Renger, 1896. VIII, 132 S. M. 2.

Plœtz-Kares. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch verfafst von Dr. Gustav Plœtz. Ausgabe C. Berlin, Herbig, 1896. XII, 372 S. 8. M. 2,70.

Baumgartner, Andreas, Professor an der Kantonsschule in Zürich, Grammaire française. Französische Grammatik für Mittelschulen. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli, 1896. X, 160 S. 8. M. 1,25.

Schumann, Paul, Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen, ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig, Teubner, 1896. 42 S. 8.

Meurer, Prof. Dr. Karl, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln, Sachlich geordnetes französisches Vokabularium mit Phraseologie und Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Anleitung zum französisch Sprechen. Mit besonderer Berücksichtigung des Wortschatzes der Plœtzschen Unterrichtsbücher und nach den Forderungen der neuen preufsischen Lehrpläne für alle Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Berlin, Herbig, 1896. XII, 180 S. 8. M. 1,50.

Goerlich, Dr. Ew., Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund, Freie französische Arbeiten, Musterstücke und Aufgaben. Für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und bearbeitet. I. Teil: Erzählungen, Briefe und Aufsätze verschiedenen Inhalts. Leipzig, Renger, 1896. X, 148 S. 8.

Wilke, Dr. Edmund, und Prof. Dénervaud, Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung von Hölzels Bildern. Leipzig, Gerhard, 1896. Acht Hefte von je 16 S. 8 zu je 30, dazu ein Heft Vocabulaire zu allen Heften 40 S. zu 60 Pfennig. Das Ganze geheftet M. 2, geb. M. 2,25.

Johannesson, Fritz, Zur Lehre vom französischen Reim. Erster Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1896. 26 S. 4.

Ulrich, Dr. Wilhelm, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmäfsigen Verba. Zweite verbesserte und durch Hinzufügung zusammenhängender Sprachstücke vermehrte Auflage. Eine Beigabe zu französischen Schulgrammatiken. Leipzig, Neumann, 1896. IV, 64 S. 8. M. 1.

Kron, Oberlehrer Dr. R., Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis auf Grund eines Lehrerbildungskursus, eigener sowie fremder Lehrversuche und Wahrnehmungen an öffentlichen Unterrichtsanstalten, unter Berücksichtigung der französischen und englischen Gouin-Litteratur dargestellt. Marburg, Elwert, 1896. 164 S. 8. M. 2. (Unveränderter Sonderabdruck aus den 'Neueren Sprachen' III, Heft 1—6.)

Kron, Oberlehrer Dr. Richard, Zur Verwertung der bildlichen Anschauung im neusprachlichen Unterricht. Leipzig, Fock. 14 S. 4. M. 1.

Perle, Oberrealschul-Direktor Dr. Friedrich, Das stilistische Deutlichkeitsmoment im Französischen beim Ausdruck der Vorstellung. Jahresbericht der Oberrealschule zu Halberstadt. Ostern 1896. 17 S. 4.

Histoire de la Langue et de la Littérature française des origines à 1900 ornée de planches hors texte en noir et en couleur publiée sous la direction de L. Petit de Julleville, professeur à la Faculté des lettres de Paris. Tome I. Moyen Age (des origines à 1500). Première partie. 1er fasc. Paris, Colin et Cie, 1896. S. a—v, 1—80 gr. 8. (Erscheint in Lieferungen — monatlich zwei — und soll acht Bände zu 16 fr. bilden; Subskriptionspreis 110 fr.)

Gebert, W., Précis historique de la littérature française. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1896. 2, 305, VIII S. 8.

Toldo, Pietro, Contributo allo studio della novella francese del XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana. Les cent Nouvelles nouvelles. Heptaméron. Les Comptes du monde adventureux. Le grand Parangon des nouvelles nouvelles. Les joyeux Devis. Roma, Loescher, 1895. XIII, 155 S. 8. l. 3.

Kirschstein, H. Analyses des tragédies du Cid, d'Horace et de Phèdre. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm des Kgl. Gymnasiums zu Elbing 1896. 22 S. 8.

Wege, Oberlehrer Bernhard, Der Prozefs Calas im Briefwechsel Voltaires. I. Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1896. 30 S. 4.

Romanische Bibliothek herausgegeben von Prof. Dr. W. Foerster. Halle, Niemeyer, 1896. 11. Vita e poesie di Sordello di Goito per Cesare De Lollis. VIII, 327 S. 8. M. 8. 12. Die Gedichte des Folquet von Romans herausgeg. von Dr. Rudolf Zenker. VIII, 91 S. 8. M. 2,40.

Crescini, V., Rios, A., Un frammento provenzale a Conegliano. Padova, tip. frat. Gallina, 1895. 22 S. 8 und 2 Blätter in Photographie. [In 100 Exemplaren auf Kosten der Gemeinde Conegliano und der dortigen Congregazione di carità gedruckt. Nicht im Handel. — Wenig veränderter Neudruck der zuerst in Gröbers Zeitschrift XIX, 41—50 gegebenen Mitteilung.]

Mussafia, Adolf, Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte, ein Beitrag. Wien, Gerold, 1896. 36 S. 8. Aus den Sitzungsberichten der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien. Philos.-hist. Klasse, Bd. CXXXIV. [Bezieht sich auf die Ausgaben, die in jüngster Zeit De Lollis von Sordel, Zenker von Folquet de Romans, Kolsen von einigen Gedichten Guirauts von Borneil haben erscheinen lassen.]

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Sechstes Heft (*Desconort — Doaire*). S. 129—156. Leipzig, Reisland, 1896.

Novati, Francesco, Girardo Pateg e le sue 'Noie', testo inedito del primo dugento. (Estratto dai 'Rendiconti' del r. Istituto Lombardo di scienze e lettere, Serie II, Vol. XXIX, 1896.) 27 S. 8.

Varnhagen, Hermann, Lautrecho, eine italienische Dichtung des

Francesco Mantovano aus den Jahren 1521—23. Nebst einer Geschichte des französischen Feldzuges gegen Mailand im Jahre 1522. Erlangen, Junge, 1896. IV, CVIII, 40 S. 4. [Der Text des Gedichtes und ein Abschnitt der einleitenden Geschichte waren schon früher in den Archiv XCV, 351 aufgeführten Schriften durch Varnhagen veröffentlicht.] M. 5.

Keller, Emil, Die Sprache der Reimpredigt des Pietro da Barsegapè. Frauenfeld, Huber, 1896. VIII, 63 S. 4 (Beilage zum Programm der Thurgauischen Kantonsschule 1895/96).

Rigutini und Bulle, Nuovo dizionario. Lief. 6. 7. 8 (*minuetto—semivivo*).

Giornale storico della letteratura italiana diretto e redatto da F. Novati e R. Renier. XXVII, 1 (fasc. 79) [A. Farinelli, Don Giovanni, note critiche. Varietà: G. B. Marchesi, I 'Ragguagli di Parnaso' e la critica letteraria nel secolo XVII. P. Ercole, Catilina e l'Innominato. G. A. Martinetti, Della bellezza, una minuta di lettera di U. Foscolo. Rassegne bibliografica: Cesareo, La poesia siciliana sotto gli Svevi (De Lollis). Zumbini, Studj sul Petrarca (B. Cotronei). Leopardi, Prose morali comment. da J. Della Giovanna (F. Martini). Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Communicazioni ed appunti. Cronaca]. 2. 3 (fasc. 80. 81) [G. Rua, L'epopea savoina alle corte di Carlo Emanuele I. Parte seconda. — A. Farinelli, Don Giovanni (contin. e fine). R. Sabadini, Briciole umanistiche (VI. Francesco Pontano; VII. Per la morte della moglie di Gasparino Barzizza). Varietà: E. Bertana, Gli sciolti 'Sulla guerra' di G. Parini. G. Rossi, La collezione Giordani della Biblioteca comunale di Bologna. Rassegna bibliografica: Il terzo centenario di Torquato Tasso (A. Solerti). A. Wesselofsky, Boccaccio (la Direzione). M. L. Patrizi, Saggio psico-antropologico su G. Leopardi e la sua famiglia (R. Renier). Bollettino bibliografico. Cronaca].

Rassegna critica della letteratura italiana pubblicata da Erasmo Pèrcopo e Nicola Zingarelli. Napoli, via Amedeo, 80. An. I, Num. 1. 2. 3. Gennajo, febbrajo, marzo 1896. 16 S. 8. [Erscheint jeden Monat, Preis jährlich l. 5.]

Lubin, Antonio, Dante e gli astronomi italiani, Dante e la donna gentile. Trieste, tip. Balestra, 1895. 159 S. 8. fl. 1.

Capasso, Bartolommeo, Torquato Tasso a Napoli, contributo di onoranze e di memorie raccolte e pubblicate nel III centenario della morte del poeta. Napoli, Giannini e figli, 1895. XI, 61 S. 4. [Vier am 25. April 1895 enthüllte Gedächtnistafeln von V. Fornari abgefaſst. — B. Capasso, Edifici di Napoli nei quali abitò il Tasso, note storiche. — N. F. Faraglia, Descrizione del codice tassiano posseduto dal principe di Torella. — N. d'Arienzo, Carlo Gesualdo princ. di Venosa e i madrigali del Tasso da lui musicati. — F. Polidoro, Il Tasso e le composizioni musicali ispirate dalle sue opere.]

Crescini, Vincenzo, Torquato Tasso. [Bildet den Hauptinhalt der Festschrift A Torquato Tasso nel terzo centenario dalla morte la Università di Padova.] Padova, tip. Randi, 1895. 50 S. 8. [Der Festrede geht voran eine Mitteilung über eine am 23. Mai in der Aula enthüllte Inschrift und ein im oberen Umgang des Universitätshofes angebrachtes Wappenschild des Dichters, der 1560—62 und 1564—65 der Paduaner hohen Schule als Student angehört hat.]

Siebert, Dr. Ernst, Ein Kommentar zu Giacomo Leopardis 'Pensieri'. Berlin, Vogt, 1896. 112 S. 8 (Berliner Beitr. zur germ. u. rom. Philol. XII. Rom. Abteilung Nr. 6).

Hanſsen, Federico, Estudios ortográficos sobre la Astronomía del rei D. Alfonso X. Publicado en los 'Anales de la Universidad'. Santiago de Chile, 1895. 34 S. 8.

Altamira, Rafael, secretario del Museo pedagógico nacional, Madrid, Eco de Madrid, ejemplos prácticos de conversación castellana. Echo der spanischen Umgangssprache ... mit einer Übersetzung von Rev. A. L. Becker, Mitglied der Londoner philolog. Gesellschaft. Leipzig, Giegler (o. J.). 114, 110 S. Geb. M. 2,50.

Tiktin, Dr. H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. Lieferung 1. Bukarest, Staatsdruckerei, 1895. 64 S. gr. 8. Erscheint in 20 Lieferungen von 4—5 Bogen (64—80 S.). Preis der Lieferung M. 1,60. Man subskribiert in Bukarest bei Sococü & Co. oder in Leipzig bei O. Harrassowitz.

Stengel, Prof. Dr. E., Zu Friedrich Diez' Gedächtnis. Vortrag gehalten auf dem sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentage zu Karlsruhe. Hannover, Grimpe, 1896. 11 S. 8.

Straticò, prof. Alberto, R. Ispettore scolastico, Manuale di letteratura albanese. Milano, Hoepli, 1896. XXIV, 280 S. kl. 8. l. 3.

Lenz, Dr. Rodolfo, profesor del Instituto Pedagógico de Chile, Estudios Araucanos, I Viaje al pais de los Manzaneros contado en dialecto huilliche por el indio Domingo Quintuprai de Osorno, II Diálogos araucanos en dialecto huilliche, III Diálogos araucanos en dialecto picunche. Introduccion a los Estudios araucanos. (Publicados en los 'Anales de la Universidad de Chile' tomos 90 i siguientes). Santiago de Chile, 1895, 1896. LI, 113 S. 8.

Lenz, Dr. Rudolf, Der Ausbruch des Vulkans Calbuco nach der Beschreibung eines Indianers von Osorno. Sonderabdruck aus Band III der Verhandlungen des Deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. Santiago, 1895. 7 S. 8.


Princeton University Library
32101 063601619